Es fehlt

Seite 1 – incl. 16: Johann Karl Schüller.

Ein Beitrag zur Geschichte seines Lebens u.

Wirkens.

von Dr. [illegible]

nie ermüdende, überaus fruchtbare und freundliche Förderung jüngerer Kommilitonen ein unvergeßlicher leuchtender Zug ist, würde doch in den blassen Strichen, die ich davon zu entwerfen im Stande bin, nicht ganz hervortreten. Besser als ich es zu zeichnen vermocht, wird es die Muse thun, deren Dienst er mit ein würdiges Leben geweiht; wir können heute nur dankbar mit dem alten Sänger ausrufen: „sein Lob ist nicht ein Loblein."

Das war Johann Karl Schuller der Historiker. Sein Wissen, sein Leben und Wirken hat sich nicht in dieser Thätigkeit erschöpft; er ist zugleich der Mitbegründer der germanistischen Studien in unserm Vaterland, die er warm und treu gepflegt und deren fröhliches Aufblühen in den letzten Jahren seine große Freude war. Ein Eingehen hierauf aber und auf die andern Seiten seines Lebens und Wirkens mag füglich einer andern Zeit überlassen bleiben.

Uns jedoch sei es gestattet, mit dem Ausdruck der Ueberzeugung zu schließen: es werde mit eine unvergängliche Wirkung seiner geschichtlichen Werke sein, daß seine Nachfolger auf diesem Gebiete den innern Beruf der Geschichtforschung und Geschichtschreibung, wie Er, als ein heiliges Priesterthum im Dienst der Gewissenhaftigkeit und Wahrheit ehren und üben.

Dann erfüllt sich auch hier aufs neue das schöne deutsche Seherwort:

„Nicht erblasset das Wort mit dem Munde der es verkündet;
Funken wird es und Geist — zündend durchfliegt es die Welt."

Ueber die Hügelgräber

hinter

Bardocz nächst Baroth im Udvarhelyer Stuhl,

von **G. Westen.**

Wenn man von Baroth gegen Füle hingeht, sieht man rechts einen von der Hargitta herziehenden Höhenzug in ziemlich paralleler Richtung mit dem Kormosbache und der Straße. Derselbe zieht sich bis Bibarczfalva hin und läßt dem Baczoner Bache nur eine geringe Thalweite, indem er beinahe eine Senkrechte zu dem gegenüberliegenden Barother Gebirge bildet. Einem dem Laufe der Aluta folgenden Heerhaufen stellt er sich wie ein Wall entgegen von der Fronte das Bibarczfalver Thal, von der Seite das Kormosthal beherrschend. Mancher wilde Haufe mag in der Umgegend des jetzigen Köpecz, bei dem Zusammenflusse so vieler, damals wohl noch wasserreicherer Bäche, durch die plötzliche Wendung der Aluta aus nördlicher in westliche Richtung stutzig gemacht, hier gelagert, Rath gehalten, Abtheilungen gebildet, Kundschafter entsandt haben. Daß die Gegend strategisch wichtig, beweisen die römischen Befestigungen bei Baroth und Bibarczfalva, daß hier und in der Umgegend gekämpft worden, dafür sind — meine ich — gerade die zu beschreibenden Hügelgräber sprechende Zeugen.

Hinter Bardocz den erwähnten Höhenzug hinansteigend gelangt man nach etwa einer Stunde auf den Kamm jenes Ausläufers, der oft unterbrochen durch die Verästungen des Gebirges sich bis Bibarczfalva hinzieht. Ein Holzweg, welcher von dieser Ortschaft in's höhere Waldgebirge hinaufführt, bildet hier oben die Grenze zwischen den Feldgebieten

von Bardocz und Bibarczfalva. Auf Barboczer Seite ist der Wald abgetrieben, der Grund von Birkengebüsch reichlich überwuchert, während dicht an der Holzstraße auf der Bibarczfalvaer Seite junger Eichenwald steht. In dem Gebüsch zunächst der Straße ist eine Gruppe von 9 Hügeln, die, da sie hart an der Grenze liegen, den Laien natürlich immer für „Hatterthügel" gegolten haben. Früher durch eine Aeußerung des Werksarztes Herrn Simonfy aufmerksam gemacht und hernach angeregt durch die Beschreibung der bei Mühlbach von Direktor F. W. Schuster untersuchten Hügelgräber verabredete ich mit Herrn Pfarrer Veßely in Baroth und Herrn Simonfy eine Untersuchung jener Hügelgruppe. Anfangs Oktober begannen wir die Aufgrabungen und setzten sie fort auch als uns Herr Veßely, zum Stadtpfarrer in Maros-Vásárhely berufen, leider verlassen hatte. Von Seiten des Herrn Oberkönigrichters des Udvarhelyer Stuhls Gabriel Daniel, bei welchem Anzeige gemacht und die Gestattung der Nachgrabungen erwirkt worden war, wurden wir durch Arbeiter unterstützt. Diese wohlgemeinte Unterstützung förderte die Arbeit vielleicht mehr als der Oberkönigsrichter und ich es gewünscht hätten, indem mit den raschbeschleunigten Ausgrabungen die gründliche Untersuchung nicht immer gleichen Schritt halten konnte. Anfangs November 1867 nöthigte mich das eingetretene ungünstige Herbstwetter die Nachforschungen bei dieser Hügelgruppe einzustellen. Sie liegt an einem mit Birkengebüsch bewachsenen Platz, den die hiesigen Szekler „Telel patak feji" nennen. Wendet man das Angesicht gegen Westen, so kann der Blick ziemlich tief über die Absenkung in's Thal schweifen, während links, nach Süden und rechts — nach Norden dieselbe schon in geringer Entfernung durch höher gelegene Punkte begrenzt wird. Von den 9 Hügeln sind sieben sehr nahe aneinander gelagert, so daß um einen der größeren sechs andere, nach Höhe und Durchmesser untereinander verschiedene einen unregelmäßigen Kreis bilden. Zwei andere Hügel, der höchste und der niedrigste, dem Auge kaum erkennbare liegen von diesem Centrum ungefähr 40 Klaftern in südlicher Richtung entfernt. Obwohl in der Gegend noch andere Hügel vorkommen, beschränkten wir uns doch vorzugsweise auf diese neun. (Blatt A.)

Es folgen die Dimensionen der Reihe nach von den beiden letztgenannten Hügeln beginnend:

1. Der höchste, südliche gelegene dicht an der Straße 7′ hoch, 6⁰ Durchmesser, bezeichnet mit . . . . F
2. Der kleinste gegen N. 1′ hoch 5⁰ Durchmesser . . . I
3. Weiter gegen N. der 1′ der Kreisgruppe 5′ hoch 9⁰ Durchmesser . . . . A

4.	Der 2. der Kreisgruppe	3′ hoch	6⁰	Durchmesser	.	.	C
5.	„ 3. „	2′ „	6⁰	„	.	.	H
6.	„ 4. „	4½ „	12⁰	„	.	.	D
7.	„ 5. „	3′ „	6⁰	„	.	.	G
8.	„ 6. „	4′ „	8⁰	„	.	.	E
9.	„ Centralhügel (7)	5′ „	7⁰	„	.	.	B

Unter diesen Hügeln nahmen wir zuerst den 1. der Kreisgruppe aus dem Grunde in Angriff, weil hier eine ansehnliche Höhe mit einem großen Durchmesser verbunden war, über dies aber eine kreisförmige Einsenkung mit höher stehendem Mittelpunkte mir wahrscheinlich machte, daß nur ein inneres festes Hinderniß die Warze erzeugt haben könnte.

Während wir eine Rösche von einem Ende des Umfangs zum Mittelpunkte hin rissen, gesellten sich zwei ältere Bibarczfalvaer Einwohner zu uns, riethen von der vergeblichen Mühe ab, indem sie uns versicherten, wir hätten es nur mit „Hatterthügeln" zu thun, wie es die mündlichen Ortsüberlieferungen erwiesen. Als wir auf die Einsenkung aufmerksam machten, erzählte der Aeltere, er selber habe als junger Bursche vor Jahren die Hatterthügel mit erhöhen helfen und der eingesunkene Rand rühre eben von der damals gemachten Erhöhung. Die guten Leute bedachten nicht, daß die vielen zusammengruppirten Hügel als Hattertbezeichnung keinen Sinn hätten, und ihre streitenden Urahnen einst bei der Grenzbestimmung wohl nur aus Bequemlichkeit und zur Abkürzung der Arbeit die vorgefundenen Hügel als ein vom gütigen Zufall gebotenes Grenzzeichen mochten angenommen haben. Wir ließen uns durch ihre Einwendungen natürlich nicht stören. Nach fortgesetzter Arbeit kam man ziemlich in der Mitte und 4′ unter der Oberfläche des Hügels auf Steinplatten. Nach Entfernung der Erde zeigten sich die Deckplatten eines Steingrabes (Blatt B. A. a.), deren Fugen wieder sorgfältig von zwei Platten überschichtet waren, die wie die erstere durch eine verhärtete Masse, eine Art Kitt (von Sand und Lehm?) sehr fest, fast wasserdicht verbunden worden. Nach Entfernung der Decksteine, öffnete sich ein 4′ langer, 2′ 4″ breiter und 2′ 3″ tiefer rechtwinkliger Raum, gebildet durch 6 aufrechtstehende Steinplatten, deren je 2 eine Längenseite und je einer eine Querseite bildeten. Die Steine stammen aus dem großen, der Hargitta und seiner Umgebung gehörigen Trachytstocke und finden sich nicht in der Nähe der Hügel, sondern wurden wohl 2—3 Stunden weit aus dem Kormosthal und von Kovatspatak, wo sie bekanntlich allein so plattenartig vorkommen, oder aus noch weiterer Entfernung gebracht. Wir fanden sie 4″ bis 8″ dick und an den Kanten zwar roh aber genau rechtwinklig zugehauen und sorgfältig eingepaßt. Mit welcher

Art Werkzeugen die Bearbeitung bewirkt worden, vermochten wir nicht zu bestimmen. Der Richtung nach stand der Steinkasten von NO. nach SW. Der Raum des Grabes war zu $^3/_4$-theilig mit ausgelaugter, schlammiggemischter Asche gefüllt. In derselben fanden sich einige erbsengroße Kohlenstückchen und ein Federstein (gewöhnlicher Quarz) flach zugeschlagen, der die Spuren der Hitze etwas an sich trug. In dem Hügel waren während der Durchgrabung einige Feuersteinstückchen und kleine, unverzierte Scherben von Thongefäßen aufgefunden worden.

In der Meinung Ein Hügel berge nur Ein Grab, nahmen wir nun einen andern in Angriff, der ähnliche Resultate lieferte, und erst später kehrten wir zu erneuerter Nachgrabung zurück, wodurch ein zweites Grab aufgedeckt wurde (Blatt B. A. b.). Dasselbe war mit 2 flachen Steinplatten bedeckt, bestand im übrigen aber nur aus 5 Steinen, da die eine Längenseite durch eine einzige Trachytplatte gebildet wurde. Der Raum war 4′ lang, 2′ 2″ breit, 3′ tief, also ebenso lang, 2″ weniger breit, und fast 1′ tiefer als bei dem erst eröffneten Grabe; die Richtung von O. nach W. Die Steine waren mit weniger Aufmerksamkeit bearbeitet, nicht nach allen Seiten rechtwinkelig behauen; man hatte sich begnügt nur die obern und die Seitenkanten zuzurichten, um eine genaue Zusammenfügung zu ermöglichen und ein gleiches Lager für die Decke zu erhalten, während die Seiten, welche in den Boden gesenkt wurden, unbehauen blieben. Die Steine hatten übrigens wie bei dem ersten Grabe eine tadellos senkrechte und rechtwinkeliche Lage, als wären sie erst gestern, nicht vor Jahrhunderten aufgestellt worden. Auch hier wurden kleine Feuersteine und Kohlenreste in dem zu $^3/_4$ Theilen mit Asche ausgefüllten Raume gefunden. Die Oberfläche der auszufüllenden Masse hatte eine Neigung von etwa 4″. Ein erhofftes Haus- oder Kriegsgeräth fand sich nicht.

In dem mittlerem Hügel, der unterdessen geöffnet wurde (Blatt A. B.) zeigte sich nur ein Grab, (Blatt B 33) es scheint, daß dieser das Centrum bildende Hügel die Reste des Geachtetsten von den Gefallenen (?) barg. Das Steingrab, das $1^1/_2$ Fuß unter der Oberfläche lag, war aus den ausgesuchtesten, schönsten Steinen zusammengestellt. Es bestand nur aus 4 großen Platten, deren je eine eine Grabseite bildete; sie waren rechtwinkelig aneinandergefügt und mit drei großen Platten sorgfältig überdeckt und verkittet. Der Lichtraum war wie bei dem zweiten Grabe 4′ lang, 2′ 2″ breit und 3′ tief. Die Lage war nicht streng von O. nach W., sondern südlich abweichend. Ein Seitenstein war von unten etwas aus seiner senkrechten Lage gewichen. Die Grabausfüllung war seichter und bestand kaum zur Hälfte aus Asche

untermischt mit einigen größeren Kohlenstückchen, woran sich undeutlich die Buchenstruktur erkennen ließ. Zu Häupten des Grabes d. i. an der nach W. gerichteten Schmalseite lag eine Anzahl unganzer Menschengebeine regelmäßig aufeinandergeschlichtet auf der Ausfüllungsmasse, Theile der Armröhre, der Spindel und des Schenkelknochens; Reste eines Menschen von mittlerer Größe. Fünf bis sechs Fuß seitwärts von dem Grabe auf dessen linker Seite wurde ein kleines, einfaches, ziemlich gut gebranntes, graubraunes, vom Boden sich sogleich stark ausbauchendes und dann wieder zusammenziehendes Thongefäß gefunden, das leider durch die Gleichgiltigkeit der Arbeiter in Trümmer ging. (Blatt D. b.) Es ist später, soweit möglich, wieder zusammengekittet worden. Der Inhalt eine sehr dunkle Erdmasse, wurde theilweise aufgelöst und darinnen Schneide- und Backenzähne gefunden — freilich fast nur dem Email nach erhalten — und kleine Knochentheile, wahrscheinlich von Kinnbacken herrührend nebst einem kleinen, linsenförmigen, durchsichtigen Quarzkorn von der Größe einer Erbse. Im Hügel selbst fanden sich hin und wieder Feuersteine. Stückchen unverzierter Thongefäße so klein jedoch, daß auf eine bestimmte Größe oder Gestalt des Ganzen nicht geschlossen werden konnte. Die meisten hatten auf der äußern Seite einen rothen Thonüberzug. Die schönen Steinplatten wurden, um den Untergrund zu untersuchen, ausgehoben, leider in Folge dessen auch bald darauf verschleppt — nicht von Leuten mit Sinn für den antiquarischen Werth, und nicht in ein Museum, sondern wahrscheinlich auf Bauernhöfe, um zu Tischplatten, Thürtritten u dgl. verwendet zu werden. Nach Aushebung der Platten wurde der Grund untersucht. Es zeigte sich, daß jene nicht unmittelbar auf die unvorbereitete Bodenfläche gesetzt worden waren. Nachdem diese wahrscheinlich geebnet worden, hatte man eine Unterlage aus r e i n e m, röthlichgelbem Bachsande hergestellt, die jetzt 1' hoch lagerte und wenigstens aus einer Entfernung von $1/2$ bis $3/4$ Stunden aus dem Thale, wo die Abhänge nicht so steil sind — denn nur da konnte er sich sammeln — hergeholt sein mußte. Auf diesem Untergrunde wurden erst die Steine in ihre Lage gestellt und durch Anstampfen von allen Seiten befestigt.

Es wurde nun zum zweiten der Umkreisungshügel geschritten (Blatt A. C.), der, dem Centralhügel ganz nahe, sich demselben fast anschloß — wie ein Freund dem Freunde oder wie ein treuer Diener seinem Herrn. In diesem Hügel war keine Spur von einem Steingrabe. Wohl glaube ich aber, daß er die Leichname der Freunde oder der treue Diener jenes Herrn bergen mochte. Während die beschriebenen Hügel mit den Steingräbern aus sandigem Lehm bestanden, war dieser

aus schwarzer, fetter Erde geschichtet, wie sie nur durch Verwesung einer Masse von Leibern entstehen konnte. Eine Menge von Gefäßtrümmern fand sich der Erde beigemischt, dicke und dünne, grauliche, röthliche, braune und schwarze, farbigübertünchte, glatte, verzierte, flache, bauchige, gehenkelte und henkellose aber immer nur kleine Stücke. Jedenfalls wurden auch hier die Leichname verbrannt, wie die aufgefundenen Kohlenstückchen zeigten, aber mit geringerer Sorgfalt, da man es mit der Masse zu thun hatte Die vielen zertrümmerten Scherben, wie sie auch in den Gräbern bei Mühlbach und sonst gefunden wurden, lassen sich kaum anders als durch eine Sitte erklären, die das Zerschlagen der Gefäße über der Grabstätte vorschrieb. Auch Feuersteinstückchen fehlten nicht. Die Scherben zeigen verschiedene Verzierungen, die aber meist nur in vertieften Linien und Eindrücken bestehen; nur wenige haben erhabene Verzierungen der einfachsten Art. Gewöhnlich laufen parallele Linien in kleinern oder größern Abständen um das Gefäß (Blatt C. a.) oder es wechseln schwächere mit stärkern Linien, oder 2, 3, 4 schräg und parallellaufende Linien werden von andern gekreuzt, so daß Quadrate oder Rhomben entstehen, die abwechselnd mit Punkten verziert sind. Auf andern Stücken fanden sich um den Rand laufende Parallelen, von welchen andere in entgegengesetzter Richtung dem Boden zuliefen. Noch andere waren mit aufwärtsgehenden Linien bedeckt, die in theils weitern theils engern Abständen das Ansehen von Bändern hatten. Einige beginnen am Rande mit abwärts gerichteten Dreiecken, über welchen sich in gleichen Abständen immer größer werdende anreihen, so daß die Basis immer theilweise mit der des ersten zusammenfällt. Wieder andere zeigen Parallelen, deren erste an einer Stelle im Bogen abweicht, die zweite durchschneidet diesen Bogen und beginnt sodann eine gleiche Bogenabweichung und in derselben Weise setzt die dritte, die vierte Linie fort. Einige dieser Scherben zeigen zwischen den Linien oder auch längst dem Rande scharfe Eindrücke in Form aufrecht oder abwärts stehender Dreiecke; die in kleinerem Maßstabe zwischen den Linien auch bei andern Scherben in schräger Richtung erscheinen. Der Kreis, die Ellipse sind zur Verzierung beigezogen und theils einzeln, theils sich wiederholend, so wie in Verbindung mit andern Figuren in Anwendung gebracht. Alle diese Linien lassen an Genauigkeit und Sicherheit der Zeichnung Manches zu wünschen übrig.

Wie bemerkt, zeigen nur wenige Scherben erhabene Verzierungen — Steinschnitte der einfachsten Form. Es sind dies die sogenannten Edelsteine d. i. kleine vierseitige Pyramiden, dann Perlen d. i. Halbkügelchen, wie sie beide häufig an altbyzantinischen Gefäßen und in den

Ornamenten dieses Styls vorkommen. Sie scheinen hier die Mitte der Geschirre umgeben zu haben (Blatt C. b.).

Die Masse, aus welcher diese Gefäße geformt waren, ist verschiedener Thon, von hellgrauer, hellrothbrauner Färbung angefangen bis an's Dunkelbraune und in's Schwarze gehend. Manche sind sehr gut, andere wieder sehr schlecht gebrannt. Von sehr verschiedenartiger Form und Größe waren, wie die Reste zeigen, die Gefäße, manche müssen außerordentlich groß gewesen sein. Auch die Stärke der Wandungen ist eine wechselnde. Es fanden sich Scherben zwischen 1''' und 6''' Dicke. Mehrere, meist schwarze, waren einerseits oder beiderseits mit einer rothen Thonmasse überzogen. Auffallend war, daß sich kaum zwei zueinandergehörige Stücke vorfanden.

Das interessanteste Stück ist gewiß ein Bruchtheil einer runden 5''' bis 6''' starken, gebrannten Thonplatte, durch einen 6''' dicken und 9''' hohen Bodenring verstärkt, die in ihrer Ganzheit einen Durchmesser von nahe 1½' haben mochte und welche — wie ich glaube — die zwar undeutlichen, aber doch erkennbaren Zeichen einer mir unbekannten Schrift trägt. Da die Platte rund war, dürfte es um so schwerer sein, die Zeichen zu entziffern, die auch durch keine Linie getrennt und geordnet erscheinen (Blatt D. a.). Es ist mir auch nicht möglich zu unterscheiden, ob die Zeichen zeilenweise über die Platte gegangen, ob sie im Kreise herumstanden, oder nur einen kleinern Theil der Platte erfüllt. Ich habe die Absicht im nächsten Frühjahr den ganzen Hügel, worin das Bruchstück gefunden wurde, mit genauester Aufmerksamkeit nochmals zu untersuchen, um wo möglich noch mehrere Stücke der Platte aufzufinden. Das aufgefundene Bruchstück gedenke ich in Gypsabgüssen an wissenschaftliche Vereine zu versenden.

Knochen fanden sich im ganzen Hügel nicht, wohl aber kleine Aschenklumpen mit Kohlenstückchen darin.

Der dritte Hügel wurde übergangen (Blatt A. H.).

Wir wenden uns zum 4. in der Reihe, von allen dem ausgedehntesten; er hat 12⁰ Durchmesser (Blatt A. D.). Derselbe wurde durch Einschlagen von Eisenstangen an verschiedenen Punkten untersucht um das Dasein von Steingräbern zu ermitteln. Die Stangen fanden in 4' Tiefe keinen Widerstand. Nun wurde eine Rösche durch den Hügel gerissen und dabei nichts als kleine Gefäßreste gefunden. Ich ließ diesen Hügel auf. Auch der 5. im Kreise wurde übergangen (Blatt A. G.), der 6. oberflächlich durch Einschlagen von Stangen und einen kleinen Einschnitt untersucht — ohne Resultat (Blatt A. E.). Von den beiden Hügeln, die von der Kreisgruppe abliegen, wurde der kleinere, äußerst

A.
ÜBERSICHT.

Reihenfolge.

a, nach der Höhe.

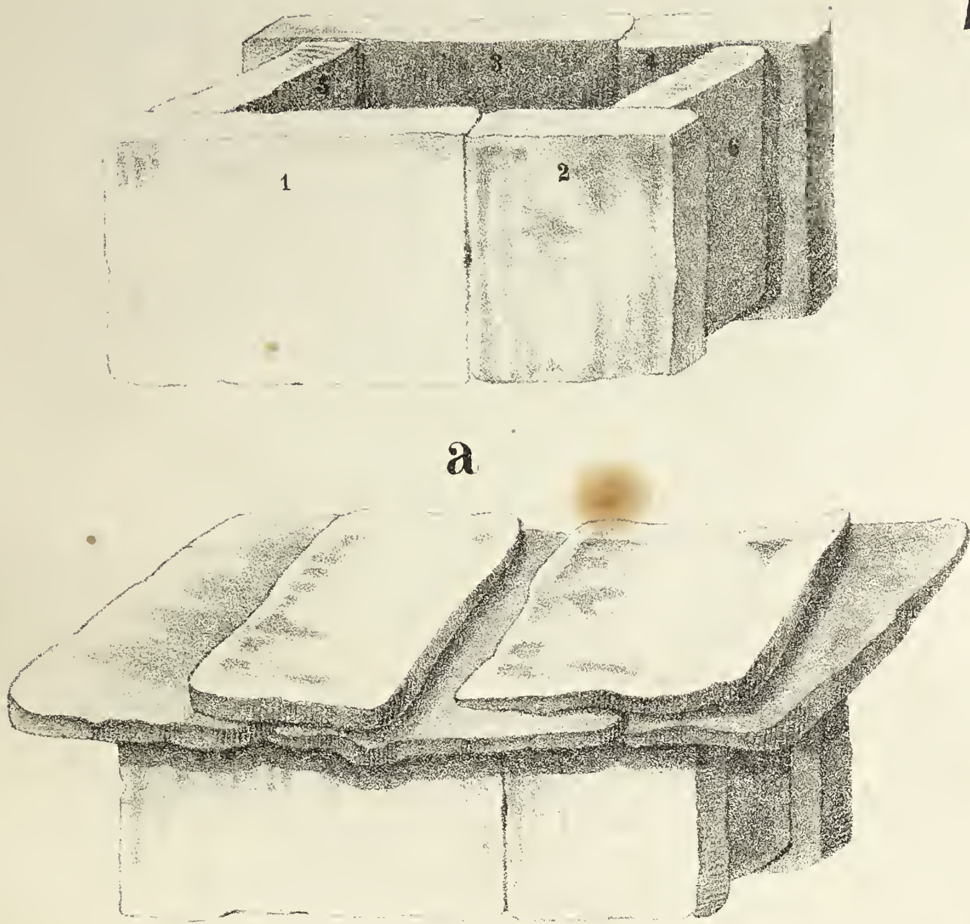
F.	7′ Schuhe.
A.	5′
B.	5′
D.	4½′
E.	4′
G.	3′
C.	3′
H.	2′
I.	1′

b, nach der Basis.

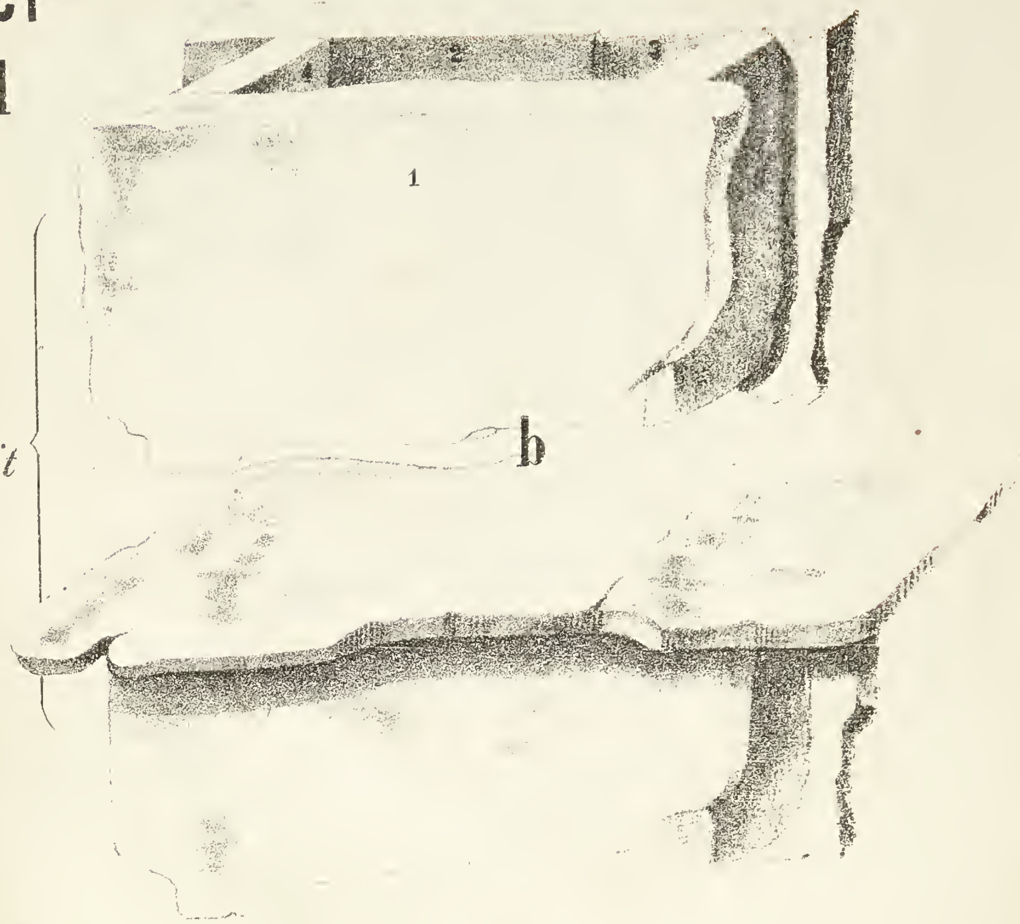
B.
STEINSÄRGE
resp.
Aschenbehälter

Unter dem Hügel

A.



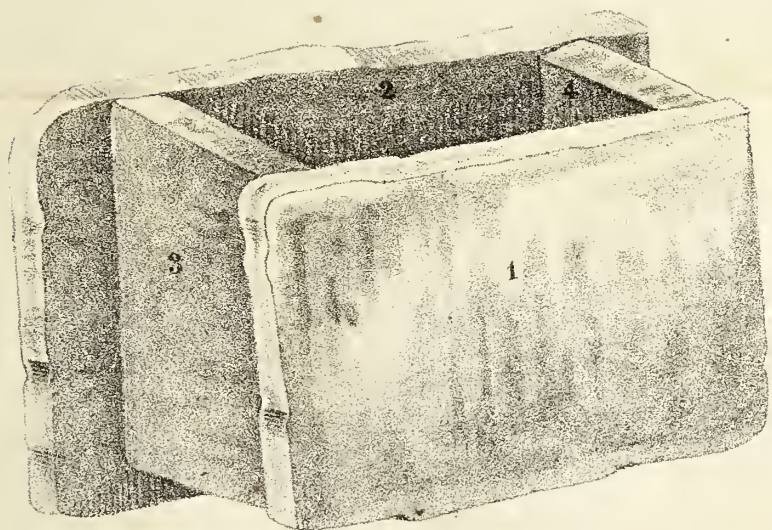
a	b
4' lang	4' lang
2'4" breit	2'2" breit
2'3" tief	3' tief

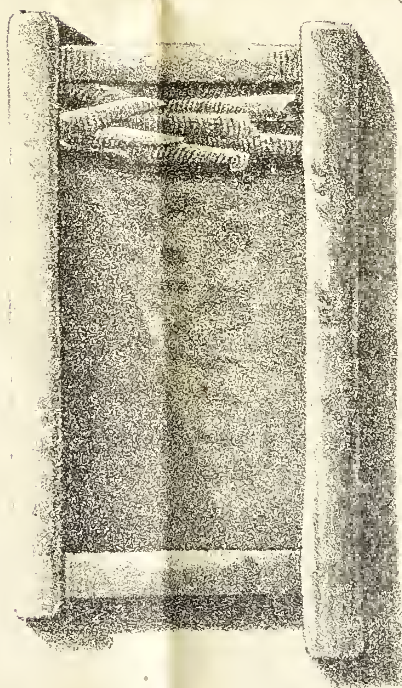


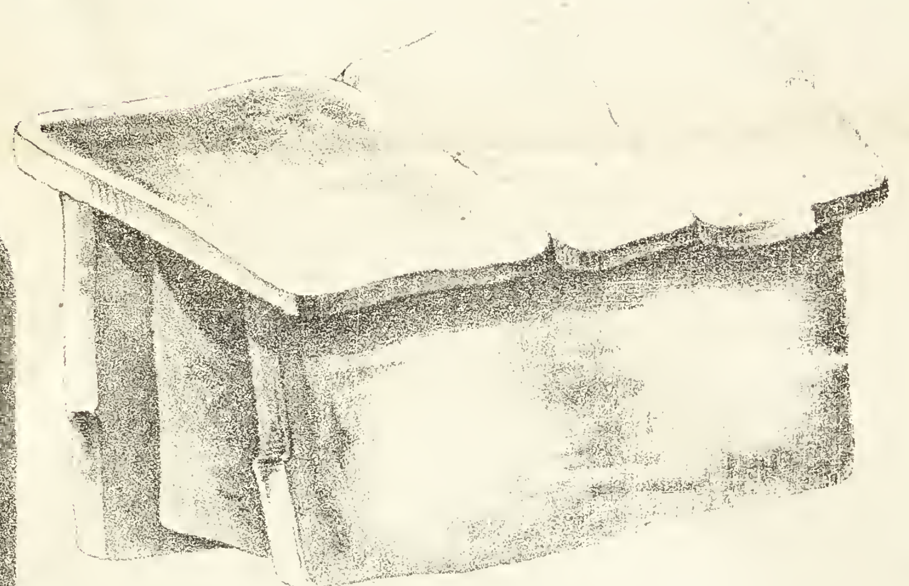
Unter dem Hügel

B.

4' lang
2'2" breit
3' tief

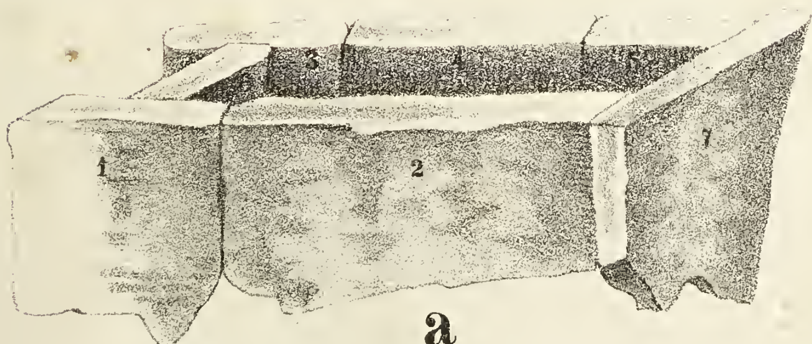






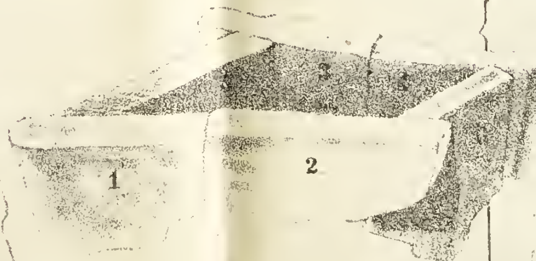
Unter dem Hügel

F.



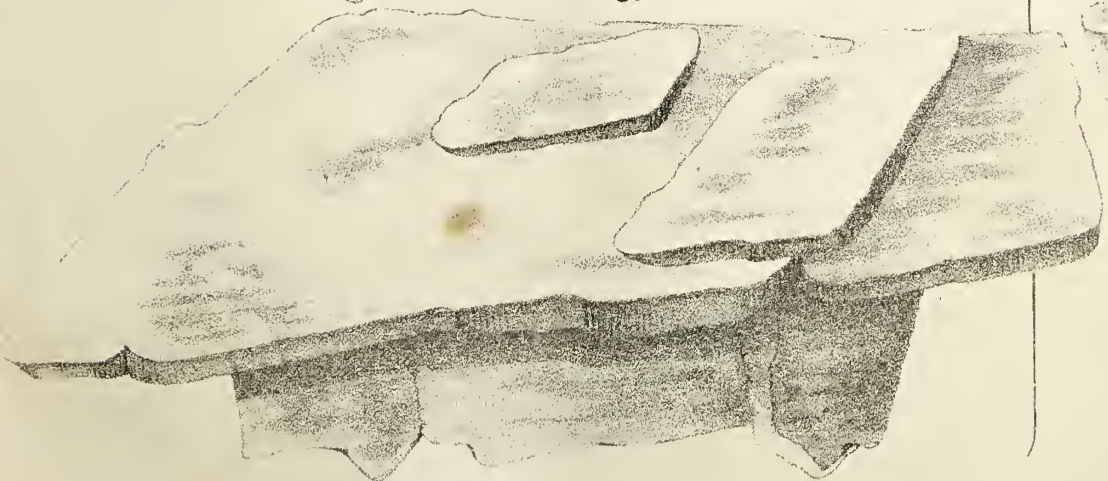
a	b
4' lang	4' lang
2'2" breit	2'3" breit
1'9" tief	2' tief





C

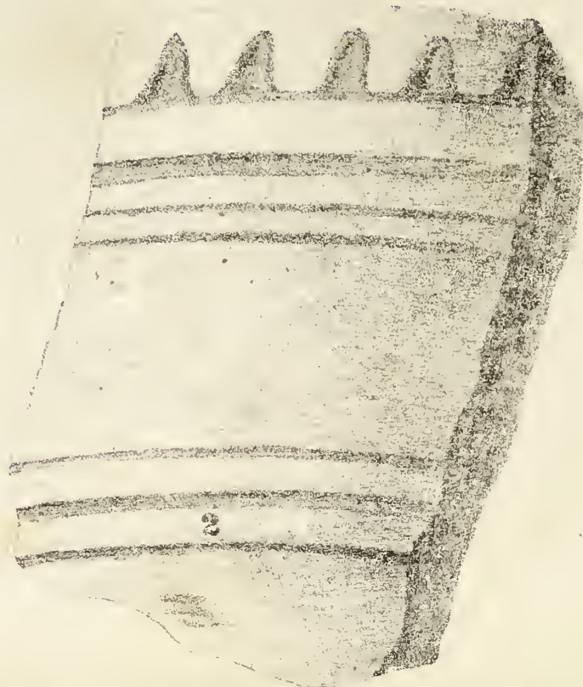
2'3" lang
1'9" Oben breit
1' Unten „
1' tief

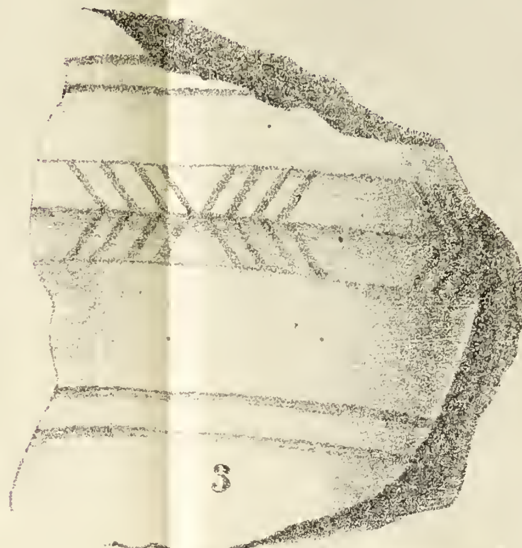


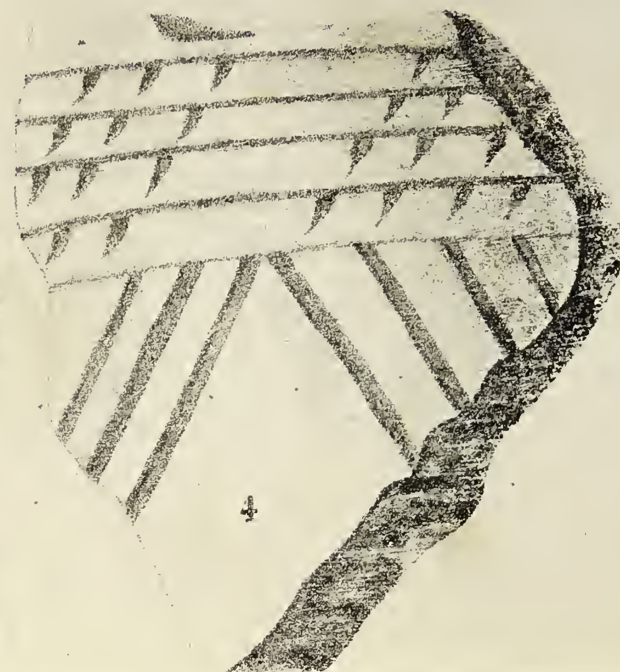
1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 Fuss.

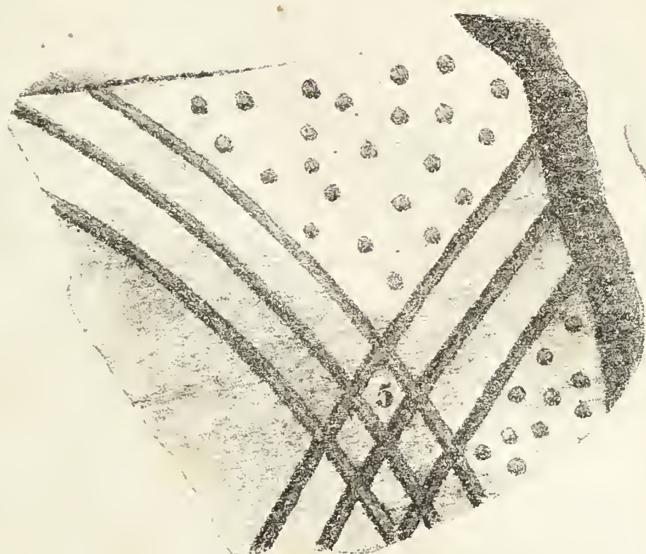
C.
GEFÄSS-SCHERBEN
a.
mittelst vertiefter Linien & versch. Eindrücke verziert.

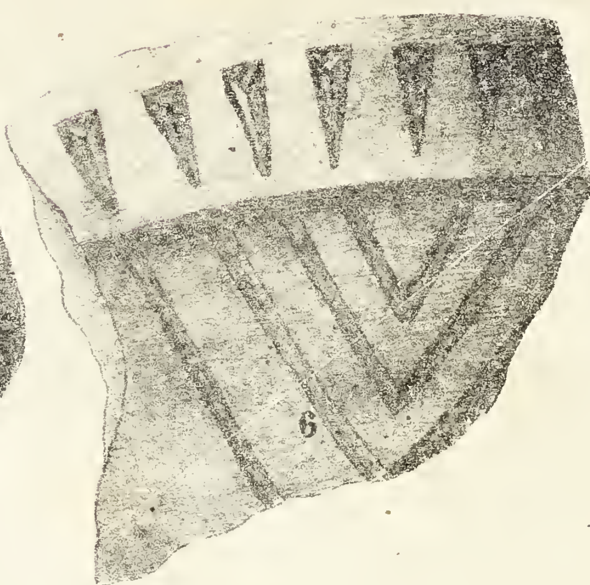

1

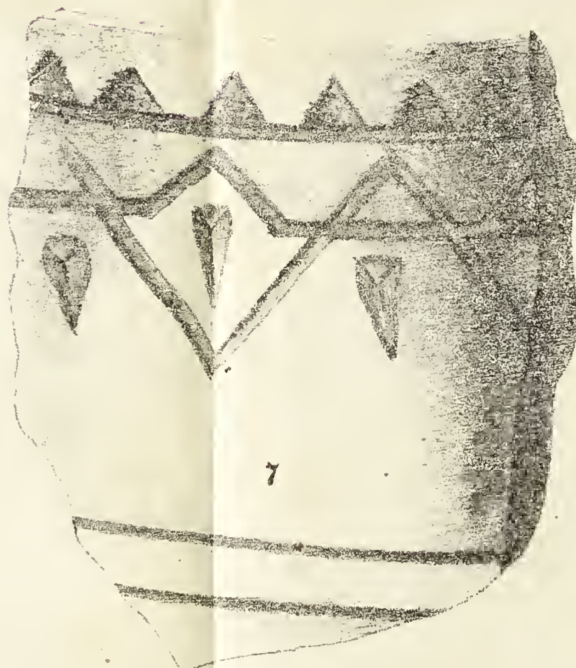

2

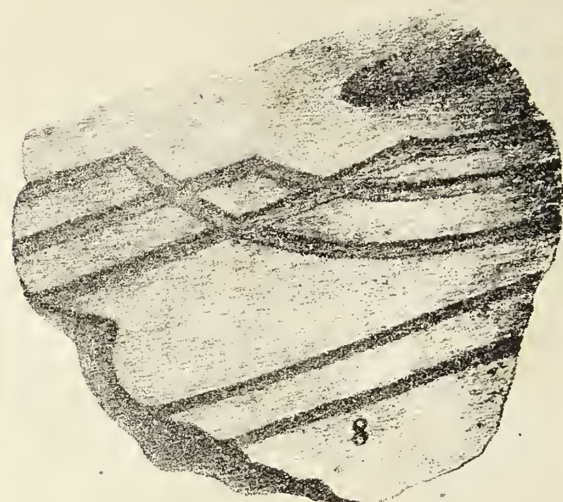

3

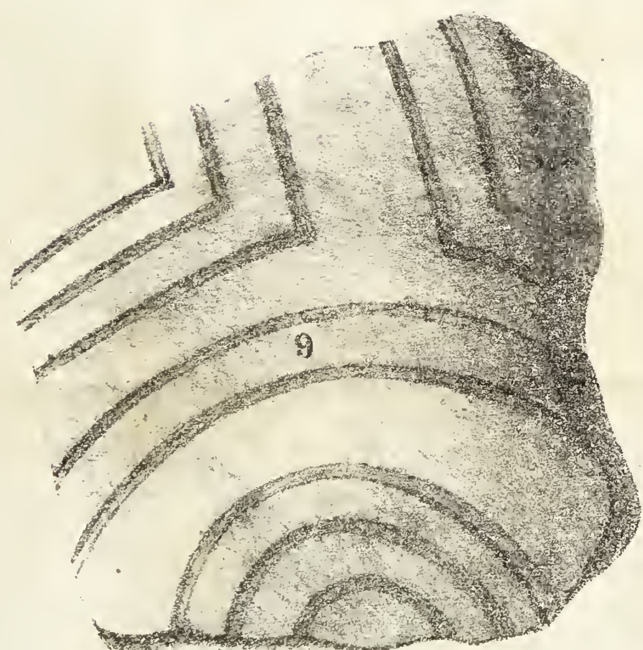

4

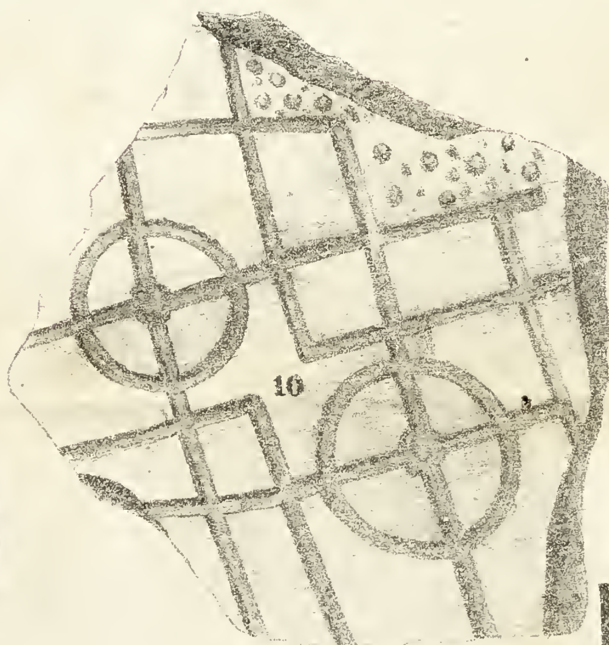

5


6

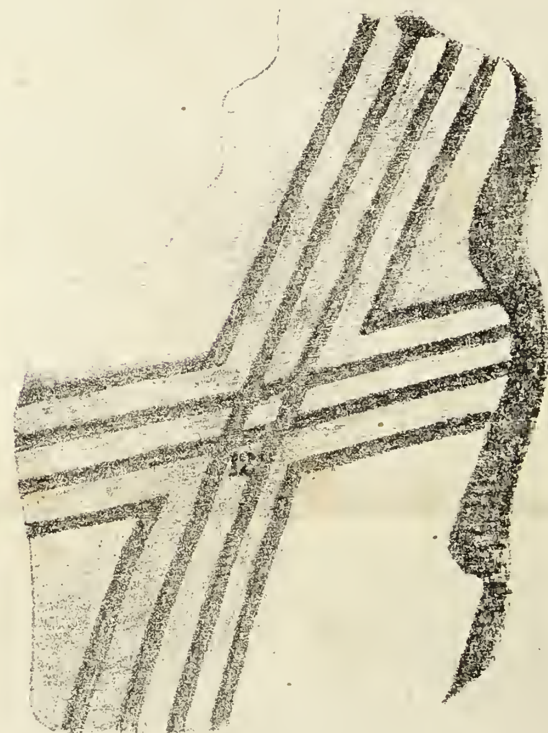

7


8


9


10


11


12

b.
einfach plastisch verzierte.


1

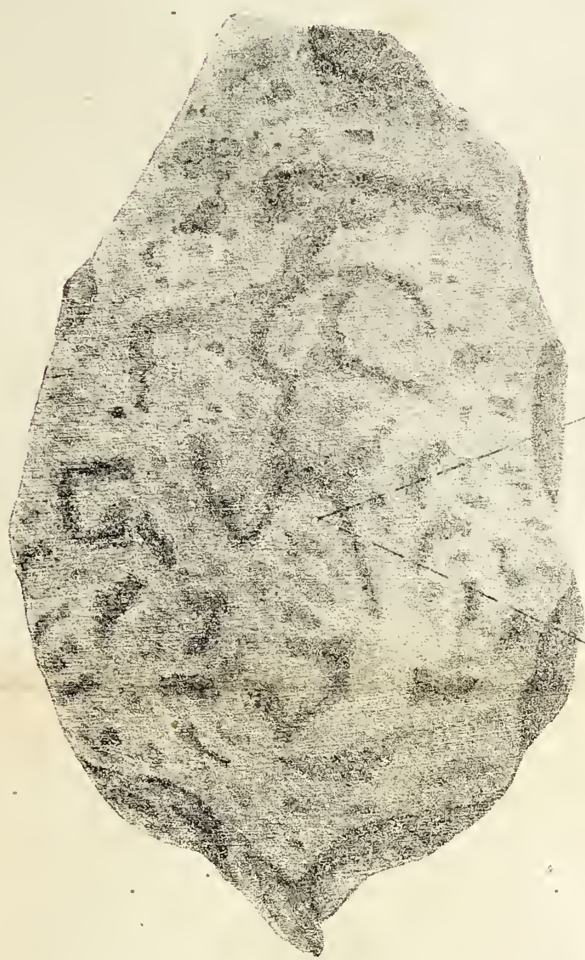

2


3


4

D.

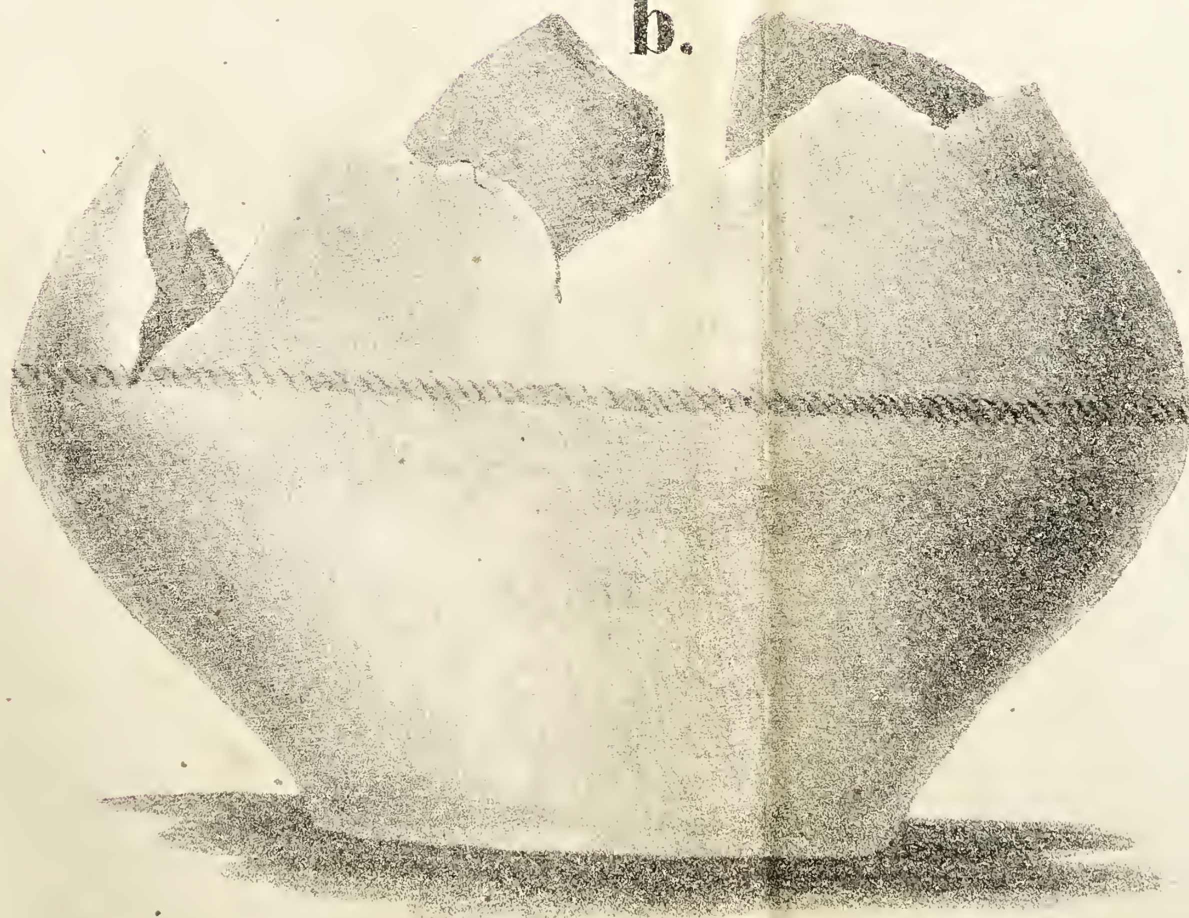
Natur-Grösse. { a. **PLATTENSTÜCK** mit Schriftzeichen.
b. **GEFÄSS**, enthaltend Menschenzähne & ein Quarzkorn.



a.



b.



flache (Blatt A. I.) nicht untersucht. Wir wandten uns zu dem am südlichsten gelegenen (A. F.) unter allen dem höchsten — 7' hoch — der sich auch als die reichste Fundgrube an Steingräbern erwies, deren eines von allen übrigen in Form, Größe, Richtung abwich. Ich nehme sie der Reihe nach, wie sie aufgefunden wurden.

Das erste, auf das wir stießen (Blatt B. F. a.) lag $1^1/_4$' tief unter der Oberfläche von der Mitte $1^1/_2{}^0$ nordwestlich entfernt und bestand aus 7 Steinen, die mit einer sehr großen, unregelmäßigen Platte und mehreren kleinen gedeckt waren verkittet wie die andean. Die Steine waren durchwegs kleine, nicht mit der Sorgfalt wie die früher aufgefundenen ausgewählt und bearbeitet, aber immerhin noch gut und wo es nöthig, im Rechteck. Das Grab hatte 4' Länge 2', 2" Breite 1' 9" Tiefe im Lichten. Die Tiefe scheint überall nur von der Mächtigkeit der Steine bedingt. Das Grab zeigte sich ganz rechtwinkelig, beinahe ganz mit Asche angefüllt und hatte die Richtung von NO. nach SW. Der Hügel ergab außer einigen Quarzstückchen und kleinen Scherben keine weiteren Funde.

In das zweite Grab dieses Hügels (Blatt B. F. b.) das vom Mittelpunkt 1^0 ostwärts und $1^2/_4$' unter der Rasenfläche lag, mußte schon in früherer Zeit der Blick eines Neu- oder Wißbegierigen gedrungen sein; denn seine Deckplatten lagen übereinandergeworfen und von den Seitenplatten — 6 an der Zahl — hatte keine die richtige Lage, der Raum war mit Erde angefüllt, von der Asche nur einzelne Lagen sichtbar. Das Grab hatte übrigens fast dieselben Verhältnisse wie alle übrigen; es war 4' lang, 2' 3" breit, 2' tief. So finden wir die Länge bei allen bisher betrachteten Gräbern vollkommen übereinstimmend: die Breite nur zwischen 2' 2" bis 2' 4" schwankend, die Tiefe nur von der Beschaffenheit des vorhandenen Steinmaterials abhängig und an sich ohne Bedeutung geht von 1' 9" bis auf 3' hinab. Warum gerade dieses Längenverhältniß von 4' und die fast gleiche Breite aller Gräber etwas über die Hälfte der Länge betragend? Was hat den Erbauern den Maßstab geliefert? Welches Normalmaß hat sie geleitet? Der Schritt erscheint zu klein, die Manneslänge zu groß. Der Sprung die Länge kann es auch nicht gewesen sein. Käme Fuß, Handbreite, große oder kleine Spanne in Betracht? Von den Längenmaßen der Alten ginge die römische Elle dreimal in eine Grabeslänge.

Ich gehe zur Beschreibung des letztaufgefundenen Grabes, interessant, weil es so sehr von den bisher geschilderten abweicht (Blatt B.F.e). Von der Mitte des Hügels 3' nach SW. abliegend mit einer Erddecke von 1' Mächtigkeit, fand sich ein kleines Steingrab, das die Arbeiter zu

dem Ausruf: „ein Kindergrab!" veranlaßte. Während die andern alle die Form des Rechtecks gezeigt, hatte dieses Grab die Gestalt eines Trapezes. Seine Dimensionen sind 2' 3" Länge, 1' 9" Breite, oben 1' Breite unten 1' Tiefe. In seinem Schooße war außer der schlamm-gemengten Asche, womit es ganz erfüllt war, nichts enthalten. Es bestand aus 6 kleinen Steinen, die Form scheint eine absichtlich gewählte zu sein. Daß nur der Mangel an einem größern Stein zum Aufgeben der Rechteckform bestimmt habe, ist kaum anzunehmen; man hätte ja den größern Stein abhauen können. Auch die Lage oder Richtung dieses Grabes wich von den übrigen ab. Während alle mehr oder weniger in der Richtung von Ost nach West oder von NO. nach SW. lagerten, lag dieses von SO. nach NW. (die kleinere Parallele nach NW.)

So weit ist die Untersuchung dieser Gräbergruppe im verflossenen Jahre gediehen. Ich kann nicht unterlassen zu bekennen, daß dieselbe vielleicht zu oberflächlich vorgenommen worden. Die Arbeit wurde zu hastig betrieben, die Arbeiter blieben nicht dieselben und hatten für das Unternehmen, das sie hartnäckig als gewöhnliche Schatzgräberei betrachteten, kein Verständniß. Am Besten wären wohl Bergleute verwendbar gewesen, die mir indessen nicht zu Gebot standen. In der Folge müßte — denk' ich — bei Untersuchung eines Hügels so vorgegangen werden, daß derselbe vom Rande seiner Basis angefangen, abgetragen würde und zwar, indem die Arbeit senkrecht und wagrecht zugleich fortschritte, damit fortwährend ein Bild des Durchschnitts geboten und jedes Vorkommniß bemerkbar wäre. Sodann müßte auch der Untergrund untersucht werden, um zu constatiren, ob die bisher auch nirgends aufgefundene Feuerstelle etwa hier zu finden sei. Hoffen wir aufs nächste Frühjahr!

Eine Uebersicht über die bisher untersuchten Gräber zeigt uns:

1. einfache Erdhügel ohne Brandspuren und ohne jeden andern Inhalt als kleine Gefäßstücke. Hier muß eine weitere Untersuchung zeigen, ob nicht die eigentliche Grab- oder Brandstätte unter der Basis des Hügels liege.

2. Brandhügel ohne Steinkisten mit bedeutenden Brand- und Gefäßresten. Diese Hügel scheinen eine größere Menge unvollständig verbrannter Leichname aufgenommen zu haben.

3. Brandhügel mit Steinkistengräbern. Hier fand vollständige Verbrennung statt und die Reste — Asche, Knochen ꝛc. wurden in eigends hiezu hergerichteten Steinkisten verwahrt.

Anmerkung des Vereinsausschusses.

Bis hieher geht der eigentliche Bericht des Herrn Verfassers. Seine Arbeit war damit nicht abgeschlossen; sie verbreitete sich noch über mancherlei durch die Betrachtung der untersuchten Grabstätten geweckte, sehr interessante Frage: ob aus der Hauptrichtung der Gräber von O. nach W. auf die Heimat der Bestatteten zu schließen sei, oder auf deren Verehrung der leuchtenden, erwärmenden Gestirne, ob die Feuersteine als Werkzeuge zum Feueranmachen oder als bloße Marke angegeben worden, ob aus der Mehrheit der Steinkisten in einem und demselben Hügel auf eine gewisse Zugehörigkeit, Stammes- oder Familienverwandschaft der darin Bestatteten zu schließen sei, ob die nach Form, Größe und Lage abweichende Grabkiste etwa einen Fremden beherberge, ob die Bestatteten einem Volke niederer oder bereits höhern Kulturstufe angehört, ob die Hügel als Friedens- oder Schlachtengräber anzusehen seien? Der Ausschuß hat diesen Theil der Arbeit vor der Hand zurückzulegen um so mehr erachtet, weil auch der Herr Verfasser die meisten Fragen gegenwärtig noch für unlösbar erklärt und nur die letzte mit einiger Wahrscheinlichkeit dahin beantwortet, daß die Hügel entschieden für Schlachtengräber anzusehen seien, die von den Siegern errichtet worden. Auch diese Frage wird sich indessen besser entscheiden lassen, wenn reichere Erfahrungen vorliegen und namentlich auch die nach des Herrn Verfassers Angabe in derselben Gegend gruppenweise umherliegenden, bisher noch nicht untersuchten Hügel erforscht sind, wozu der Verein gern seine Unterstützung bieten wird.

28?

Nachtrag*)

zu den im Vereinsarchiv mitgetheilten

deutschen Rechtsdenkmälern

von

Friedrich Schuler-Libloy.

Circa Constitutiones Sedis Saxonicalis Ujegyház.
(Municipal-Constitutionen des Stuhles Leschkirch.)

Ad gratiosam Excelsi Regii Gubernii dd. 11 Mensis Novembris a. c. 1774 sub Nro. 7573 emanatam, nobis vero 4-ta Decembris exhibitam Commissionem intuitu exquirendarum Regioque Gubernio submittendarum localium Constitutionum humillime referendum habemus: quod cum hac sede ejusmodi Constitutiones duplicis generis reperiantur, aliaeque Sedem in concreto, aliae vero Sedis Communitates in particulari concernant, adeoque de earum diversitate agendum sit, quoad illas humillime substernimus.

Q u o d Sedes haec sessum Judicatus continuo in oppido hocce Ujegyhaz ex indultu Principum habens a primaevis temporibus Officiales solomodo duos utpote Regium et Sedis Judicem, dein 4 vel 5 Juratos seu Assessores, nec non Notarium et Secretarium unum habuerit, qui Judicatum Sedis constituerunt, in quorum Electione et quidem R. Judicis ut et Juratorum Sedis Communitas

*) Dieser Nachtrag wird hier veröffentlicht, da derselbe aus einem Versehen den früher gedruckten Stücken nicht gleichzeitig mit angeschlossen gewesen ist
Der Mittheiler.

es fehlt

Seite 29 – incl. 32 ([illegible])

Seite 33 – incl. 62, [illegible]

[illegible]

CRISPINA,

vermählt mit Commodus 177. Ermordet 183. Sie führt den Titel „Augusta“ seit 177.

Jahr zwischen	advers	revers
177—183.	Crispina augusta.	venus. Standbild derselben.

Bodendorf. Im April 1869 brachte der Bodendorfer Landmann Georg Deppner ein 3 Linien dickes goldenes Halsband zur Ansicht nach Schäßburg, welches er auf seinem Grundstück „vuer de Bächeln“ beim Pflügen gefunden haben wollte. Dasselbe hatte die Form eines Ringes, welcher mittelst der zu rechtwinkligen Hacken umgebogenen Enden zusammengehenkt und geschlossen wurde. An beiden Enden unmittelbar vor der Biegung der Hacken zeigte der sonst glatte Draht etwa 5 erhöhte Schraubengänge. Der Goldwerth wurde von Herrn Apotheker Reckert auf 22 Dukaten geschätzt. Wohin dies kostbare Stück gekommen ist, habe ich noch nicht eruiren können, doch werde ich mich bemühen nähere Nachrichten einzuziehen.

Die Conchiferen

des

Tegelgebildes bei Ober-Lapugy

von

J. L. Neugeboren.

Ich erachte das Tegelgebilde bei Ober-Lapugy, dessen geologische Stellung zu ermitteln Herr Dionys Stur in anerkennenswerther Weise bemüht gewesen[1]), nach siebenzehnjähriger Aufsammlungszeit hinsichtlich seiner Conchiferen (Bivalven) für so umfangreich ausgebeutet, daß nun ohne gegründete Besorgniß etwaiger Unvollständigkeit ein beschreibendes Verzeichniß der Conchiferen dieses genannten Gebildes gegeben werden kann. Die Hilfsquellen hiefür sind: die Angaben der Oertlichkeit in bereits erschienenen paläontologischen Werken, bereits ausgearbeitete nominelle Verzeichnisse und ganz besonders angelegte Sammlungen.

Von paläontologischen Schriften, in welchen der Oertlichkeit „Lapugy" als Fundstätte von Arten fossiler Conchiferen Erwähnung geschieht, kann ich nur das einzige von Dr. Moriz Hörnes verfaßte Werk: „Die fossilen Mollusken des tertiären Beckens von Wien" nennen. Die Daten zu den Citaten, welche dieses klassische Werk nicht spärlich enthält, bot dem sehr gelehrten Verfasser die große Petrefakten-Sammlung

[1]) Bericht über die geologische Uebersichtsaufnahme des südwestlichen Siebenbürgen im Sommer 1860 von Dionys Stur, vorgelegt in der Sitzung der k. k. geol Reichsanstalt am 30. April 1861, S. 52, 53 und 54, ferner 74, 75 und 76 des Separatabdruckes.

des k. k. Hof-Mineralienkabinets und die der k. k. geologischen Reichsanstalt in Wien.

Unter den veröffentlichten Verzeichnissen stehen als besonders werthvoll, weil durchaus brauchbar, oben an die Verzeichnisse, welche wir combinirt mit Bujtur, Pank und andern Lokalitäten Siebenbürgens, den Herren Dionys Stur[2]) und Franz Ritter v. Hauer[3]) verdanken und welche auf Grundlage zweier im Monate April 1861 und Jänner 1863 von Herrn Dr. Hörnes gemachter Zusammenstellungen ausgearbeitet worden waren. Weniger kann dies von den Daten gelten, die wir in dem Verzeichnisse „siebenbürgische Petrefakten in der Sammlung des Herrn Michael Ackner, Pfarrer in Hamersdorf" finden[4]), weil die Bestimmungen nicht zuverlässig genug sind.

Die namhaftesten Sammlungen fossiler Molluskengehäuse und somit also auch fossiler Conchiferen von Lapugy sind: die des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien, welche von Herrn Dr. Moriz Hörnes angelegt und durch reichliche Nachsendungen aus Lapugy durch eine Reihe von Jahren mehr und mehr erweitert worden; — die der k. k. geolog. Reichsanstalt in Wien, wozu von mir im Auftrage dieser Anstalt im Jahre 1851 eingesammelte Stücke die Grundlage bildeten und die später besonders durch das von Herrn Stur in Siebenbürgen gesammelte Material vermehrt wurde; — meine eigene Sammlung, welche in Folge meiner wiederholten Besuche in Lapugy entstand und durch die in ihr aufbewahrten, von mir im Tegelsande aufgefundenen Minutien auch hinsichtlich der Conchiferen besonders werthvoll erscheint; — die vormals Ackner'sche Sammlung, welche nun in das Eigenthum des siebenbürgischen Vereins für Naturwissenschaften übergegangen ist; — die Sammlung des Herrn Daniel Czekelius, Oberingenieurs bei der siebenbürgischen Baudirektion[5]); — endlich die des Herrn Albert Bielz, k. Finanzsekretärs in Hermannstadt[6]). Auf den zwei zuerst genannten Sammlungen basiren die Angaben des Herrn Dr. Hörnes im 2. Bande der foss. Moll. des tert. B. von Wien, sowie jener beiden vorhin erwähnten Verzeichnisse, die von Herrn

---

[2]) Stur's vorhin angeführter Bericht. S. 44—51.

[3]) Geologie Siebenbürgens nach den Aufnahmen der k. k. geolog. Reichsanstalt, zusammengestellt von Fr. Ritter v. Hauer und Dr. Guido v. Stache, S. 603 ꝛc.

[4]) Verhandlungen und Mittheilungen des siebenb. Vereins für Naturwiss. zu Hermannstadt. Jahrg. I. Nr. 10 u. 11.

[5]) Herr Dan. Czekelius lebt seitdem als pensionirter Baudirektor in Hermannstadt.

[6]) Jetzt Ministerialsekretär in Pest.

Stur und Herrn Hauer bei Zusammenstellung ihrer umfangreichern Verzeichnisse benützt worden waren.

Hinsichtlich der Anordnung des nachstehenden beschreibenden Verzeichnisses hielt ich es zwar nicht für unumgänglich nöthig unter die Familienbenennungen und Geschlechtsnamen Diagnosen zu setzen, bin aber doch dem Wunsche nachgekommen, welcher bei Gelegenheit der 1867ger Generalversammlung des Vereins für siebenbürgische Landeskunde in Schäßburg in der naturwissenschaftlichen Sektion ausgesprochen worden war: es mögen von mir die erwähnten Diagnosen zur leichtern Orientirung inländischer Sammler und angehender junger Freunde der Paläontologie beigegeben werden. Nach Möglichkeit glaubte ich auch die gewonnenen Resultate über die Entwickelung der Geschlechter und deren Auftreten in den verschiedenen Epochen geben und ins Besondre die Beziehungen unserer Lokalität zu dem tertiären Becken von Wien hinsichtlich der Anzahl der Arten der einzelnen Geschlechter im Auge behalten zu sollen. Dieses Letztere deswegen, weil sich einst ein gemeinschaftliches Tertiärmeer über das große Donaubecken ausdehnte und unsere Lokalität mit dem tertiären Becken von Wien rücksichtlich der fossilen Reste eine so namhafte Aehnlichkeit zeigt, daß sie der Forscher, ohne den Vorwurf der Unachtsamkeit auf sich zu laden, nicht vernachlässigen darf.

Die Beschreibung der Arten ist, soweit es nur möglich war, nach Lapugyer Stücken ausgeführt, und daß dieses fast bei allen geschehen konnte, verdanke ich dem Reichthum meiner Sammlung, die nur in wenigen Fällen der Lapugyer Suite des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien nachsteht.

Eintheilung der bei Ober-Lapugy aufgefundenen Bivalven oder Conchiferen

nach Familien und Geschlechtern.

Conchifera

I. Conchifera dimyaria. Mit zwei Schließmuskeln in jeder Schale.

a) Regelmäßige Muscheln, meist gleichklappig.

aa) Muscheln im Allgemeinen vorn und hinten klaffend.

Familie der Tubicolen . . . . Gastrochaena *Spengler*.

der Solenaceen . . . . Psammosolen *Risso*.

Familie der Glycimeriden . . . . Saxicava *Bellevue.*
der Myarien . . . Corbula *Bruguière.*
der Mactraceen . . . Mactra *Linné.*
der Mesodesmiden . . Ervilia *Turton.*
der Telliniden . . . Tellina *Linné.*

bb) Muscheln mit einigen Ausnahmen ringsum geschlossen.

Familie der Conchen . . . . Tapes *Megerle.*
Venus *Linné.*
Dosinia *Scopoli.*
Cytherea *Lamarck.*
Circe *Schumacher.*
der Cardiaceen . . . Cypricardia *Lamarck.*
Cardium *Linné.*
der Luciniden . . . Lucina *Bruguière.*
der Eryciniden . . . Erycina *Lamarck.*
der Crassatelliden . . . Crassatella *Lamarck.*
der Carditaceen . . . Cardita *Bruguière.*
Astárte *Sowerby.*
der Nuculiden . . . Nucula *Lamarck.*
Nucinella *Wood.*
Leda *Schumacher.*
der Arcaceen . . . . Limopsis *Sassi.*
Pectunculus *Lamarck.*
Arca *Linné.*

b) Unregelmäßige und stets ungleich klappige Muscheln.

Familie der Chamaceen . . . Chama *Linné.*

*

II. Conchifera heteromyaria. Mit zwei ungleichen, namentlich in sehr ungleichem Abstand vom Rand gelegenen Muskeleindrücken.

Familie der Mytilaceen . . .
Modiola *Lamarck.*
Lithodomus *Cuvier.*
Mytilus *Linné.*
Congeria *Partsch.*

III. Conchifera monomyaria. Nur mit einem Muskeleindruck in jeder Klappe.

Familie der Maleaceen . . .
Avicula *Klein.*
Perna *Bruguière.*

der Pectineen . . .
Lima *Bruguière.*
Limea *Bronn.*
Pecten *Müller.*
Hinnites *Defrance.*
Plicatula *Lamarck.*
Spondyus *Linné.*

der Ostraceen . . .
Ostrea *Linné.*
Gryphaea *Lamarck.*
Anomia *Linné.*

Conchifera, Muschelthiere.

(Die schalentragenden Acephala Cuvier's.)

Zwei Schalen theils von gleicher, theils von ungleicher Größe und Form, welche durch die von dem Thiere ausgeschwitzte Kalkmasse gebildet werden.

I. CONCHIFERA DIMYARIA.

(Zweimuskelige Muscheln.)

In jeder Schale befinden sich zwei an den entgegengesetzten Enden (vorn und hinten) in ziemlich gleichem Abstande vom Rande gelegene Eindrücke, welche von zwei ziemlich gleich großen daselbst angeheftet gewesenen Schließmuskeln des Thieres herrühren, mittelst deren dasselbe die Schalen öffnen und wieder schließen kann.

a) Regelmäßige Muschel, meist gleichklappig.

aa) Muschel im Allgemeinen vorn und hinten klaffend.

Familie der Tubicolen.
(Les Tubicolés Lamarck.)
(Gastrochaenacea Philippi.)

Das Gehäuse ist gleichschalig, ohne Schloß, oft ohne Ligament, ohne löffelförmigen Fortsatz innen unter dem Wirbel; meist steckt das Thier in einer kalkigen Röhre.

Geschlecht GASTROCHAENA Spengler.

Das Gehäuse ist gleichschalig, beinahe keilförmig, dünn, vorne weit klaffend, mit eirunder Oeffnung; Schloß ohne Zähne; Ligament linear, unmittelbar am Rückenrand befestigt; zwei Muskeleindrücke, der Manteleindruck mit einer Bucht versehen, Röhre schalig, oben verengt, offen; Mündung zweilappig; unten in eine eiförmige geschlossene Keule endigend.

Dieses Geschlecht tritt nach Bronn's Enumerator palaeontologicus schon im Jura auf und pflanzte sich bis zur Jetztzeit fort; aus den Meeren der gemäßigten und heißen Zone kennt man etwa 10 Arten. Die Anzahl der bis nun bekannt gewordenen fossilen Arten dürfte sich auf 12 belaufen. — Beide fossile Arten des tertiären Beckens von Wien sind bei Ober-Lapugy anfgefunden worden.

1. GASTROCHAENA INTERMEDIA *Hörnes.*
Hörnes fossile Mollusken des Teritärbeckens von Wien, II. Bd, Tafel 1, Fig. 3 a, b, c, d.

Beide Schalen in ihrer natürlichen Lage zusammengestellt bilden ein Corpus von keilförmiger Gestalt, das oben (oder vorne), wo die Schalen klaffen, eine scharfzugespitzte Form hat; jede einzelne Schale ist verlängert eiförmig, oben am Bauchrande nach dem Rücken hin scharf zugespitzt, unten langoval zugerundet; der ganz gerade Schloßrand ist ohne Spur eines Schloßzahnes; die äußere Oberfläche der Schalen ist mit sehr zahlreichen feinen, dicht an einander stehenden und sehr regelmäßigen blättrigen Streifen besetzt, die bei der Berührung mit den Fingern das Gefühl zurücklassen, als wäre man über eine Feile gefahren; die innere Fläche ist glatt, glänzend und fast perlmutterartig und zeigt eine Mantelbucht von spitz-dreieckiger Form, die fast bis in deren Mitte reicht. Die Länge meiner größten Schale beträgt 1½ W. Z., die Breite 8 W. L.

Ich war so glücklich gewesen gleich bei meinem ersten Besuch in Lapugy im Jahre 1850 zwei Einzelschalen dieser Art aufzufinden, deren eine ich sogleich an die k. k. geol. Reichsanstalt zur gefälligen Bestimmung einsandte; später fand ich noch einige Exemplare in Korallen-Knollen, die aber fast alle bei dem Zerschlagen der Korallenstücke in Folge ihrer großen Zartheit in Trümmer gingen, so daß ich jetzt nur ein etwas beschädigtes Exemplar und eine gut erhaltene Einzelschale besitze. Sehr selten.

Gastr. intermedia kommt anderweitig noch vor bei Grund und Steinabrunn im Wiener Becken; zu Mauras bei Saucats; in der Steingrube bei St. Gallen (als Steinkern).

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets und in meiner Sammlung.

2. GASTROCHAENA DUBIA *Pennant.*

Hörnes l. c. Taf. I. Fig. 4, a, b, c, d.

Das gleichschalige, verlängert-eiförmige Gehäuse ist beinahe keilförmig, dünn, auf der Bauchseite nach vorn derart klaffend, daß die Oeffnung fast $^3/_4$ der ganzen Schale einnimmt. Die Wirbel befinden sich nahe an der vordern Extremität der Schalen und diese ist umgebogen und nach vorne gewendet, nicht wie bei der vorigen Art zugespitzt. Das Schloß ist zahnlos. Die Außenfläche ist mit feinen concentrischen Streifen besetzt; die Innenfläche ist glatt und läßt zwei sehr ungleiche Muskeleindrücke und eine hoch hinanreichende Mantelbucht wahrnehmen. Länge des von mir aufgefundenen Exemplars zwischen 7 und 8 W. L.; Breite 3 W. Linien.

Es war mir des sorgfältigsten Sammelns ungeachtet nicht gelungen mehr als eine Einzelschale dieser Art aus einem Korallen-Knollen zu erhalten; sie war etwas kürzer, als das von Dr. Hörnes abgebildete citirte Exemplar aus den W. B., beträchtlich schmäler und von solcher Zartheit, daß sie durchscheinend war. Trotz sorgfältiger Aufbewahrung in Baumwolle zerfiel mir diese Schale in Trümmer und an eine Zusammensetzung dieser Trümmer ist ihrer Zartheit wegen nicht zu denken.

Diese Art, die jetzt noch an den Küsten des Mittel- und Brittischen Meers lebt, hat eine große Verbreitung in den jüngsten Tertiär-Schichten, kommt jedoch bei Lapugy und im Wiener Becken sehr selten vor.

Familie der Solenaceen.
(Les Solenacées Lam.)

Das Gehäuse ist regelmäßig, gleichschalig, verlängert, vorn und hinten klaffend; das Schloß aus Zähnen gebildet, ein äußeres Ligament.

Geschlecht PSAMMOSOLEN Risso.

Das Gehäuse ist gleichklappig, länglich eiförmig, an den Seiten und auf dem ganzen Rücken mit Ausnahme des Ligamentes klaffend; das Schloß liegt nahe in der Mitte des Rückenrandes und besteht in jeder Schale aus zwei Zähnen, von denen der eine senkrecht und hakenförmig gebogen, der andere schief und lamellenartig ist; die Oberfläche hat sparrenförmige Furchen; zwei Muskeleindrücke; der Manteleindruck hat eine tiefe Bucht.

Ueber das Auftreten von Psammosolen in den Schichten der Vorwelt begegne ich abweichenden Ansichten. Bronn sagt in der dritten Auflage seiner Lethaea geognostica (S. 421.), daß die Arten ziemlich zahlreich, mehr der fossilen als der lebenden seien; die ersten vielleicht schon vom Beginne der Kreide an, die meisten tertiär; Dr. R. A. Philippi kennt sechs lebende Arten und beschränkt die fossilen auf die Straten der Tertiärgebirge (Handbuch der Conchyliologie S. 332); Dr. Moriz Hörnes macht S. 19 des zweiten Bandes seines Molluskenwerkes die Mittheilung, daß Arthur Adams fünf lebende Arten anführe und die Zahl der fossilen ungefähr eben so groß sein dürfte.

Von den zwei Arten des Wiener Beckens kommt e i n e bei Lapugy vor.

PSAMMOSOLEN STRIGILLATUS *Linné.*
Hörnes l. c. Taf. I., Fig. 16 a, b, 17

Das quer-eiförmige, ungleichseitige, oben und unten fast geradrandige Gehäuse ist an beiden Enden abgerundet, mit einer schwachen Andeutung von Verschmälerung am hintern Ende, ziemlich hochgewölbt und dickrandig; die Oberfläche desselben ist mit ungleicher, zum Theil runzeliger Zuwachsstreifung und mit schiefen, scharf vertieften Linien versehen, von denen die vordern fast in gerader Richtung über die ganze Schale ziehen, während die hintern einen Haken gegen die Wirbel bilden; das vordere Ende ist meist ganz glatt. An der rechten Klappe befinden sich am Schlosse zwei hakenförmig gebogene vorstehende Zähne von ziemlicher Länge, zwischen welchen sich der breite, dünne aber lange und

schiefgestellte Zahn der linken Klappe beim Schließen der Muschel einsenkt. Die Muskeleindrücke sind gut ausgeprägt; die Mantelbucht deutlich und erstreckt sich weit nach vorn. — Länge 2 W. Zoll; Breite $1^2/_{12}$ W. Zoll. — Sehr selten bei Lapugy.

Auswärtige Fundorte dieser Art sind: Enzersfeld, Gainfahren und Pötzleinsdorf im Wiener Tertiärbecken; Castell'arquato, Asti, Militello, Gravina, Currubare und Turin in Italien; die Inseln Sicilien und Rhodus; die Halbinsel Morea; Leognan, Plan d'Aren und Perpignan in Frankreich; Barcellona in Spanien; Rakowitza bei Belgrad; Calloo bei Antwerpen; Sutton in England; Weinhalde im Canton Bern in der Schweiz.

In der Sammlung des naturwissenschaftlichen Vereins in Hermannstadt aus der Acknerschen Sammlung.

Familie der Glycimeriden.

(Les Glycimerides Desh.)

Das Gehäuse ist verlängert, quer, gleichschalig, an beiden Enden klaffend; das Schloß ohne Zähne oder mit einem Zahn in jeder Klappe; ein äußeres Ligament. Muskeleindrücke groß und weit von einander entfernt; Manteleindruck je nach der Gattung und selbst den Arten jeder Gattung verschieden.

Geschlecht SAXICAVA Fleuriau de Bellevue.

Das Gehäuse wird nicht selten in Folge äußerer Einflüsse etwas unregelmäßig, ist aber an und für sich eigentlich gleichschalig, ungleichseitig, vorne und am Bauchrande etwas klaffend, länglich eiförmig, mit einer zwar dünnen aber sehr auffallenden Epidermis überzogen; das Schloß hat in der Jugend gewöhnlich zwei Zähne, die sich im Alter zu verlieren pflegen; ein äußerliches Ligament auf wenig auffallenden Nymphen; zwei Muskeleindrücke; Manteleindruck mit einer Bucht versehen.

Nach den jetzigen Erfahrungen reicht dieses Geschlecht bis in die Juraschichten zurück, worin es mit einer Art (Saxicava phaseolus Dslong.) vertreten erscheint; seine stärkste Entwickelung fällt in die mittlere und obere Molasse und es hat dasselbe auch in der Jetztwelt, wie es scheint nach Philippi in allen Meeren, seine Vertreter.

Von Bronn werden in dem Enumerator palaeontologicus (S. 331) achtzehn Arten aufgeführt, deren einige durch vorgesetzte Zeichen als

nicht ganz zulässig und zuverlässig dargestellt werden. Diesen Arten ist jedenfalls eine in dem Wiener Tertiärbecken aufgefundene und von Dr. Hörnes abgebildete und als neu beschriebene hinzuzufügen.

Von den drei Arten des Wiener Tertiärbeckens ist eine im Tegel bei Lapugy aufgefunden worden.

SAXICAVA ARCTICA *Linné.*
Hörnes l. c. Taf. III. Fig. 1, 3 und 4.

Das Gehäuse dieser jetzt noch nicht nur in den nordischen Meeren, sondern auch in dem Mittelmeer lebenden Art, die schon Linné vor 100 Jahren kannte, ist quer verlängert, manchmal fast rechteckig; sehr ungleichseitig, daher das Schloß bei manchen fast am vordern Ende; die beiden Schalen klaffen vorn und hinten, die rechte tiefere zeigt nicht selten in der Mitte eine Ausbuchtung. Der Vorderrand ist kurz, je nach den Exemplaren bald schief bald dagegen ganz gerade abgestutzt; die Hinterseite erscheint abgeplattet, zuweilen mit zwei Rippen versehen, welche vom Wirbel ausgehen. Gewöhnlich wird in jeder Klappe ein Schloßzahn wahrgenommen.

Diese Art, welche im Wiener Tertiärbecken eine Länge von fast 8 Wiener Linien erreicht, gehört bei Lapugy zu den größten Seltenheiten; nur Herrn Dr. Hörnes ist es gelungen Stücke von dieser Fundstätte für die Sammlung im k. k. Hof-Mineralienkabinet zu acquiriren. Ich konnte nur ein recentes Exemplar aus dem Mittelmeere mit den Abbildungen von Dr. Hörnes vergleichen und darnach die voranstehende Beschreibung geben. Nachträglich habe ich eine Schale dieser Art unter meinen Minutien aufgefunden.

Diese sehr variable und, wie erwähnt, jetzt noch lebende Art hat eine große Verbreitung im Tertiär; ich begnüge mich nur im Allgemeinen die apenninische Halbinsel, die Insel Sicilien, die Insel Rhodus, Böhmen, das Wiener Becken mit 7 Punkten, den Norden von Europa, Asien und Amerika zu erwähnen.

Familie der Myarien.

(Les Myaires Lam.)

Das Gehäuse ist mehr oder weniger ungleichklappig und an der Rückseite häufig behufs des Durchganges der Siphonen klaffend. Ein Löffelchen oder ein ziemlich dicker Zahn erhebt sich senkrecht über den

Schloßrand einer der Klappen und ein Grübchen ist in der Höhlung der andern Klappe vorhanden. Das Band haftet auf dem Löffelchen oder Zahn und dem ihm entsprechenden Grübchen und dient allein zur festen Vereinigung beider Klappen.

Geschlecht CORBULA Bruguière.

Das Gehäuse ist meist klein oder mittelgroß, quer, mitunter nahezu dreieckig; nicht selten gleichseitig und stets ungleichklappig; convex, zuweilen walzenförmig, dickschalig. Die rechte Klappe ist meistens größer, als die Linke, welche flacher und äußerlich oft von der rechten Klappe verschieden ist. Beide Klappen schließen vollkommen, nur in einzelnen Fällen zeigt sich nach rückwärts eine sehr enge Oeffnung zum Durchgang der Siphonen. Jede Schale hat einen konischen gekrümmten aufsteigenden Cardinalzahn, der in der einen Schale gewöhnlich weit stärker ist, als in der andern, keine Seitenzähne; das Ligament sitzt innerlich in einer Grube; zwei Muskeleindrücke, der vordere verlängert, der hintere rund; der Manteleindruck hat eine schwache Ausbuchtung.

Das Geschlecht Corbula soll schon in den devonischen Schichten auftreten, doch bemerkt Bronn hiezu, daß die Arten aus alten Formationen unsicher seien. In der Molasse kommen nach Bronn's Angabe 52 Arten vor (Lethaea geognost. B. III. S. 413); ebenso viele, nach Dr. Hörnes sogar mehr als 60, sollen jetzt in den Meeren der heißen und gemäßigten Zone, theils an den Mündungen großer Ströme, theils sogar in Flüssen und Landseen leben.— Von den vier Arten des Wiener Tertiärbeckens wurden im Tegel von Lapugy bereits drei aufgefunden. Hiezu kommt noch eine Form, welche ich fraglich als neu eingetragen habe und beschreibe. Sollte sie als neue Art erkannt werden, so wird die passendste Benennung für sie „Corbula Lapugyensis“ sein.

1. CORBULA GIBBA *Olivi.*

Hörnes l. c. Taf. III., Fig. 7 a—g,

Das etwas zusammengedrückte, schief herzförmige, kugelige, fast gleichseitige, rückwärts etwas gekielte Gehäuse ist dickwandig und ungleichklappig; die rechte Schale hat einen stark eingerollten Wirbel und ist äußerlich sehr stark quer-gestreift oder gerunzelt, die Querrunzeln sind ungleich stark, oft sehr unregelmäßig, indem gewöhnlich nicht alle über die ganze Schale reichen, auch verschwinden dieselben an unsern Exemplaren in der Nähe des Wirbels ganz, welcher glatt und glänzend ist, weswegen nicht eine Abreibung stattgefunden zu haben scheint, die Runzeln

treten sodann gleich stark auf und verhindern auch deswegen eine Abreibung anzunehmen; die linke Schale ist viel kleiner, schwach gewölbt und entweder ganz glatt oder mit sehr feinen concentrischen Streifen bedeckt, die nur am Rande deutlich hervortreten, oder endlich einfach unregelmäßig gerunzelt. Von Radialstreifen sind bei keinem mir vorliegendem Stücke Spuren vorhanden. An der rechten Schale ein starker dreiseitiger, etwas gekrümmter Zahn und daneben eine tiefe Grube; an der linken ein gabelartig gestalteter Zahn. Der vordere Muskeleindruck ist oval, halbmondförmig, nahe dem Rande; der hintere ist rund; die Mantelbucht kaum bemerkbar. Die Ränder der rechten Schale ragen im geschlossenen Zustande des Gehäuses weit hervor. Länge 4 W. L., Breite 4 W. L. Nicht selten bei Lapugy.

Diese Art hat eine ungemein große Verbreitung; sie wird jetzt noch fast in allen Meeren gefunden; im Wiener Becken allein ist sie im fossilen Zustand auf 15 Punkten aufgefunden worden. In Siebenbürgen noch bei Pank.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets und in meiner Sammlung.

2. CORBULA LAPUGYENSIS *mihi.*

Testa parva, ventricosa, ovali, antice rotunda, postice paululum protracta, detruncata, rotundata, subangulata, laevigata, marginem prope transversim striata, umbonibus parvis, valva dextra majore.

Der Corbula gibba stehen im Ganzen nach ihrer Form, nahe wenigstens näher als C. carinata und revoluta, ganz kleine Schalen, an denen ich nachstehende Beobachtungen zu machen Gelegenheit hatte:

Das Gehäuse ist sehr klein, bauchig, oval, nicht gleichseitig, vorne oval-gerundet, rückwärts etwas verlängert und dann quer abgestutzt und an den Winkeln gerundet, undeutlich gekielt, der Kiel unter den Wirbeln ausgehend läuft nach dem rückwärtigen untern Abstutzungswinkel, nicht dickwandig, ungleichklappig; die Wirbel sind nicht stark eingerollt; die Oberfläche zum großen Theile glatt, in der Nähe des Randes treten 5—6 sehr regelmäßige Querrunzeln in der Form der Schalenränder auf beiden Klappen auf. Die linke Klappe ist bedeutend kleiner und wird von der rechten, die sehr scharfrandig ist, stark überragt. Der Schloßzahn in der rechten Klappe ist stark, dreiseitig und gebogen, wie bei C. gibba, daneben eine tiefe längliche Grube, in der linken ein breiter Doppelzahn in longitudinaler Stellung und daneben das Grübchen für den Zahn der rechten Klappe. Der vordere Muskeleindruck ist oval, halbmondförmig, der hintere nicht genau bestimmbar; die Mantelbucht kaum bemerkbar.

Diese Art, viel kleiner als C. gibba, unterscheidet sich von dieser noch dadurch, daß sie nicht so aufgeblasen, mehr länglich, auffallender ungleichseitig, nicht dickwandig ist und eine glänzende Oberfläche besitzt. Länge fast 3 W. L.; Breite 2½ W. L. Nicht selten bei Lapugy.

In meiner Sammlung.

3. CORBULA CARINATA *Dujardin.*

Hörnes l. c. Taf. III. Fig. 8 a bis e.

Das eiförmige, bauchige, fast walzenförmige, ungleichklappige Gehäuse ist an der hintern Seite gekielt, schief abgeschnitten und in einen kurzen Schnabel verlängert; die Wirbel sind kurz und eingebogen und befinden sich vor der Mitte; die Oberfläche beider Klappen, die sehr dick sind, ist mit starken concentrischen Furchen bedeckt, welche am scharfen Kiel zusammenlaufen, von wo sie auf der Abschnittslinie sich verflachen und hart am Kiele in feine Streifen übergehen; der Rand der größern rechten Klappe tritt über die kleinere linke hervor und umfaßt sie. Das Schloß besteht in der rechten Schale aus einem starken, dreiseitigen, keilförmigen, etwas gebogenen Zahn, dem in der linken eine Vertiefung entspricht, zu deren beiden Seiten Erhabenheiten wahrgenommen werden. Alte Exemplare mit dicker Schale zeigen starke Muskeleindrücke von halbmondförmiger Gestalt. Länge 7 W. L.; Breite 5 W. L. Selten bei Lapugy.

Diese Art, die in Siebenbürgen noch bei Pank, Bujtur und Korod fossil vorkommt, ist weiter fossil angetroffen worden im Subapennin Italiens; im südwestlichen Frankreich; im Wiener Tertiärbecken auf mehreren Punkten; in Böhmen; in Steiermark und in Serbien bei Belgrad.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien und in meiner Sammlung.

4. CORBULA REVOLUTA *Brocchi.*

Brocchi Conchiologia fossile subapennina Taf. XIII., Fig. 6.

Hörnes l. c. Taf. III., Fig. 9, a—g.

Das verlängert-eiförmige Gehäuse, welches viel weniger bauchig ist, als bei der vorhergehenden Art, erscheint an der hintern Seite scharf gekielt und geht in eine scharfe Spitze aus; die Wirbel befinden sich vor der Mitte und sind eingebogen; die Klappen, welche ungleich sind, haben eine gefurchte oder gerunzelte Oberfläche, die Furchen schneidet der Kiel ab und hinter diesen erscheinen die Schalen fein gestreift; die rechte größere Schale erscheint an den Rändern umgebogen und umfaßt

die kleinere linke Klappe. Das Schloß bildet in der rechten Klappe ein starker, etwas umgebogener Zahn mit daneben befindlicher tiefer Grube, in der linken Klappe ein blattartiger Zahn, welcher in jene Grube paßt. Die Muskeleindrücke sind bei den wenigen mir vorliegenden Schalen sehr schwach. Länge 6 W. L., Breite 4 W. L. Sehr selten bei Lapugy.

C. revoluta hat nach den jetzigen Erfahrungen noch ein beschränktes Terrain des Vorkommens: Modena, Tarent, Asti; Steinabrunn, Grund und Pötzleinsdorf im Wiener Tertiärbecken; und Lapugy und Bujtur in Siebenbürgen sind die wenigen bis jetzt zu nennenden Fundorte. Sie scheint jetzt noch lebend in tropischen Meeren vorzukommen.

In meiner Sammlung.

Für Sammler wird hier zur Vermeidung von Verwechslungen bemerkt: C. carinata ist viel dickschaliger, bauchiger, fast walzenförmig, während C. revoluta zugespitzt ist; die Schalen von C. revoluta spalten leicht parallel in zwei Theile, was bei C. carinata nicht wahrgenommen worden ist.

Familie der Mactraceen.

(Les Mactracées Lam.)

Gehäuse quer-eiförmig oder dreieckig, häufig an beiden Enden klaffend. Schloßgrube meist löffelförmig, in der Mitte des Schlosses, an deren vorderm Theile in beiden Klappen sich ein V-förmig gestalteter Zahn befindet; an beiden Seiten der Grube Seitenzähne. Manteleinbucht hinten eingebogen, selten ganz; ein inneres in den Schloßgruben befestigtes Band.

Geschlecht MACTRA Linné.

Das Gehäuse ist gleichschalig, meist dreieckig, hinten ein wenig klaffend; das Schloß hat in der rechten Schale zwei divergirende, dünne, lamellenartige Schloßzähne; eine Furche für das äußere Ligament; dahinter eine dreieckige Grube für ein inneres Ligament und auf jeder Seite zwei lamellenartige Seitenzähne; in der linken Schale steht ein sparrenförmiger Schloßzahn vor der Ligamentgrube, und jederseits ein einfacher Seitenzahn; zwei Muskeleindrücke, der Manteleindruck mit einer schwachen Bucht.

Fossile Arten von Mactra werden nach Bronn's Index palaeont. S. 333 und 334 schon aus älteren Perioden (Salz, Oolith und Kreide) erwähnt; da diese jedoch lediglich auf Steinkerne gestützt sind, so ist es

noch zweifelhaft, ob sie wirklich mit Recht auf Mactra zu beziehen sind. Aus der Molassenperiode führt Bronn 44 Arten auf, von welchen jedoch sieben als zweifelhaft bezeichnet sind, 10—11 Arten derselben stammen aus Neogenschichten. Die Anzahl der lebenden Arten ist sehr groß (über 120); sie leben hauptsächlich in den Meeren der gemäßigten und heißen Zone, werden aber auch im nördlichen Eismeer angetroffen. — Von den fünf Arten des Wiener Tertiärbeckens ist nur eine Art bei Lapugy aufgefunden worden.

MACTRA TRIANGULA *Renier.*

Hörnes l. c. Taf. VII., Fig. 11, a—d.

Sowohl im Berichte des Herrn Dionysius Stur über die geologische Uebersichtsaufnahme des südwestlichen Siebenbürgen im Sommer 1860*), als auch in der Geologie Siebenbürgens von Fr. Ritter von Hauer und Guido Stache **) finde ich diese Art als ein Vorkommen in den Straten von Lapugy aufgeführt; — es gründet sich diese Angabe auf die zwei Verzeichnisse der fossilen Mollusken von Bujtur, Lapugy und Pank, welche Herr Direktor Hörnes im Jahr 1861 und 1863 verfaßt hatte und die im Manuscript Herrn Stur bei Zusammenstellung seines Verzeichnisses der bisher (1863) gefundenen fossilen Thierreste zu Bujtur, Ober-Lapugy und Pank, desgleichen Herrn Fr. Ritter von Hauer bei den der Geologie Siebenbürgens beigegebenen Verzeichnissen zur Benützung vorlagen***).

Dr. Hörnes gibt von Mactra triangula nachstehende Beschreibung: „Das Gehäuse ist klein, verlängert quer-eiförmig, vorne etwas abgerundet, rückwärts zugeschärft, vorn und hinten schwach gekielt, außen stark concentrisch gefurcht. Die vordere und hintere Abdachung ist breit und gefurcht; die Wirbel sind stark und genährt. Das Schloß ist mäßig lang, die Seitenzähne sind stark entwickelt und vertikal gestreift. Die Muskeleindrücke sind kräftig und der Mantelausschnitt verhältnißmäßig groß". Ueber das Größenmaß dieser Art bei Lapugy kann ich Nichts angeben, da mir keine Schalen derselben vorliegen; im Wiener Tertiärbecken erreicht sie eine Länge von etwa 7/12 W. Z. bei einer Höhe (Breite) von 5/12 W. Zoll.

Daß Herr Dr. Hörnes in der ersten Doppellieferung des zweiten Bandes seiner fossilen Mollusken des Tertiärbeckens von Wien bei Beschreibung dieser Art unter den auswärtihen Fundorten Lapugy nicht

---

*) S. 48 des Separatabdruckes. — **) S. 610. — ***) S. 44 des Berichtes.

erwähnt, mag darin seinen Grund haben, daß bei der Indrucklegung dieser Doppellieferung (1860) dieselbe aus den Straten von Lapugy noch nicht bekannt war. In dieser Ansicht bestärkt mich der Umstand, daß die Eingangs erwähnten beiden von Dr. Hörnes zusammengestellten Verzeichnisse der fossilen Mollusken von Lapugy und Bujtur jüngeren Datums sind (April 1861 und Jänner 1863).

Auswärtige Fundorte dieser Art sind: Grund im Wiener Becken; Saucats, Leognan, Salles, Cabannes bei Dax, Manthelan und Perpignan in Frankreich; Monteleone, Monte Mario, Imola, Modena, Castell'arquato, Asti und Nizza in Italien; Palermo auf Sicilien; Rhodus; Morea; Algerien (Kouba); Antwerpen; Soutton in England; Niederhasli bei Zürch und Würenlos bei Baden im Aargau.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien (?). Nachträglich hat sich eine Klappe auch in dem Vorrathe des naturwissenschaftlichen Vereines aus der Ackner'schen Sammlung gefunden.

Familie der Mesodesmiden.

(Mesodesmidae Gray.)

Das Gehäuse dickschalig, vollkommen geschlossen oder hinten sehr wenig klaffend, gleichklappig, ungleichseitig; Manteleindruck einfach oder hinten schwach eingebuchtet; Schloß stark, mit einem innern Ligament und mit einem oder zwei Schloßzähnen in jeder Klappe, manchmal mit Seitenzähnen.

Geschlecht ERVILIA Turton.

Das Gehäuse ist länglich, quer, gleichschalig, etwas zusammengedrückt, geschlossen. Das Schloß besteht in der rechten Schale aus zwei Zähnen von denen der vordere dreiseitig, sehr kräftig ist und stark hervorsteht, während der hintere schmal und kurz ist; beide sind durch eine dreieckige Bandgrube getrennt; hinter dem letztern Zahne befindet sich ein längliches Grübchen für den entsprechenden Zahn der Gegenklappe. Die linke Schale ist mit drei Schloßzähnen versehen, von denen zwei ziemlich hervorstehende leistenförmige sich an den Rändern befinden, getrennt durch eine tiefe dreiseitige Grube, die wieder durch eine blattartige Scheidewand in zwei ungleiche Hälften getheilt ist, von denen die rückwärtige größere löffelförmige zur Aufnahme des Ligamentes dient, während die vordern kleinere den großen hervorstehenden Zahn der rechten Klappe

aufzunehmen bestimmt ist. Keine Seitenzähne. Die Muskeleindrücke sind ziemlich kräftig. Der Mantelausschnitt ist nicht sehr tief, vorne gerundet.

Die Arten dieses von Turton im Jahre 1822 begründeten, von den meisten damaligen Conchyliologen aber nicht angenommen Geschlechtes waren früher andern Geschlechtern und zum größten Theile dem Geschlechte *Corbula* eingereiht. Wir dürfen uns daher nicht wundern, daß wir dieses Geschlecht auch in Bronn's Index palaeontologicus, der 1848 erschien, noch nicht aufgeführt finden. Philippi subsummirte es noch im Jahre 1851 als Subgenus unter Corbula. Es scheint, als ob die Anzahl der in dieses in neuester Zeit von Deshayes, Forbes und Adams wieder aufgenommene Geschlecht gehörigen fossilen Arten weder numerisch noch geologisch genau ermittelt sei, da Dr. Hörnes im 2. Bande seines Werkes über die fossilen Mollusken des tertiären Beckens von Wien hierüber nicht einmal Andeutungen gegeben hat.— Von den beiden Arten des Wiener Tertiärbeckens ist bei Lapugy nur eine aufgefunden und zwar aus dem Grunde, weil die andere Art ausschließlich den Cerithienschichten angehört und höchstens auf sekundärer Lagerstätte bei Lapugy angetroffen werden könnte.

ERVILIA PUSILLA *Philippi.*

Hörnes l. c. Taf. III., Fig 13 a—g.

Das quer-ovale, an beiden Seiten verschmälerte, etwas ungleichseitige Gehäuse ist glatt, außen sehr fein gestreift, mit kleinen, scharfen und hervorstehenden Wirbeln versehen. Das Schloß bildet in der rechten Schale ein dreiseitiger, hervorstehender Zahn, an dessen hinterer Seite die dreieckige Ligamentgrube, die wieder nach hinten von einer zahnartigen Erhabenheit begränzt wird; nach vorne und hinten am Rande dünne lange Zahnlamellen. Das Schloß der linken Klappe besteht aus zwei in der Mitte neben einander liegenden Gruben, von denen die nach vorne liegende für den Schloßzahn bestimmt ist, während die hintere als Ligamentgrube dient; vor und hinter beiden Gruben, welche eine dünne Scheidewand trennt, liegen die beiden undeutlichen Schloßzähne. Die Muskeleindrücke sind kräftig, der vordere mehr oval, der hintere rund; die Mantelbucht ist abgerundet und reicht fast bis unter den Wirbel der Schalen. Die Größenmaaße der Lapugyer Stücke stehen denen der Wiener Exemplare bedeutend nach. — Länge $^{3}/_{12}$ W. Z.; Höhe $^{2}/_{12}$ W. Zoll. — Nicht selten bei Lapugy.

Im Vaterlande kommt diese Art noch vor bei Bujtur; auswärtige Fundstätten sind: das Wiener Tertiärbecken mit eilf Punkten, besonders

Nikolsburg; Salles, Saucats, Cabannes und Manthelan in Frankreich; Modena; Corrubare in Calabrien; Palermo auf Sicilien; die Insel Rhodus.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets und in meiner Sammlung.

Familie der Telliniden.

(Tellinidae Latraille.)

Das Gehäuse ist länglich-eiförmig oder nahe dreiseitig, seitlich zusammengedrückt, dünn und gebrechlich, vorne und hinten etwas klaffend; auf der Rückseite mit einer unregelmäßigen, oft sehr starken Falte versehen (die der ganzen Gruppe ein eigenthümliches Gepräge von Regelmäßigkeit und Ebenmaß verleiht). Die Außenseite ist sehr häufig mit meist sehr regelmäßigen querlaufenden Streifen oder Lamellen geziert, zu denen manchmal Radialstreifen hinzutreten. Das Schloß besteht aus zwei Mittelzähnen in jeder Klappe oder aus e i n e m in der einen und zweien in der andern Klappe und aus zwei mehr oder minder entwickelten Seitenzähnen. Das Ligament ist ä u ß e r l i c h und an die vorspringenden Nymphen befestigt; der Manteleindruck ist groß, tief und häufig stark erweitert.

Geschlecht TELLINA Linné.

Das Gehäuse ist quer, länglich-eiförmig oder kreisrund, nicht ganz gleichschalig, ungleichseitig, meistens flach zusammengedrückt; die hintere Seite winkelig mit einer unregelmäßigen vom Wirbel auslaufenden Falte; der Bauchrand häufig unregelmäßig gebogen, niemals krenulirt. Außenfläche häufig glatt und glänzend, öfter mit sehr regelmäßigen querlaufenden Streifen oder Lamellen, seltener mit Radialstreifen geziert; e i n oder zwei Cardinalzähne; zwei Muskeleindrücke; der Manteleindruck mit einer tiefen Bucht. Die Nymphen kaum hervorstehend; ein äußeres Band.

Nach Bronn begann dieses Geschlecht schon in den devonischen Schichten der Kohlenperiode mit zwei Arten aufzutreten, vermehrte seine Arten bedeutend in der Oolith- und in der Kreideperiode, bis es für die antediluvianische Zeit im Tertiär den größten Artenreichthum entwickelte. Die Zahl der fossilen Arten gibt derselbe Autor (Lethaea geogn. 3. Aufl. Bd. III. S. 402) auf 92 an, wovon auf die Tertiärperiode allein 62 kommen. Andere Autoren schließen die Formen aus den älteren Formationen von diesem Geschlechte mehr oder weniger aus (Hörnes B. II.

S. 82). Weit größer als die Anzahl der fossilen Arten ist die der jetzt lebenden; es dürften an 300 lebende Arten bekannt sein (Hörnes ibid.). Von den 10 Arten des Wiener Tertiärbeckens (darunter zwei neue von Dr. Hörnes benannt, beschrieben und abgebildet) sind bei Lapugy drei —die T. planata Linné, die T. donacina Linné und die T. compressa Brocchi— aufgefunden worden. Dazu wurde von mir noch eine vierte Form aufgefunden, welche dem genannten Becken fehlt.

TELLINA PLANATA *Linné.*

Hörnes l. c. Taf. VIII. Fig. 7 a, b und c.

Es liegt mir nur die linke stark beschädigte Klappe des Gehäuses vor, doch genügt selbe zur Feststellung des Vorkommens dieser Art bei Lapugy; diese Klappe entspricht, soweit sie vorhanden ist, ganz der oben angeführten Abbildung; das Gehäuse mochte auch dieselbe Größe haben. Ich ergänze die Beschreibung dieser Art nach Dr. Hörnes und nach einem recenten Exemplar.

Das länglich-eiförmige, quere, zusammengedrückte Gehäuse ist vorne abgerundet, hinten stumpfeckig; seine Außenfläche erscheint mit feinen Zuwachsstreifen bedeckt; längs des Hinterrandes bemerkt man eine Falte, die vom Wirbel nach der äußersten Ecke herabläuft. Die Muskeleindrücke sind stark, der vordere länglich eiförmig, oben in eine Spitze ausgehend, der hintere fast viereckig; die Mantelbucht ist weit, vom untern Ende des hintern Muskeleindruckes in einer Wölbung fast parallel dem Schloßrande bis unterhalb den vordern Muskeleindruck ziehend. Das Schloß besteht in der linken Schale aus e i n e m in der Mitte stehenden, oben gespaltenen Zahn und in der rechten aus zwei Zähnen, einem dünnen lamellenartigen und einem stärkeren an der Spitze ebenfalls gespaltenen; zwischen diesen beiden Zähnen befindet sich die dreiseitige Grube zur Aufnahme des Zahnes der linken Klappe. Hinter dem Zahnapparat schmale lange Nymphen. Die mir vorliegende Schale hat noch eine blaßrosenrothe Färbung. — Länge $2^1/_4$ W. Z.; Breite $1^1/_4$ W. Z. — Aeußerst selten bei Lapugy.

Diese jetzt noch an den Küsten des adriatischen und mittelländischen Meeres lebende Art kommt fossil anderweitig vor: bei Pötzleinsdorf, Speising und Ritzing im Wiener Tertiärbecken; auf Rhodus und Cypern; bei Siena, Modena, Castell'arquato, Asti; bei Palermo und Tarent; bei Perpignan, Saucats und Leognan; in Algerien; auf der Halbinsel Morea; im Canton Bern in der Schweiz.

In meiner Sammlung.

TELLINA DONACINA *Linné.*

Hörnes l. c. Taf. VIII, Fig. 9 a—d.

Das länglich-ovale auffallend ungleichseitige Gehäuse ist vorne zugespitzt, hinten sanft gerundet, außen mit feinen Querstreifen bedeckt und am vordern Rande gekielt. Das Schloß wird gebildet: in der rechten Klappe aus einem in der Mitte befindlichen, oben gespaltenen Zahn, an dessen vorderer Seite noch ein schiefgestellter blattartiger Zahn wahrzunehmen ist; in der linken Klappe aus einer Grube zur Aufnahme des großen Zahnes der rechten Klappe, und vor derselben aus einem ebenfalls gespaltenen Hauptzahn. Die Nymphen befinden sich auf der schmälern Seite. Es liegen mir zwei linke und Eine rechte Klappe vor, sämmtlich von gleicher Größe, die aber von jungen Thieren stammen, da sie nur 2¼ W. Linien lang und 1 W. Linie breit sind.

Im Vaterlande kommt diese jetzt noch lebende Art bei Bujtur vor; auswärtige Fundorte sind: Grund, Vöslau, Pötzleinsdorf und der Kienberg im Wiener Tertiärbecken; Castell'arquato, Nizza, Asti, Corrubare (Calabrien), Tarent; Palermo auf Sicilien; Saucats, Saubrigues, Manthelan und Perpignan in Frankreich; die Insel Rhodus; Calamaki in Griechenland; die Halbinsel Morea; Algerien; Antwerpen und Sutton und andere.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien und in meiner Sammlung.

TELLINA FASCICULATA *mihi.*

T. testa ovata, transversa, compressa, fragili, pellucida, inaequilaterali, antice brevi, rotundata, carinata, postice rotundata, concentrice lineata, lineis subtilissimis, antice ad carinam tribus vel quatuor in unam conjunctis ideoque exinde validioribus; lunula parva lanceolata; cardine bidentato; margine laevi; impressionibus muscularibus ovalibus, parum distinctis.

Das sehr flache, dünne daher durchscheinende, länglich-ovale Gehäuse ist ungleichseitig, jedoch nicht so auffallend wie T. donacina; es ist vorne kürzer, nicht geradlinig zugespitzt, sondern gerundet, gekielt, hinten sanft gerundet, nicht breiter als vorne, unten (am Bauchrande) fast geradlinig. Die Oberfläche der Schalen ist mit äußerst feinen nur mit Hilfe der Luppe wahrnehmbaren concentrischen Linien versehen, deren 3 bis 4 am Kiele sich in ein Bündel vereinigen, von wo an die Streifen daher viel wahrnehmbarer werden, bis sie in der Krümmung des Schloß- und Vorderrandes emporsteigend an der Lunula dicht gedrängt sich endigen. Die Lunula, an der sich die Streifen endigen, ist lanzettförmig,

sehr klein, aber sehr deutlich abgegränzt; unterhalb derselben hat die Schale einen kleinen aber deutlichen Ausschnitt. Das Schloß bilden in der mir vorliegenden linken Klappe zwei Zähne, welche beide schief und so gegen einander gestellt sind, daß sie eine unten offene Grube bilden; am hintern Schloßrande läuft eine schmale ziemlich lange Ligamentgrube (?) hin. Der Rand zeigt keine Spur von Crenulirung. Die Muskeleindrücke, von ovaler Form, sind wenig ausgesprochen. — Länge $2^3/_4$ W. Linien; Breite $1^2/_4$ W. Linien. Ich besitze nur eine linke Klappe.

Ich bringe für diese Form die Benennung fasciculata mit Rücksicht auf ihre Oberflächenverzierung in Antrag.

TELLINA COMPRESSA *(Gmelin an) Brocchi.*

Hörnes l. c. Taf. VIII, Fig. 10 a, b, c.

Mit dieser Art hat es dieselbe Bewandtniß, wie mit Mactra triangula, daß dieselbe von Dr. Hörnes in dem ersten Doppelheft des zweiten Bandes der fossilen Mollusken des Tertiärbeckens von Wien als Lapugyer Vorkommen nicht erwähnt wird; während sie in dem oben erwähnten Petrefactenverzeichniß des Herrn Stur zu Bujtur, Lapugy und Pank und dem damit übereinstimmenden in der Geologie Siebenbürgens aufgeführt ist, welche beide Verzeichnisse bezüglich der Mollusken auf die Grundlage der Daten ausgeführt sind, welche Herr Dr. Hörnes gegeben hatte*).

---

*) Zu erwähnen ist noch, daß die beiden Verzeichnisse diese Art auf Gmelin zurückführen, während Herr Dr. Hörnes in seinem erwähnten Werke den Paläontologen Brocchi der Art den Namen geben läßt und bei der Angabe der Literatur über dieselbe den Namen Gmelin gar nicht aufführt. Dagegen wird im Enumerator palaeontologicus von Bronn (S. 327) eine Tellina depressa Gmelin aus der obern Molasse und dem Diluvium wie auch lebend eingestellt, welche im Nomenclator palaeontologicus S. 1220 als beizubehaltende Art erscheint; die im Nomenclator S. 1219 ebenfalls als gute beizubehaltende Art bezeichnete T. compressa Brocchi hat unter sich die Hinweisung auf Ligula donacifornis, und bei Ligula donaciformis Nyst. S. 642, die ebenfalls als beizubehaltende Art bezeichnet wird, steht wieder die Hinweisung auf T. compressa Brocchi; im Index kommt S. 333 Ligula donacif. Nyst. aus der mittlern Molasse vor, Tell. compressa Brocchi aber aus der mittlern und obern Molasse erscheint übergangen. Mir scheint der Autor der Benennung Tell. compressa in den beiden erwähnten Verzeichnissen durch ein Versehen nicht richtig angegeben, und in Folge dessen entscheide ich mich für die Bivalve, welche Brocchi zuerst mit der Benennung Tell. compressa belegt hat. Da T. dodacina mit T. compressa am Kienberg im W. Becken und auch sonst gemeinschaftlich vorkommt, so läßt sich gegen die Annahme ihres gemeinsamen Vorkommens auch bei Lapugy nichts Haltbares einwenden.

Da es mir nicht gelungen ist Schalen dieser Art von Lapugy zu erhalten, auch in der vormaligen Ackner'schen Sammlung kein Exemplar von mir aufgefunden worden ist, so möge hier jene Beschreibung ihren Platz finden, welche Herr Dr. Hörnes von dieser Art nach Stücken aus dem W. Tertiärbecken gibt.

„Das Gehäuse ist eiförmig, ungleichseitig, vorne lang und abgerundet, hinten kurz und gekielt, sehr dünn und gebrechlich. Außen ist die Oberfläche von vorne bis ungefähr über die Mitte mit Furchen bedeckt, der übrige Theil der Schale ist glatt; das Schloß besteht in jeder Klappe aus einem oben gespaltenen Zahn, an dessen hinterer Seite sich ein schief stehender lamellenartiger Zahn befindet; außerdem liegt noch in der linken Klappe ein langgestreckter Seitenzahn. Die Nymphen, die zur Aufnahme des äußern Bandes dienen, sind deutlich entwickelt und bilden am obern Rande eine lange Platte. Die Muskeleindrücke sind schwach; der vordere ist länglich eiförmig, der hintere halbmondförmig. Die Mantelbucht ist weit und tief und läuft vom hintern Muskeleindruck gegen den vordern hin, wendet sich unterhalb demselben in einem stumpfen Winkel und kehrt parallel dem Bauchrande bis unterhalb dem hintern Muskeleindruck zurück. Das bezeichnendste Merkmal dieser Art ist aber eine Schwiele, die im Innern vom Wirbel ausgehend an der Seite des vordern Muskeleindruckes sich befindet". Die Größenverhältnisse von Lapugyer Schalen sind mir unbekannt; nach Wiener Stücken bei $^6/_{12}$ W. Z. Länge etwa $^4/_{12}$ W. Z. Breite (Höhe).

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien.

Diese Art kommt nach den Verzeichnissen von D. Stur und von Fr. v. Hauer im Vaterlande noch bei Bujtur vor; — auswärtige Fundorte sind: Enzersfeld und der Kienberg im Wiener Tertiärbecken; Palermo auf Sicilien; Castell'arquato, und Asti in Italien; Leognan in Frankreich; St. Gallen in der Schweiz; Olesko in Galizien und Szuskowce.

bb) Muscheln mit einigen Ausnahmen ringsum geschlossen.

Familie der Conchen.

(Conchae Lam.)

Das Gehäuse ist bald eiförmig, bald verlängert oder nahe kreisrund durch alle Zwischenstufen, oft convex, selten kugelig, mit bald glatter, glänzender, bald längs- oder quergestreifter, zierlich geblätterter, gesta-

chelter, knotiger, höchst regelmäßig gezeichneter Außenfläche. Das Schloß besteht aus drei divergenten Zähnen (Venus), wozu manchmal noch ein vierter (Cytherca) und ein Seitenzahn (Grateloupia) hinzutreten. Das Ligament ist äußerlich, mitunter auf starken Bandwülsten befestigt. Die Muskeleindrücke sind meist kräftig, der vordere fast immer halbmondförmig, der hintere mehr abgerundet. Der Manteleindruck ist sehr verschieden nach den Geschlechtern, bald rund (Venus Cytherea), bald verlängert dreieckig, mit sehr spitzem Scheitel (Dosinia, Cyclina).

Geschlecht TAPES Megerle.

Das Gehäuse ist quer-eiförmig, ungleichseitig, ganzrandig, geschlossen. Das Schloß besteht in beiden Klappen aus drei nahe parallelen oder divergent stehenden Zähnen, die an ihrer Spitze entweder gespalten oder wenigstens gefurcht sind. Die Muskeleindrücke sind eiförmig, die Mantelbucht ist horizontal, eirund und wenig tief.

Das Geschlecht Tapes wurde von J. C. Megerle v. Mühlfeld im Jahr 1811 aus einem Theil der zu Venus gerechneten Gehäuse gebildet*). Man kennt gegenwärtig über 150 lebende, aber nur wenige fossile Arten. Alle sind Meeresbewohner. Während fossile Arten nach Sowerby in den ältesten Sedimentgesteinen vorkommen sollen, bezweifelt Solches der französische Paläontologe Deshayes, wie Dr. Hörnes angibt**). Dieser Gelehrte gibt auch an: Strickland erwähne Tapes aus dem Lias; Phillips aus dem untern Oolith, d'Orbigny habe einige wenige aus der Kreide beschrieben; aus dem Pariser Becken führe Deshaxes 3 Arten an***). Es scheint mir, daß dem Geschäfte der Prüfung sämmtlicher fossiler Venus-Arten behufs durchgängiger Ausscheidung der zu Tapes gehörigen Formen sich noch kein Paläontologe unterzogen habe.

Von den drei Tapes-Arten des Wiener Tertiärbeckens ist bei Lapugy nur Eine bis nun aufgefunden worden.

TAPES GREGARIA *Partsch.*

Hörnes l. c. Taf XI, Fig. 2 a—m.

Das eiförmige, ungleichseitige Gehäuse ist je nach dem Alter mehr oder weniger dick und hat stark eingerollte und sehr vorwärts geneigte

---

*) Philippi (Handbuch der Conchyologie S. 305) und Bronn (Leth. geogn. 3. Auflage, B. III. S. 403) haben Tapes von Venus noch nicht abgetrennt.

**) Hörnes l. c. B. II., S. 112.

***) Hörnes eodem l. S. 112.

Wirbel. Die Außenfläche desselben, im Ganzen glatt zu nennen, ist mit Zuwachsstreifen bedeckt, die mehr oder weniger intensiv sind. Das Schloß bilden in jeder Klappe drei lamellenartige Zähne, von welchen in der rechten die beiden hintern, in der linken die beiden vordern gespalten sind. Von den Muskeleindrücken, welche kräftig sind, ist der vordere klein und halbmondförmig, der hintere groß und rund. Die Mantelbucht ist klein und vorne abgerundet. Die Schalenränder sind nicht gekerbt. — Länge $1^1/_4$ W. Zoll; Breite 1 W. Zoll.

Diese für die Cerithienschichten im Wiener Becken höchst bezeichnende Art, und in denselben in großer Häufigkeit vorkommend, wird bei Lapugy höchst selten gefunden. Da die Straten von Lapugy nicht zu den Ceritherienschichten gehören, so liegt die Vermuthung nahe, daß die wenigen aufgefundenen Exemplare dahin verschwemmt wurden.

Im Vaterlande kommt diese Art noch vor bei Bujtur (nach Ackner), dann besonders bei Szakadat und Schweischer (in der Sammlung des Herrn E. A. Bielz), an letztern beiden Orten charakteristisch für die Ablagerung.

Die sonstigen Fundstätten liegen größtentheils im Wiener Tertiär-Becken, in Podolien, Volhynien, der Krim und in Beßarabien; in W. Becken allein kommt sie auf 23 Punkten vor.

In der vormals Ackner'schen Sammlung. Ob auch in der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets zweifelhaft.

Geschlecht VENUS. Linné.

Das Gehäuse ist gleichschalig, meist etwas ungleichseitig von rundlichem Umrisse, mehr oder minder stark gewölbt, manchmal fast kugelig aufgebläht, ringsum geschlossen. Das Schloß besteht in jeder Klappe aus drei einander nahestehenden, vom Wirbel aus divergirenden regelmäßig geformten Zähnen. Keine Seitenzähne. Der Manteleindruck hat meist hinten eine wenig tiefe Einbucht. Das Ligament ist äußerlich und bedeckt die Lippen der Nymphen.

Von dem großen Linné'schen Geschlechte Venus, das in seiner Totalität nach Bronn 140 lebende und 180 fossile Arten umfaßte (Leth. geogn. 3. Aufl. B. III. S. 404), sind nach und nach viele Arten abgeschieden und in besondere Geschlechter gebracht worden. Dieser Trennung ungeachtet enthält dasselbe gegenwärtig doch noch etwa 100 gut bestimmte lebende Arten. Von den fossilen Arten kommen nach Bronn 4 auf die Kohlenperiode, 2 auf die Salzperiode, 25 auf den Jura, 60 auf die Kreide und 110 auf das Tertiär; doch muß hiebei erwogen werden, daß Bronn die zu Tapes gehörigen Arten auch noch zu Venus

rechnet, sowie daß die aus der Kohlenperiode und Salzperiode stammenden vielfältig zweifelhaft sind. Nachdem nun noch nicht ganz festgestellt ist, wie viele Arten von Venus selbst aus der Tertiärzeit zu Tapes zu rechnen sind, so ergibt sich, daß die Anzahl der fossilen Arten von Venus gegenwärtig durchaus noch nicht genau angegeben werden kann.

Von den 17 Arten des Wiener Tertiärbeckens sind bis nun 14 in den Straten von Lapugy aufgefunden worden. Diese fast völlige Uebereinstimmung in den Arten eines so großen Formenreichthums entwickelnden Geschlechtes bestätigt die nahe Verwandschaft des Wiener Beckens mit unserer Lokalität auf's Neue.

VENUS UMBONARIA *Lamarck.*

Hörnes l. c. Taf XII, Fig. 1 bis 6.

Das Gehäuse von fast vierseitiger Form, stark, oft dickwandig groß, ist auf seiner Oberfläche mit feinen Zuwachsstreifen bedeckt. Das kräftige Schloß unter dem breiten Wirbel besteht in jeder Klappe aus drei Zähnen, (ein vor diesen liegender vierter fehlt gänzlich); der Lunularzahn ist dünn und befindet sich senkrecht unter dem Wirbel, der Cardinalzahn ist sehr stark, in der rechten Klappe dreiseitig, in der linken mehr, weniger gebogen, der Ligamentarzahn ist auch stark, in der rechten Klappe gespalten, in der linken weniger stark, bei alten Exemplaren durch Erosion angegriffen. Die Anheftungsstelle des Ligamentes oberhalb des Schlosses ist bogenförmig geschwungen, ziemlich breit und mit Querfasern versehen. Die Muskeleindrücke sind kräftig; die Mantelbucht breit, tief und etwas zugespitzt. Länge 1$^1/_4$ Wiener Zoll; Breite von demselben Maß.

Diese Art kommt im Vaterlande noch vor bei Bujtur, Limba bei Mühlbach und Korod; auswärtige Fundstätten sind das Wiener Tertiär-Becken, wo sie auf 15 Punkten aufgefunden worden ist; das Subappennin Ober- und Mittelitaliens; Palermo auf Sicilien; die Insel Rhodus, Cefalonien und Sardinien; Leognan, Saucats und Salles in Frankreich; Barcellona, Lissabon; Weinhalde in der Schweiz; Vilshofen in Baiern; Pöls in Steiermark; Rakowitza bei Belgrad; Korytnice in Polen; endlich Oued-Nadar in Algerien.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets und in der vormals Ackner'schen Sammlung (wo sie unter dem Namen V. Brocchii Bronn cursirte).

VENUS DUJARDINI *Hörnes.*

Hörnes l. c. Taf, XIII, Fig. 1 a. b und c.

Meiner wiederholten Besuche unserer Oertlichkeit ungeachtet ist es mir nicht gelungen in den Besitz von Exemplaren dieser Art zu gelangen.

Dr. M. Hörnes gibt von derselben nach Stücken aus dem Wiener Becken nachstehende Beschreibung.

„Das Gehäuse ist fast kugelrund, stark und dickschalig, das Schloß kräftig. Die Oberfläche ist mit mehr oder weniger deutlichen, stumpfen, etwas unregelmäßigen Zuwachsstreifen bedeckt, sonst glatt Das Schloß ähnelt sehr dem der V. umbonaria Lam., unterscheidet sich aber wesentlich dadurch, daß vor den übrigen drei Zähnen in der linken Klappe ein sehr spitzer Zahn sich befindet, dem eine Grube im Schloßrande der rechten Klappe entspricht. Die beiden Muskeleindrücke sind kräftig. Die Mantelbucht, tief und zugespitzt, reicht fast bis in die Mitte der Schale. Der Rand ist glatt.“ Dr. Hörnes bemerkt noch: „V. Dujardini steht in der Mitte zwischen umbonaria und islandicoides und ist von letzterer vielleicht noch schwerer zu trennen“.

Da mir kein Exemplar von Lapugy vorliegt, so kann ich über die Größe der Schalen dieser Oertlichkeit Nichts angeben; im W. Tertiär-Becken erreicht diese Art eine Länge von 1¾ W. Z. und eine Breite von 1½ W. Z.

Diese Art gehört bei Lapugy zu den größten Seltenheiten, während sie im Wiener Tertiärbecken häufig vorkommt.

Sie kommt fossil noch vor: bei Bujtur in unserm Lande; bei Enzesfeld, Gainfahren und Grund im Wiener Becken; bei Roussilon, Perpignan, Saubrigues und Manthelan in Frankreich; dann in Toskana bei Castell'arquato und endlich in Sicilien.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien.

VENUS AGLAURAE *Brong.*

Hörnes l. c. Taf. XIV, Fig. 1—4.

Gleich wie die vorher aufgeführte Art gehört auch diese durch Zeichnung und Größe ausgezeichnete Art zu den größten Seltenheiten bei Lapugy. Dr. Hörnes beschreibt sie in nachstehender Weise:

„Das Gehäuse ist abgerundet-eiförmig, sehr ungleichseitig aufgebläht. Die einzelnen Schalen sind dick und kräftig und an ihrer Oberfläche mit engstehenden, breiten, nach aufwärts gebogenen concentrischen Lamellen bedeckt, die von einander nahestehenden radialen Furchen derart durchkreuzt werden, daß die dadurch entstehenden quadratischen Platten dachziegelförmig von rückwärts nach vorwärts über einander zu liegen scheinen. Die vordere Seite des Gehäuses ist kurz und abgerundet, die hintere leicht zusammengedrückt und wie abgestutzt. Die Wirbel sind sehr stark, die Lunula ist verlängert herzförmig. Das Schloß ist sehr kräftig und besteht in der rechten Klappe aus drei Zähnen, von denen der vor-

derste einfach, dreiseitig und plattgedrückt ist, während die beiden übrigen stark entwickelt in ihrer ganzen Länge gespalten sind. Zwischen den Zähnen befinden sich eben so tiefe Gruben zur Aufnahme der gegenüberstehenden Zähne der linken Schale. Diese hat ebenfalls drei Zähne, von denen der vordere, dreiseitige, der hervorragendste ist; in der Mitte befindet sich der etwas schwächere gespaltene Cardinalzahn, während der letzte nur als eine lange, vertikal stehende Lamelle erscheint. Oberhalb des Schlosses bemerkt man die breiten Anheftungsstellen des kräftigen Bandes. Die Muskeleindrücke sind deutlich sichtbar. Die Mantelbucht breit und tief, etwas zugespitzt. Der Rand ist sehr schwach gekerbt."

Da mir keine Schalen von Lapugy vorliegen, kann ich über die Größen-Verhältnisse hiesiger Exemplare Nichts angeben; in W. Tertiär-Becken erreicht diese Art eine Länge von 4²/₄ W. Z. bei einer Breite von 3³/₄ W. Z. Nach Dr. Hörnes haben die Lapugyer Exemplare diese Größe nicht.

Fossil kommt diese Art anderweitig vor auf neun Punkten im W. Tertiärbecken; ferner zu Belluno, Creazzo und Castell' gomberto bei Vicenza; endlich bei Martigues (Bouches du Rhone) in Frankreich nach Exemplaren der k. Sammlung in Wien.

Nur in der Sammlung des k. Hof-Mineralienkabinets.

VENUS CLATHRATA *Dujardin.*

Hörnes l. c. Taf. XIII. Fig. 3 a—e.

Das abgerundet-herzförmige, etwas aufgeblasene Gehäuse ist vorne abgerundet, rückwärts wie abgestutzt. Die Oberfläche erscheint in Folge concentrischer und radikaler Streifen und Furchen gegittert. Vorne und hinten erheben sich die einzelnen quadratischen Abschnitte wulstförmig. Die herzförmige Lunula ist scharf begrenzt und die Area ziemlich breit und tief. Das starke Schloß besteht in beiden Klappen aus drei starken Zähnen; in der rechten sind die beiden rückwärtigen und in der linken der mittlere an der Spitze etwas gespalten; keine Spur eines Vorderzahnes. Die Muskeleindrücke sind deutlich, die Mantelbucht klein und spitzig, der Rand fein gekerbt. Länge des mir vorliegenden Exemplars 1¹/₄ W. Z. — Breite etwas über 1 W. Z., demnach bedeutend kleiner als das von Dr. Hörnes sub a, b und c abgebildete Wiener Exemplar.

Diese Art sehr häufig im Wiener Tertiärbecken namentlich bei Steinabrunn und Nikolsburg, scheint bei Lapugy zu den größten Seltenheiten zu gehören.

Außer Lapugy und dem Wiener Tertiärbecken (mit fünf Punkten) kennt man als Fundstätten nur noch die Touraine und Pöls bei Wildon.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets und in meiner Sammlung.

VENUS PRAECURSOR *Mayer.*

Hörnes l. c. Taf. XIV, Fig. 5-9.

Das fast kugelrunde Gehäuse ist an der Oberfläche mit feinen, scharfen, concentrischen Lamellen versehen, die sich in geringen Entfernungen wulstförmig vereinigen und der Schale das Ansehn einer stark quergerippten Oberfläche geben; an der ziemlich großen, durch eine tiefe Furche von der übrigen Schale getrennten Lunula laufen die Lamellen jedoch einfach fort. Das kräftige Schloß hat in jeder Klappe 3 Zähne, wozu in der linken noch das Rudiment eines vierten Zahnes kommt. An der rechten Klappe ist der Cardinal- und Ligamentarzahn gespalten, an der linken dagegen nur der stark entwickelte Cardinalzahn. Die Muskeleindrücke sind sehr deutlich, die Mantelbucht sehr klein, der Rand fein gekerbt. Länge und Breite des mir vorliegenden Exemplars 1 W. Z. Nach meinem geringen Material zu schließen sehr selten bei Lapugy.

Auswärtige Fundorte dieser Art sind: Forstenau und Grußbach im Wiener Tertiärbecken; St. Clément in der Touraine, Les Barritz bei Dax in Frankreich und die Azoren.

In der Sammlung der k. Hof-Mineralienkabinets und in meiner Sammlung.

VENUS CINCTA *Eichwald.*

Hörnes l. c. Taf XIII, Fig. 4 a—c.
Eichwald. Leth. Rossica Tab. V, Fig. 14 a, b.

Das quer-ovale, im Umriß etwas eckige Gehäuse ist stark aufgebläht und an der Oberfläche mit engstehenden dünnen Lamellen versehen, welche nach aufwärts gebogen sind und an der Vorderseite, zum Theil auch an der Hinterseite gekerbt und daher wie gekraust erscheinen. An diesen Lamellen sind feine Radialfurchen bemerkbar, die am Grunde der Schale entstehen und oft kaum bis an den Rand der Lamelle reichen. Der Zwischenraum zwischen den Lamellen ist mit feinen concentrischen Streifen ausgefüllt. Die herzförmige Lunula ist durch eine tiefe Furche von dem übrigen Theile der Schale abgegränzt. Das Schloß ist kräftig und mit drei Zähnen ausgestattet, von welchen der Cardinalzahn der stärkste ist. Die Muskeleindrücke ziemlich deutlich; die Mantelbucht sehr klein; der Rand inner gekerbt. Breite meines größten Exemplars $1^{2}/_{12}$ W. Z. Länge $1^{4}/_{12}$ W. Z. Nicht eben selten bei Lapugy.

Venus cincta kennt man anderweitig noch von mehreren Punkten des Wiener Tertiärbeckens; von Zalisce; von Rudelsdorf in Böhmen; von Pöls. Sie kommt im Vaterlande noch bei Pank vor.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets und in meiner Sammlung.

VENUS FASCICULATA *Reuss.*

Hörnes l. c. Taf XIII, Fig. 5 a—c.

Das Gehäuse oval, dreiseitig-rundlich und etwas aufgebläht hat eine kurze Vorderseite und eine mit kaum merkbarem Winkel versehene Hinterseite; der Außenrand daher fast ein ununterbrochener Bogen. Die Oberfläche ist mit gedrängt stehenden und ungleichen concentrischen Rippen von verschiedener Beschaffenheit besetzt; die dem Wirbel zunächst gelegenen (4—5) stehen am weitesten von einander ab und erscheinen als niedrige, ziemlich scharfe Leisten; alle übrigen stehen nahe an einander und bilden fast mit ihrer ganzen Breite auf der Schale aufliegende flache Wülste; etwaige Räume zwischen den Wülsten erscheinen fein concentrisch gestreift; die Rippen (Wülste) erstrecken sich von vorne bis an eine schwache, vom Wirbel zum hintern Ende des Randes hinziehende Kante, von wo an einige, mit Ausnahme der dem Wirbel benachbarten 6—7 sich plötzlich zu dünnen beinahe senkrecht emporsteigenden Lamellen aufrichten und als solche bis zum Hinterrande des Gehäuses fortsetzen, während die dazwischen liegenden sich jede plötzlich in ein Bündel von 3 — 4 parallelen, schmalen, und weniger erhöhten Streifen auflösen, welches ebenfalls bis zum hintern Rande des Gehäuses fortläuft. Das ovale Mondchen, schwach eingedrückt, ist von einer feinen Furche begränzt; die lanzettförmige Area durch eine deutliche Kante von der Hinterseite der Schale gesondert. Das mäßig dicke Schloß ist in beiden Schalen aus drei Zähnen gebildet, wozu in der linken noch ein rudimentärer vierter Zahn tritt. In der rechten Schale ist der vorderste Lunularzahn blattartig, der Cardinalzahn dagegen dreieckig, stark und oben gespalten, desgleichen ist der schiefstehende Ligamentarzahn oben gespalten; in der linken ist der Cardinalzahn stark entwickelt, der Lunularzahn schief gestellt, der vorderste — der vorhin erwähnte vierte rudimentäre — nur ein kleines Knöpfchen und der Ligamentarzahn eine schief stehende Lamelle, welche bereits mit den Lippen der Nymphen verwachsen ist. Die Muskeleindrücke sind ziemlich deutlich; die Mantelbucht wenig tief und zugespitzt; der Rand innen gekerbt. — Länge meiner größten Schalen 1 W. Z.; Breite zwischen 10 und 11 W. Linien, also kleiner als im Wiener Becken. Nicht selten bei Lapugy.

Im Vaterlande kommt diese Art noch bei Pank vor; auswärtige Fundorte derselben sind: das Wiener Becken, wo sie auf 9 Punkten vorkommt; Modena, Siena, Pisa; Salles bei Bordeaux; Rudelsdorf in Böhmen; Szobb bei Gran in Ungarn.

In der Sammlung des k.k. Hof-Mineralienkabinets, in meiner und der des Baron v. Brukenthal'schen Museums, so wie des naturwissenschaftlichen Vereins in Hermannstadt.

VENUS MULTILAMELLA *Lam.*

Hörnes l. c. Taf. XV, Fig. 2 und 3.

Die Oberfläche des herz-eiförmigen, ungleichseitigen, mehr weniger gewölbten Gehäuses ist mit entfernt und senkrecht stehenden dünnen concentrischen Lamellen versehen, welche in gleicher Beschaffenheit von dem einen bis zum andern Rande der Schale verlaufen; der Zwischenraum zwischen den Lamellen erscheint erst unter der Luppe fein concentrisch gestreift. Auf den Lamellen, welche ihrer Zartheit wegen häufig, besonders an die Wirbeln mehr weniger abgebrochen sind, werden bei unsern Exemplaren wohl concentrische Linien, an ihrem Grunde aber keine vertikale Streifen wahrgenommen. Die ziemlich große herzförmige Lunula wird von einer Furche scharf begränzt. Das Schloß ist kräftig; der vierte vordere Lunularzahn tritt bedeutend hervor. Die Muskeleindrücke sind deutlich; die kleine Mantelbucht bildet fast ein gleichseitiges Dreieck; der Rand ist innen gekerbt. — Länge meines größten Exemplars $1^2/_{12}$ W.Z. — Breite 1 W.Z., also etwas kleiner, als im W. Becken. Nicht selten bei Lapugy.

Im Vaterlande kommt diese Art noch vor bei Pank; auswärtige Fundorte derselben sind: das Wiener Tertiärbecken, wo sie auf vielen Punkten (besonders bei Grinzing, Gainfahren und Enzersfeld) vorkommt; etliche griechische Inseln; das Subappennin Italiens mit vielen Punkten; Palermo und Girgenti auf Sicilien; Perpignan, Roussilloo, Saubrigues. St. Jean de Marsacq in Frankreich; Korytnice in Polen; St. Gallen, Luzern, Weinhalde in der Schweiz; Algerien. Sie wurde von mir auch im Walde von Nemesest angetroffen.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets, in meiner Sammlung und der des naturwissenschaftlichen Vereins in Hermannstadt.

VENUS PLICATA *Gmelin.*

Hörnes l c, Taf. XV, Fig. 4 a—c, 5 und 6.

Das mehr weniger gewölbte Gehäuse ist abgerundet, dreiseitig, vorn zugerundet, rückwärts gekielt, auf seiner Oberfläche mit entfernt und senkrecht stehenden dünnen concentrischen Lamellen versehen, welche am Kiele ein Knie bilden, ohne ihre Beschaffenheit sonst zu ändern. Die Zwischenräume zwischen den 5—8 ersten Lamellen sind ganz eben und glatt, dann treten in der Regel Anfangs je eine, hierauf zwei, endlich sogar drei Nebenlamellen in den Zwischenräumen auf; doch kommt

es auch vor, daß einzelne der angegebenen Zwischenräume von diesen Nebenlamellen frei geblieben. Die herzförmige Lunula wird von einer Furche begränzt; die große lanzettförmige Area ist ungleichseitig, da sie auf der linken Klappe eine glatte und scharfkantige, auf der rechten aber eine kleinere rauhe, stumpfkantige Fläche hat. Das kräftige Schloß besteht in jeder Klappe eigentlich nur aus zwei gut entwickelten Zähnen; in der rechten Klappe erscheint der dritte Zahn (der Vorderzahn) nur als eine Lamelle, in der linken Klappe der dritte Zahn (hier der letzte) ganz mit der Nymphe verwachsen. Die Muskeleindrücke sind deutlich; die Mantelbucht ist klein, zugespitzt, fast horizontal; der Rand der Schalen erscheint innerhalb sehr fein gekerbt. Die Dimensionen, welche diese Art bei Lapugy erreicht, vermag ich nicht anzugeben, da ich nur die linke Klappe eines Jugendexemplars von dieser Oertlichkeit besitze; an einem Exemplar von Bujtur messe ich die Höhe mit $1^3/_{12}$ W. Zoll und die Länge mit $1^4/_{12}$ W. Zoll. — Sie scheint bei Lapugy sehr selten zu sein.

Im Vaterlande kenne ich diese Art noch vom Bujtur; auswärtige Fundorte sind: das Wiener Becken, wo sie auf 6 Punkten häufig vorkommt; die subappenninischen Hügel in Italien; Roussillon, Orthez und St. Paul bei Dax, Salles und Leognan bei Bordeaux, Perpignan in Frankreich; St. Gallen und Luzern in der Schweiz; Steiermark; Ungarn; Polen.

In der Sammlung des Hof-Mineralienkabinets, in meiner Sammlung und in der Sammlung des naturwissenschaftlichen Vereins in Hermannstadt.

VENUS HAIDINGERI *Hörnes.*

Hörnes l. c. Taf. XV, Fig. 7 a—d.

Das abgerundet-dreiseitige, schiefe und ungleichseitige Gehäuse, mit kurzem Vorder- und abgestutztem Hinterrande ist schwach gekielt und mehr gewölbt als die Wiener Form. Uebereinstimmend mit dieser ist die Oberfläche der Schalen mit engstehenden, dünnen, wenig hervorragenden concentrischen Lamellen bedeckt, welche vom Wirbel nach dem Rande einander immer näher rücken, sonst regelmäßig auftreten und den rückwärtigen sehr schwachen Kiel unverändert überschreiten. Das kräftige Schloß entspricht ganz dem von V. plicata; vor dem Lunularzahn in der linken Klappe ein Zahnrudiment. Die herzförmige Lunula trennt sich durch eine vertiefte Linie gut ab; die lanzettförmige Area erscheint durch eine tiefe Furche gut begrenzt. Deutliche Muskeleindrücke, kleine spitzige, fast horizontale Mantelbucht und feine sehr regelmäßige Randkerfung. Es lagen mir nur zwei rechte und Eine linke Klappe, welche aber einst

verschiedenen Individuen angehörten, zur Untersuchung vor. Länge der größten Schale $1^2/_{12}$ W. Z., Höhe $^{11}/_{12}$ W. Z. Diese Art scheint bei Lapugy zu den Seltenheiten zu gehören.

Im Vaterlande kommt sie noch vor bei Korod, von wo das Brukenthal'sche Museum in Hermannstadt ein schönes Exemplar besitzt; ferner bei Pank. Sonstige Fundorte sind: Grund und Loibersdorf im Wiener Becken und Grußbach in Mähren.

In meiner Sammlung.

VENUS BASTEROTI *Desh.*

Hörnes l. c. Taf. XV, Fig. 9 a—d.

Das fast dreiseitige, ungleichseitige Gehäuse ist wenig gewölbt und schwach gekielt; die Oberfläche der einzelnen Klappen mit 9—10 breiten concentrischen an die Schale sich anschmiegenden Rippen bedeckt, welche am Winkel des Hinterrandes knieförmig umbiegen und sich sofort in senkrecht stehende Lamellen verwandeln. Der Zwischenraum zwischen den Rippen ist glatt oder mit feinen concentrischen Rippen versehen. Die kleine lanzettförmige Lunula ist von einer feinen Furche begrenzt; die Area ist stark verlängert und bildet den geraden Rücken der Schale. Das kräftige Schloß bilden in jeder Klappe drei Zähne, von denen der Cardinalzahn in der linken Klappe am stärksten entwickelt, der hintere Zahn aber als lange dünne Lamelle mit den Nymphen verwachsen ist. Deutliche Muskeleindrücke, wenig tiefe Mantelbucht, gegen die Mitte der Schale gerichtet; fein und regelmäßig crenulirter innerer Rand. — Länge $^6/_{12}$ W. Z., Breite $^5/_{12}$ W. Z. — Sehr selten bei Lapugy.

Diese Art findet sich im Vaterlande noch bei Bujtur; auswärtige Fundstätten sind das Wiener Becken mit mehreren Punkten; die Hügel bei Turin; Pont-Levoy in Frankreich; Rudelsdorf in Böhmen; Grußbach in Mähren; Pöls bei Wildau in Steiermark; Kralova und Nemesest in Ungarn; Korytnice in Polen; Szukowce und Bialozurka in Volhynien.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets und in meiner Sammlung.

VENUS SCALARIS *Bronn.*

Hörnes l. c. Taf. XV, Fig. 10 a—c.

Die Oberfläche des eiförmig-dreiseitigen, dicken und stark gewölbten Gehäuses ist mit breiten, starken, schief stehenden und an der Kante umgebogenen concentrischen Lamellen bedeckt, von denen jedoch nur 5—6 in der Mitte und gegen den Rand der Klappen stark entwickelt sind. Die

schmalen Zwischenräume, so wie die Lamellen selbst, sind mit feinen, die erstern mit deutlichern, die letztern mit undeutlichen concentrischen Streifen versehen. Die Lamellen behalten von dem vordern bis zum hintern Ende der Klappen gleiche Beschaffenheit, ohne knieförmige Umbiegung. Die Lunula ist groß und lanzettlich, nicht durch eine vertiefte Linie abgegränzt, etwas runzelig; die Area ist sehr lang und glatt. Das kräftige Schloß hat in der rechten Klappe drei und in der linken zwei Zähne, indem der hinterste bereits mit den Nymphen verwachsen ist. Die Muskeleindrücke ziemlich deutlich; die Mantelbucht wenig tief; der Innenrand fein crenulirt. — Länge $^6/_{12}$ W. Z., Höhe $^5/_{12}$ W. Z. Nicht häufig bei Lapugy.

Auswärtige Fundorte dieser Art sind: das Wiener Becken; die Subappenninenformation Italiens; Roussillon in Frankreich.

In meiner Sammlung.

VENUS MARGINATA *Hörnes.*

Hörnes l. c. Taf. XV, Fig 11 a, b, c.

Auf Grund von Exemplaren, welche in der Sammlung des k. Hof-Mineralienkabinets in Wien vorliegen, gibt Herr Dr. Moriz Hörnes in seiner oft erwähnten klassischen Arbeit über die Mollusken des Wiener Tertiärbeckens das Vorkommen dieser Art bei Ober-Lapugy an. Da mir bis zur Stunde keine Lapugyer Stücke derselben zur unmittelbaren Anschauung vorliegen, so kann ich keine spezielle Beschreibung davon geben. Ich lasse daher, in der Hoffnung von Seiten des Herrn Dr. Hörnes*) mich keinem Tadel auszusetzen, die Beschreibung dieser Art nach Stücken aus dem Wiener Becken, wie ich sie bei Demselben finde, folgen:

„Das Gehäuse ist eiförmig, quer verlängert, vorne abgerundet, nach rückwärts etwas zugespitzt und mäßig gewölbt. Die Oberfläche ist mit feinen concentrischen Zuwachsstreifen bedeckt, die häufig abgerieben sind, so daß die Mitte der Oberfläche glatt erscheint, nur gegen rückwärts nahe am Rande, erheben sich diese Zuwachsstreifen in gewissen Entfernungen, so daß dieser Theil der Schale wie mit entfernt stehenden Lamellen bedeckt erscheint. Bei Jugendexemplaren ziehen die Lamellen um die ganze Schale. Die Lunula ist lanzettförmig, von einer feinen Furche begrenzt und mit feinen Radialstreifen bedeckt. Die Area

---

*) Dr. Moriz Hörnes ist leider, seit obige Zeilen geschrieben wurden, ein Raub des Todes geworden.

hingegen ist verschwindend klein. Das Schloß ist kräftig und besteht in jeder Klappe aus zwei divergirenden Zähnen, wozu noch in beiden Klappen ein blattartiger langgestreckter Zahn hinzutritt, der aber meist mit den naheliegenden Theilen verwachsen ist. Die Muskeleindrücke sind nicht sehr deutlich, die Mantelbucht klein und der ganze Rand der Schale an beiden Seiten bis an den Wirbel fein crenulirt, worauf sich auch der Name bezieht". Länge eines mir vorliegenden Wiener Exemplars $^7/_{12}$ W. Z.; Höhe $^6/_{12}$ W. Z. Diese Art scheint mir zu den größten Seltenheiten bei Lapugy zu gehören, da ich bei aller Sorgfalt im Sammeln, während meiner Besuche in Ober-Lapugy keine Schalen erbeuten konnte.

Venus marginata kommt noch vor bei Bujtur im Vaterlande; dann bei Grund, Grußbach, Kienberg, Pötzleinsdorf, Speising, Ebersdorf, Niederkreuzstätten, Vöslau und Hitzing im Wiener Becken; endlich bei Olesko in Galizien.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien.

VENUS OVATA *Pennant.*

Hörnes l. c. Taf. XV, Fig. 12 a—d.

Das kleine, ovale, fast dreiseitige, nahezu gleichseitige, wenig gewölbte Gehäuse ist mit kleinen, wenig gebogenen Wirbeln versehen, seine Oberfläche mit einer großen Anzahl Radialrippen bedeckt, welche von ziemlich entfernt stehenden regelmäßigen concentrischen Streifen durchkreuzt werden. An manchen Exemplaren kommt nach den Beobachtungen des Hrn. Dr. Hörnes bereits in der Mitte oder gegen den Rand eine Spaltung der Radialrippen vor. Das Schloß besteht an der mir vorliegenden rechten Klappe aus drei ungleichen Zähnen. Der hinterste ist der längste und größte und an der Spitze gespalten; der vorderste ist verlängert und verläuft als dünne Platte fast parallel der Lunula; der mittlere ist dreieckig pyramidal. In der linken Klappe ähnelt nach Dr. Hörnes der vordere Zahn dem der rechten Klappe, der mittlere ist minder dreiseitig und an der Spitze gespalten und der hinterste ist als dünne Lamelle mit den naheliegenden Nymphen verwachsen. Die Muskeleindrücke sind ziemlich deutlich, die Mantelbucht klein und abgerundet; der ganze Rand der Schale bis zu den Wirbeln ist fein crenulirt. — Ich besitze nur eine einzelne Klappe dieser netten Art und zwar die rechte. Ich schließe wohl mit Recht, daß sie bei Lapugy zu den größten Seltenheiten gehört. Es stammt diese Schale entweder von einem jungen Thier oder die Art erreichte bei Lapugy überhaupt nicht die Größe, welche sie im Wiener Becken hatte; denn die Länge beträgt nur 2 W. Linien und die Höhe nur $1^1/_2$ W. Linien.

Im Vaterlande kommt diese Art nach den Erfahrungen des Herrn Dr. Hörnes noch bei Bujtur vor; auswärtige Fundorte sind: Grund, Grußbach, Steinabrunn, Gainfahren und Hitzing im Wiener Becken; Wildon in Steiermark; mehrere Punkte des Subappennin; einige Inseln des Mittelmeeres; viele Punkte des südwestlichen Frankreich; Antwerpen; Souton in England; Rothsee bei Lucern; Zukowce und Staro-Poczaiow in Volhynien; die Halbinsel Morea und Algerien. Lebend wird sie angetroffen an den Küsten von Nord-Scandinavien; Drontheim; Schottland; Spanien und Portugal; im Mittelmeer und an der Westküste von Afrika und zwar ziemlich weit nach Süden.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien und in meiner Sammlung.

Geschlecht DOSINIA Scopoli.

Das Gehäuse ist fast kreisrund, linsenförmig, gleichschalig, concentrisch-gestreift oder gefurcht, ganzrandig, geschlossen. Das Schloß ist in beiden Klappen ziemlich ausgebreitet und mit drei divergirenden ungleichen Zähnen versehen, zu denen noch in der linken Klappe, ähnlich wie bei Cytherea, ein vierter sublunarischer hinzutritt; die Lunula ist herzförmig und stark eingedrückt. Die Muskeleindrücke sind deutlich erkennbar, der vordere oval, der hintere fast kreisförmig; die Mantelbucht ist enge, dreiseitig zugespitzt, seitlich von zwei geraden Linien begränzt und reicht häufig bis in die Mitte der Schale.

Die dem Geschlechte Dosinia angehörigen Gehäuse hatte Linné dem Geschlechte Venus eingereiht, von welchem sie Lamarck trennte, um sie seinem Geschechte Cytherea einzuverleiben; später wurden sie auf Grund einer von Scopoli schon 1777 gegebenen Diagnose auch von Cytherea getrennt und sind in jüngster Zeit von Deshayes ebenfalls als ein selbstständiges Geschlecht anerkannt werden.

Die Paläontologen kennen bis jetzt sieben Arten, die in den mittlern und obern Tertiärschichten vorkommen; viel größer ist die Zahl der jetzt in den wärmern und gemäßigten Meeren lebenden Arten. — Die Straten von Lapugy beherbergen nur e i n e von den vier Arten des Wiener Tertiärbeckens.

DOSINIA ORBICULARIS *Agassiz.*

Hörnes l. c. Taf. XVI, Fig. 1 a, b, c.

Die Oberfläche des fast kreisrunden, zusammendrückten, linsenförmigen und dickschaligen Gehäuses ist mit engstehenden concentrischen Strei-

fen versehen, welche nach dem Wirbel hin umgebogen sind; die herzförmige Lunula ist stark eingedrückt und gestreift. Das breite Schloß besteht in jeder Klappe aus drei divergirenden, mehr oder weniger blattartigen Zähnen, von denen der letzte in der rechten Klappe gestreckt und gespalten erscheint; in der linken Klappe kommt noch ein rudimentärer Sublunarzahn hinzu. Die Bandgrube ist breit und lang. Die Muskeleindrücke sind kräftig, der vordere von ovaler, der hintere von mehr runder Form; die Mantelbucht tief und spitzwinkelig; der Rand der Schale nicht crenulirt. Die von Dr. Hörnes der Mantelbucht gegenüber wahrgenommene Eindrückung des Randes konnte von mir wegen Beschädigung der Schalen an dieser Stelle nicht beobachtet werden. Es lagen mir nur drei leider stark beschädigte Schalen zur Untersuchung vor, doch war Schloß und Oberfläche in gut erhaltenem Zustande. Ich entsinne mich, daß diese Schalen von mir in einer ziemlich tief liegenden sandigen Strate gefunden wurden. — Länge der mir vorliegenden größten Schale $2^1/_4$ W. Z.; Breite wenig über 2 W. Z.

Diese Art kommt anderweitig vor im Wiener Becken (auf neun Punkten); bei Asti; La chaux-de-Fonds; Poëls bei Wildon und Guglitz bei St. Florian in Steiermark.

Sehr selten bei Lapugy.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien und in meiner Sammlung.

Geschlecht CYTHEREA Lamarck.

Das Gehäuse ist gleichklappig, ungleichseitig, eirund, quergestellt, außen meist glatt und glänzend, mitunter auch concentrisch gefurcht, seltener mit Lamellen bedeckt. Die Lunula ist fast stets deutlich umschrieben. Das Schloß besteht in der rechten Klappe aus drei divergirenden Zähnen mit einer entfernter und dem Rande parallel stehenden Grube; in der linken Klappe aus vier Zähnen, von denen der vorderste entfernter stehende, gleichsam als Seitenzahn, sich in die gegenüberstehende Grube senkt. Der Mantelrand ist hinten mehr oder weniger ausgebuchtet. Die Bucht ist oval, breit, vorn schief abgestutzt. Das Ligament ist äußerlich und verlängert.

Das Geschlecht Cytherea bilden gewisse ehedem bei Venus aufgeführte Gehäuse, die sich durch das Vorhandensein eines stark entwickelten Seitenzahnes am Schloß (Lamarck) und durch mehr ovale Form (Hörnes) bemerklich machen. Die fossilen Arten der Tertiärstraten sind artenreicher und häufiger, je tiefer man eindringt; während man

aus dem Neogen kaum ein Dutzend kennt, beschreibt Deshayes 61 Arten aus dem untern Tertiär des Pariser Beckens (Hörnes II. B. S. 151). Aus tieferen Straten kennt man nur einige Arten; sie reichen nicht unter die Liasformation (Bronn Enumerator etc. S. 324).

Von den vier Arten des Wiener Tertiärbeckens ist nur e i n e Art bei Lapugy aufgefunden worden, nemlich C. pedemontana, dagegen liegen einige Schalen vor, welche entschieden einer bis jetzt aus dem Wiener Becken noch nicht bekannten Art angehören.

CYTHEREA PEDEMONTANA *Agassiz.*

Hörnes l. c. Taf. XVII, Fig. 1—4; Taf. XVIII, Fig. 1—4.

Die Art varirt sehr in ihrer äußern Form nach den verschiedenen Fundörtern und selbst im Wiener Becken, wie die von Dr. Hörnes herausgegebenen angeführten Abbildungen darthun. Mit Rücksicht hierauf läßt sich nachstehende Beschreibung dieser Art geben:

Das eiförmige vorne abgerundete, rückwärts etwas zugespitzte Gehäuse ist ziemlich gewölbt, dick und geschlossen, mit glatter glänzender Oberfläche, welche an der vordern Seite gewöhnlich bis in die Mitte der Schale mit tiefen Furchen versehen ist. Die Erstreckung dieser Furchen ändert sehr ab, namentlich bedecken sie bei Jugendexemplaren häufig die ganze Schale. Die ziemlich große herzförmige Lunula ist durch eine schwache Furche abgegränzt; die lanzettförmige Area wird ganz von dem wulstförmigen Bande bedeckt, welches bei manchen Exemplaren gut erhalten aufgefunden worden ist. Das Schloß bilden in der rechten Klappe drei kräftige Zähne, vor welchen sich parallel dem Lunularrande eine tiefe Grube befindet, die zwei vordern Zähne stellen dicke, nahe an einander stehende Lamellen dar, der hinterste schließt sich als langgestreckte an der Spitze gespaltene Lamelle dem Arealrande an. In der linken Klappe befinden sich vier Zähne von ähnlicher Bildung; der vorderste derselben, welcher in die vorhin erwähnte Grube der rechten Klappe paßt, macht sich durch seine Querstellung und starke Entwicklung besonders bemerklich. Die Muskeleindrücke sind deutlich; die Mantelbucht ist breit und tief und vorne schief abgestutzt.

Da mir nur die eine Klappe eines Jugendexemplars vorliegt so kann ich füglich über die Größe, welche diese Art bei Lapugy erreichte, Nichts angeben*). — Sehr selten.

---

*) Im Wiener Tertiärbecken sind Exemplare von fast 3⁹/₁₂ W. Z. Länge und 3³/₁₂ W. Z. Höhe vorgekommen.

Im Vaterlande kommt diese Art noch bei Pank vor. Auswärtige Fundstätten derselben sind: Pötzleinsdorf, Speising Ebersdorf, Niederkreuzstätten, Gaudersdorf, Dreieichen, Grund, Mattersdorf, Forstenau, Hitzing im Wiener Tertiärbecken; Asti, Castell'arquato, Modena, Siena in Italien; Perpignan, Salles bei Bordeaux, die Touraine in Frankreich; Rakowitza bei Belgrad; St. Gallen, in der Schweiz; Korytnice und Lipa in Polen.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien und in meiner Sammlung.

CYTHEREA CHIONE *Lamarck.*

Bronn Lethaea geogn 3. Auflage, Band III, Taf. XXXVIII, Fig. 3 a, b, c.

Ich besitze vier rechte und eine linke Klappe, die offenbar fünf verschiedenen Individuen angehörten, da die linke Klappe beträchtlich größer ist als irgend eine der vier rechten. Daß diese fünf Schalen einer und derselben Art angehören, erkennt man auf den ersten Blick, und ich glaube nicht zu irren, wenn ich sie auf Cyth. Chione zurückführe, wozu mich ihre Vergleichung mit einem recenten Exemplar meiner Sammlung aus dem adriatischen Meere bestimmte. Diese Schalen, sämmtlich einst jungen Thieren angehörend, sind eirund-herzförmig, mäßig gewölbt, sehr glatt und glänzend, ein wenig länglicher als die von Bronn gegebene, oben angezogene Abbildung, aber bezüglich der Länge ganz entsprechend dem mir vorliegenden recenten Exemplare. Die Lunula ist herz-lanzettförmig und durch eine Furche gut abgegränzt. Das Schloß bilden in der rechten Klappe, wie bei Cyth. Pedemontana drei kräftige Zähne, vor welchen sich parallel dem Lunularrande die tiefe Grube befindet, in die der vordere vierte, stark entwickelte und zu den übrigen quergestellte Zahn der linken Klappe hineinpaßt; die Stellung und sonstige Beschaffenheit der Zähne ist ganz die von Cyth. Pedemontana. Die Muskeleindrücke sind deutlich; die Mantelbucht ist breit, gegen die Spitze verschmälert und reicht bis in die Mitte der Schalen hinein.

Diesen Schalen fehlt nun allerdings die von Bronn erwähnte feine Radialstreifung, allein es ist hier der Umstand zu berücksichtigen, daß wir Schalen von jungen Individuen vor uns haben und diese nimmt ja Bronn von der genannten Streifung aus. Auch von undeutlichen flachen Querfurchen vorn und hinten an den Schalen deren Bronn erwähnt, finde ich keine Spur an meinen Schalen, allein diese fehlen auch meinem recenten Exemplare und scheinen daher nicht constant zu sein.

Länge meiner größten Schale $^{10}/_{12}$ W. Zoll; Höhe $^{8}/_{12}$ W. Zoll, woraus um so gewisser erhellet, daß ich nur Schalen von jungen Indi-

viduen vor mir habe, da diese Art von einer Länge zwischen drei und vier W. Zoll angetroffen wird.

Diese im Mittelmeer und am Senegal jetzt noch lebende Art kommt fossil nach Bronn im Vaterlande noch bei Bujtur vor; auswärtige Fundorte sind: Bordeaux und Perpignan in Frankreich; — Nizza, Andona, Piacenza, Siena und Calabrien in Italien; Mardolce, Cefali, Melazzo und Militello auf Sicilien; die Halbinsel Morea; Szukowce in Volhynien; die Schweiz; Ramsholt in England; Pozzuoli bei Neapel (quartär).

In meiner Sammlung.

Geschlecht CIRCE Schumacher.

Das Gehäuse ist gerundet oder abgerundet dreiseitig, wenig gewölbt, linsenförmig, nahezu gleichseitig, fest, gleichklappig, ringsum geschlossen. Die Ränder sind ganz und scharf, die Wirbel wenig gebogen und klein. Die Oberfläche ist mit concentrischen Linien und meist außerdem noch mit zickzackförmigen Streifen oder Rippen bedeckt; die Lunula ist herzförmig, eingedrückt und scharf getrennt. Das Ligament ist äußerlich, aber fast ganz verdeckt; das Schloß breit, mit drei divergirenden Cardinalzähnen in jeder Klappe, zu welchen noch in der linken Klappe ein in die Länge gezogener leistenartiger Seitenzahn hinzukömmt, welchem eine tiefe längliche Grube in der rechten Klappe entspricht, die dazu noch an den beiden Längsseiten von je einer erhabenen Lamelle begränzt ist. Die Mantelbucht ist sehr klein, halbkreisförmig.

Das Geschlecht Circe, auch ein Theil von Venus in der Linné-schen Ausdehnung, von Deshayes nur als Unterabtheilung von Cytherea betrachtet, zeichnet sich durch fast gänzlichen Mangel einer Mantelbucht oder doch nur sehr geringe Einbuchtung des Mantels aus. Bei Bronn finde ich dieses Geschlecht noch nicht ausgeschieden von Venus und Cytherea; Philippi erwähnt es in seinem Handbuche der Conchyliologie nur als eine von Gray aufgestellte Abtheilung im Geschlechte Venus. Eine genaue Durchführung der Ausscheidung der in dieses Geschlecht gehörigen Schalen von Venus im Allgemeinen und von Cytherea insbesondere scheint noch nicht vorgenommen worden zu sein. Dr. Hörnes (l. c. S. 157) bemerkt nur, daß die Circen ungefähr eine ähnliche Verbreitung wie die Cythereen haben dürften. Beide fossile Arten des W. Tertiärbeckens kommen bei Lapugy vor.

CIRCE EXIMIA *Hörnes.*

Hörnes l. c. Taf. XIX, Fig. 4 a—c.

Das dreiseitig-eiförmige, zusammengedrückte, ungleichseitige Gehäuse ist vorne verschmälert, nach rückwärts breit und manchmal wie abgestutzt und hat flache, wenig gewölbte Wirbel. Die Oberfläche desselben ist mit feinen concentrischen Streifen versehen; über diesen Streifen werden vorne und rückwärts vom Rande ziemlich starke halbkreisförmige Rippchen wahrgenommen, welche gegen die Mittellinie hin verschwinden oder daselbst in einem spitzen Haken zusammentreffen. Die Lunula ist verhältnißmäßig klein und lanzettförmig. Das Schloß, lang und schmal, besteht in jeder Schale aus drei blattartigen, an ihren Spitzen gespaltenen, stark divergirenden Zähnen, zu welchen noch in der linken Schale ein blattartiger Seitenzahn hinzukommt. Die Muskeleindrücke deutlich sichtbar, der vordere oval, der hintere rund; die Mantelbucht klein und rundlich an der hintersten Stelle ganz nahe am Muskeleindruck. Länge kaum über $^2/_{12}$ W. Zoll; Breite nicht ganz $^2/_{12}$ W. Zoll. — Sehr selten bei Lapugy.

Sonstige Fundorte dieser äußerst netten submikroskopischen Bivalve sind bis jetzt nur Enzersfeld und Pötzleinsdorf im Wiener Becken.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien und in meiner Sammlung.

CIRCE MINIMA *Montagu.*

Hörnes l. c. Taf. XIX, Fig. 5 a—d.

Das abgerundet-dreiseitige, wenig gewölbte Gehäuse ist vorne abgerundet und nach rückwärts etwas verschmälert und mit einer breiten herzförmigen Lunula versehen, welche durch eine feine Furche abgegrenzt ist. Die Oberfläche ist mit feinen concentrischen Streifen versehen und durch Anwachsabsätze mehrmals unterbrochen, — charakteristisch für diese Art. Das ziemlich starke Schloß bilden in jeder Schale drei lamellenartige, stark divergirende Zähne, deren mittelster gedoppelt ist; an diesen schließt sich in der linken Klappe nach vorne der langgezogene ziemlich erhabene Seitenzahn an, welchem in der rechten eine Grube entspricht, die seitlich durch zwei Lamellen begrenzt ist. Die Muskeleindrücke deutlich; die Mantelbucht sehr klein und rund; der Rand der Schale glatt. Länge zwischen $^4/_{12}$ und $^5/_{12}$ W. Z.; Breite $^3/_{12}$ und $^4/_{12}$ W. Z. Selten bei Lapugy.

Diese im brittischen und mittelländischen Meere jetzt noch lebende Art kommt im Vaterlande noch bei Bujtur vor; auswärtige Fundstätten sind das Wiener Tertiärbecken mit 12 Punkten; Siena, Pisa, Asti,

Castell'arquato in Italien; Palermo auf Sicilien, Kalamaki bei Korinth; die Inseln Cypern, Rhodus und Cefalonien; Perpignan und Manthelan in Frankreich; Antwerpen, Rekken; Sutton; Rudelsdorf (Böhmen); Holubica und Olesco (Galizien); Hidas (Ungarn); St. Gallen (Schweiz); Russisch-Polen.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien und in meiner Sammlung.

Familie der Cardiaceen.
(Cardiacea Lamarck.)

Das Gehäuse ist meist kugelig, herzförmig, mit hervorragenden eingerollten Wirbeln; Klappen zum Theil nicht so genau geschlossen wie bei der Familie der Conchen, mitunter mit starker, mehr oder minder verzerter Klaffung zum Durchgange der Siphonen. Schloß ziemlich constant mit Haupt- und Seitenzähnen. Ligament stets äußerlich; zwei Muskeleindrücke, der Manteleindruck in der Regel ohne Bucht, dieser läßt rückwärts einen weiteren Raum als an dem übrigen Umfang, was mit einem bemerkenswerthen Umstande im Baue des Thieres zusammenhängt. Das Thier hat den Mantel bis über die Hälfte gespalten, hinten mit Cirrhen besetzt und in zwei kurze Röhren auslaufend; der Fuß ist je nach den einzelnen Gattungen von verschiedener Form.

Geschlecht CYPRICARDIA Lamarck.

Das Gehäuse ist verlängert-eiförmig, sehr ungleichseitig, gleichklappig. Oberfläche bald glatt, bald concentrisch oder schwach radial linirt, niemals gerippt; der Vorderrand ist sehr kurz, der hintere quer verlängert und meist winkelig. Das Schloß besteht in jeder Klappe aus drei kleinen Zähnen unter dem Wirbel und einem Seitenzahne, der mehr oder minder verlängert oder auch verkümmert ist. Zwei Muskeleindrücke Der Manteleindruck einfach oder hinten kaum buchtig. Ein äußeres Ligament.

Nach den Erfahrungen der Paläontologen (Bronn Enumerator palaeont. S. 302) steigt dieses Geschlecht von den ältesten paläozoischen Schichten durch alle Formationen bis in die Jetztzeit hinauf, hat aber in keiner Epoche zahlreiche Arten gehabt; die meisten fossilen Arten (17 nach Deshayes) kennt man aus dem Pariser Becken; die Anzahl der lebenden belief sich zur Zeit der Abfassung des Enumerator palaeont. auf 13 (S. 302). Die einzige Art des Wiener Tertiärbeckens war zur Zeit ihrer Auffindung daselbst Herrn Dr. Hörnes bereits von Ober-

Lapugy bekannt. Aus Korallenknollen erhielt ich zwei Einzelschalen von Coralliophagen, die in ihrer Gestalt zwar verschieden sich mir doch sogleich als Cypricardien zeigten, als ich sie mit den Abbildungen von Cypricardia transsilvanica Hörnes verglich. Ich glaubte Anfangs meine Funde mit der von Dr. Hörnes aufgestellten, abgebildeten und beschriebenen Art identificiren zu können, allein eine genauere Betrachtung und sorgfältige Vergleichung meiner Schalen mit den Abbildungen und der Beschreibung von Cypric. transs. führten mich zu der Annahme, daß ich Schalen nicht nur verschieden von derselben, sondern auch unter sich selbst vor mir hatte. Ich werde daher zuerst die Beschreibung der Cypric. transs. von Dr. Hörnes, die zum größten Theil nach Lapugyer Exemplaren ausgeführt worden ist, vorausschicken und sodann die lateinischen Diagnosen und die umständliche Beschreibung meiner beiden rechten Klappen folgen lassen, wofür ich zugleich, falls sie neu sein sollten, Namen in Vorschlag zu bringen mir erlaube. Eine dritte Form von Cypricardia fand ich im Vorrathe des naturhistorischen Museums in Hermannstadt.

CYPRICARDIA TRANSSILVANICA *Hörnes.*

Hörnes l. c. Taf. XX, Fig. 5 a bis d.

Das Gehäuse ist verlängert-eiförmig, ziemlich gewölbt, sehr ungleichseitig (Verhältniß der vordern Seite zur hintern = 1 : 3), nach vorne etwas verschmälert, sehr dünn und durchsichtig. Der vordere Theil der Oberfläche ist mit feinen zahlreichen Radialstreifen bedeckt, während der hintere glatt erscheint. Von der Mitte der Schale gegen den Rand bemerkt man ferner in ziemlich bedeutenden Entfernungen Absätze, die beim Fortbau der Schale entstanden sind; diese Absätze sind öfters durch erhabene blätterartige Zuwachsstreifen markirt, selbst die Ränder der Schalen sind etwas umgebogen. Das Schloß besteht in jeder Klappe aus drei langgestreckten blattartigen Zähnen und einem Seitenzahne. Die Muskeleindrücke sind deutlich sichtbar, was bei der Dünne der Schalen bemerkenswerth ist. Die Mantelbucht ist durch eine schwache Einziehung des Mantelrandes kenntlich. — Länge 10 W. Linien; Breite fast 6 W. Linien der mir vorliegenden rechten Klappe.

Diese Art kennt man bis jetzt nur von Lapugy und von Forstenau im Wiener Tertiärbecken, an welch letzterm Ort sie so selten ist, daß bisher nur ein Bruchstück mit dem Schloße gefunden worden ist.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien und in der des naturwissenschaftlichen Vereins in Hermannstadt. Zwei ganz kleine Schalen in meiner Sammlung halte ich für Jugendexemplare dieser Art.

CYPRICARDIA HÖRNESANA *mihi.*

C. testa ovata, valde inaequilatera, antice brevissima, semipellucida, nitida laevigata, primum tunc striis incrementalibus tenuibus confertis signata, dentibus tribus lamellosis, valde protractis in utraque valva, dente unico laterali; impressionibus muscularibus distinctis, antica ovata, postica rotundata; impressione pallii leviter sinuosa.

Das Gehäuse ist eiförmig (mehr kurz als verlängert eiförmig) hinten abgestutzt, sehr ungleichseitig, vorn sehr kurz und in dieser Richtung bedeutend verschmälert, dünn und durchscheinend; der vordere Theil der Oberfläche nicht radial gestreift, sondern die ganze Schale in ihrem obern Theile glatt und glänzend, von der Mitte der Schale gegen den Rand deutliche Zuwachsstreifung, die nach dem Raude immer stärker wird, der Bauchrand ein wenig umgebogen. Das Schloß ganz conform dem von Cypric. transsilvanica besteht in jeder Klappe aus drei langgestreckten blattartigen Zähnen und einem Seitenzahn. Deutliche Muskeleindrücke, der eine länglich, der andere rund; die Mantelbucht bezeichnet eine schwache Einziehung des Mantelrandes. Länge 4 Wiener Linien; Breite fast 3 Wiener Linien. — Sehr selten.

Eine einzige Schale in meinem Besitze.

CYPRICARDIA BRONNANA *mihi.*

C. testa oblongo-ovata, valde inaequilatera, antice et postice pari modo rotundata, semipellucida, nitida, laevigata primum mox striis incrementalibus tenuioribus regularibus confertis signata; dentibus tribus lamellosis valde protractis in utraque valva, dente unico laterali; impressionibus muscularibus distinctis, antica ovata, postica rotundata; impressione pallii leviter sinuosa.

Das Gehäuse ist verlängert-eiförmig, ziemlich gewölbt, ungleichseitig (die vordere Seite sehr kurz, die hintere lang), vorne und hinten regelmäßig zugerundet, hinten etwas verschmälert, dünne und durchschimmernd; die Oberfläche ist nicht radial gestreift, sondern glatt und glänzend; sehr feine Zuwachsstreifung die ziemlich weit hinaufreicht. Das Schloß ganz conform dem bei Cypric. Transsilvanica besteht in jeder Klappe aus drei langgestreckten blattartigen Zähnen und einem Seitenzahn. Deutliche Muskeleindrücke; die Mantelbucht durch eine bedeutende Einziehung des Mantelrandes bezeichnet. Länge $4^3/_4$ Wiener Linien; Breite $2^3/_4$ W. Linien. — Sehr selten. Eine einzige Schale in meinem Besitze.

CYPRICARDIA ACKNERANA *mihi.*

Testa mediocriter ovata, valde inaequilatera, antice paululum attenuata, antice et postice rotundata, semipellucida, laevigata primum tunc denique striis incrementalibus tenuissimis signata, dentibus tribus lamellosis valde protractis in utraque valva, dente unico laterali, impressione pallii leviter sinuosa.

Eine Mittelform zwischen den beiden vorherbeschriebenen. Das ziemlich gewölbte Gehäuse ist eiförmig (verhältnißmäßig länger als Hörnesana, aber kürzer als Bronnana), ungleichseitig (wie beide), vorn deutlich verschmälert, vorn und hinten regelmäßig zugerundet, am Bauchrande geradlinig, fast ein wenig bogig ausgeschnitten, dünne, durchscheinend, der hintere Theil des Schloßrandes erscheint sanft gebogen. Die Oberfläche ist glatt, in der Nähe des Randes bemerkt man mit Hilfe der Luppe zarte Zuwachsstreifen; der Bauchrand ist nicht umgebogen wie bei Cypric. Hörnesana. Das Schloß ganz conform dem bei Cypric. transsil. besteht in jeder Klappe aus drei langgestreckten blattartigen Zähnen und einem Seitenzahne; der Rand ist inwendig nicht gekerbt; die Mantelbucht ist schwach, jedoch conform der bei den vorherbeschriebenen Arten. — Länge $3^3/_4$ W. Linien; Breite $2^2/_4$ W. Linien. — Sehr selten.

Nur eine Schale in der Sammlung des naturwissenschaftlichen Vereins in Hermannstadt.

Geschlecht CARDIUM Linné.

Das Gehäuse ist gleichschalig, mehr oder weniger ungleichseitig, von vorne oder hinten gesehen herzförmig, mit hervorragenden etwas eingerollten Wirbeln; hinten bald geschlossen bald klaffend, meist strahlenartig gerippt und oft zugleich mit Schuppen oder Stacheln besetzt. Das Schloß besteht in jeder Schale aus zwei Zähnen unter dem Wirbel, welche kreuzweise mit denen der andern Schale wechseln, und aus zwei entfernten Seitenzähnen. Der Manteleindruck ist im Allgemeinen einfach, nur bei einer Artengruppe (Adacna) etwas gebuchtet. Das Ligament ist äußerlich, hervortretend, kurz.

Das Geschlecht Cardium, das mehr als 200 jetzt lebende Arten umfaßt, zählt über 250 fossile. Es erscheint zuerst in den silurischen Gebilden — in der devonischen Formation mit 42 Arten (Bronn: Enumerator S. 305 und 306) — geht durch alle Perioden, wird in den Tertiärschichten so häufig, daß darin nach Bronn 120 (Lethea geogn. 3. Aufl. 3. B. S. 385), nach Dr. Hörnes (l. c. S. 172) sogar mehr

Arten vorkommen, als in allen ältern Perioden zusammen, bis es in der Jetztzeit seine höchste Entwicklungsstufe erreicht.

Im Wiener und dem angrenzenden ungarischen Becken haben sich 30 Arten gefunden, von welchen jedoch nur 15 den marinen Schichten des Wiener Beckens angehören. Von diesen 15 marinen Arten sind in den Straten von Lapugy bis jetzt acht Arten aufgefunden worden, wozu noch eine Art hinzukommt, welche von Brocchi bereits aus der subappeninnischen Formation Italiens bekannt gemacht worden ist (Conchiologia fossile subappennina etc. Milano 1843 Volume 2-do. p. 360).

CARDIUM DISCREPANS *Basterot.*

Hörnes l. c. Taf. XXIV, Fig. 1—5.

Das ei-herzförmige, stark gewölbte Gehäuse dieser durch Größe ausgezeichneten Art ist vorne mit einem hervorgezogenen runden, hinten dagegen mit einem fast geraden Rande versehen; die Oberfläche desselben ist vorne mit dachziegelartig über einander liegenden Querlamellen, rückwärts dagegen mit engstehenden, ziemlich feinen, glatten Radialrippen versehen; die beiden Seitenzähne des kräftigen Schloßes sind stark entwickelt; die Bandlamellen am Schloß sind kurz und breit. Große Muskeleindrücke; der hintere Theil des vordern Muskeleindruckes wird durch eine Kalkplatte von grobstängeliger Zusammensetzung ausgefüllt. Der ganze Rand ist entsprechend den Radialrippen sehr fein gekerbt. — Ueber die Größenverhältnisse dieser Art in den Straten von Lapugy vermag ich nichts Verläßliches mitzutheilen *), da mir nur eine sehr beschädigte Klappe vorliegt. Sie scheint bei Lapugy zu den größten Seltenheiten zu gehören.

Im Vaterlande kommt C. discrepans noch vor bei Bujtur. Auswärtige Fundstätten sind: das Wiener Becken, wo sie auf 7 Punkten vorkommt; Cabannes, Saucats, Manthelan, Merinac und Carry in Frankreich; Krätzernbrücke und Stockern bei St. Gallen in der Schweiz; Turin, Serravalle bei Novi und Nizza (?).

Nur in der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien und in meiner Sammlung.

CARDIUM CINGULATUM *Goldfuss.*

Hörnes l. c. Taf. XXV, Fig. 1 a—d

Ich führe auch diese Art auf Grund des Sturischen Berichtes (S. 49) und der Geologie Siebenbürgens (S. 610) als Lapugyer

---

*) Im Wiener Becken kommen Stücke von 4 W. Z. Länge und etwas beträchtlicheren Höhe vor.

Vorkommen auf. Dr. Hörnes gibt B. II, S. 177 seines öfter erwähnten Werkes nachstehende Beschreibung von derselben:

„Das Gehäuse ist groß, herzförmig, vorne rund, rückwärts abgestutzt. Die Schale ist dick, die Oberfläche glatt, glänzend, und mit feinen engstehenden Radialfurchen bedeckt, die gleichsam ebene mit hakenförmigen Zuwachsstreifen versehene Rippen begrenzen, welche wieder gegen den Rand hin von einer in ihrer Mitte herablaufenden Radialfurche in zwei Theile gespalten werden. Die Oberfläche ist ferner mit unregelmäßigen, wulstförmig erhobenen, ringartigen Zuwachsstreifen bedeckt Das Schloß ist kräftig, der untere Mittelzahn und der vordere Seitenzahn besonders stark entwickelt. Die Muskeleindrücke sind verhältnißmäßig tief und man bemerkt auch bei dieser Art unterhalb des vordern Muskeleindrucks noch einen kleineren. Der Rand ist entsprechend den flachen Rippen gezähnt".

Ueber die Länge und Breite (= Höhe) der bei Lapugy aufgefundenen Exemplare vermag ich Nichts mitzutheilen, Stücke von Loibersdorf im Wiener Becken erreichten eine Länge von fast 4 W. Z. bei einer fast gleichen Breite. — Die Art scheint bei Lapugy zu den größten Seltenheiten zu gehören.

Auswärtige Fundorte sind: Loibersdorf im Wiener Becken; Doberge (Westphalen); Leithorst (Hannover); Kassel, Kaufungen (Hessen), Söllingen (Braunschweig); Wolmirsleben (Bernburg); und Hausbach (Baiern).

Nur in der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien.

CABDIUM FRAGILE *Brocchi.*

Brocchi Conchiologia fossile subapennina Taf. XIII, Fig. 4 a u. b.
Hörnes l. c. Taf. XXX, Fig. 6 a—c.

Das fast runde Gehäuse ist stark gewölbt, dünn und zerbrechlich; seine Oberfläche ist glatt, glänzend und mit feinen, sehr engstehenden Radialfurchen bedeckt und dadurch gleichsam gerippt, wahre Rippen treten erst am hintern Theile der Schalen auf. Im Verlaufe des Wachsthums bilden sich mehrmals ringförmige Ansätze. Der ganze Rand der Schalen ist entsprechend den Furchen fein gekerbt. Das Schloß bietet keine besonders bemerkenswerthe Eigenthümlichkeiten dar. Die Muskeleindrücke sind nicht groß, etwas oval, deutlich.

Ich besitze nur ein einziges, etwas verstümmeltes Jugendexemplar, kaum von der Größe des von Brocchi l. c. abgebildeten Stückes, wornach ich die Dimensionen anderer bei Lapugy aufgefundenen Stücke zu

bestimmen unmöglich wagen kann. Im Wiener Becken erreicht diese Art eine Länge und Höhe von $1^{3}/_{12}$ Zoll.

Auswärtige Fundorte dieser gegenwärtig noch an den Küsten von Sicilien lebenden Art sind: Nemesest im benachbarten Banat; Gainfahren, Enzersfeld, Steinabrunn, Forstenau und Grußbach im Wiener Becken; Modena, Castell'arquato, Orciano, Asti, Castell' nuovo, Masserano bei Biella, Rio della Batteria bei Turin; Palermo, Mardolce, Militello und Altavilla auf Sicilien; Carrubare in Calabrien; Tar nt, Pozzuoli bei Neapel; Nizza; St. Jean de Marsac.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets und in meiner Sammlung.

CARDIUM MULTICOSTATUM *Brocchi.*

Brocchi l. c. Taf. XIII, Fig. 2.
Hörnes l. c Taf XXX, Fig. 7 a—c.

Die Oberfläche des schiefen, herzförmigen, manchmal sogar trapezoidal verzogenen, stark gewölbten, dünnen und zerbrechlichen Gehäuses ist mit zahlreichen feinen Radialrippen versehen, die 55 — 60 an der Zahl, zu beiden Seiten eine stärkere Entwicklung haben, während die in der Mitte der Schale hinlaufenden schwächer sind; die Rippen nahe am Rande der hintern Schalenseite sind mit feinen, gebrechlichen, gekräuselten blattartigen Erhöhungen versehen, welche gewöhnlich nur an der hintern Seite erscheinen. Der Schloßrand ist gerade; die beiden Seitenzähne sind stark entwickelt; der Rand der Schalen ist tief gekerbt, der hintere Theil desselben sogar wie gesägt.—Ueber die Länge und Höhe der Schalen aus den Straten von Lapugy kann ich keine Mittheilung machen, da mir keine Exemplare von dieser Lokalität vorliegen; bei einem Exemplare dieser Art aus den Straten von Bujtur fand ich die Länge und Höhe etwas unter 1 W Zoll. — Aeußerst selten bei Lapugy.

Diese Art kommt im Vaterlande noch vor bei Bujtur und wurde von dieser Lokalität von mir unter der Benennung Card. Ackneri Neugb. beschrieben (Verhandl. und Mittheil. des siebenb. Vereins für Naturw. Jahrg. II. pag. 8). Anderweitige Fundorte dieser Art sind: Rhodus, Siena, Modena, Castell'arquato, Asti, Masserano, Saucats, Manthelan, Pont-le-Voy; Hidas in Ungarn und andre.

Nur in der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien.

CARDIUM TARONICUM *Mayer.*

Hörnes l. c. Taf. XXVII, Fig. 3 a—e.

Das fast runde, herzförmige, stark gewölbte, ungleichseitige Gehäuse ist abgerundet und hinten etwas erweitert und mit 20 fast dreiseitigen

gerundeten Rippen versehen, die vom Wirbel nach dem Rande stark zunehmen und auf der Kante eine Spaltungslinie tragen, auf welcher man in gewissen Entfernungen entweder kleine löffelförmige Knoten oder kleine Gruben wahrnimmt, wo dieselben aufgewachsen waren; die Räume zwischen den Rippen stellen vierseitige, stark quer-gerunzelte, canalförmige Furchen dar; an einer der mir vorliegenden Schalen erstreckt sich die Runzelung, wie bei den Stücken von Grund im Wiener Becken, bis zu einem gewissen Grade auch über die Rippen. Das Schloß hat nichts besonders Bemerkenswerthes aufzuweisen. Die Muskeleindrücke sind ziemlich kräftig; der Rand der Innenseite ist entsprechend den Rippen stark gefurcht, doch reichen die Furchen nur bis ungefähr in die Mitte der Schale hinein. Es liegen mir etliche Einzelschalen vor, von welchen die größte nur 7 Linien lang und 6 Linien hoch ist. Entweder ist selbst diese meine größte Schale nur ein Jugendexemplar, oder es erreichte diese Art in dem hiesigen Tertiärmeere die Größe der Stücke des Wiener Tertiärbeckens bei Weitem nicht.

Auswärtige Fundorte sind: das Wiener Becken mit zehn Punkten; Manthelan in der Touraine, Moulin de l'Eglise bei Socats; Poëls bei Wildon und Gugliz bei St. Florian in Steiermark; Kralowa, Bujak bei Waitzen und Hidas bei Fünfkirchen in Ungarn.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets und in meiner Sammlung.

CARDIUM TURONICUM *var.* ?

Es liegen mir drei Klappen vor, welche die Form von C. Turonicum haben, jedoch was die Beschaffenheit ihrer Rippen anbelangt Abweichungen wahrnehmen lassen. Die dreiseitigen Rippen sind Anfangs an der obern Kante abgerundet, doch bald wird die Kante entschieden scharf. Auf dieser nunmehr scharfen Kante der Rippen erheben sich Dornen, die aber nicht zahlreich gewesen und meistens abgebrochen sind; es mögen auf den einzelnen Rippen höchstens vier solcher Dornen vorhanden gewesen sein.

Die mir vorliegenden Schalen sind etwas kleiner als die vorher beschriebenen.

In meiner Sammlung.

CARDIUM ECHINATUM *Linné var.*

In den oft erwähnten beiden Petrefaktenverzeichnissen wird auch einer Varietät des gegenwärtig im Mittelmeere lebenden Cardium echinatum Linné aus den Straten von Lapugy gedacht. Da es mir nicht

gelungen war bei meinen Besuchen in Lapugy in den Besitz von Stücken dieser Varietät von C. echin. zu gelangen, so muß ich mich lediglich darauf beschränken, die Angabe des Herrn Dr. Hörnes, von welchem bekanntlich die erwähnten Verzeichnisse wesentlich stammen, hier zu registriren.

Ich benütze die Gelegenheit in Bezug auf Cardium echinatum Linné hervorzuheben, daß das Gehäuse, abgesehen von den Größenunterschieden, sich von Card. Turonicum wesentlich dadurch unterscheidet, daß die Rippen nicht dreiseitig sondern entschieden vierseitig sind, ferner daß in der Mitte jeder Rippe eine deutliche Rinne hinläuft, in welcher eine fadenförmige, vielfältig unterbrochene Leiste liegt, daß an den unterbrochenen Stellen löffelförmige, mehr weniger zusammengebogene Blätter sich erhoben, die stachelartig hervorstanden und gewöhnlich nur noch nahe dem Rande vorhanden sind, daß diesen löffelförmige Blätter auf den ersten Rippen der Vorderseite der Schalen am Stärksten auftreten, während sie auf den Rippen der Hinterseite sich nur als verlängerte Knötchen darstellen.

Das Exemplar, welches Dr. Hörnes als Varietät von Card. echinatum Linné betrachtet, befindet sich wohl in der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien.

CARDIUM HIRSUTUM *Bronn.*

Hörnes l. c. Taf. XXVI, Fig. 6—9.

Die Oberfläche des kleinen vierseitigen, fast abgerundeten, sehr ungleichseitigen, vorne runden und rückwärts schwach gekielten Gehäuses ist mit 34—35 fast gleichen, ziemlich erhabenen Rippen versehen, auf welchen zahlreiche kuppelförmige, vorne gespaltene Lamellen sich befinden; die Zwischenfurchen sind sehr eng und quergestreift. Die vordern Seitenzähne des Schloßes sind etwas stärker entwickelt als die hintern und der ganze Rand der Schalen tief gekerbt.

Ich besitze nur eine Einzelschale eines Jugendexemplars, welches kaum $1\frac{1}{2}$ Wiener Linie mißt; dieselbe kann offenbar nicht als maßgebend für die Dimensionen anderer im Tegel bei Lapugy gefundenen Exemplare betrachtet werden.

Anderweitige Fundstätten dieser netten Art sind: Steinabrunn im W. Becken; Palermo auf Sicilien; Modena, Castell'arquato und Sutton.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien und in meiner Sammlung.

CARDIUM PAPILLOSUM *Poli.*

Hörnes l. c. Taf. XXX, Fig 8 a—d.

Das kleine manchmal rund-eiförmige, manchmal fast trapezoidale, vorn abgerundete, hinten erweiterte und weniger oder mehr deutlich ge-

kielte Gehäuse ist stets mehr oder weniger schief und ungleichseitig. Ueber die Oberfläche jeder Schale laufen 24—30 Rippen hin, welche bald mehr, bald weniger gewölbt, ferner bald ganz, bald nur am Rande, bald nur an beiden Seiten entweder mit länglichen Knoten oder mit breiten Lamellen besetzt sind; die Zwischenräume mehr oder weniger tief sind bald mit feinen Grübchen versehen, bald fast vollkommen glatt. Das Schloß ist das den Cardien gewöhnliche und bietet nichts besonders Bemerkenswerthes dar. Schwache Muskeleindrücke. Der Rand ist ohne Kerfen obgleich mit Eindrücken, die den Rippen entsprechen. Länge meines größten Exemplars $4^1/_2$ W. Linien; Höhe (= Breite) 4 W. Linien. Es liegen mir mehre, jedoch beträchtlich kleinere Schalen vor.

Diese Art kommt im Vaterlande noch bei Pank und Bujtur vor. Auswärtige Fundorte sind: das Wiener Becken mit 11 Punkten; Rhodus und Cypern; Kalamaki (Isthmus von Korinth); Sicilien; Reggio in Calabrien, Pozzuoli bei Neapel, Monte Mario bei Rom, Monte Pulciano bei Siena, Pisa, Modena, Castell' arquato, Asti, Turin; Marseille, Perpignan, Saubrigues, Leognan, Larriège bei Saucats, Salles bei Bordeaux, Manthelan und Pont-le-Voy in der Touraine; Sutton; Freben; Rudelsdorf in Böhmen; Halubica in Galizien; Hidas in Ungarn; Szukowce, Zalisce und Bilka in Volhynien; Wilhelmshöhe bei Kassel.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien und in meiner Sammlung.

CARDIUM CYPRIUM *Brocchi.*

Brocchi l. c. Taf. XIII, Fig. 14.

In den beiden bereits mehrmals erwähnten Verzeichnissen der Lapugyer Vorkommnisse finde ich auch diese Art aufgeführt. Da mir dieselbe weder von Lapugy noch von einer andern Lokalität vorliegt, so bin ich lediglich auf dasjenige beschränkt, was Brocchi, der sie benannte und zuerst abbildete und beschrieb, über dieselbe mittheilt.

Dieser Gelehrte, der die in Rede stehende Conchilie fraglich für eine Venus hielt, weil ihm die Untersuchung des Schloßes nicht zu Gebote stand, gibt nachstehende Diagnose: „Testa cordiformis inflata, longitudinaliter obsolate striata, latere antico*) sulcis muricatis exasperate apicibus conniventibus, margine argute denticulato“ und beschreibt dieselbe im Wesentlichen folgendermaßen:

---

*) Was Brocchi hier „latus anticum“ nennt ist latus posticum.

Diese Conchilie ist herzförmig, stark aufgeblasen in der Nachbarschaft der Wirbel, welche eingebogen, gegen einander geneigt und in der Mitte der Schloßlinie gelegen sind. Die Oberfläche ist glänzend, glatt und mit höchst zarten Radialstreifen versehen; an der Seite der Schale, welche Linné die Region der pubes nennen würde (also an der hintern Seite) und welche etwas eingedrückt ist, bemerkt man eine große herzförmige Area besetzt mit hervorstehenden Streifen (also Rippchen), welche mit kleinen stumpfen Wärzchen versehen sind. Der Rand der Schale ist fein gezähnt, wie es auch die Transversalrunzeln sind, deren einige auf der Oberfläche auftreten und welche die alte Peripherie der Schalen angeben. Die Beschaffenheit des Schloßes mußte unerörtert bleiben, weil Brocchi nur ein einziges geschlossenes Exemplar besaß und dessen Zerfallen befürchtete, wenn er den Versuch wagte, die fest an einander klebenden Schalen zu trennen. Brocchi fand das vorliegende Stück so ziemlich von gleicher Länge und Breite, — jene betrug $1^{8}/_{12}$ Zoll. — Cardium cyprium muß bei Lapugy äußerst selten sein.

Familie der Luciniden.

(Lucinidae Deshayes.)

Das Gehäuse ist meist linsenförmig, selten viel länger als hoch, gleichschalig, geschlossen; das sehr veränderliche Schloß behält jedoch eine durch alle Gattungen unveränderliche Analogie bei. Einige Arten haben ein einfaches zahnloses Schloß mit starkem Band, andere rudimentäre Zähne. Das oft sehr in die Länge gezogene Band liegt außen am Rande und tritt wenig hervor. Die Muskeleindrücke sind bei allen Arten groß, meist länglich und ziehen sich an den Rand der Schale herab; der Manteleindruck ist einfach, ohne Bucht. Das Thier hat den Mantel vorn offen, hinten mit zwei einfachen Löchern für den Austritt der Excremente und des Wassers, welches die Kiemen umspült hat; der Fuß ist verschieden gestaltet.

Geschlecht LUCINA Bruguière.

Die äußere Gestalt der mit größeren oder kleineren Wirbeln versehenen Schale ist sehr veränderlich, bald linsenförmig, bald aufgebläht kugelig, bald dreieckig; der hintere Theil sehr häufig von dem vordern gewölbteren durch einen Kiel oder eine Furche geschieden. Ebenso veränderlich ist auch das Schloß, welches entweder gar keine Zähne oder nur Hauptzähne und neben diesen gar keinen, einen oder zwei Seiten-

zähne haben kann. Das Schloßband ist zwar immer äußerlich, aber häufig liegen die Bandstützen am Grunde eines tiefen Spaltes zwischen den Klappen, so daß das Band fast innerlich zu sein scheint. Außerordentlich charakteristisch ist die Gestalt der Muskeleindrücke, deren vorderer ein mehr oder weniger verlängertes Band darstellt, welches bis zur Mitte des einfachen, am Rande radial gestreiften Manteleindruckes reichen kann, der hintere aber eiförmig und dem Raude zunächst gelegen ist.

Bronn führt in seinem Enumerator palaeontologicus, der im Jahr 1849 erschien (S. 315, 316 und 317), 137 fossile Arten dieses Geschlechtes auf; in der dritten Auflage seiner Lethaea geognostica vom Jahr 1853—56 (Bd. III. S 387) finden wir die Anzahl der Arten schon um neun höher angegeben. Seit dieser Zeit sind die Arten noch zahlreicher geworden, besonders durch die Forschungen und Arbeiten des französischen Gelehrten Deshayes. Nach Angabe desselben soll die Anzahl der fossilen Arten, die in allen Formationen vertheilt sind, nahe an 300 betragen (Dr. Hörnes II. S. 220), wovon 86 auf das Pariser Becken allein kommen, während früher von dorther nur 25 bekannt waren. Der große Reichthum des Pariser Beckens an Lucinen (86 Arten) entgegen gehalten der weit geringeren Anzahl der jetzt lebenden (35 Arten) hat wohl mit Recht den deutschen Paläontologen Sandberger veranlaßt, wie Dr. Hörnes am vorhin angezogenen Orte angibt, die Ansicht auszusprechen, daß Lucina zu jenen Gattungen gehöre, die ihren Culminationspunkt überschritten hätten.

Von den 19 Arten des Wiener Beckens sind bei Lapugy bis jetzt 13 aufgefunden worden. Dazu kommen noch Lucina lactea (?) Lam. und 11 Formen, die ich keinen Arten subsummiren konnte, welche ich in meinem litterarischen Apparate beschrieben oder abgebildet vor mir hatte.

LUCINA LEONINA *Basterot.*

(In den Verzeichnissen von Stur und v. Hauer LUCINA TIGERINA Bast.)
Hörnes l. c. Taf. XXXII, Fig. 1 a—e.

Das fast kreisrunde, linsenförmige gleichschalige Gehäuse ist concentrisch eng gestreift und radial gefurcht, das Letztere am deutlichsten am vordern und am hintern Theile, in der Mitte dagegen unbedeutend bis zum Verschwinden; das Schloß, ähnlich dem der Cythereen, ist in beiden Schalen breit und mit zwei divergirenden Zähnen versehen, von denen der mehr hervorragende an seiner Spitze gespalten ist, in der rechten Klappe befindet sich außerdem noch ein Sublunarzahn, für den sich in der linken Klappe die entsprechende Grube befindet. Die Lunula ist herzförmig und stark eingedrückt; die Muskeleindrücke sind deutlich, der

vordere bandartig verlängert, der hintere fast kreisrund; der Manteleindruck ist einfach, deutlich und bleibt in gleicher Entfernung vom Schalenrande. Diese Art scheint bei Lapugy zu den Seltenheiten zu gehören. Meine größte Schale hat nur 2 W. Z. Länge und $1^{10}/_{12}$ W. Z. Breite.

Auswärtige Fundorte dieser Art sind: Steinabrunn, Nikolsburg, Austrank, Gainfahren, Pötzleinsdorf, Nußdorf, Purbach am Neusiedler See und Forstenau im W. Becken; Castell' nuovo bei Asti; Saucats und Leognan bei Bordeaux; Goetsch und Dexenberg bei Wildon in Steiermark; Ipalysagh und Fünfkirchen in Ungarn.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien und in meiner Sammlung.

LUCINA GLOBULOSA *Desh.*

(In den Verzeichnissen von Stur und v. Hauer LUCINA EDENTULA Desh.)
Hörnes l. c, Taf. XXXII, Fig. 5 a und b.

Die Schalen des runden, mehr oder weniger gewölbten Gehäuses sind dünn und zerbrechlich; ihre Oberfläche ist mit feinen Anwachsstreifen bedeckt, nur an dem vordern Theile unterhalb des Wirbels runzelig. Das Schloß ist ganz zahnlos, nur am obern Theile der Schale befindet sich eine tiefe Rinne für die Nymphen, an welche das äußere Band befestigt war, wovon auch bei unsern Exemplaren Theile noch vorhanden sind. Die Muskeleindrücke sind wie bei L. leonina, der Manteleindruck ist gegen den Rand mit radialen Streifen versehen. Die bei Lapugy aufgefundenen in meiner Sammlung befindlichen Schalen stehn an Größe den Wiener Stücken bedeutend nach; mein größtes Exemplar hat nur $1^{10}/_{12}$ W. Zoll Länge und $1^{9}/_{12}$ W. Zoll Breite. — Nicht selten bei Lapugy.

Auswärtige Fundorte dieser Art sind; Grußbach, Klobouk bei Mautnitz (Mähren), Kogelberg bei Marz (Ungarn) im W. Becken; Martillac und Leognan bei Bordeaux, Saubrigues bei Dax; Pino und Baldissero bei Turin.

Nur in der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets und in meiner Sammlung.

LUCINA SISMONDAE *Desh.*

Hörnes l. c. Taf. XXXII, Fig. 6 a—c.

Das kleine fast kugelförmige und sehr dünne Gehäuse ist auf seiner Oberfläche mit feinen concentrischen Streifen versehen; im Innern erscheinen die Strahlen radial gestreift; das Schloß ist zahnlos; die Lunula zeigt sich ziemlich deutlich ausgedrückt; die Muskeleindrücke sind

sehr schwach, kaum wahrnehmbar. — Eine sehr große Seltenheit bei Lapugy. — Länge 5 W. Lin.; Breite 4 W. L.

Diese Art kommt anderweitig noch vor bei Steinabrunn und Gainfahren im W. Becken; bei Castell' nuovo bei Asti und bei Holubica in Galizien.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien.

LUCINA INCRASTATA *Dubois.*

(In den Verzeichnissen von St. u. v. H. LUC. SUBSCOPULORUM d'Orbigny.)
Hörnes l. c. Taf. XV, Fig. 1 a—d.

Das runde, linsenförmige, zusammengedrückte Gehäuse hat kleine und stark nach vorne geneigte Wirbel und die Oberfläche mit zahlreichen unregelmäßigen, concentrischen Streifen bedeckt. An der vordern Seite ziehen sich in einem halben Kreisbogen von dem Wirbel gegen den Rand zwei runzelartige Furchen hinab, — bezeichnend für diese Art. Die Schalen sind im Alter dick; an dem zahnlosen Schloß befinden sich lange und tiefe Bandgruben. Die Muskeleindrücke und der Mantelrand wie bei L. leonina; der letztere überdieß noch gestreift. — Häufig bei Lapugy. — Länge $2^3/_{12}$ W. Z.; Breite $2^1/_{12}$ W. Zoll*).

Sonstige Fundstätten sind: das W. Becken mit 16 Punkten; Merignac, Saucats, Marseille, St. Maure in der Touraine; Grötsch bei Wildon; Kralowa und Groß-Marosch bei Gran in Ungarn; Tarnopol, Szukowce; und Weinhalde bei Bern.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien, in meiner Sammlung und der des naturwissenschaftlichen Vereins in Hermannstadt.

LUCINA MULTILAMELLA *Desh.*

Hörnes l. c. Taf. XXXIII, Fig. 2 a—d.

Die beiden öfter erwähnten Verzeichnisse der Lapugyer Versteinerungen in dem Aufnahmsberichte von Stur und in der Geologie Siebenbürgens von Fr. v. Hauer führen übereinstimmend diese Art als ein Lapugyer Vorkommen auf. Ich nehme daher nicht Anstand dieselbe hier aufzunehmen, obgleich es mir nicht gelungen ist sie von Lapugy zu erhalten. Da die bisher aufgeführten Lapugyer Lucinen von den gleichnamigen Wienern höchstens in der Größe abweichen, so werde ich kaum einen Fehlgriff thun, wenn ich hier die Beschreibung folgen lasse, welche Dr. Hörnes von dieser Art gibt.

---

*) Bei dieser Art trifft es sich, daß unsere Exemplare die Wiener an Größe übertreffen.

„Das Gehäuse ist fast rund, linsenförmig, schwach gewölbt und auf der Außenseite mit einer großen Anzahl dünner, leistenartiger, aufrechtstehender Streifen geziert. Die Wirbel sind hervorstehend, zugespitzt und nach vorne geneigt; unter ihnen liegt die kleine, tief eingeprägte lanzettförmige Lunula. Die hintere Seite ist durch eine tiefe Furche ausgezeichnet, welche den hintern Rand gleichsam flügelartig trennt. In der Mitte der Schale bemerkt man bei vielen Exemplaren, namentlich ältern, radiale rippenartige Erhöhungen, die gegen den Rand an Stärke zunehmen. Die Ränder sind in ihrem ganzen Verlaufe einfach. Im Innern der Schale bemerkt man zahlreiche kleine blasenartige Erhabenheiten. Der vordere bandartige Muskeleindruck ist ungemein lang. Das Schloß hat keine Seitenzähne und bloß zwei kleine divergirende Hauptzähne. Die Bandgruben sind weit und tief".

Ueber die Größenverhältnisse dieser Art bei Lapugy, wo sie übrigens zu den größten Seltenheiten gehören muß, kann ich selbstverständlich Nichts angeben.

Auswärtige Fundstätten dieser Art sind: das Wiener Becken (neun Punkte); St. Avit bei Dax, Merignac und Leognan bei Bordeaux; Poëls bei Wildon.

Ich vermuthe, daß Stücke dieser Art durch die Bemühungen des Herrn Dr. Hörnes in der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien vorliegen.

LUCINA HÖRNESANA *mihi.*

L. testa parva, subrotundata, lentiformi, convexiuscula, antice et postice paulum sinuosa, striis lamellosis non numerosis concentricis ornata; umbonibus acutis recurvis; lunula minima, lanceolata, impressa; cardine tridentato, dentibus cardinali uno, lateralibus remotioribus duobus; margine inter utrumque sinum subcrenulato.

Die Schale ist flach, linsenförmig, im Ganzen kreisförmig, gleich unterhalb des Schloßes vorne und hinten ausgebuchtet. Die Oberfläche ist mit entfernt stehenden schmalen hervorstehenden concentrischen Leistchen geziert, welche ihrer Zartheit wegen theilweise abgebrochen erscheinen. Der Wirbel ist etwas hervortretend und stark nach vorne geneigt. Die Lunula ist ganz klein, lanzettlich, tief eingedrückt; gleich unterhalb derselben eine tiefe und breite Furche, welche die vordere Ausbuchtung der Schale verursacht; — dieser entsprechend hinten eine gleich vom Wirbel ausgehende zweite tiefe, viel längere Furche von bogenförmiger Krümmung, welche mit der hintern Ausbuchtung endigt. Die vorhin erwähnten concentrischen Leistchen gehen über diese beiden Furchen weg, erschei-

nen hier jedoch dichter an einander geschoben, besonders vorne mehr nur als Runzeln. In der Mitte des Schloßes befindet sich an der mir vorliegenden linken Klappe eine schiefe längliche Grube für den Cardinalzahn der rechten Klappe, — an den Seiten befinden sich wieder sehr deutlich ausgesprochene Gruben für die Seitenzähne der rechten Klappe; die Ligamentgrube ist lang und tief, jedoch nicht breit. Der Rand der Schale ist inwendig von den beiden Ausbuchtungen an sehr fein gekerbt. Die Muskeleindrücke sind deutlich; der vordere bandartig, der hintere oval. Der Mantelrand ist gut markirt. Länge 8 W. Linien; Breite 7 W. Linien.

Ich glaubte anfänglich diese Schale mit Luc. multilamella vereinigen zu können, fand dieß jedoch entschieden unthunlich, da das Schloß nicht als zahnlos betrachtet werden kann, sondern den Gruben in der linken Klappe nothwendiger Weise Zähne in der rechten Klappe entsprechen müssen; auch wird der hintere Rand der Klappe durch die Furche nicht so entschieden flügelartig getrennt, wie bei Luc. multilamella. Ich besitze eine Schale dieser Art auch von Pank.

In meiner Sammlung.

LUCINA COLUMBELLA *Lam.*

Hörnes l. c. Taf. XXXIII. Fig. 5 a — i.

Jede Klappe des fast kugeligen Gehäuses ist längs der Hinterseite durch eine große Furche getheilt und hat vorne als Einfassung der großen herzförmigen Lunula eine zweite minder beträchtliche Furche; die Wirbel sind spitz und erscheinen über die Lunula hereingebogen Die Oberfläche ist mit sehr regelmäßigen concentrischen Leistchen versehen, welche vorne an der Furche der Lunula aufhören, über die größere Hinterfurche aber fortsetzen. Das kräftige Schloß hat unter dem Wirbel in jeder Klappe zwei Zähne, welche eine tiefe, dreieckige Grube einschließen, der hintere der rechten Klappe und der vordere der linken Klappe sind an der Spitze eingeschnitten; die Seitenzähne sind stark entwickelt, besonders der vordere, welcher konisch zugespitzt und an der Basis etwas zusammengedrückt erscheint. Starke Muskeleindrücke; der schwach radial gestreifte Mantelrand ganz, der Rand der Schale feingekerbt.— Nicht selten bei Lapugy. Diese Art erreicht hier bei gleicher Breite eine Länge von 11 W. Linien.

Im Vaterlande kommt diese Art vor bei Pank, bei Bujtur und am rothen Berg (Reg) bei Mühlenbach. Sonstige Fundstätten sind das Wiener Becken mit 22 Punkten; Saucats, Leognan, Merinac und Cestas bei Bordeaux, St. Paul (Dax), Pont-le-Voy und St. Maur (Touraine), Tartas, Marillon und Salles in Frankreich; Sortino auf

Sicilien; Modena; Hausbach in Baiern; St. Nikolai, Grötsch und Poëls in Steiermark; Szobb, Groß-Marosch, Ipolysaph und Kelenyi in Ungarn; Korytnice, Rava, Holubica, Tarnopol, Zalisce und Shukowce im Polnischen Becken. Lebend am Senegal.

In den Sammlungen des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien und des naturwissenschaftlichen Vereins in Hermannstadt, so wie in meiner Sammlung.

LUCINA BRONNANA *mihi.*

L. testa parva suborbiculata, valde convexa sed non globosa, solida, transversim multilamellata, umbonibus prominulis antrorsis; lunula magna, cordata, sulco obliterato separata; ano magno, ovato lamelloso, sulco mediocri distincto; cardine crasso; dentibus cardinalibus parvis, bifidis, lateralibus crassis, valde prominentibus; margine a cardinis finibus usque ad sulcos subcrenulato, reliquo crenulato; impressionibus muscularibus et palliari bene distinctis.

Das Gehäuse fast kreisrund, stark gewölbt, massiv, mit zahlreichen concentrischen Leistchen verziert; der Wirbel aus der Kreislinie hervortretend, spitz und stark vorwärts geneigt; die Furchen, durch welche Vorder- und Hinterseite der Klappen von dem Mittelstücke abgegränzt werden, schwach; die an der Vorderseite fast verschwindend; der Rand der mir vorliegenden rechten Klappe, welcher am Ausgange der Furchen etwas eingezogen erscheint, ist vom Schloße an zu beiden Seiten bis an den Ausgang der Furchen sehr fein krenulirt, der übrige Theil mit breiten markirten Kerfen versehen; die Muskeleindrücke deutlich, desgleichen der Mantelrand, der von dem einen Muskeleindrucke bis zum andern gleichen Abstand von dem Schalenrande einhält.

Die beschriebene Schale kann, abgesehen von ihrer geringen Größe, nicht mit Luc. columbella vereinigt worden, weil sie nicht kugelig genug ist, weil die Furchen, welche ihr Mittelstück von der Lunula und dem Anus abgrenzen, nicht tief und scharf genug markirt sind, und weil die Lamellen an der Lunula von der Furche an nicht plötzlich in einfache dichte Runzeln übergehen, sondern über die ganze Lunula gehend nur allmählig dünner werden.

Länge der mir vorliegenden Schale $2^2/_4$ W. Linien; Breite $2^3/_4$ W. Linien. — In meinem Besitz.

LUCINA HAUERANA *mihi.*

L. testa parva, ovata, obliqua, antice rotundata, postice detruncata et paululum sinuosa, mediocriter convexa, solida, transversim multilamellata; umbonibus mediocriter prominulis et vix antrorsis; lunula magna, cordata et ano magno ovato sulcis obliteratis dilatatis separatis; cardine solido; dentibus cardinalibus parvis bifidis, lateralibus crassis; margine utraque parte cardinis laevi, ab eo inde crenato; impressionibus muscularibus et palliari bene distinctis.

Das Gehäuse ist quer-oval, etwas schief, vorne abgerundet, rückwärts perpendikulär abgeschnitten und ein wenig ausgebuchtet, schwach gewölbt; die Oberfläche erscheint mit zahlreichen concentrischen Lamellen verziert; die Furchen hinten und vorne sind schwach und sehr breit; die Wirbel mäßig hervortretend und wenig nach vorne gerichtet. Der vordere Muskeleindruck besteht aus zwei zusammenhängenden ovalen Lappen und ist mit einer Kalkrinde belegt, der hintere Muskeleindruck ist deutlich und frei von der Belegung des vordern; der Rand der Schale ist von da an, wo der vordere Muskeleindruck aufhört, bis zu dem perpendikulären rückwärtigen Abschnitte breit- und deutlich-gekerbt; im Innern der Schale laufen nach diesen Kerfen bis an den Mantelrand schwach angedeutete radiale Rinnen; der Mantelrand ist deutlich ausgeprägt und hält sich stets in gleicher Entfernung vom Rande der Schale. Die ohnehin massive Schale erscheint vom Mantelrande abwärts noch mehr verdickt.

Auch diese eben beschriebenen kleinen Gehäuse können nicht als Junge von Luc. columbella betrachtet werden, weil sie nicht kugelig genug und dabei zugleich hinten abgestutzt sind, weil die Furchen, welche die Lunula und den Anus abgränzen, breit und ganz seicht sind, endlich weil die Lamellen an der Lunula nicht plötzlich zu feinen Runzeln abgeschwächt werden.

Länge der in meinem Besitze befindlichen Schalen $2^2/_4$ W. Linien; Breite derselben $2^3/_4$ W. Linien.

LUCINA REUSSANA *mihi.*

L. testa parva, ovata, postice detruncata et sinuosa, mediocriter convexa, solida, transversim multilamellata; lunula magna, cordata, ano magno ovato, sulco anteriore latissimo et obliterato quasi depressione tantummodo, posteriore lato profundo et flexo, cardine solido; dentibus cardinalibus parvis bifidis, lateralibus crassis, margine inde a sulcis crenato; impressionibus muscularibus et palliari bene distinctis.

Das Gehäuse ist rundlich quer-oval, an der hintern Seite dort, wo die Furche den Schalenrand erreicht, etwas abgestutzt, ja ausge-

buchtet, schwach gewölbt; die hintere Furche ist breit und tief und geht in gebogener Richtung zum Rande der Schale, die vordere Furche ist sehr breit und sehr seicht, so daß man sie nur als schwache vom Wirbel ausgehende Depression betrachten kann; die Wirbel sind mäßig hervortretend und wenig nach vorne gerichtet; die Oberfläche ist mit dicht stehenden concentrischen Lamellen verziert; der innere Rand der Schalen ist von der hintern Furche an bis in die Nähe des vordern Muskeleindrucks mit sehr starken Kerfen versehen, von da weiter aufwärts nach dem Schloßrande hin entweder ganz glatt oder doch nur äußerst fein gekerbt. Die Muskeleindrücke und der Mantelrand sind sehr deutlich. Jüngere aber doch ausgewachsene Schalen lassen inwendig auf die Randkerfen hinlaufende Radiallinien wahrnehmen; ältere Schalen haben im Innern eine dünne glanzlose Kalkrinde, die der Mantelrand abschließt.

Auch diese kleine Schalen können nicht als Junge von Luc. columbella betrachtet werden, da sie nur schwach gewölbt, queroval und hinten abgestutzt sind, auch die das Mittelstück der Schalen abgränzenden Furchen ganz anders beschaffen sind.

Länge der größten in meinem Besitze befindlichen Klappen $2^2/_4$ W. Linien. Die Breite hat dasselbe Maß.

LUCINA ORNATA *Agassiz.*

Hörnes l. c. Taf XXXIII, Fig. 6 a, b.

Das kreisrunde, gewölbte Gehäuse hat nur schwache Wirbel, die sich in der Mitte des nur wenig gebogenen Schloßrandes befinden. Die Oberfläche der Schalen ist mit feinen vertieften schiefen Linien bedeckt, welche ein wenig vor der Mitte eine starke Biegung in einem stumpfen Winkel nach aufwärts machen. Das Schloß bilden in jeder Klappe zwei Cardinal- und zwei Seitenzähne, die letztern nicht sehr entwickelt. Die Muskeleindrücke sind wenig entwickelt. Der Rand der Schale ist fein gekerbt. — Aeußerst selten bei Lapugy, von wo ich ein einziges noch dazu sehr kleines Jugendexemplar besitze, so daß ich darauf hin keine Größenangabe zu machen wage.

L. ornata ist im Vaterlande noch gefunden worden bei Bujtur und bei Korod; auswärtige Fundorte derselben sind: das W. Becken, wo man sie von 12 Punkten hat und häufig gewinnt; Merignac, Saucats, Salles, Cestas bei Bordeaux; St. Avit und St. Paul bei Dax; Sausset, Carry, Plan d'Aren, Manthelan und Palmy; Turin; Grötsch und Poëls; Ofen; Otmarsingen in der Schweiz; Szukowce in Volhynien.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien und in meiner Sammlung.

LUCINA BIELZANA *mihi.*

L. testa parva, orbiculari, lentiformi, mediocriter convexa, tenui et semipellucida, striis tenuissimis et densissimis concentricis ornata; lunula parva lanceolata; cardine solido; dentibus in valva dextra cardinali uno et lateralibus duobus; fossa ligamentali interna profunda; margine intus regulariter subcrenulato.

Das fast runde bald etwas breitere bald etwas höhere linsenförmige, mäßig gewölbte kleine Gehäuse hat durchscheinende Schalen und eine mit feinen, sehr dicht stehenden, ziemlich regelmäßig auftretenden concentrischen Zuwachs(?)-Streifen bedeckte Oberfläche; die Lunula ist klein und lanzettförmig; der hintere Theil der Schale, wo eine unter dem Wirbel beginnende breite aber sehr seichte und nicht weit hinabreichende Furche wahrzunehmen ist, ist ein wenig zugeschärft; das kräftige Schloß bildet in der mir vorliegenden rechten Schale Ein Cardinalzahn, zu welchem noch zwei Seitenzähne hinzutreten; unterhalb des Wirbels befindet sich eine lange und tiefe Ligamentgrube; der Rand der Schale ist äußerst fein und regelmäßig gekerbt. Die Beschaffenheit der Muskeleindrücke nicht bestimmbar.

Ich war sehr geneigt die beschriebenen in meinem Besitz befindlichen Schalen als Jugendexemplare der *L. Dujardini* Desh. beizuzählen, allein ich fand sie etwas zu stark gewölbt, da L. Dujardini als „n a h e z u f l a c h" bezeichnet wird; auch ist ein zwar höchst fein-, aber doch entschieden deutlich-gekerbter Rand vorhanden; endlich ist die Schale durchscheinend, während dieser Beschaffenheit der Ausdruck „t e s t a s o l i d a" in der Diagnose von Luc. Dujardini zu widersprechen scheint. — Sehr selten bei Lapugy. — Länge und Breite 3¼ W. Linien.

LUCINA LACTEA (?) *Lamarck.*

Eine mir vorliegende rechte Klappe eines Gehäuses von Lucina hat ganz die Größe und Form der von Dr. Moritz Hörnes Taf. 33, Fig. 7 c des 2. Bandes seines Molluskenwerkes abgebildete Lucina Dujardini Desh.; sie ist fast rund, linsenförmig, zusammengedrückt, nahezu flach, ihre Lunula ist klein und lanzettförmig, die unter dem Wirbel liegende Ligamentgrube ist tief, die Muskeleindrücke sind deutlich, der Rand zeigt selbst unter der Louppe betrachtet kaum eine schwache Crenulirung. Diese Schale unterscheidet sich aber von L. Duj. und nähert sich der L. lactea dadurch, daß sie nicht massiv (solida) und daher in bedeutendem

Grade durchscheinend ist. Auch in dem Mechanismus des Schloßes scheint sie auf der Seite von Luc. lactea zu stehen, denn sie hat außer dem Einen starken Cardinalzahn in der Mitte des Schloßes nur vorne einen schwachen Seitenzahn. Die Verzierung der Oberfläche wird durch schmale, dicht angeordnete, sehr regelmäßige concentrische Leistchen, gleich denen bei Luc. columbella gebildet, welche ich nicht blos als Zuwachsstreifen ansehen kann. — Länge $5^2/_4$ Wiener Linien; Breite 5 W. Linien.

Ich subsummire diese Schale, freilich nur auf spärliche Angabe über L. lactea, welche ich bei Dr. Hörnes gefunden, fraglich unter diese Art. Ich besitze Schalen dieser Art auch von Pank.

In meiner Sammlung.

LUCINA SPINIFERA *Montagu.*

Hörnes l. c. Taf. XXXIII, Fig. 8 a—c.

Die Oberfläche des querovalen, linsenförmigen, hinten geradrandigen und flachen Gehäuses ist mit feinen, blattartigen, concentrischen Leisten versehen, welche am Wirbel von einander entfernter liegen als am Rande und sich am hintern Rande zu Spitzen erheben. Unterhalb der kleinen Wirbel liegt die lange, lanzettförmige Lunula; die Area ist gerade und sehr lange und von den vorhin erwähnten Spitzen eingefaßt. Das Schloß bilden zwei Cardinalzähne und zwei wenig hervorragende, blattartige Seitenzähne. Von den mittelmäßig starken Muskeleindrücken ist der vordere zweilappig. Der Rand der Schale ist nicht krenulirt. Sehr selten bei Lapugy. Länge meiner größern Schale 4 W. L.; Breite 3 W. Linien. Sie gehörte einem Individuum an, dessen Gehäuse etwas gewölbter, als das von Dr. Hörnes abgebildete.

Im Vaterlande ist diese Art noch bei Bujtur angetroffen worden. Auswärtige Fundorte sind: 12 Punkte des Wiener Beckens, überall selten; die Insel Rhodus; Monte Pellegrino auf Sicilien; Lixuri auf Cefalonien; Lomato in Calabrien; Orciano, Modena, Castell'arquato, Castell nuovo, Asti, Nizza, Rio della Batteria und Termo fuora bei Turin, Serravalle bei Tortona und Alvaro bei Genua; Millias bei Perpignan, Roussillon, St. Paul, Saubrigues, St. Jean de Marsac, Leognan, Saucats, Mérignac, Mainot, Cabannes, Pont-le-Voy und Manthelan; Othmarsingen (Aargau), Niederhasli (Zürich), das Ufer der Reuß bei Luzern, Steingrube und Muschelberg bei St. Gallen; Rudelsdorf; Hidas. Lebt gegenwärtig noch in den Meeren um Europa.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets und in meiner Sammlung.

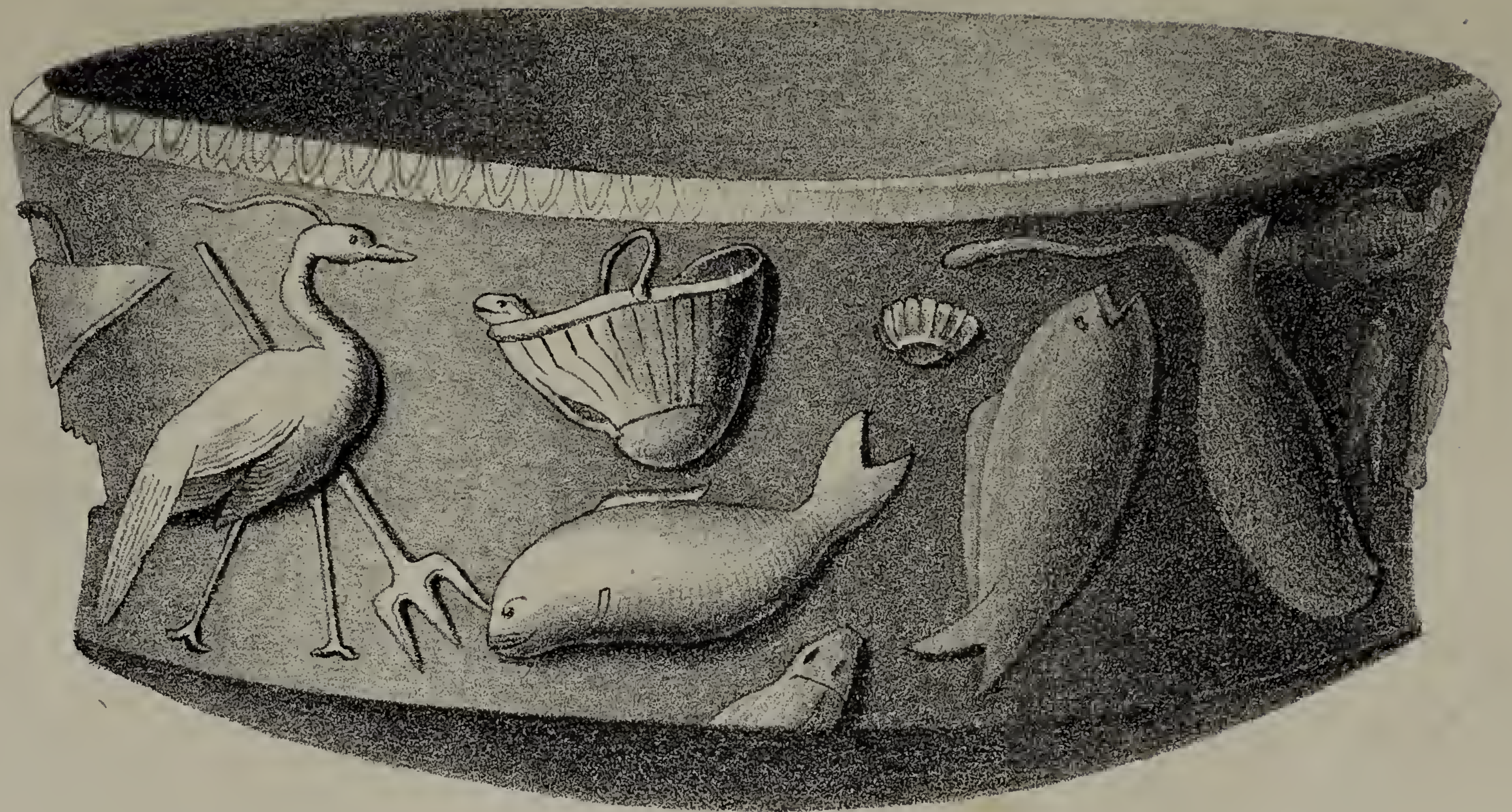


Fig. 1.

natürliche Grösse.



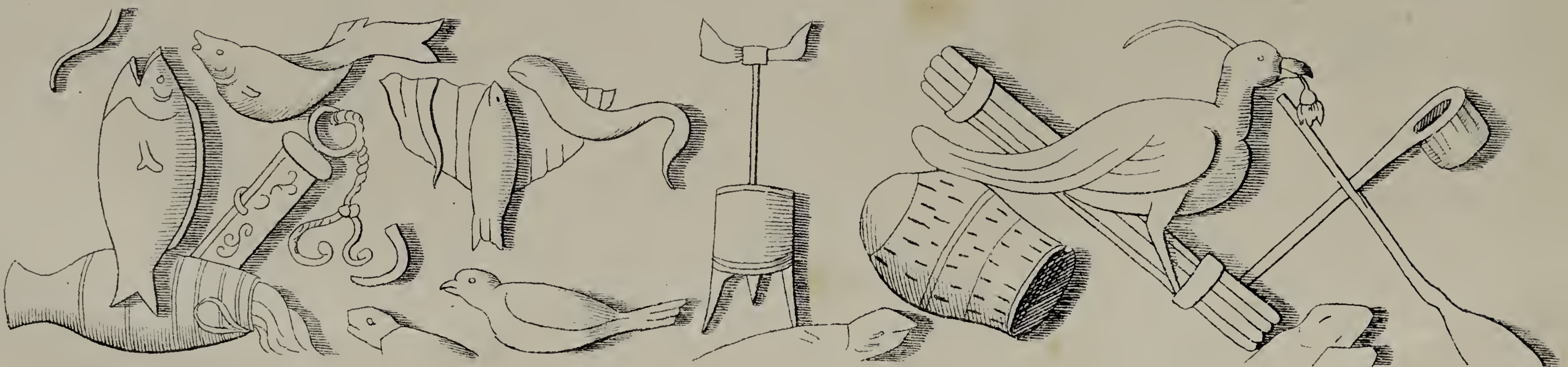


Fig. 2.

Archiv

des Vereines

für

siebenbürgische Landeskunde.

Neue Folge.

Neunter Band.

II. Heft.

Herausgegeben

vom

Vereins-Ausschuß.

Kronstadt, 1870.

Druck und Verlag von Johann Gött & Sohn Heinrich.

1 Landkarte

Nachstehendes Vorwort gehört zu Seite 230.

Vorwort.

Ueber den deutschen Mythen aus siebenb.-sächsischen Quellen, die nun hier, zunächst einem geringeren Theile nach, zur Oeffentlichkeit gelangen, hat alle Ungunst der Verhältnisse gewaltet. Von einem anstrengenden Schuldienst dauernd in Anspruch genommen, konnte ich mich nur von Zeit zu Zeit während der größern Schulferien der Arbeit widmen, die dadurch Jahre lang hingezogen und vielfach unterbrochen wurde. Fachmänner, für die ich schreiben wollte, wissen, was das bei einem solchen Unternehmen zu bedeuten hat. Wenn ich auch mit immer frischer Liebe an dasselbe zurückkehrte, so galt es auch jedesmal von neuem sich in den Wust des Materials hineinzuarbeiten, das bereits Ausgearbeitete von neuem zu übersehen, ehe der Schneckengang nach vorwärts begonnen werden konnte.

Dabei begegnete es, daß ich unterdessen um eine Erkenntniß reicher geworden, eine neue Quelle gefunden, einen Symbolschlüssel entdeckt hatte, der mir plötzlich neue Räume auf einem bereits durchwanderten Gebiet eröffnete und mich zwang schon vollendete Abschnitte von neuem zu überarbeiten. Die literarischen Hilfsmittel, deren mir die Mühlbächer Gymnasialbibliothek nur einige zu Gebot stellte, mußte ich zum Theil aus weiten Fernen heranziehen und oft wieder zurückschicken, ehe ich zu ihrer vollen Ausbeutung Zeit gewonnen; manche habe ich während der ganzen Arbeit schmerzlich vermißt. Ich habe mich aller Mühe gerne unterzogen

und der Verhältnisse Unbill zu verwinden bemüht. Und doch wird hie und da eine Wiederholung, eine Ungleichmäßigkeit der Behandlung, ein sichtliches Ermatten und Hineilen zum Ende die Entstehungsweise meines Werkes merken lassen.

Die leidige Nothwendigkeit als Stückwerk drucken zu lassen, was mit tausend Fäden aneinanderhängt, sich gegenseitig stützt und beleuchtet, kann dem Eindruck des Ganzen auch nicht günstig sein. Es wird dadurch namentlich auch das Register weniger handlich.

Dennoch gebe ich mich der Hoffnung hin, daß Fachgenossen meinem Werk einige Anerkennung zollen werden. Ich glaube darinnen viel werthvolles Material geliefert, manche neue Aussicht eröffnet, manchen Schlüssel zur alten Symbolik geboten, manchen neuen Beitrag zur Naturgeschichte des Mythus gebracht zu haben. Wer meine frühern Versuche auf diesem Gebiete kennt, die nun zum Theil ganz umgearbeitet, hier mitverwerthet wurden, muß mir wenigstens zuerkennen, daß ich nicht still gestanden, daß mir in der Arbeit die Flügel gewachsen sind.

Die Mängel meiner Arbeit sind mir bewußt. Sie ist eben nicht mehr, als was sie nach den Verhältnissen und nach meinen Kräften werden konnte. Ich bin zufrieden, wenn die Freunde, die mich auch diesmal so selbst verleugnend unterstützt haben, anerkennen, daß sie auch nicht weniger geworden ist, wenn fernerstehende Fachmänner ihr die Berechtigung zur Existenz nicht absprechen dürfen.

Broos am 20. October 1870.

Die Conchiferen

des

Tegelgebildes bei Ober-Lapugy

von

J. L. Neugeboren.

(Fortsetzung aus dem 1. Hefte des 9. Bandes, Seite 125.)

LUCINA DEPLANATA *mihi.*

L. testa ovata, transversa, deplanata, subtili, striis concentricis subtilibus numerosis aequalibus interstitiis ornata; umbonibus parum prominulis; lunula et area lanceolatis, praelongis, laevibus; cardine unidentato; margine non crenato.

Das Gehäuse ist quer-oval, sehr flach, dünnschalig, aber nicht durchscheinend, mit concentrischen erhabenen, leistenartig hervorstehenden Linien verziert. Diese Linien werden gegen den Hinterrand der Schale stärker, sind sehr regelmäßig und stehen in gleichen Abständen von einander. Der Wirbel der mir vorliegenden Klappe ist nur sehr wenig hervortretend, so daß der vordere und hintere Schloßrand einen sehr weit offenen Winkel bilden; der hintere Schloßrand ist fast geradlinig. Lunula und Area sind schmal und sehr lang, an letzterer brechen die concentrischen Linien plötzlich ab. In der mir vorliegenden Klappe befindet sich hart am Wirbel

ein etwas schiefes längliches Grübchen für den Schloßzahn der andern Klappe; Spuren eines Grübchens in der Gegend des untern Endes der Lunula für einen Seitenzahn der andern Klappe; eine schmale und sehr lange Bandgrube. — Die eben beschriebene Klappe ist fast 7 W. Linien lang und fast 5 W. Linien breit. Aeußerst selten. — Nur die einzige eben beschriebene Klappe in meinem Besitze.

LUCINA MINIMA *mihi.*

L. testa minima, subovata, transversa, compressa, subtili, striis concentricis non numerosis aequalibus interstitiis ornata; lunula et area lanceolatis, longis, laevibus; umbonibus plus minus prominulis; cardine unidentato.

Das Gehäuse ist kurz quer-oval, ziemlich abgeplattet, dünnschalig mit zarten concentrischen Leistchen verziert, die in gleichen Entfernungen auf der ganzen Schale vertheilt und nicht dicht angeordnet sind. Lunula und Area sind lang, lanzettförmig und glatt. Das Schloß der mir vorliegenden gleichnamigen Klappen besteht in der Mitte aus einer Grube, von welcher nach vorne und nach hinten eine oben zugerundete Leiste in der Richtung des Schloßrandes bis zum Ende der Area und Lunula hinläuft mit kurzer Gabelung am Ende. Der Wirbel tritt mehr oder weniger hervor. Die Schalen sind inwendig glatt; Muskeleindrücke und Mantelrand sind wenig ausgesprochen. — Länge 2 W. Linien, Breite $1^{3}/_{4}$ W. Linien. — Sehr selten bei Lapugy. — Ich besitze nur drei Einzelklappen.

LUCINA DENTATA *Bast.*

Hörnes l. c. Taf. XXXIII, Fig. 9 a—c.

Das kleine Gehäuse, bald fast rund, bald verlängert hufförmig, mehr oder weniger convex, manchmal fast kugelig, hat ziemlich dicke und feste Schalen, deren Oberfläche unregelmäßig, mehr oder weniger stark, concentrisch gestreift ist. Die kleine lanzettförmige Lunula ist scharf ausgeprägt. Das Schloß bilden in beiden Klappen zwei Cardinal-Zähne, von welchen der eine hakenförmig aufgebogen, der andere dagegen blattartig erscheint, dann zwei Seitenzähne und eine tiefe Grube für das Schloßband. Der Schloßrand ist fein und gleichartig gekerbt. Gleich wie im Wiener Becken häufig. — Länge und Breite fast 3 Wiener Linien.

L. dentata kommt im Vaterlande noch bei Pank und Bujtur vor. Auswärtige Fundstätten sind: das Wiener Becken mit 21 Puncten;

Modena und Turin (Rio della Batteria); St. Paul, Saucats, Leognan, Merinac, Cabannes „Pont-le-Voy; Kilwanger (Aargau) und Weinhalde (Bern); Rudelsdorf; Guglitz in Steiermark; Szobb und Hidas; Olesco, Holubica und Szuskowce; Cassel und Bünde.

In den Sammlungen des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien und des naturwissenschaftlichen Vereins zu Hermannstadt und in meiner Sammlung.

LUCINA FUSSI *mihi.*

Testa parvula, suborbiculari, lenticulari solidula; umbonibus prominulis acutis; striis linearibus, regularibus, non confertis, concentricis ornata; lunula parva; testa dextra dente cardinali unico valido pyramidali, dentibus duobus lateralibus lamelliformibus tenuioribus, testa sinistra totidem foveolis dentes recipientibus; impressionibus muscularibus parvis.

Das kleine Gehäuse ist hufförmig wie bei L. dentata, linsenförmig abgeplattet, nicht dünne; die Wirbel treten stark hervor. Die Oberfläche ist mit äußerst zarten, regelmäßigen nicht eben gedrängt stehenden erhabenen concentrischen Linien bedeckt. Das Schloß besteht in der rechten Klappe aus Einem starken dreiseitigen pyramidalen Cardinalzahn und zwei blattartigen schwachen doch deutlichen Seitenzähnen, für welche in der linken Klappe die betreffenden Grübchen vorhanden sind. Die Ränder der Klappen sind nicht krenulirt. Die Muskeleindrücke sind deutlich; der Mantelrand ganz und weit vom Schalenrande zurückgezogen. Es liegen mir nur zwei Klappen von gleicher Größe vor, die demnach als zusammengehörig betrachtet werden können. Länge und Breite 2 W. Linien. Sollte diese Form eine neue Art begründen, so benenne ich sie „Fussi" im Hinblicke auf die Verdienste des Herrn Carl Fuss um die siebenbürgische Naturgeschichte und Käferfauna ins Besondere.

LUCIMA AGASSIZII *Michelotti.*

Hörnes l. c. Taf. XXXIII, Fig. 10 a—d.

Herr Direktor Dr. Hörnes gibt nach Exemplaren aus dem Wiener Becken nachstehende Beschreibung von dieser Art:

„Das Gehäuse ist schief, fast rhombisch nach vorne und hinten erweitert, an der Hinterseite kurz und abgestutzt, der Rücken stark gewölbt. Die spitzen Wirbel sind vorwärts übergebogen und berühren sich beinahe. Die Oberfläche ist mit engstehenden concentrischen Lamellen bedeckt, die in ihrem Verlaufe gekräuselt und umgebogen sind. Manchmal bemerkt

man stufenförmige Absätze, die von dem Wachsthum der Schale herrühren; doch ist dieß kein constantes Merkmal. Das Schloß ist kräftig und besteht in jeder Schale aus zwei Schloßzähnen und zwei nicht minder hervorragenden Seitenzähnen. Der Rand ist dick und innen gekerbt".

Ich habe die bei Herrn Dr. Hörnes gefundene Beschreibung dieser Art gegeben, weil die Oberflächen der mir vorliegenden beiden Klappen etwas abgerieben und namentlich von den engstehenden concentrischen Lamellen nur gerade noch Spuren vorhanden sind; die wahrgenommene Kräuselung der letzten Lamellen und das Vorhandensein der stufenförmigen Absätze ließen aber keine Zweifel an der Identität meiner Klappen mit L. Agass. aufkommen. Sehr selten bei Lapugy. Länge und Breite $2^2/_4$ W. Linien.

Im Vaterlande kommt L. Agassizii noch bei Pank vor. Auswärtige Fundorte sind: Gainfahren, Baden, Niederleis, Steinabrunn, Kienberg und Forstenau im W. Becken; Modena, Turin, Tortona; Saubrigues, St. Jean de Marsac, Bordeaux, Paulmy, Manthelan und Pont-le-Voy; Guglitz in Steiermark; Rudelsdorf in Böhmen; Niederhasli bei Zürich und Rothsee bei Lucern; endlich Zukowce in Volhynien.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien und in meiner Sammlung.

LUCINA RETICULATA *Poli.*

Hörnes l. c. Taf. XXXIII, Fig. 11 a—d.

Die Oberfläche des schiefen, quer nach vorne verlängerten, zusammengedrückten und ungleichseitigen Gehäuses ist mit zahlreichen, häufig sich spaltenden Radialrippen versehen, welche wieder von engstehenden concentrischen Furchen durchschnitten werden, wobei sich die Radialrippen dachziegelförmig aufbiegen; hiezu kommen noch Anwachsringe in unregelmäßigen Zwischenräumen; die lanzettförmige Lunula ist deutlich abgegränzt; das Schloß der mir vorliegenden linken Klappen besteht aus Einem dreieckigen, in der Mitte gefurchten Hauptzahne und ziemlich großen aber schmalen Seitenzähnen, — in der rechten Klappe wurden zwei Hauptzähne beobachtet, der vordere fast senkrecht und breit-dreieckig, der hintere schief und schmal. Der Rand der Schalen ist schwach gekerbt. Die Muskeleindrücke sind schwach, der vordere bandartig; der Mantelrand ist ganz und ziemlich zurückgezogen. Sehr selten bei Lapugy. Länge 4 W. Linien, Breite 3 W. Linien.

Sonstige Fundorte dieser Art sind: Porstendorf, Pötzleinsdorf, Steinabrunn, Nikolsburg und Forstenau im W. Becken; die Inseln Cypern und Rhodus; der Isthmus von Corinth; Monte Pellegrino (Sizilien); Puzzuoli bei Neapel; Asti, Turin; St. Avit und Larrieg; Volhynien. Sie lebt jetzt noch im atlantischen Ocean, im mittelländischen und adriatischen Meere.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien und in meiner Sammlung.

LUCINA EXIGUA *Eichw.*

Hörnes l. c. Taf. XXXIII, Fig. 12 a—c.

Die Oberfläche des quer-ovalen, schiefen, nach vorne verlängerten, ungleichseitigen Gehäuses ist mit ziemlich starken Radialrippen versehen, die gegen den Rand der Schale immer breiter werden und sich nach jedem Wachsthumsabsatze spalten, wo sich dann keilartig neue Rippen einschieben. Ueber alle Rippen gehen concentrische Furchen und in gewissen Zwischenräumen treten denselben parallel scharf markirte Wachsthumsabsätze auf. Die Wirbel sind ziemlich entwickelt und unter denselben befindet sich eine gut ausgeprägte Lunula. Das Schloß bilden in der rechten Klappe zwei Hauptzähne, von denen der hintere an der Spitze gespalten ist, in der linken Ein starker dreiseitiger Hauptzahn, in dessen Mitte eine Furche sich zeigt; die starken Seitenzähne befinden sich weit entfernt von den Kardinalzähnen. Der Rand erscheint entsprechend den Radialrippen gekerbt. Die Muskeleindrücke sind schwach; der Mantelrand ganz, ziemlich zurückgezogen. Selten in den Straten von Lapugy; ich besitze eine größere und vier kleinere Schalen. — Länge meines größten Exemplars $2^2/_4$ W. Linien, Breite 2 W. Linien.

Diese zierliche Art findet sich im Vaterlande noch bei Bujtur; auswärtige Fundstätten sind: Monte Pellegrino; Asti; Millias bei Perpignan; Rudelsdorf; Zukowce; Coral Crag von Sutton.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien und in meiner Sammlung.

LUCINA SINUOSA *Donovan.*

Hörnes l. c. Taf. XXXIV, Fig. 1 a—d.

Diese Art gehört zu den größten Seltenheiten bei Lapugy, denn es ist bis jetzt nur ein einziges Exemplar aufgefunden worden, welches im k. k. Hof-Mineralienkabinet in Wien aufbewahrt wird. Bei diesem

Umstande bleibt mir wieder nichts Anders übrig, als hier die Beschreibung zu substituiren, welche Herr Dr. Hörnes von dem im Wiener Becken aufgefundenen Stücken gibt.

„Das Gehäuse ist oval, etwas sechsseitig. schief, gewölbt, glatt. Die Wirbel sind kurz und schief eingebogen. Die Vorderseite ist kurz, schief abgestutzt und ganz von der großen herzförmigen, doppelt umkielten Lunula eingeschlossen; die hintere Seite ist viel länger und zeigt zwei große, durch tiefe Furchen getrennte Falten, welche die lange spitze Area einschließen. Ueber die Mitte der Schale laufen noch zwei deutliche Radialrippen, die sich vom Wirbel aus gegen den Rand gabelförmig theilen. Das Schloß ist zahnlos. Der vordere Muskeleindruck ist ziemlich breit und ungefähr noch einmal so lang, als der hintere. Gegen den Rand ist die Schale längs dem Mantelrande von tiefen Furchen durchzogen."

Ueber die Größenverhältnisse dieser Art bei Lapugy vermag ich selbstverständlich Nichts anzugeben; im W. Becken erreicht sie eine Länge von fast 1¼ W. Z. bei einer Breite von 1 W. Z.

Außer Lapugy und Grund, Windpassing, Grußbach und Forstenau im Wiener Becken ist diese Art noch gefunden worden: bei Turin, im Crag Englands und auf Sicilien. Sie wird lebend angetroffen im Mittelmeere und an den Küsten von England, Schottland, Nord-Skandinavien und den canarischen Inseln.

Nur in der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien.

LUCINA LAPUGYENSIS *mihi.*

L. testa minima, trapezoidali, transversa, inaequilaterali (latere antico breviore), subconvexa, lamellis concentricis primum angustissimis tum latioribus, item quinque costis radialibus validis ab umbone exeuntibus in quaque valva ornata; sulcis inter costas dimensionis costarum, interjectis demum costis secundariis una vel binis; umbonibus prominulis, antrorsis; lunula minima; cardine tridentato, dente cardinali valido, duobus lateralibus vero obsoletis; impressionibus muscularibus et palliari bene perspicuis, margine crenato.

Das Gehäuse ist etwas quer-verlängert, trapezoidal, fast rechteckig, an den Ecken abgerundet, ungleichseitig, vorne länger, hinten kürzer (der vordere Theil des Schloßrandes geradlinig), nicht beträchtlich gewölbt, mit 5 breiten und starken Radialrippen versehen, welche durch 4 eben so starke Furchen von einander getrennt sind. Am untern Rande schieben

sich in die vordere Furche Eine und in die hintere zwei schwache Rippen ein. Die erwähnten Furchen bewirken an dem Rande der Schalen ebensoviele Ausbuchtungen, von welchen die am Vorder- und Hinterrande die beträchtlichsten, die beiden am Unterrande dagegen nur sehr schwach sind. Die Oberfläche ist mit dichtstehenden Leistchen verziert, welche schon am Wirbel beginnend Anfangs als dünne erhabene Linien sich darstellen, bald immer mehr an Breite zunehmen. Die Wirbel stehen hervor und sind stark nach vorne geneigt. Die Lunula ist ganz klein und unter die Wirbel hineingerückt. An der mir vorliegenden rechten Klappe erkenne ich Einen starken dreiflächigen Hauptzahn und rudimentäre Seitenzähne, von denen der vordere dem Hauptzahn näher und stärker entwickelt ist. Die Bandgrube ist analog dem hintern Theile des Schloßrandes bogig gekrümmt und sehr deutlich. Die Muskeleindrücke und der Mantelrand sind deutlich. Die über die Schale nach dem untern Rande hinlaufenden Rippen lassen diesen innerhalb breit-gekerbt erscheinen. Ich kenne nur die mir vorliegende rechte Klappe meiner Sammlung. Länge 3 W. Linien, Breite $2^1/_4$ W. Linien.

LUCINA BEJRICHANA *mihi.*

L. testa minima orbiculari, lenticulari, subplana, tenui, primum laevi, tum striis concentricis lamelliformibus, interstitiis crescentibus ornata; umbonibus antrorsis; lunula minima, lanceolata, admodum impressa; cardine tridentato, in dexta valva scilicet uno et in sinistra duobus dentibus cardinalibus; impressionibus muscularibus bene perspicuis, impressione pallii obliterata; margine subcrenulato.

Das kleine Gehäuse ist fast kreisrund, linsenförmig, flach, sehr dünnschalig; die Wirbel stehen nicht hervor, sind aber stark nach vorn geneigt; unterhalb derselben die kleine lanzettförmige tief eingeprägte Lunula, in Folge deren die Klappen wie ausgeschnitten erscheinen. Die Oberfläche ist bis zu $^1/_3$ der Schale glatt, dann werden concentrische erhabene, dicht stehende Linien bemerkbar, die immer stärker werden und zugleich mehr Zwischenraum sehen lassen. Das Schloß besteht in der rechten Klappe aus Einem länglichen Hauptzahne, neben welchem zwei Grübchen wahrgenommen werden, in der linken Klappe aus zwei Cardinalzähnen analog dem in der rechten Klappe, zwischen welchen die längliche Grube für den Hauptzahn der rechten Klappe sich befindet; in beiden Klappen biegt sich um die Lunula eine von den Hauptzähnen ausgehende blattartige Lamelle; die Ligamentgrube ist deutlich und von der Biegung des Schloßrandes. Die Muskeleindrücke sind deutlich, der Mantelrand

kaum bemerkbar. Das ganze Innere der Schale ist glasig glänzend. Der Rand ist gekerbt. — Breite und Länge 2 W. Linien. — Aeußerst selten, da ich nur Ein Exemplar besitze.

Familie der Erycíniden.

(Erycinidae Desh.)

Das Gehäuse ist fast immer klein, dünn, glatt und glänzend; die Klappen sind, mit wenigen Ausnahmen, vollständig geschlossen. Das Schloßband ist im Allgemeinen sehr klein und im Innern auf ein Grübchen in einem Ausschnitt beschränkt, dessen Scheitel den Winkeln entspricht. Dieß Grübchen theilt den Scheitelrand und verschmälert ihn gerade an der Mittelstelle, wo er bei allen andern Blattkiemern am breitesten und dicksten zu sein pflegt. Das Schloß ist einfach und besteht meist aus einem kleinen Zahn in jeder Seite der mittlern Vertiefung. Die Muskeleindrücke sind, der dünnen und durchsichtigen Schalen wegen, meist schwer zu erkennen. Bei mehreren lebenden und fossilen Arten kann man sie dennoch als klein, nahezu gleich und ganz am Ende der Schale gelegen bemerken. Der Manteleindruck ist einfach, mitunter undeutlich, oft nur eine schmale verwischte Linie, gleichsam rückwärts eingebuchtet, mehr oder weniger dem untern Schalenrande genähert. Die Innenseite ist selten ganz glatt, häufig radial gestreift, wie bei den Lucinen.

Geschlecht ERYCINA Lam.

Das Gehäuse ist klein, dünn, zerbrechlich, durchscheinend, glatt und glänzend, meist zusammengedrückt, selten kugelig; wenige Individuen gleichseitig, bei den meisten bald die Vorder- bald die Rückseite hervortretend. Die Wirbel sind klein und wenig vorragend, gegenüberstehend oder kaum nach vorne geneigt. Lunula und Area sind nicht scharf geschieden. Das auf dem schmalen Scheitelrande befindliche, nur unter starker Vergrößerung erkennbare Schloß ist am deutlichsten durch die Grube des Schloßbandes charakterisirt. Diese Grube liegt in einem dreieckigen Ausschnitte, der die ganze Breite des Scheitelrandes durchschneidet und ihn gerade an der Stelle bedeutend verschmälert, an der er bei andern Familien am breitesten und stärksten ist. Am Scheitel dieses Grübchens haftet ein sehr kleines innenständiges Band an einer kleinen nach rückwärts geneigten Narbe; an dessen Vorderrand stehen zwei, öfters nur Ein Cardinalzahn,

der ziemlich oft verschwindet, so daß nur die Seitenzähne bleiben. Die Seitenzähne sind im Allgemeinen auf der rechten Klappe hervorragender als auf der linken, in deren Grübchen die entgegengesetzten Zähne eingreifen. Der vordere Seitenzahn steht dem Mittelpunkte des Schlosses näher als der hintere, beide sind schmal, dünn und an dem der Bandgrube näheren Ende abgestumpft. Die Muskeleindrücke sind mitunter wegen der dünnen durchscheinenden Schalen kaum oder gar nicht wahrnehmbar; an allen Arten, wo man sie beobachtet hat, sind sie eirund, fast gleich groß und liegen an beiden Enden in gleichmäßiger Entfernung. Der Manteleindruck ist beständig einfach.

Bronn führt in seinem Enumerator palaeontologicus (S. 333) 25 fossile Erycinen auf, von welchen drei der devonischen Formation der Kohlenperiode, dreizehn der untern, Eine der untern und mittlern; drei der mittlern und fünf der obern Molasse angehören. Diese Anzahl ist durch weitere Funde in neuester Zeit sehr vermehrt werden und es sind gegenwärtig aus dem Pariser Becken (untere Molasse, Eocen) allein nicht weniger als 47 Arten bekannt gemacht. In den spätern Ablagerungen nimmt die Anzahl der Arten auffallend ab, so daß man gegenwärtig nur wenige Arten aus den Neogenschichten und den europäischen Meeren kennt, (Hörnes II, S 251). Von den fünf Arten des Wiener Beckens ist bei Lapugy nur eine einzige aufgefunden worden.

ERYCINA*) AMBIGUA *Nyst.*

Hörnes l. c. Taf. XXXIV, Fig. 7 a—d.

Da mir nur Eine und dazu noch etwas beschädigte Valve dieser Art von Lapugy vorliegt, die Schalen aber hinsichtlich des Schlosses nicht gleich gestaltet sind, so erlaube ich mir hier die vollständige Beschreibung folgen zu lassen, welche Herr Dr. Hörnes von dieser Art aus dem W. Becken gegeben hat.

„Das Gehäuse ist queroval, manchmal elliptisch, sehr ungleichseitig, die vordere Seite stark erweitert, an beiden Seiten abgerundet. Die

---

*) In den beiden öfter erwähnten Verzeichnissen der Petrefacten von Bujtur, Lapugy und Pank wird übereinstimmend aufgeführt Kellia ambigua Nyst; ich finde in dem zweiten Bande der fossilen Molusken des Tert.-Beckens von Wien den Genus-Namen Kellia von Dr. Hörnes nach dem Vorgange von Deshayes eingezogen, und dafür Erycina angenommen, daher wir, da die fragliche Bivalve auch im W. Beken vorkommt, statt jener Kellia ambigua hier die Erycina ambigua aufgeführt sehen, wie sie auch von Nyst genannt worden war.

Schale ist dünn und zerbrechlich, die Oberfläche glatt und glänzend. Die Wirbel sind wenig eingerollt, kaum über den Schalenrand hervorragend; unterhalb derselben liegt die ziemlich lange Bandgrube. Das Schloß besteht in der linken Klappe aus einem ziemlich starken aufwärts gebogenen Zahne, dem eine Grube in der gegenüberliegenden Klappe entspricht, und aus zwei linearen, kaum angedeuteten Seitenzähnen; ebenso in der rechten Klappe. Die Muskeleindrücke sind nicht sichtbar. Der Manteleindruck ist ganzrandig und ziemlich hoch hinaufgerückt." Länge 5 W. L; Breite fast 4 W. L. Sehr selten bei Lapugy; unter meinen vielen Minutien habe ich nur eine einzige Klappe aufgefunden.

Auswärtige Fundstätten dieser Art sind: Grund, Pötzleinsdorf und Rițing im W. Becken; der Crag von Antwerpen und Calloo in Belgien; und der Crag von Sutton, Walton, Naze und Chillesford in England.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralien-Kabinets in Wien *) und in meiner Sammlung.

Familie der Crassatelliden.

(Crassatellidae Gray.)

Das Gehäuse ist gleichschalig, dickschalig, dreieckig bis kreisförmig, geschlossen. Das Schloß hat zwei Cardinalzähne, und neben denselben eine breite oberflächliche Grube für das Ligament; dieses ist innerlich und sitzt in der eben erwähnten Grube. Zwei Muskeleindrücke. Manteleindruck einfach und ohne Bucht.

Geschlecht CRASSATELLA Lam.

Das Gehäuse ist quer-eiförmig, trapezförmig oder sphärisch-dreieckig, ungleichseitig, gleichklappig, dickwandig, ringsum geschlossen und mit einer grünlich-braunen Epidermis überzogen. Unter den nach vorn gewendeten, stets sehr deutlich ausgeprägten, aber nicht gekrümmten Wirbeln liegt eine gewöhnlich lanzettförmige Lunula und hinten eine oft noch größere Area. Das breite Schloß enthält in jeder Klappe zwei oben unter einem spitzen Winkel gegen einander geneigte ungleich große Hauptzähne und Einen Seitenzahn. Das Schloßband ist in einer innern, dreieckigen gestreiften, neben den Schloßzähnen gelegenen Grube befestigt.

---

*) Meine Annahme, daß Stücke dieser Art von Lapugy in der Sammlung des k. k. Hof-Mineralien-Kabinets vorliegen, basirt auf der Angabe dieser Art als Lapugyer Vorkommen in den beiden von Dr. Hörnes zusammengestellten Verzeichnissen der Vorkommen bei Bujtur, Lapugy und Pank.

Ein einfacher Manteleindruck verbindet die tiefen ei- oder kreisförmigen Muskeleindrücke.

Die fossilen Arten von Crassatella gehen nicht unter die Kreide-Epoche hinab und haben in der Tertiär-Periode die größte Entwickelung und zwar hier wieder mehr im Eocen als in den jüngern Abtheilungen. Das eocene Pariser Becken allein hat 24 Arten geliefert. Die Angabe Bronn's in der vor 14 Jahren erschienenen Lethaea geognostica (3. Aufl., B. III. S. 393.), daß die Anzahl der tertiären Arten sich auf 40 belaufe, scheint gegenwärtig viel zu niedrig zu sein. In Neogen-Schichten sind nur wenige Arten aufgefunden worden; Herr Dr. Hörnes hat die ehedem bekannten und in dem Enumerator palaeontologicus aufgeführten Arten dieser Schichten um zwei aus dem Wiener Tertiär-Becken vermehren können. In den Schichten von Ober-Lapugy ist von den drei Wiener Arten bis jetzt nur e i n e aufgefunden worden.

CRASSATELLA MORAVICA *Hörnes.*

Hörnes l. c. Taf. XXXIV, Fig. 12 a und b.

Das dreiseitige, dickschalige, gewölbte Gehäuse ist ungleichseitig, vorne abgerundet, hinten verlängert, etwas verschmälert und abgestutzt und mit großen und starken Wirbeln versehen, von welchen nach vorn ein stumpfer, nach hinten dagegen ein scharfer Kiel als Abgränzung der Area ausläuft. Die Oberfläche ist an den Wirbeln (charakteristisch für diese Art) mit dicken und entferntstehenden Querrunzeln versehen, die später in concentrische Streifen übergehen. Die Lunula ist groß aber nicht scharf markirt; die Area dagegen, groß und lanzettförmig wird durch den erwähnten scharfen Kiel deutlich abgegränzt. Das breite und kräftige Schloß ist mit zwei, oben unter einem spitzen Winkel gegen einander geneigten, ungleich großen Hauptzähnen und Einem Seitenzahn versehen. Die Muskeleindrücke von kurz-ovaler Form sind tief; der Schalenrand ist fein und regelmäßig gekerbt. — Länge $^7/_{12}$ W. Z. Breite $^6/_{12}$ W. Z. Sie scheint nach den wenigen Schalen, die mir vorliegen, bei Lapugy eine Seltenheit zu sein.

Diese Art kommt anderweitig noch vor: bei Porstendorf (in Mähren), Grußbach, Grund, Windpassing und Forstenau in W. Becken; Sos bei Dax; Poëls und Groetsch in Steiermark; Bordeaux?.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien und in meiner Sammlung.

Familie der Carditaceen.

(Carditae Desch).

Das Gehäuse ist oft herzformig, quergestellt; rundlich oder verlängert, meist dickschalig, mitunter seitlich abgeflacht, glatt, mit Radialrippen versehen oder concentrisch gestreift. Das Schloß besteht aus zwei Zähnen in jeder Klappe, oder nur aus Einem in der rechten und zweien in der linken Klappe. Das Band ist außenständig, sehr fest, erstreckt sich über den größten Theil des Schloßrandes und ist an dicke Wülste stark befestigt. Die Muskeleindrücke sind mehr oder weniger tief und liegen weit auseinander. Der Manteleindruck ist ganzrandig und erstreckt sich als mehr oder weniger breites Band in einem Bogen von einem Muskeleindruck zum andern.

Geschlecht CARDITA Bruguière.

Die Gestalt der dickwandigen Schale ist ziemlich veränderlich, fast kreisförmig, quer-eiförmig, trapezförmig oder dreieckig. Die Verzierungen bestehen fast immer in sehr deutlich ausgeprägten Längsrippen, nur sehr wenige Arten sind lediglich mit Anwachsrippchen verziert. Das starke Schloß enthält in der rechten Klappe einen breiten dreieckigen Zahn, welcher die Mitte des Schloßrandes einnimmt, und in der linken Klappe einen kleinern, meist dreieckigen, und einen hintern, schiefen, weit längern Hauptzahn. Das Schloßband liegt außen auf schmalen und kurzen Bandstützen. Der einfache Manteleindruck verbindet den vordern, eiförmigen und den hintern, kreisförmigen Muskeleindruck. Der Innenrand ist zum Theil oder ganz wellenförmig gefaltet.

Seit 1832, wo Deshayes die Zusammengehörigkeit der beiden Geschlechter Cardita *Brug*, und Venericardia *Lam*, nachwies, vereinigen die meisten Conchyliologen diese beiden Geschlechter unter dem einen Namen Cardita, (Lamarck's Venericardia umfaßte die beinahe kreisförmigen Arten.) Nach Bronn (Enumerator palaeontol. S. 296, 297 und 298 und Leth. geogn. 3. Aufl. B. 3, S. 381) beläuft sich die Anzahl der fossilen Arten nahe auf hundert, von denen Eine bis in den Zechstein zurückgeht. In der Eocen-Periode fand die größte Entwickelung statt, da man 70 Arten aus derselben kennt. Die jetzt lebenden 50 Arten (Bronn und Philippi) gehören zum größten Theile den tropischen Meeren an, — dem neuholländischen, chinesischen und indischen Meer, der Westküste von Afrika und der Ostküste von Amerika. Aus den dicken

Schalen der hieher gehörigen Formen will man schließen, daß sie in nicht sehr großer Tiefe leben.

Von den 14 Arten des Wiener Tertiär-Beckens sind in den Straten von Lapugy bereits 10 aufgefunden worden.

CARDITA CRASSICOSTA *Lamarck.*

Hörnes l. c. Taf. XXXIV. Fig. 14, 15.

Das quer-eiförmige, verlängerte, sehr schiefe und dickschalige Gehäuse ist vorne kurz, abgerundet, nach hinten stark verlängert und etwas erweitert, am Bauchrande schwach ausgebuchtet. Die Oberfläche ist mit 16 bis 18 starken, schiefliegenden Radialrippen versehen, von welchen die nächst dem geraden Schloßrande befindlichen die stärksten sind. Die Rippen sind dachziegelförmig gebaut und die einzelnen Stücke derselben sind meistens an den Rändern aufgebogen; die Zwischenräume sind fast von der Breite der Rippen und regelmäßig halbröhrenförmig. Das Schloß ist sehr schief. Die Muskeleindrücke sind kräftig, der vordere derselben von abgerundet dreiseitiger Form. Da ich nur Schalen von Jugendexemplaren vor mir habe, so erscheinen im Innern eben so viele Rinnen als Rippen auf der Oberfläche gezählt werden. Diese Schalen stimmen bezüglich der erwähnten Rinnen ganz mit Fig. 15 a überein, sind jedoch, was ihre sonstige Form betrifft, etwas kürzer, als die erwähnte Abbildung. Selten bei Lapugy. Länge meiner größten Schale $^3/_4$ W. Z. Breite $^2/_4$ W. Z.

Auswärtige Fundorte dieser Art sind: Eggenburg, Grußbach und Grund in W. Becken; Pont-le-Voy, Manthelan, St. Maure, St- Paul, Mérignac und Martignac; Turin; St. Gallen.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinetes in Wien und in meiner Sammlung.

CARDITA JOUANNETI *Bast.*

Hörnes l. c. Taf. XXXV Fig. 7—12.

Das quer-eiförmige, herzförmige, dickschalige und ungleichseitige Gehäuse ist vorne kurz und abgerundet, nach hinten dagegen verlängert und etwas verschmälert. Die Oberfläche der mir vorliegenden rechten Klappe trägt 17 Radialrippen, die am Wirbel rund und schwach gekerbt, gegen den Rand der Schale immer breiter und flacher werden; die Rippen sind ziemlich dicht angeordnet. Die spitzen Wirbel sind stark eingerollt. Die kleine tief eingeschnittene Lunula ist herzförmig; die lanzett-

förmige Area mehr oberflächlich. Die das Schloß bildenden Apparate haben eine starke Entwickelung. Der vordere ovale und hintere mehr runde Muskeleindruck sind tief. Der Schalenrand zeigt wellenförmige Vertiefungen, die den Rippen entsprechen. Die einzige Schale, welche sich in meinem Besitze befindet, wurde von mir selbst in der öfter erwähnten tief liegenden rothgelben Sandschichte des Conus-Grabens aufgefunden. — Länge 2¼ W. Zoll; Breite 1¾ W. Z.

Diese Art findet sich im Vaterlande noch bei Bujtur; anderweitige Fundorte sind: das Wiener Becken mit 13 Punkten, besonders in den Zwischen-Tegelschichten des Leithakalkes; Salles, Saucats, Manthelan, Perpignan und das südliche Frankreich; Sampiero auf Sicilien; Modena, Castell'arquato, Tortona und Turin; Krätzernbrücke bei St. Gallen; Ermingen bei Ulm; Wildon in Steiermark; Hidas in Ungarn; Zalisce in Volhynien; Orleansville in Algerien; Umgegend von Lissabon; Hudh in Kl. Asien.

In meiner Sammlung, in jener von Herrn E. A. Bielz und in der Sammlung von Ackner, nach dessen Verzeichniß im ersten Jahrgange der V. und Mitth. des siebenb. V. für Naturwissenschaften.

CARDITA RUDISTA *Lam.*

Hörnes l. c. Taf. XXXVI, Fig. 2 a—d.

Das quer-eiförmige, schief-herzförmige, dickschalige und stark gewölbte Gehäuse ist ungleichseitig, vorne kurz und abgerundet, hinten verlängert und etwas zugeschärft; die Oberfläche hat 17—20 gegen den Rand an Stärke zunehmenden Rippen mit ziemlich großen Zwischenräumen; die Rippen anfänglich schwach gekerbt, erhalten bald eine dachziegelförmige Structur und es bilden sich namentlich an den mittlern in gewissen Distanzen förmliche Röhrchen; die Zwischenräume sind abweichend von der Dr. Hörnes'schen Beschreibung dieser Art nicht ganz glatt. Die spitzen Wirbel sind stark eingerollt. Die kleine herzförmige Lunula ist tief eingedrückt. Das Schloß bildet in der rechten Klappe ein querstehender Hauptzahn und in der linken eine entsprechende Grube, die von zwei Zähnen begränzt wird. Die ovalen Muskeleindrücke sind deutlich; der Schalenrand hat den Rippen entsprechende wellenartige Vertiefungen. Auch diese Art erscheint bei Lapugy von etwas kürzerer Form als im W. Becken. Länge nicht ganz 8 W. Linien; Breite 6 W. L. Es liegen mir demnach entweder Schalen von jungen

Individuen vor, oder die Art erreichte bei Lapugy überhaupt nicht die Größe, wie im W. Becken. — Selten bei Lapugy.

Im Vaterlande noch bei Pank; sonstige Fundstätten dieser Art sind: das Wiener Becken mit 12 Punkten, besonders Grinzing, Gainfahren und Steinabrunn; die Inseln Cypern und Rhodus; Palermo und Sampiero auf Sicilien; Siena, Castell' arquato, Asti, Turin; Rudelsdorf in Böhmen; Tarnopol und Olesco in Galizien: Zukowce und Zalisce in Volhynien; Oxford (?) und Chillesford (?)

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets zu Wien und in meiner Sammlung.

CARDITA PARTSCHI *Goldfuss.*

Hörnes l. c. Taf. XXXVI, Fig. 3 a—d.

Das bauchige und dickschalige Gehäuse ist schief-eiförmig bis fast kreisrund, vorn herzförmig, hinten durch zwei winkelig an einander stoßende Flächen abgekürzt. Von den hohen und eingerollten Wirbeln gehen 24 convexe, knotige Rippen aus, von welchen die auf der hintern untern Abschnittfläche schwächer sind; die Zwischenräume sind schmal und glatt. Die kleine Lunula ist herzförmig. An der rechten Klappe tritt der große Zahn besonders stark hervor; sämmtliche Zähne sind deutlich vertikal gestreift. Die Muskeleindrücke sind von verlängert-ovaler Form. Der Schalenrand ist mit breiten Kerfen versehen, die immer auf die Rippen fallen. — Länge 10 W. Linien; Breite ebenso. — Nicht selten bei Lapugy.

Im Vaterlande kommt diese Art noch vor bei Pank und Bujtur; auswärtige Fundstätten sind: das Wiener Becken mit 23 Punkten, besonders aber Steinabrunn; Turin; Millias, Perpignan, Saubrigues, Salles; Rudelsdorf (Böhmen), Poëls (Steiermark), Szobb (Ungarn), Rakowitza (Serbien), Tarnopol und Holubica in Galizien, endlich Szuskowce in Volhynien.

In den Sammlungen des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien, des Baron Brukental'schen Museums und des siebenb. Vereins für Naturwissenschaft zu Hermannstadt, dann in meiner Sammlung. Auch in der nun in den Besitz des naturw. Vereins gekommenen Ackner'schen Sammlung. Nicht minder in der E. A. Bielz'schen Sammlung.

CARDITA TRAPEZIA *Brug.*

Hörnes l. c. Taf. XXXVI, Fig. 4 a—c.

Das ziemlich gewölbte, mäßig dickschalige Gehäuse ist trapezoidal; Schloß- und Bauchrand erscheinen fast geradlinig und parallel, desgleichen die vordere und hintere Seite. Jede Schale trägt etwa 20 Rippen, die vordern derselben zeigen Knötchen, die hintern nicht selten schuppenartige Hervorragungen. An dem hintern obern Theile der Schalen zeigt sich eine kleine Einsenkung, wo dünnere Rippen zum Vorschein kommen. Die kleine Lunula ist herzförmig. Das kräftige Schloß entspricht ganz dem bei Cardita rudista, hat jedoch in der linken Klappe an der vordern Seite noch einen Seitenzahn, für den in der rechten eine Grube vorhanden ist. Die Muskeleindrücke sind groß; der Rand ist den Rippen entsprechend gezahnt. Länge fast 5 Linien; Breite 4 Linien. — Selten bei Lapugy.

Im Vaterlande kommt Card. trapezia noch vor bei Pank und Bujtur; auswärtige Fundorte sind: Steinabrunn, Gainfahren, Niederleis, Pötzleinsdorf und Forstenau im W. Becken; die Inseln Cypern und Rhodus; Asti, Alvaro bei Genua, Tarent; Pelagonia auf Sicilien; St Maure, Manthelan, Pont-le-Voy. Diese Art lebt noch gegenwärtig im adriatischen Meere nördlich von Zara, so wie im mittelländischen Meere und an der Küste von Afrika bis Madeira.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien und in meiner Sammlung.

CARDITA TRANSYLVANIKA *Hörnes.*

Hörnes l. c. Taf. XXXVI, Fig. 5, 6.

Das trapezoidale, schiefe und bauchige Gehäuse ist vorn abgerundet und mit einer schwachen Ausbuchtung versehen, hinten sehr erweitert, nicht dickschalig; vom Wirbel gehen 20 bis 22 (bei Wiener Exemplaren bis 24) abgerundete dreiseitige Rippen aus, die theils mit stumpfen Höckern theils mit kurzen aufgebogenen Stacheln besetzt sind. Die kleinen Wirbel stehen nur wenig hervor. Eine ungemein kleine herzförmige Lunula. Das kräftige Schloß besteht in der mir vorliegenden rechten Klappe aus einem langen, querstehenden stark hervortretenden Zahn, der natürlich einer ähnlichen Grube in der linken Klappe entspricht. Herr Hörnes fand dieselbe von zwei Zähnen umgeben, deren vorderer dreiseitig und vom Rande der Schale, wie von einem runden Wall umgeben ist. Der hintere Muskeleindruck ist schwach; der Rand ist entsprechend den Rippen gezähnt. Mir liegen nur zwei rechte Klappen vor, von welchen die

kleinere vortrefflich erhalten ist; die größere hat eine Länge von $1^{7}/_{12}$ W. Zoll und eine Breite von $1^{2}/_{12}$ W. Zoll.

Diese Art kommt im Vaterlande noch in dem benachbarten Pank vor; in W. Becken ist sie bis nun nur bei Forstenau angetroffen worden.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets und in meiner Sammlung.

Die ersten Exemplare dieser Art erhielt Dr. Hörnes aus Siebenbürgen, was ihn veranlaßte derselben als einer neuen Art den Namen „Cardita Transsylvanica" zu geben.

CARDITA CALYCULATA *Linné.*

Hörnes l. c. Taf. XXXVI, Fig. 7 a—c.

Das quer-verlängerte, dünnschalige und ziemlich convexe Gehäuse ist sehr ungleichseitig; es ist vorne kurz, hinten verlängert und abgerundet. Vom Wirbel laufen 18 bis 20 dreiseitige Rippen aus; die vordersten 9 bis 10 sind schmal, oben mit Knötchen, unten mit Schuppen versehen, die mittlern 5 bis 6 sind breit und durch stark gehobene Falten ausgezeichnet, besonders an den Rändern, die nun noch folgenden bis zum Schloßrande sind ebenfalls breit und zeigen zumeist röhrenförmige Erhabenheiten. In den Furchen zwischen den Rippen und an den Rippen selbst bis zu einem gewissen Grade treten, bezeichnend für diese Art, feine Radialstreifen auf. In der rechten Klappe ist Ein breiter, dreiseitiger ziemlich hervorstehender Zahn beobachtet worden, dem entsprechend in der linken Klappe (und nur solche liegen mir vor) eine Grube vorhanden ist; außer den zwei diese Grube einschließenden Hauptzähnen bemerkt man noch einen kleinen accessorischen Zahn. Die Muskeleindrücke sind schwach. Inwendig bemerkt man häufig die Spuren der Rippen. Der Schalenrand ist schwach gezähnt. Länge 8 W. L.; Breite 5 W. L. Selten bei Lapugy.

Diese jetzt noch im Mittelmeer und an den Canarischen Inseln und den Azoren lebende Art kommt fossil noch vor: bei Pötzleinsdorf, Grund und Windpassing in W. Becken; auf Cypern; bei Millias in Frankr.; bei Rudelsdorf in Böhmen.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien und in meiner Sammlung.

CARDITA ELONGATA *Bronn.*

Hörnes l. c. Taf. XXXVI. Fig. 9 a—c.

Das quer-verlängerte, fast trapezoidale, dickschalige und bauchige Gehäuse ist sehr ungleichseitig; es ist vorn kurz, eckig abgerundet, hinten

dagegen erweitert und schief abgeschnitten, am Bauchrande und unterhalb des Schloßrandes ein wenig gebuchtet; über die Oberfläche laufen 14 runde Radialrippen mit dachziegelförmigen Erhöhungen, die besonders auf den hintern stark hervorstehen; die Räume zwischen den Rippen sind nicht gestreift, sondern glatt. Die kleine Lunula ist herzförmig. Das Schloß bilden in der rechten Klappe zwei Zähne, zwischen denen eine kleine Vertiefung, in der linken Klappe ebenfalls zwei Zähne, der vordere dreiseitig, der hintere langgestreckt und lamellenartig. Der vordere Muskeleindruck ist deutlich. Inwendig oft die Spuren von Rinnen, die den Rippen der Oberfläche entsprechen; der Rand erscheint gezähnt. — Länge 9 W. L.; Breite 6 W. L. — Selten bei Lapugy.

Diese Art kommt anderweitig vor: bei Steinabrunn, Nikolsburg, Niederleis, Grußbach und Forstenau im W. Becken; auf Rhodus; bei Castell' arquato, Modena, Asti und Turin; endlich bei Bordeaux.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets und in meiner Sammlung.

CARDITA HIPPOPEA *Bast.*

Hörnes l. c. Taf. XXXVI, Fig. 10 a—c.

Das quer-eiförmige, fast gleichseitige, bauchige und dickschalige Gehäuse ist vorn abgerundet, hinten etwas verlängert und schief abgeschnitten; seine Oberfläche ist mit 12 breiten Radialrippen auf jeder Klappe versehen; jede Rippe wird wieder von 4 bis 5 dünnen Rippchen gebildet, die mit kleinen Knötchen versehen sind; die zwei letzten Rippen sind scharfkantig und zwischen ihnen befindet sich eine Einsenkung der Schale, in welcher zwei dünnere Rippen sich befinden; die Räume zwischen den Rippen sind breit und glatt. Die kleine herzförmige Lunula ist gut markirt. Das Schloß bildet in der rechten Schale ein breiter dreieckiger Zahn, dem eine Grube, umgeben von zwei schwächern Zähnen, in der linken Schale entspricht; außerdem sind an beiden Seiten des Schlosses kleine faltenartige Erhöhungen und Vertiefungen vorhanden. Die Muskeleindrücke — der vordere oval, der hintere rund — sind deutlich. Der Schalenrand erscheint breit-gezähnt. Länge $1^1/_{12}$ W. Z.; Breite $^9/_{12}$ W. Z. — Nicht häufig bei Lapugy.

Diese Art kommt anderweitig vor: im Vaterlande bei Pank; bei Forstenau, Groß-Rußbach und Grußbach im W. Becken; im Walde von Nemesest in dem uns benachbarten Banate; bei Turin; bei St. Avit bei Mont Marsan, Sancats und Leognan; Rothsee bei Lucern und Stocken bei St. Gallen; endlich bei Poëls in Steiermark.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien und in meiner Sammlung.

CARDITA SCALARIS *Sow.*

Hörnes l. c. Taf. XXXVI, Fig. 12 a—c.

Das dreiseitige, unten abgerundete, zusammengedrückte und fast gleichseitige Gehäuse trägt auf jeder Klappe 20 bis 22 schwach gewölbte, dicht stehende Radialrippen, die durch engstehende concentrische Furchen in schmale Rechtecke abgetheilt werden. Die Wirbel treten kaum hervor; die kleine lanzettförmige, glatte Lunula ist wenig deutlich; die Area erscheint ziemlich breit. Das kräftige Schloß ist sehr einfach; es besteht in der r. Klappe aus Einem stark hervorstehenden breiten dreiseitigen Zahne, der einer ähnlich gebildeten Grube in der l. Kl. entspricht. Die ovalen Muskeleindrücke sind schwach; der Schalenrand ist den Radialrippen entsprechend gezähnt. — Länge $5^1/_2$ W. Linien; Breite 5 W. Linien. — Nicht häufig bei Lapugy.

Ich besitze diese Art aus dem Vaterlande noch von Pank und Bujtur; anderweitige Fundstätten sind: das W. Becken mit 16 Punkten (besonders Steinabrunn); Modena und Turin; St. Paul, Salles, Merignac, Saucats und Leognan; Rudelsdorf; Glinsko, Korytnice und Szuszkowce; Antwerpen; Oxford und Suffolk; Guyana in Südamerika.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien und in meiner Sammlung.

Geschlecht ASTARTE Sowerby.

Das Gehäuse ist meist dreieckig, selten quer-eiförmig oder rund, dickschalig (recente Exemplare sind mit kastanienbrauner Epidermis bedeckt). Eine mehr oder weniger breite und tiefe Lunula liegt unter den nach vorne gekehrten, stets sehr deutlich ausgeprägten Wirbeln. In der rechten Klappe tritt Ein starker dreiseitiger Zahn auf, der von zwei in einen Winkel gestellten Zähnen der linken Klappe eingeschlossen wird. Das Ligament ist äußerlich. Die tiefen Muskeleindrücke erscheinen durch einen einfachen Manteleindruck mit einander verbunden. Der Schloßrand ist innen gekerbt.

Die zu Astarte gehörigen Formen waren bis zum Jahr 1816 von verschiedenen Conchyliologen verschiedenen Geschlechtern eingereiht worden; einige dem Geschlecht Venus, andre dem Geschlecht Tellina, noch andre dem Geschlecht Mactra. Im genannten Jahre schlug für die jetzt zu Astarte gehörigen Formen Sowerby diesen Namen vor; Lamarck

drang mit dem zwei Jahre später gegebenen Namen Crassina nicht durch. Bronn zählt in seinem Enumerator palaeontologicus (S. 298—301) nicht weniger als 134 Arten auf; einzelne Arten gehen bis zum Bergkalk in der Kohlenperiode zurück; im Jura ist die Anzahl der Arten sehr groß, minder beträchtlich in der Eocen-Periode. Die Anzahl der lebenden Arten gibt Bronn l. c. mit 14 an; Philippi drückt sich sehr allgemein aus, indem er S. 347 seines Handbuches sagt: „Es gibt ziemlich viele lebende Arten." Die im Wiener Tertiär-Becken vorkommende einzige Art wird auch bei Lapugy angetroffen.

ASTARTE TRIANGULARIS *Montagu.*

Hörnes l. c. Taf. XXXVII, Fig. 5a—f.

Das sehr kleine, dickschalige, fast flache Gehäuse ist dreiseitig, vorn und hinten unten abgerundet, an der vordern Seite etwas erweitert. Die Oberfläche ist bald ganz glatt und nur mit sehr feinen Zuwachsstreifen versehen, bald sind die Wirbel mit concentrischen Furchen bedeckt, welche gegen den Rand hin sich nach und nach verlieren. Das kräftige Schloß bildet in der rechten Klappe Ein wulstförmiger, dicker, unten abgestutzter Zahn, in der linken Klappe zwei schmälere Zähne, die winkelig gestellt eine Grube umschließen. Außerdem ist noch an dem Vorderrand der rechten Schale und an dem Hinterrande der linken eine längliche Vertiefung vorhanden, welche aus dem Schalenrande und einer dünnen Lamelle gebildet wird. Die deutlich sichtbaren Muskeleindrücke werden in ihrer Mitte von dem Mantelrande berührt. Der Rand der Schalen ist gekerbt. Länge $2^1/_2$ W. Linien; Breite 3 W. Linien. Selten bei Lapugy.

Im Vaterland kommt diese Art fossil noch vor bei Bujtur; auswärtige Fundorte sind: Steinabrunn im W. Becken: Moulins de l'Eglise bei Saucats; Szobb bei Gran; Sutton und Walton-on-the-Naze im englischen Crag; lebend trifft man sie an den Küsten von Schottland, im brittischen Kanal, an den Küsten von Süd-Spanien, im Mittelmeere und an den kanarischen Inseln.

In meiner Sammlung.

Familie der Nuculiden.

(Nuculidae d'Orb.)

Das Gehäuse dreieckig bis länglich, bald gleichseitig bald sehr ungleichseitig, mit kleinen durch keine Schloßfläche getrennten, sondern sich berührenden Wirbeln; das Schloß linealisch, in einem Winkel gebrochen,

meist beiderseits mit zahlreichen spitzen Zähnen besetzt: das Ligament bald innerlich bald äußerlich; die Muskeleindrücke klein, eiförmig oder rund; Innenfläche weiß oder perlmutterartig.

Geschlecht NUCULA Lam.

Das Gehäuse ist sphärisch-dreieckig oder quer-eiförmig, gleichklappig, innen mit einer Perlmutterschichte überzogen und äußerlich mit einer bräunlichen dünnen Oberhaut bedeckt. Die kleinen Wirbel erscheinen nach Hinten gewendet. Der Schloßrand ist stumpfwinkelig gebrochen und mit sehr zahlreichen schmalen und spitzen, kammartig neben einander gestellten Zähnchen besetzt. Wo sich der vordere und hintere Theil vereinigen oder im Scheitel des stumpfen Winkels ist die Zahnreihe von einer schiefen, oft über den Schloßrand unten hinausragenden Grube unterbrochen, in welcher das Schloßband liegt. Der Manteleindruck ist ganzrandig.

Zu dieser Diagnose von Nucula kommt noch zu bemerken, daß nach Erfahrungen an lebenden Arten aus dem Mittelmeere nicht der kürzere Theil der Schale die vordere und der längere die Rückseite, sondern gerade das Entgegengesetzte constatirt ist.

Das Geschlecht Nucula nach seinem dermaligen Bestand, ist leicht erkennbar an seiner eirunden, undeutlich dreieckigen Gestalt mit stets abgestutzter und kurzer Rückseite, seiner innen perlmutterartigen Schale und dem innenständigen, in einem kleinen, von rückwärts nach vorwärts schiefen Löffelchen haftenden Band.

Alle Arten sind Meeresbewohner und von geringer Größe.

Die bis nun bekannt gewordenen recenten Formen sollen nicht weniger als 46, nach Bronn sogar 65 Arten angehören. Fossile Arten, deren nach den neuesten Angaben 300 sein sollen, reichen in ziemlich großer Anzahl bis in die Kohlenperiode zurück; dieselben sind in geringeren Anzahl aus der Trias, dem Jura und der Kreide bekannt und erreichen erst in der Eocen-Periode die stärkste Entwickelung, woher allein nahe an 100 Arten stammen sollen (Bronn Enumerator palaeontol. S. 284 e seq.; Bronn Leth. geogn. 3. Aufl. Th. IV. S. 249; Hörnes foss. Moll. des W. T.-Beckens B. II. S. 296).

Außer den beiden Arten des W. Tertiär-Beckens kommt bei Lapugy noch eine dritte Form vor.

NUCULA MAYERI *Hörnes.*

Hörnes l. c. Taf. XXXVIII. Fig. 1 a—e.

Das quer-ovale abgerundet dreiseitige, stark gewölbte Gehäuse ist sehr ungleichseitig; es ist nach vorn erweitert und abgerundet, hinten

schief abgestutzt und winkelig; die Oberfläche ist mit undeutlichen concentrischen Zuwachsstreifen versehen, fast glatt, dazu kommt an unsren Exemplaren eine sehr feine Radialstreifung, die freilich erst mit Hilfe der Luppe deutlich hervortritt. Die Wirbel sind nach rückwärts gebogen und krumm hervorstehend. Das Schloß bildet eine löffelförmige, in der Mitte durch eine Lamelle in zwei Theile getheilte Grube und zu beiden Seiten derselben eine Reihe dünner dachförmig zugespitzter kammartig gestellter Zähne. Das Innere der Schale ist perlmutterartig glänzend; der Rand gekerbt; die Muskeleindrücke sind deutlich eiförmig. — Länge 9 W. Linien; Breite 7 W. Linien. Häufig bei Lapugy.

Diese Art kommt noch vor im Vaterlande bei Pank; anderweitig bei Grund, Grußbach, Porstendorf, Forstenau und Mattersdorf in W. Becken; St. Jean de Marsacq, Cabannes, Mandillot und St. Paul; Seravalle bei Tortona; bei Staad und am Belpberg bei Bern in der Schweiz.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralien-Kabinets in Wien und in meiner Sammlung, wie auch in der Sammlung des naturw. Vereins in Hermannstadt.

NUCULA PLACENTINA *Lamarck.*

Einige mir vorliegende Schalen unterscheiden sich von den vorhinbeschriebenen darin, daß sie mehr quer-verlängert, hinten viel kürzer und flacher sind und dazu noch einen einfachen, nicht durch eine Lamelle in zwei Theile getheilten Löffel haben, — Eigenschaften, die als der Nuc. placentina angehörig von Dr. M. Hörnes (Foss. Mollusken d. Tert. Beckens v. Wien Band II, Seite 303) angegeben werden. Ich nehme daher auch keinen Anstand diese Schalen als zu Nuc. placentina gehörig anzusehen.

Eine weitere umständliche Beschreibung dieser Schalen scheint mir überflüssig, da die voranstehenden Zeilen eben das für Nucula Placentina Charakteristische enthalten. Es erübrigt sonach nur noch die Angabe der Länge und Breite der mir vorliegenden Schalen. — L. 9 W L.; Br. 6 W. Linien.

In meiner Sammlung.

NUCULA NUCLEUS *Linné.*

Hörnes l. c. Taf. XXXVIII, Fig. 2 a—g.

Das schief-quer-eiförmige, abgerundet dreiseitige Gehäuse ist ungleichseitig; es ist nach vorn erweitert mit abgerundeten Ecken, hinten

schief abgestutzt, der Bauchrand ist fast halbkreisförmig, die Oberfläche läßt bald feine Zuwachsstreifen wahrnehmen bald erscheint sie glatt und glänzend. Die Lunula ist lanzettförmig; die Area herzförmig und durch einen stumpfen Kiel begränzt. Die löffelförmige Grube in der Mitte des Schlosses ist klein, kaum sichtbar und erscheint durch die beiden Zahnreihen verdrückt. Die einzelnen Zähne sind sehr lang und spitz und nicht wie bei Nuc. Placentina dachförmig abgeschnitten. Der Rand der Schalen ist fein gekerbt; die Muskeleindrücke sind deutlich. Länge 6²/₄ W. Linien; Breite 5²/₄ W. Linien. — Häufig bei Lapugy.

Diese Art, die jetzt noch im Mittelmeere lebt, kommt fossil im Vaterlande noch vor bei Pank und Bujtur; anderweitige Fundstätten sind: das Wiener Tertiär-Becken mit 19 Punkten, besonders Grund und Grußbach; Cypern, Rhodus, Isthmus von Corinth; Palermo, Miletello und die Bai von Trezza am Aetna; Modena, Pisa, Asti, Castell'arquato, Serravalle, Rio della Batteria; Saubrigues, St. Jean de Marsacq, Cabannes, St. Paul, Mainot, Saucats, Leognan, Merignacq, Pont-le-Voy und Perpignan; Sutton und Orford (?) Rudelsdorf, Wieliczka, Potiliez, Holubica, Olesco, Shukowce, Saliszc, Tarnaruda; Reiden bei Lucern und der Belpberg bei Bern.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets und in meiner Sammlung.

Geschlecht NUCINELLA Wood.

(Pleurodon Wood; Nuculina d'Orb).

Das Gehäuse ist eiförmig oder nahezu dreiseitig, gleichklappig, geschlossen, ungleichseitig; die Vorderseite ist verlängert, die Hinterseite kurz und abgestutzt. Das Schloß ist in einen Bogen geschwungen, breit und mit wenigen Zähnen versehen, die unter dem Wirbel nicht unterbrochen sind; ein lamellenartiger Seitenzahn liegt an der obern Hälfte des Randes der Vorderseite. Die Muskeleindrücke sind ungleich; der vordere ist eiförmig. Der Mantelrand ist einfach. Das Band ist äußerlich und liegt in einer kleinen Grube.

Der Name Nucinella wurde, obgleich neueren Datums als Pleurodon und Nuculina, um Verwechselungen vorzubeugen, im Jahr 1850 von Wood angewendet und ist auch von den übrigen Conchyliologen angenommen worden.

Ueber das Geschlecht Nucinella, aus welchem man bis heute noch keine recente Arten hat, sind erst sehr geringe geologische Erfahrungen gemacht worden; Bronn kennt nur zwei Arten, welche beide tertiär sind

(Br. Leth. geogn. Th. VI, S. 374), die eine gehört der untern (t) und die zweite der mittlern (u) Molasse Bronn's an.

In den Straten von Lapugy ist diejenige einzige Art aufgefunden worden, welche Dr. Hörnes aus dem W. Tert.-Becken aufführt.

NUCINELLA OVALIS *Wood.*

Hörnes l. c. Taf. XXXVIII, Fig. 3 a—f.

Das äußerst kleine, schief-eiförmige, ziemlich gewölbte, außen glatte und glänzende Gehäuse ist ungleichseitig, vorn mehr erweitert und abgerundet, hinten abgestutzt. Das bogenförmige Schloß bilden in jeder Klappe sieben sehr nahe und unregelmäßig gestellte Zähne; die vordern derselben sind dick und keulenförmig, die hintern blattartig und einander näher; ein lamellenartiger Seitenzahn, hart an der Vorderseite des Schloßrandes ist stark entwickelt. Die Muskeleindrücke wegen Kleinheit der Schalen nicht deutlich wahrnehmbar; der Rand der Schalen nicht crenulirt. Höhe und Breite $1^1/_4$ W. Linien. — Nicht selten bei Lapugy.

Auswärtige Fundorte dieser bis jetzt nur fossil bekannten Minutie sind: Forstenau im W. Becken; Rudelsdorf in Böhmen und Sutton in England.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien und in meiner Sammlung.

Geschlecht LEDA Schumacher.

Das Gehäuse ist länglich eiförmig, vorn abgerundet, hinten aber in einen spitzen oder abgerundeten Schnabelfortsatz auslaufend, wenig klaffend, ohne Perlmutterlage im Innern. Die breite, dreieckige innerliche Bandgrube liegt unmittelbar unter dem Wirbel, zwischen dem vordern und hintern Theile des mit kammartig gestellten, stumpfwinkeligen Schloßzähnen versehenen Schloßrandes. Der Manteleindruck erscheint hinten durch eine schmale und nicht sehr tief eindringende Bucht ausgerandet.

Die Schalen von Leda unterscheiden sich charakteristisch genug von Nucula dadurch, daß sie rückwärts geschnabelt und im Innern nicht perlmutterartig sind.

Die fossilen Arten des Geschlechtes Leda, welche Bronn, soweit sie ihm bekannt geworden, in seinem Nomenclator palaeont. noch zu Nucula zählt,*) sind zahlreicher als die recenten, deren man über 80

---

*) In der III. Aufl der Leth. geogn. Th. VI, S. 370 erscheint das Geschlecht „Leda" von Bronn anerkannte (Vergleiche Th. IV, 250).

kennt. Man findet sie vom Tertiär an bis zurück in die silurischen Schichten der Kohlen-Periode (Hörnes M. des W. T. B. B. 2. S 302.)

Von den sieben Arten des W. Tert.-Beckens sind bis jetzt in den Straten von Lapugy drei, nämlich Leda pusio, L. fragilis und L. nitida aufgefunden worden.

LEDA PUSIO *Philippi.*

Hörnes l. c. Taf. XXXVIII, Fig. 6 a—e.

Das dreiseitige, quere, an der langen Bauchseite bogenförmige, dickschalige, ziemlich gewölbte Gehäuse ist fast gleichseitig, vorn abgerundet, hinten etwas verlängert und mit einem Schnabel versehen. Auf der Oberfläche sind feine regelmäßige Furchen vorhanden. Weder die Lunula noch die Area ist deutlich abgegränzt von den übrigen Theilen der Schalen, doch sind diese an der Stelle der Lunula glatt. Das schmale Schloß bildet zu beiden Seiten des Wirbels eine Reihe engstehender, langer, sehr spitziger Zähne; diese Zahnreihe erscheint entsprechend der Form des Schloßrandes winkelig (unter 120 Graden) gebrochen und im Scheitel dieses Winkels sind die Zähne am kleinsten. Eine Bandgrube habe auch ich nicht auffinden können. Die Mantelbucht erscheint tief und abgerundet; der Rand der Schalen ist nicht gekerbt. — Länge 4²/₄ Wiener Linien. Breite zwischen 2²/₄ und 2³/₄ W. Linien. — Selten bei Lapugy.

Sonstige Fundstätten dieser Art sind Rudiß (Mähren), Baden, Niederleis in W. Becken; Lixuri auf Cephalonien; Rometto auf Sizilien; Bianco in Calabrien; Modena; Rudelsdorf.

In meiner Sammlung.

LEDA FRAGILIS *Chemnitz.*

Hörnes l. c. Taf. XXXVIII, Fig 8 s—e.

Das quer-eiförmige, ziemlich dickschalige stark gewölbte Gehäuse mit stumpfwinkeligem Schloßrande ist nur sehr wenig ungleichseitig, vorn abgerundet, hinten in einen spitzen Schnabel endigend. Die Oberfläche desselben ist mit etwa 25 regelmäßigen leistenartigen Streifen versehen. Die kleine lanzettförmige Lunula ist fast glatt, die Area dagegen lang und breit und von scharfen gekerbten Kielen umschlossen. Das Schloß bildet zu beiden Seiten von Wirbel eine Reihe von 16 bis 20 sehr spitzer Zähne; die Bandgrube an der Stelle, wo die hintere und vordere Zahnreihe zusammentreffen, ist dreiseitig, löffelartig und deutlich zu sehen. Die Muskeleindrücke sind fast eiförmig; die Mantelbucht breit und ziemlich tief; der Schalenrand nicht gekerbt. Um die Lunula bemerke ich bei allen

mir vorliegenden Stücken eine erhabene schiefe Radial-Linie, welche die Lunula gleichsam in einen Bogen begleitet. — Länge 3²/₄ W. Linien; Breite 2¹/₄ W. L. — Häufig bei Lapugy.

Diese jetzt nach im adriatischen Meere lebende Art wird fossil im Vaterlande weiter angetroffen bei Korod und Bujtur. Außerdem hat sie noch eine sehr große fossile Verbreitung; im Wiener Tertiär-Becken allein kommt sie auf 21 Punkten vor. Ohne erschöpfend sein zu wollen, nenne ich noch: die Inseln Rhodus, Cephalonien, Corfu und Sicilien (Altavilla); die subappenninischen Schichten Italiens; die petrefactenreichen Gegenden von Dax und Bordeaux und die Touraine in Frankreich, Belgien, Böhmen, Szobb in Ungarn 2c. 2c.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien und in meiner Sammlung.

LEDA NITIDA *Brocchi.*

Hörnes l. c. Taf. XXXVIII. Fig. 9 a—n.

Das eiförmige, dünnschalige, starkgewölbte Gehäuse mit stumpfwinkeligem Schloßrande ist kaum ungleichseitig, vorn abgerundet, hinten theils in eine Spitze ausgehend, theils abgerundet, seine Oberfläche ist glatt und glänzend, ausnahmsweise am Rande concentrisch schwach gestreift Die Lunula undeutlich; die Area dagegen lanzettförmig und lang. Das Schloß besteht auch hier, wie bei L. fragilis nach jeder Seite vom Wirbel hin in einer Reihe ziemlich spitzer Zähne, welche im Wirbel am kleinsten sind. Die Bandgrube ist klein. Die Mantelbucht ist groß und abgerundet; der Schalenrand nicht gekerbt. — Länge 3¹/₄ Wiener Linien; Breite 2 W. Linien. — Häufig bei Lapugy.

Auswärtige Fundstätten dieser Art sind: Grußbach, Grund, Baden und Rudit im Wiener Becken; die Inseln Sicilien und Corfu (Levtimo); Orciano, Castell'arquato, Modena (woher die von Brocchi zuerst beschriebenen und abgebildeten Exemplare), Castell' nuovo (Val d'Andona), Turin; St. Jean de Marsacq; Rudelsdorf.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien und in meiner Sammlung.

Familie der Arcaceen.

(Arcacea Lam.)

Das Gehäuse ist meist gleichschalig, ungleichseitig, mit schuppiger oder haariger Epidermis bedeckt; die Wirbel stehen häufig entfernt; die

Area ist eben und häufig gestreift. Das Schloß besteht aus zahlreichen, in einer geraden oder bogenförmig gekrümmten Reihe gestellten Zähnen; das Ligament ist äußerlich entweder auf der ebenen Area ausgebreitet, oder in einer dreieckigen Grube eingesenkt.

Geschlecht LIMOPSIS Sassi.

Die ziemlich dickwandige Schale ist fast kreisförmig oder schief-eiförmig, gleichklappig, aber mehr oder weniger ungleichseitig. Unter den kleinen Wirbeln liegt ein ebenes oder ausgehöhltes dreieckiges Feld, in dessen Mitte sich eine dreieckige, zuweilen bis in die Mitte des Schloßrandes fortsetzende Grube befindet, in welcher das Schloßband befestigt ist. Der halbkreisförmige oder stumpfwinkelige Schloßrand ist mit zahlreichen, kammförmig gestellten Zähnen besetzt, welche von der Mitte nach außen hin immer breiter werden. Die Muskeleindrücke sind klein und kreisförmig; der Manteleindruck ist einfach.

Limopsis unterscheidet sich hauptsächlich dadurch von Pectunculus, daß das Band in einem Grübchen liegt, anstatt über die ganze Fläche der Area ausgebreitet zu sein.

Es sollen gegenwärtig 38 Arten dieses Geschlechtes bekannt sein, davon 4 jetzt lebende. Broon kannte zur Zeit der Abfassung seines Nomenclatur erst 17 fossile Arten, die mit Ausnahme Einer sämmtlich aus Tertiär-Schichten stammten. Nach den neuesten Erfahrungen hat das Geschlecht das Maximum seiner Entwickelung im Tertiären erreicht. Seine Arten reichen nicht hinter die Oolith-Periode zurück.

Die Straten von Lapugy beherbergen außer der im W. Tert.-Becken vorkommenden Limopsis anomala *Eichw.* nach einer Form, welche wenigstens als sehr notable Varietät von L. anomala angesehen werden kann, wenn sie nicht einer andern Art angehören sollte.

LIMOPSIS ANOMALA Eichwald.

Hörnes l. c. Taf. XXXIX, Fig. 2 u. 3.

Das abgerundete, trapezoidale, ungleichseitige Gehäuse ist stark gewölbt, dickschalig, vorn und hinten mit deutlichen Oehrchen versehen und hat eine mit äußerst feinen Radialrippen gezierte Oberfläche. Diese Rippchen werden wieder mit nahe stehenden concentrischen Binden bedeckt, wodurch die Oberfläche gegittert erscheint. Kleine stark eingerollte Wirbel; eine ebene und glatte Area, in deren Mitte sich die dreieckige Bandgrube befindet. Das Schloß ist gerade und wird aus 10 Zähnen gebildet, von

denen die vordern stärker entwickelt erscheinen und knieförmig gebogen sind. Der Rand der Schalen ist innen ringsum gekerbt, besonders an der hintern Seite sehr deutlich. Länge 2 W. L., Breite $2^1/_4$ W. Linien. Nicht selten bei Lapugy.

Diese Art, welche von Eichwald anfänglich für einen Pectunculus angesehen, später von demselben Paläontologen unter dem Namen „Trigonocoelia" aufgeführt wurde, kommt fossil im Vaterlande noch vor bei Bujtur; — anderweitige Fundstätten derselben sind: das W. Tert. Becken, wo sie auf 12 Punkten vorkommt; die Inseln Rhodus und Sicilien; Monte Pulciano, Pisa, Siena, Modena, Castell'arquato, Turin, Tortona, Castell nuovo, Monte Mario und Monte Gibio; Saucats, Pont-le-Voy, Manthelan, Clement und Seymer (bei St Maure), St. Jean de Marsacq; Rekken, Antwerpen, Sutton und Suffolk; Szobb bei Gran; Zukowce und Tarnurada.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien und in meiner Sammlung.

Außer den Schalen der echten Limopsis anomala *Eichwald* kommen im Tegel von Lapugy noch Schalen von Limopsis vor, die einige Verschiedenheiten von Limopsis anomala darbieten. Sie scheinen mir erheblich genug, um nicht mit Stillschweigen übergangen zu werden, und bilden entweder eine sehr notable Varietät von dieser oder können in Folge ihrer Abweichungen von ihr vielleicht gar eine andere Art begründen.

Die äußere Form der Schalen entspricht allerdings der von L. anomala, doch sind dieselben stets kleiner, weniger schief und in geringerm Grade gewölbt; die Radialrippen sind sehr schwach, bei einigen Stücken kaum angedeutet, die concentrischen Binden dagegen überwiegen, während Rippen und Binden sich bei der echten L. anomala das Gleichgewicht halten und die Oberfläche entschieden gegittert erscheinen lassen; die Anzahl der Schloßzähne übersteigt die Zahl fünf nicht und zwar drei auf der Seite vor dem Wirbel und zwei auf der Seite hinter demselben, während selbst bei unausgewachsenen Schalen von L. anom. wenigstens 7 bis 8 Zähne vorhanden sind. Länge und Breite der größten Schalen $1^1/_2$ W. Linie. Ich habe bis nun 12 dieser submikroskopischen Valven aufgefunden.

Geschlecht PECTUNCULUS Lam.

Das Gehäuse ist meist kreisrund, beinahe linsenförmig, dickschalig, gleichklappig, fast gleichseitig, außen mit einer wolligen braunen Oberhaut überzogen. Die stumpfen ziemlich großen Wirbel liegen fast auf der

Mitte des Oberrandes. Der Schloßrand ist bogig, nicht selten fast genau halbkreisförmig gekrümmt und mit vielen kammartig gestellten Leistenzähnen besetzt. Die auf der Mitte der Krümmung gelegenen Zähne sind sehr klein und werden nicht selten durch die nach unten fortwachsende breite, dreieckige Fläche, an welcher das äußere Schloßband befestigt ist, ganz überzogen; nach beiden Enden hin treten aber immer größere Zähne auf, welche bis in das höchste Alter beständig bleiben. Zwei rundliche Muskeleindrücke; ein einfacher Manteleindruck.

Nach Bronn (Leth. geogn. Th. VI, S. 377) vertheilen sich die fossilen Arten von Pectunculus folgendermaßen: auf den untern Jura etwa 5, auf die Kreideperiode 27, anf das Tertiär 60. Die lebenden Arten, deren man jetzt mehr als 60 kennt, stammen der Mehrzahl nach aus heißen Meeren. Alle sind Meeresbewohner.

Von den drei Arten des W. Tert.-Beckens beherbergen die Straten von Lapugy die beiden Arten P. pilosus und P. obtusatus.

PECTUNCULUS PILOSUS *Linné.*

Hörnes l. c. Taf. XL, Fig. 1 und 2; Taf XLI, Fig. 1—10.

Das Gehäuse, fast stets kreisrund, ausnahmsweise etwas schief, ist je nach dem Alter mehr minder dickschalig und stark gewölbt; die Wirbel sind zugespitzt und stark eingerollt. Das Schloßfeld (Area) ist breit, dreieckig, von scharfen Kielen eingefaßt und je nach dem Alter der Individuen größer oder kleiner; die weitere Beschaffenheit der Area läßt sich bei den mir vorliegenden Schalen nicht angeben, theils weil die meisten derselben von jugendlichen Thieren stammen, theils weil gerade dieser Bestandtheil bei den größern Schalen fehlt oder durch Detrition beschädigt erscheint, mit Hilfe der Luppe bemerkte ich jedoch an einigen Stücken die von Herrn Dr. Hörnes angegebenen feinen horizontalen Linien. Der Schloßrand ist ziemlich breit, bogig gekrümmt und in der Mitte mit geraden, vertikalen, Anfangs sehr verkürzten, sofort aber sich verlängernden und dann zu beiden Seiten mit knieförmig gebogenen Leistenzähnen versehen, welche kammartig angeordnet sind. Die Muskeleindrücke sind sehr deutlich, an dem vordern zeigt sich eine verdickte Falte; der Rand erscheint gekerbt.

Was die Oberfläche betrifft, so bietet sie je nach den Exemplaren Verschiedenheiten dar, die es verdienen, besonders hervorgehoben zu werden.

a) Fast die Hälfte von den 24 mir vorliegenden Stücken (es sind die meisten Schalen von jungen Thieren) zeigt neben der sehr dicht ge-

drängten vertieft-linigen concentrischen Streifung eine erhabene radiale Streifung, die bei den meisten Exemplaren über der Mitte so dicht ist, daß man die Zwischenräume als vertieft-linige Streifung anzusehen versucht wird; nach vorne und hinten treten die erhabenen Streifen aber mehr auseinander und erscheinen sofort als schwache feingekörnte Rippen, die an der hintern Schalenseite am stärksten hervortreten, wo sie auch am weitesten von einander abstehen. Bei einigen Stücken dieser Gruppe alternieren über der Mitte der Schale ein schwächerer Streifen mit einem stärkern; die schwächern Streifen verlieren sich immer mehr und es bleiben nur die stärkeren in bedeutenden Entfernungen von einander stehen. Bei noch andern Stücken sind die feinern Radialstreifen gar nicht zur Entwickelung gekommen und werden also nur entfernt stehende Radialstreifen wahrgenommen, die concentrische Streifung aber ist fast ganz verschwunden.

b) Bei einer zweiten Gruppe ist die feinste concentrische und radiale Streifung über die ganze Schale gleichmäßig vertheilt, und die Oberfläche erscheint höchst fein regelmäßig gegittert. Die Streifung ist vertieft.

c) Die dritte Gruppe charakterisirt sich dadurch, daß die Schalen anfänglich nur concentrische ziemlich nahe stehende vertiefte Linien zeigen und später erst vertiefte schwache Radiallinien hinzutreten, die aber nur über der Mitte der Schale sich zeigen und nach vorn und hinten allmälig verschwinden.

d) Die vierte Gruppe hat gleich vom Wirbel an etwas entfernt stehende vertiefte concentrische Linien, so daß die Schalen wie mit Binden belegt erscheinen; auf das Vorhandensein einer Radialstreifung wird man nur dadurch geführt, daß die Kreuzungspunkte durch Vertiefungen in den Radiallinien angedeutet werden, auch die Ränder der Binden leicht gekerbt erscheinen.

e) Die fünfte Gruppe hat ganz glatte Wirbel; die concentrische und radiale vertiefte Streifung tritt dann bald sehr deutlich auf und bildet kleine Quadrate, ist aber mehr nur auf der Mitte der Schalen so deutlich prononcirt, vorn und hinten, wo die concentrischen Linien gegen den Schloßrand emporsteigen, verschwächen sich beide Streifungen und verschwinden endlich fast ganz.

f) Die sechste Gruppe hat einen glatten Wirbel; die concentrische und radiale vertiefte Streifung, welche sofort sich zeigt und immer deutlicher wird, ist dichter als bei den Schalen der fünften Gruppe und über die ganze Schale verbreitet, erscheint jedoch vorn und hinten in der Nähe des Schloßrandes besonders dicht und fein.

g) Die siebente Gruppe endlich läßt nur eine concentrische Streifung sehen, die schon am Wirbel der Schale auftritt: die vertieften Linien liegen ziemlich dicht, die zwischen ihnen befindlichen Binden sind nicht scharfkantig, sondern haben Aehnlichkeit mit den schmalen Lamellen, die wir bei mehreren Lucinen zu beobachten Gelegenheit hatten.

Die vorstehenden Beobachtungen wurden an Exemplaren gemacht, deren Oberfläche in vollkommen gutem Zustande sich befindet.

Außerdem besitze ich noch ein großes Fragment eines sehr großen Exemplares, welches sehr verflachte Radial- und sehr dichte und feine concentrische Zuwachsstreifen wahrnehmen läßt; nahe dem Rande werden diese Zuwachsstreifen immer dichter und nehmen ein blättriges Aussehen an, während alle Spuren einer Radialstreifung verschwunden sind.

Nach diesem Fragmente zu schließen, erreichte der Pectunculus pilosus in unserm Tertiär-Meere eine Länge und Breite von fast 4³/₄ Wiener Zollen. Die in meinem Besitze befindlichen Lapugyer Stücke dieser Art stammen zum größten Theile von jungen Individuen. — Nicht selten bei Lapugy.

Anderweitige Fundorte dieser jetzt noch im adriatischen und mittelländischen Meere lebenden Art im Vaterlande sind: Pank und Bujtur; außerhalb Siebenbürgen das Wiener Tertiärbecken mit 35 Punkten, hauptsächlich im Leithakalke und in den Sandschichten bei Grund; die oft erwähnten Inseln Cypern, Rhodus, Cephalonien und Sicilien; die jüngern Tertiär-Straten in Italien und Frankreich; außerdem Barcellona, mehrere Punkte in der Schweiz (Niederhasli, Killwangen, Epfenhofen und andere), Vilshofen in Baiern, Suffolk in England, Kralowa, Szobb, Gross-Marosch und Hidas in Ungarn, Morul bei Karansebes, Nemesesd und Kostej im Banat; das polnische Tertiärbecken (Korytnice, Glinsko, Olesko, Shukowce, Zalisce und andere), Aegypten, Algerien, die Halbinsel Morea und die Insel Madeira.

In den Sammlungen des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien und des naturwissenschaftlichen Vereins in Hermannstadt, wie auch in meiner Sammlung.

PECTUNCULUS OBTUSATUS *Partsch.*

Hörnes l. c. Taf. XLI, Fig. 11 a—d.

Das schief-ovale, ziemlich dickschalige und gewölbte Gehäuse ist vorn abgerundet, hinten abgestutzt; seine Oberfläche ist fast glatt, nur gerade mit Spuren von Radialfurchen, und hat nahe am Rande wellige Anwachsstreifen. Die spitzen Wirbel sind stark eingerollt. Das Schloß-

feld (Area) ist ziemlich groß, dreieckig und von scharfen Leisten eingefaßt, hat nach beiden Seiten verlaufende Parallelstreifen. Die sehr engstehenden, kammartig angeordneten Leistenzähne sind lamellenartig, knieförmig gebogen und zugespitzt; die Muskeleindrücke sind gut ausgeprägt; der Rand ist stark gekerbt. Es liegen mir nur Schalen von jungen Thieren vor. Länge 8 W. Linien, Breite 7 W. Linien. — Nicht selten bei Lapugy.

Diese Art kommt fossil im Vaterlande noch vor bei Pank und Bujtur; sonstige Fundstätten sind: das Wiener Tertiärbecken mit zehn Punkten, besonders Ritzing und Plötzleinsdorf; Saucats, Manthelan und Paulmy bei Tours in Frankreich; St. Lorenzo und Monte Maggiore bei Bologna; Poëls in Steiermark; Szabb in Ungarn; Rakowitza bei Belgrad; Nemesesd im Banat.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien und des naturwissenschaftlichen Vereins in Hermannstadt; dann in meiner Sammlung.

Geschlecht ARCA Linné.

Die ziemlich dickwandige gleichklappige oder fast gleichklappige Schale ist regelmäßig kahnförmig, quer-eiförmig oder rhombisch, in seltenen Fällen unregelmäßig und verdreht. Sie erscheint entweder ringsum geschlossen oder es bleibt an der Unterseite eine mehr oder weniger weite Oeffnung für den Austritt des Byssus. Eine braune, zuweilen sehr dicke, zottige Epidermis überkleidet sie, und verleiht manchen Arten einen eigenthümlichen Habitus. Auf dem geraden Schloßrande steht entweder eine größere Zahl feiner und fast senkrecht gestellter Zähnchen, oder eine kleine Anzahl schiefer oder nur in ganz wenigen Fällen dem Rande parallel laufender größerer Leistenzähne. Das Schloßband ist außen an einem rhombischen, ebenen oder vertieften, zwischen den Wirbel gelegenen und mit mehr oder weniger tiefen, dem Rande parallelen Furchen versehenen Felde befestigt. Die rundlichen Muskeleindrücke sind durch einen ganzrandigen Manteleindruck mit einander verbunden.

Bronn gibt in der dritten Auflage seiner Lath. geogn. im dritten Bande (Thl. VI), welcher zwischen den Jahren 1853—1856 erschien, (S. 378) die fossilen Arten von Arca mit 223 an. Durch neue Funde ist diese Anzahl seitdem bis auf 300 vermehrt worden. Die Zahl der aus Tertiärschichten stammenden betrug nach Bronn 100, jetzt 120; einige sind fossil und lebend zugleich. Die Zahl der lebenden Arten übersteigt die aus Tertiärschichten bekannten um 40. Fossile kennt man von den ältesten Silurschichten durch alle Formationen.

Von den 15 Arten des Wiener Tertiärbeckens sind bei Lapugy neun gefunden worden; dazu kommt noch A. pseudolima *Reuss* und A dydima *Brocchi*; endlich sind von mir noch drei Formen aufgefunden worden, deren Vereinigung mit Formen aus dem Wiener Tertiärbecken mir nicht möglich war Ich bezeichne sie einstweilen fraglich als neu.

ARCA UMBONATA *Lam.*

Hörnes l. c. Taf. XLII, Fig. 1 bis 3.

Das quer-verlängerte, fast trapezoidale, dickschalige Gehäuse ist stark gewölbt, vorn abgerundet, hinten gekielt und zugespitzt; die großen, wenig eingerollten, in Folge Abreibens nicht selten glatten Wirbel liegen nahe am vordern Ende. Radialrippchen bedecken die Oberfläche; dieselben sind am vordern Ende der Schalen am stärksten, werden gegen die Mitte schwächer und gehen jenseits des Kieles in feine Linien über, die von den Anwachsstreifen durchsetzt werden. Das Bandfeld (Area) ist dreiseitig, sehr groß, schwach ausgehöhlt und mit vielen rhomboidalen Furchen bedeckt. Der ganz gerade Schloßrand ist mit vielen, in der Mitte aufrecht, an den Seiten etwas schief stehenden Zähnen besetzt; am Bauchrande befindet sich eine Ausbuchtung. Diese Art gehört bei Lapugy zu den größten Seltenheiten; ich war nicht so glücklich, dieselbe einsammeln zu können, daher vermag ich auch über das Größenmaaß der Lapugyer Exemplare keine Angabe zu machen. Nach Erfahrungen, welche ich an den übrigen bei Lapugy vorkommenden Arten von Arca zu machen Gelegenheit hatte, dürfte sich annehmen lassen, daß sie die Größe der Exemplare aus dem Wiener Tertiärbecken ($2^9/_{12}$ W. Zoll) nicht haben.

Diese Art, die jetzt noch am Senegal, im rothen Meere und im indischen Ocean leben soll, kommt anderweitig noch fossil vor: im Wiener Becken bei Grund, Grußbach, Gaudersdorf, Eggenburg, Niederleis und Niederkreuzstätten; in Italien bei Turin; in Frankreich fast auf allen Punkten, wo neogene Versteinerungen gefunden werden; bei Antwerpen, endlich bei Olesko in Galizien.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien.

ARCA NOAE *Linné.*

Hörnes l. c. Taf. XLII, Fig. 4 a—c.

Das quer-verlängerte, fast rechtwinklige Gehäuse ist ziemlich dickschalig, stark gewölbt, sehr ungleichseitig, vorn abgerundet, hinten gekielt, am Hinterrande ausgebuchtet und daher in zwei Spitzen endigend. Schuppenförmige Radialrippchen, die vorne und hinten am stärksten sind,

bedecken die Oberflächen der Schalen; in der Mitte schieben sich zwischen diese Rippchen feine Radiallinien ein; jenseits des Kieles sind die Rippen am stärksten, daher auf die Ausbuchtung nur 5 bis 6 Rippen kommen, die nicht mehr so zierlich geschuppt erscheinen, wie die übrigen. Zwischen den stark hervorstehenden und eingerollten Wirbeln befindet sich ein ziemlich großes Bandfeld, das schwach aushöhlt und in der Mitte mit rhomboidalen Furchen versehen ist. Der gerade Schloßrand ist mit zahlreichen feinen Zähnen besetzt, deren mittelste vertikal, die übrigen aber etwas schief stehen. Der Bauchrand ist etwas ausgebuchtet. Diese Art scheint bei Lapugy die Größe der Wiener Exemplare nicht gehabt zu haben, denn meine größte Schale mißt nur $1^1/_{12}$ W. Zoll in der Länge bei einer Breite von fast $^7/_{12}$ W. Zoll. — Selten bei Lapugy.

Diese Art kommt anderweitig vor: im Wiener Becken bei Steinabrunn, Gainfahren, Niederleis, Grußbach und Forstenau; auf Cypern, Rhodus, am Isthmus von Korinth, auf der Halbinsel Morea bei Puzzuolli, Modena, Siena, Pisa, Castell'arquato, Asti und Turin in Italien; bei Perpignan, Saucats, Manthelan St. Clement (Maine et Loire) in Frankreich; Rudelsdorf in Böhmen; auf der Azoren-Insel Sta. Maria. Lebt noch im adriatischen und mittelländischen Meere.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralkabinets in Wien, des naturwissenschaftlichen Vereins zu Hermannstadt und in meiner Sammlung.

ARCA BARBATA *Linné.*

Hörnes c. l. Taf. XLII, Fig. 6—11.

Das quer-verlängerte, schiefe, ungleichseitige, je nach dem Alter ziemlich dickschalige und mehr oder weniger gewölbte Gehäuse ist vorne und hinten abgerundet, hinten noch sehr beträchtlich erweitert. Die Oberfläche erscheint mit vielen Radialrippen bedeckt die von concentrischen Streifen durchsetzt ein gekörntes Ansehen haben; die Rippen nehmen nach rückwärts an Breite zu, erscheinen dann aber oft durch eine Zwischenfurche in zwei Theile gespalten. Die Wirbel sind wenig hervorstehend und eingerollt; das Bandfeld ist an allen mir vorliegenden Schalen mittelmäßig groß und mit etlichen winkelig stehenden den Rändern parallelen Furchen versehen. Der Schloßrand ist geradlinig, im Verhältniß zur Länge der Schalen kurz zu nennen und mit zahlreichen Zähnen besetzt, deren mittlere klein, die übrigen aber nach beiden Enden hin sich rasch vergrößern und endlich sehr stark entwickelt sind. Am Bauchrande haben selbst die mir vorliegenden jüngern Schalen eine Ausbuchtung. — Selten bei Lapugy. Länge meiner größten Schalen $1^8/_{12}$ W. Zoll; Breite 1 W. Zoll.

Diese im adriatischen und mittelländischen Meere jetzt noch lebende Art findet sich fossil im Vaterlande weiter bei Bujtur; außerdem ist sie gefunden worden im Wiener Becken bei Grund, Eggenburg, Grußbach, Steinabrunn, Rudiß, Jaromieriß, Porstendorf, Pößleinsdorf und Forstenau; auf Cypern, Rhodus, Sicilien und Ischia; auf vielen Punkten der italienischen und französischen Tertiärgebilde; auf etlichen Punkten in der Schweiz, bei Poëls in Steiermark, Rudelsdorf in Böhmen und Olesko und Tarnopol in Galizien.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien und in meiner Sammlung.

ARCA TURONICA *Dujurdin.*

Hörnes l. c. Taf. XLIV, Fig. 2 a—e.

Das quer-ovale, stark gewölbte und ungleichseitige Gehäuse ist vorn schief abgerundet, nach hinten erweitert und schief abgestutzt und am Bauchrande fast ganz geradlinig. Die Oberfläche jeder Klappe ist mit etwa 35 vierkantigen, mehr minder deutlich crenulirten Radialrippen versehen, die durch engere, sehr fein quergestreifte Furchen von einander getrennt sind. Die stark hervorstehenden Wirbel sind spitzig eingerollt und entfernt stehend; das Bandfeld ist bei ausgewachsenen Exemplaren, wie wir sie von Bujtur haben, breit, ausgehöhlt, mit wellenförmigen Furchen versehen und von einer tiefen Furche an den Rändern begränzt; der dünne Schloßrand hat viele blattartige, zugespitzte Zähne; der Bauchrand ist mit tiefen Kerfen versehen, die den Rippen der Oberfläche entsprechen. Sehr selten bei Lapugy, von wo ich nur Schalen von ganz jungen Individuen kenne, die nicht einmal den vierten Theil von den Maaßen der Wiener Stücke haben.

Diese Art kommt im Vaterlande noch vor bei Bujtur, von wo Stücke von ansehnlicher Größe in den Sammlungen vorliegen. Anderweitige Fundstätten sind: das Wiener Becken mit 13 Punkten, vorzüglich bei Enzesfeld und Grund; Manthelan und Paulmy in der Touraine, Saucats und Salles bei Bordeaux u. a. m. in Frankreich; Poëls in Steiermark; Uken, Epfenhofen und Blumenfeld in der Schweiz.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien, in der Sammlung des naturwissenschaftlichen Vereins zu Hermannstadt und in meiner Sammlung.

ARCA LACTEA *Linné.*

Hörnes l. c. Fig. XLIV, Taf. 6 a—d.

Das sehr kleine, länglich-eiförmige, stark gewölbte fast walzenförmige Gehäuse ist vorn abgerundet, hinten gekielt und schief abgestutzt, mit wenig hervorstehenden und schwach eingerollten Wirbeln. Die Oberfläche ist mit zahlreichen feinen Radialrippchen versehen die wieder von ebenso feinen, dichtstehenden, concentrischen Streifen durchkreuzt werden, wobei jedoch die Radialrippen vorragen; außerdem erscheint die Oberfläche etliche Male durch Zuwachsabsätze unterbrochen. Das Bandfeld ist ziemlich groß und ausgehöhlt und soll in der Mitte eine von tiefen Furchen gebildete rhombische Zeichnung haben, von der ich jedoch an dem mir vorliegenden Stücke Nichts entdecken konnte; der Schloßrand ist gerade und mit zahlreichen, blattartigen, zugespitzten Zähnen versehen; die Muskeleindrücke sind deutlich und mit einer Kalklage belegt; der Schalenrand nicht gekerbt; der Palealrand glatt. Aeußerst selten bei Lapugy; mir liegt nur e i n e Klappe vor. — Länge 5 Wiener Linien; Breite 3½ W. Linien.

Diese Art kommt im Vaterlande noch vor bei Bujtur; anderweitige Fundstätten sind; das Wiener Becken mit 15 Punkten, besonders die mergeligen Zwischenschichten des Leithakalkes bei Steinabrnnn und Nikolsburg; die Inseln Rhodus und Cypern; der Isthmus von Corinth und Morea; die Insel Sicilien; fast alle bisher genannten neogenen Petrefakten-Lager in Italien und Frankreich; St. Galen und Epfenhofen in der Schweiz; Rudelsdorf in Böhmen; Fautsch in Steiermark; Olesko in Galizien; Szuskowce in Volhynien; Kralowa nnd Hidás in Ungarn; Sutton in England, auf Sta. Maria — einer der Azoren. Lebend wird sie angetroffen im Britischen Kanal, an den Küsten von Spanien und Portugal, den canarischen Inseln und im mittelländischen und adriatischen Meere.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralkabinets in Wien und in meiner Sammlung.

ARCA DILUVII *Lamarck.*

Hörnes l. c. Taf. XLIV, Fig. 3 a—e und Fig. 4 a—c.

Das eiförmige, bauchige, ziemlich dickschalige Gehäuse ist ungleichseitig, vorn und hinten abgerundet, hinten etwas verschmälert und nicht schief abgestutzt. Die Oberfläche jeder Klappe ist mit etwa 30 vierkantigen mehr oder minder deutlich crenulirten Radialrippen bedeckt, deren Zwischenräume nur wenig schmäler sind. Die schief eingerollten Wirbel

sind ziemlich hervorstehend; das Bandfeld ist schwach ausgehöhlt und hat etliche Furchen, die parallel seinem Rande laufen und unter Winkeln sich treffen, jedoch nicht alle vollständig auftreten; der dünne Schloßrand ist mit zahlreichen blattartigen zugespitzten Zähnen versehen, von denen die an den beiden Seiten größer sind und gegen die Mitte convergiren; der bogig gekrümmte Bauchrand nebst Vorder- und Hinterrand sind mit Kerfen versehen, die den Rippen entsprechen. Die mir vorliegenden Schalen auch dieser Art von Lapugy stehen den Wiener Stücken an Größe sehr nach. Häufig bei Lapugy.

Diese Art kommt im Vaterlande noch vor bei Pank und Bujtur; anderweitige Fundstätten sind: Nemesesd im benachbarten Banate; das Wiener Becken mit 28 Punkten, besonders Gainfahren und Steinabrunn; dann fast alle übrige Fundorte von Neogen-Conchilien auf den griechischen und italienischen Inseln, in Griechenland, Italien und Frankreich; Poëls und Guglitz in Steiermark; Lomnitza in Mähren; Tribitz und Rudelsdorf in Böhmen; Almas, Kralowa, Szobb, Groß-Marosch, Ipoly Sagh, Bujak, Wárbo und Hidás in Ungarn; Rakovitza in Serbien; St. Gallen in der Schweiz; Antwerpen; Barcellona; Algerien.

In den Sammlungen des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien und des naturwissenschaftlichen Vereins zu Hermannstadt, dann in meiner Sammlung.

ARCA LAPUGYENSIS *mihi.*

A. testa oblonga modice inflata, tenui, valde inaequilatera antice rotundata, postice vel simpliciter rotundata vel oblique truncata et rotundata, radialiter tenue costellata (costulis plus minus rotundatis, lineis interpositis) striis transversis incisis intersecta, unde reticulata, intus lineis radialibus signata; umbonibus parvis, valde involutis, approximatis, antrorsum admodum promotis; area cardinali angustissima, quasi nulla; margine cardinali praelongo, recto et multidentato, — serie dentium sub umbonibus interrupta et inde in partem anteriorem breviorem et posteriorem longiorem partita, — dentibus anterioribus haud numerosis subito, posterioribus numerosissimis vero sensim sensimque crescentibus; margine ventrali intus subcrenulato; impressionibus muscularibus magnis et bene perspicuis.

Das verlängert-ovale, schwachgewölbte nicht dickschalige (daher durchscheinende) Gehäuse ist ungleichseitig, vorne und hinten fast gleichmäßig abgerundet oder hinten etwas schief abgerundet und dann zugleich ein wenig erweitert, am Bauchrande geradlinig oder fast geradlinig.

Die Oberfläche ist mit sehr zahlreichen, dichtstehenden, mehr weniger abgerundeten Radialrippchen versehen, zwischen welche sich hier und dort erhabene Linien einzeln oder zu zweien einschieben und welche wieder von sehr regelmäßigen concentrischen Streifen, besser schmalen Furchen durchschnitten werden, wodurch die Oberfläche quadratisch gekrönt erscheint. Die Wirbel sind klein stark nach vorne geschoben und eingerollt. Das Bandfeld ist lang und sehr schmal und hat in seinem hintern Theile einige Furchen parallel seinem Rande; der Schloßrand ist gerade und sehr lang und theilt sich in zwei sehr ungleiche Hälften, die vom Wirbel nach vorne ganz kurze, die vom Wirbel nach hinten sehr lange (1 : 3); unter dem Wirbel befindet sich eine ganz zahnlose Stelle, — von da nach vorne wenige und sogleich große und starke blattartige Zähne, nach hinten dagegen zahlreiche Anfangs ganz feine und vertikale blattartige Zähne, die allmälig eine schiefe und immer schiefere Stellung (bis 45^0) annehmen und zugleich an Stärke zunehmen, bis sie endlich nahe dem hintern Ende denen auf der Vorderseite an Stärke gleichkommen Der innere Rand der Schalen ist äußerst schwach gekerbt; die Muskeleindrücke sind groß und deutlich und mit einer dünnen weißen Kalklage bedeckt, die aber oft theilweise oder auch ganz abgelöst erscheint; der Mantelrand ist deutlich und bis an denselben laufen inwendig vom Wirbel ausgehend feine, schwach angedeutete und perlmutterartig schillernde Linien, die den Radialrippchen zu correspondiren scheinen. Länge meiner größten Schale $1^3/_{12}$ W. Zoll; Breite $^8/_{12}$ W. Zoll. — Nicht eben selten.

Ich kann die Form unter keine der von Dr Hörnes abgebildeten Arten aus dem Wiener Becken subsummiren; keine von den auf Taf. 44 abgebildeten Arten ist im Verhältniß zur Breite so lang gestreckt, wie die eben von mir beschriebene.

ARCA BIELZANA *mihi.*

A testa elongato-trapeziformi, inflata, tenui, valde inaequilatera, antice oblique rotundata, postice late-carinata, oblique-truncata et rotundata, radialiter costellata lineis praeterea singulis interpositis, striis transversis incisis non admodum approximatis intersecta atque inde quasi tabulata; umbonibus parvis involutis; antrorsum promotis; area cardinali longa, augustissima, postice sulcata; margine cardinali recto, — dentibus sub umbonibus non intermissis, medianis minimis et confertissimis rectis, reliquis longioribus crassis et obliquis; margine ventrali intus non crenato; impressionibus muscularibus obliteratis.

Das verlängert-ovale, ziemlich gewölbte, nicht dickschalige (daher durchscheinende) ungleichseitige Gehäuse ist vorne abgerundet, hinten breit

gekielt, schief abgestutzt und unten gerundet, am Kiel abgerundet, am Bauchrande geradlinig. Die Oberfläche ist mit sehr zahlreichen, dicht stehenden, mehr weniger abgerundeten Rippchen versehen, zwischen welche sich hier und dort erhabene Linien einschieben und welche von sehr regelmäßigen concentrischen vertieften Streifen durchsetzt werden, die aber entfernter von einander hinlaufen, daher die Oberfläche wie mit länglichen Rechteckchen getäfelt erscheinen lassen. Die Wirbel sind klein, stark nach vorn geschoben und eingerollt. Das Bandfeld ist lang und sehr schmal und hat in seinem hintern Theile einige Furchen parallel seinem Rande; der Schloßrand ist gerade, die Zahnreihe unter dem Wirbel nicht unterbrochen; die blatterartigen Zähne sind hier jedoch sehr fein und dicht; der Schalenrand ist inwendig nicht gekerbt; die Muskeleindrücke sind sehr schwach; im Innern der Schale Andeutungen von Radiallinien. — Länge $^9/_{12}$ W. Z.; Breite fast $^5/_{12}$ W. Zoll. Sehr selten.

Ein einziger Blick auf die mir vorliegende Schale genügt, um zu erkennen, daß sie von der vorhin beschriebenen A. Lapugyensis getrennt werden müsse. Ihre namhafte Wölbung, das Vorhandensein des nach dem hintern untern Ende der Schale hinlaufenden Kieles, die schiefe Abstutzung an der hintern Seite geben gute trennende Merkmale ab. Dazu kommt noch die entschieden trapezoidale Form der Schalen und der Abgang der Unterbrechung der Zahnreihe unter den Wirbeln.

ARCA ACKNERANA *mihi.*

A testa ovali, inflata, tenui, inaequilatera, parumper obliqua antice rotandata, postice latiore, oblique truncata. rotundata, costulis radialibus, densis rotundatis et striis transversis incisis ornata, costulis medianis angustioribus, lateralibus latioribus, marginalibus iterum angustioribus, — lateralibus et marginalibus squamosis; umbonibus autrorsum promotis, involutis, non prominulis, impressione dorsali bipartitis; area cardinali longa et angustissima; margine cardinali recto; serie dentium antice et postice parumper arcuata, sub umbonibus interrupta, — dentibus ipsis anterioribus haud numerosis obliquis, arcuatis subito crescentibus, posterioribus numerosissimis primum minimis arcuatis, tum magnitudine sensim sensimque aucta, angulatis, postremum simpliciter obliquis; margine ventrali interne non crenato; impressionibus muscularibus obliteratis.

Das ovale (minder gestreckte als von A. Lapugyensis), ziemlich gewölbte, nicht dickschalige (daher ein wenig durchscheinende), ungleichseitige, etwas schiefe Gehäuse ist vorne abgerundet, hinten ein Wenig erweitert, schief abgestutzt dann unten gerundet, am Bauchrande geradlinig.

Die Oberfläche ist mit engstehenden, abgerundeten Radialrippchen versehen, von denen die über der Mitte schmäler, die vorne und hinten breiter und die vorn und hinten am Schloßrande wieder schmäler sind. Hiezu kommt eine feine concentrische Streifung eigenthümlicher Art; sie ist über der Mitte der Schale vertieft, geht vorne und hinten in zierliche dichte Schuppung über. Die Wirbel sind stark nach vorne geschoben, nicht hoch, eingerollt, in der Mitte mit einer schwachen aber doch gut wahrnehmbaren Impression, die schief über den Rücken der Schale nach dem Bauchrande verlaufen würde, aber bald verschwindet. Das Bandfeld ist lang und sehr schmal, vom Wirbel nach vorne mit einer dem Schloßrand parallelen Furche versehen; der Schloßrand ist geradlinig, die Zahnreihe an den Enden etwas bogig geformt und unter den Wirbeln durch eine glatte Stelle unterbrochen; die Zähne der vordern kleinen Hälfte sind schief und gebogen und nehmen rasch an Größe und Stärke zu, die der hintern längern Hälfte sind knieförmig gebrochen, Anfangs klein und vertikal, nehmen dann eine schiefe Lage an und verlieren die gekniete Form nach und nach, so wie sie dann auch an Stärke und Größe zunehmen. Der Schalenrand ist inwendig nicht gekerbt; die Muskeleindrücke sind fast unkenntlich. — Länge der mir vorliegenden Klappe $^{11}/_{12}$ W. Zoll; Breite $^{6}/_{12}$ W. Zoll. — Höchst selten. — Eine einzige Klappe in meinem Besitze.

ARCA PAPILLIFERA *Hörnes.*

Hörnes l. c. Taf. XLIV, Fig. 7 a—c.

Das quer-ovale, gewölbte, dünnschalige Gehäuse ist deutlich schief, ungleichseitig, vorne abgerundet, hinten erweitert und schief abgestutzt. Die Oberfläche erscheint fein gegittert: auf den Durchkreuzungspunkten befinden sich rhombische Knötchen, welche häufig abfallen, wo dann die Schalen dem freien Auge stellenweise wie abgerieben erscheinen. Die Wirbel sind schief und wenig hervorstehend; das Bandfeld ist lang, schmal und glatt; der Schloßrand ist bei allen mir vorliegenden Schalen ganz gerade, unter der Wirbelspitze jedoch mit einer Einkerfung versehen. Die Zahnreihe ist an der Einkerfung unterbrochen und in zwei ungleiche Hälften getheilt; die zahlreichen Zähne sind blattartig und mit den obern Enden nach außen schief gestellt. Der Rand der Schalen ist inwendig glatt. Das rhombische Feldchen unter der Wirbelspitze, dessen Dr. Hörnes erwähnt, habe ich nicht vorgefunden. Von einer Einschnürung des Pallealrandes habe ich an unsern Stücken Nichts wahrgenommen; derselbe ist geradlinig. Unsre Exemplare scheinen im Verhältniß zur Breite etwas länger als die von Dr. Hörnes gegebene Abbildung. — Länge meiner

größten Klappe 3 W. Linien; — Breite 2 W. Linien; bei manchen ist das Verhältniß wie 5 : 3. — Diese Art scheint bei Lapugy nicht eben selten zu sein, da mir 8 Schalen vorliegen.

Diese Art ist bis jetzt weiter nur von Steinabrunn, Pötzleinsdorf und Forstenau im W. Becken bekannt.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien und in meiner Sammlung.

ARCA CLATHRATA *Defr.*

Hörnes l. c. Taf. XLIV, Fig. 10 a—e.

Diese Art weicht bei Lapugy in einigen Beziehungen von der Wiener Form nach der angeführten Abbildung ab. Ich will sie zuerst genau beschreiben und sodann auf die Differenzen eingehen.

Das verlängert-quer-ovale, stark gewölbte Gehäuse ist ungleichseitig, vorne abgerundet, hinten etwas erweitert, schief abgeschnitten und unten zugespitzt, der Bauchrand ist so ziemlich geradlinig und hat in Folge der Erweiterung der Schale am hintern Ende gegen den Schloßrand eine schiefe Lage; vom Wirbel läuft ein stark hervortretender Kiel gegen die rückwärtige untere Spitze. Die Oberfläche hat grobe, dachziegelartig geformte Radialschuppen, die einerseits durch feine concentrische Streifen miteinander in Verbindung stehen, andrerseits wieder durch zahreiche Anwachsstreifen unterbrochen sind; die Rippen sind am rückwärtigen Theil jenseits des Kieles stärker aber auch an dem vordern Theile treten sie bei den meisten Schalen etwas verstärkt auf; am rückwärtigen Theile vom Kiele bis zum Schloßrand erscheint die Oberfläche in Folge der hinausgetretenen Anwachsstreifen bisweilen gekraust-blätterig. Die Wirbel sind wenig hervortretend, schief und zwar so, daß ihre Spitze über die Stelle des Schloßrandes nach vorne hinausreicht, welche nach der Stellung und Größe der Schloßzähne als der Theilungspunkt zu betrachten ist. Das Bandfeld ist schmal und hinten gestreift. Der Schloßrand ist gerade oder kaum merklich gebogen; die Zähne stehen etwas hinter dem Wirbel ganz vertikal und neigen sich dann mit dem obern Theil immer mehr nach außen, bis sie zuletzt eine sehr schiefe Lage erhalten, sie sind blattartig und nehmen von der Mitte nach beiden Enden an Größe und Stärke zu. Vorder-, Bauch- und Hinterrand ist mit breiten Kerfen versehen, welche mit den Rippen zusammenfallen. Die Muskeleindrücke sind sehr deutlich, oft mit einer Kalklamelle belegt. — Länge meiner größten Schale 7 W. L.; Breite 4 W. Linien. Nicht selten bei Lapugy.

Die mir vorliegenden Stücke verglichen mit der von Dr. Hörnes gegebenen, oben citirten Abbildung nach Stücken aus dem Wiener Becken ergeben sich folgende Differenzen: die Lapugyer Schalen sind verhältnißmäßig länger, hinten deutlich erweitert und geradlinig schief abgeschnitten; der Kiel tritt mehr hervor und bildet fast eine Kante; die Radialrippen sind stärker; die Anwachsstreifen bilden förmliche Absätze; die Sculptur der Oberfläche tritt überhaupt mehr hervor.

Diese Art kommt im Vaterlande noch vor bei Pank (?) und Bujtur; anderweitige Fundstätten derselben sind: Steinabrunn, Pötzleinsdorf, Porstendorf und Jaromeric im W. Becken; die Inseln Rhodus und Cypern; Rio della Batteria und Monte Gibio in Italien; St. Avit, Mandillot, Larriège, Merignac, Paulmy, Ferrière l'Arcon, Manthelán, Pont-le-Voy, St. Maure, St. Clement, Reneauleau, Sceaux, Thorignè und St. Michel in Frankreich; Rudelsdorf in Böhmen.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets zu Wien und in meiner Sammlung.

ARCA PISUM *Partsch.*

Hörnes l. c. Taf. XLIV, Fig. 11 a—d.

Das kleine, fast kugelrunde Gehäuse ist ungleichseitig, schief, vorne und hinten abgerundet. Die Oberfläche desselben hat feine, sehr genäherte, glänzende concentrische Streifen, welche von viel feineren Radiallinien durchkreuzt werden. Die sehr großen Wirbel sind stark eingerollt; das Bandfeld erscheint schmal, vorne glatt, hinten mit schiefen Furchen versehen; der Schloßrand ist ein wenig gebogen und mit zahlreichen Zähnen versehen, welche von der Mitte des Schloßrandes aus nach vorne und nach hinten oben auswärts geneigt schiefe Stellungen haben. Der Rand der Schalen ist inwendig fein gekerbt. Länge meiner größten Schale 5½ W. L.; Breite 5 W. Linien. — Selten bei Lapugy.

Man kennt diese Art nur noch von Baden, Vöslau, Möllersdorf, Rudiß, Jaromeric, Forstenau und Ritzing im Wiener Becken.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets zu Wien und in meiner Sammlung.

ARCA PSEUDOLIMA *Reuss.*

Reuss: Die marinen Tertiärschichten Böhmens und ihre Versteinerungen (39. B. der Sitzungsberichte der k. Akademie der Wissenschaften mathem. naturwissensch. Klasse v. S. 207 bis S. 285) Taf. IV, Fig. 2 a. b. und c.

Das sehr kleine, etwas quer-verlängerte, gewölbte, rundliche, vierseitige Gehäuse ist vorne schwach gerundet, hinten beinahe abgestutzt, an

beiden Enden fast gleich hoch. Die Oberfläche erscheint mit concentrischen Streifen bedeckt, deren einzelne staffelartig hervorragen; diese Streifen werden von schmalen Radialfurchen durchschnitten, wodurch die Schale wie mit spitzen Körnern besetzt erscheint und ein feilenartiges Ansehn erhält. An den beiden mir vorliegenden Schalen sind die meisten dieser Körner nicht mehr vorhanden und man sieht die concentrischen Streifen, freilich erst bei starker Vergrößerung, von äußerst feinen Radiallinien durchkreuzt. Es bestättigt sich also die Ansicht des Hrn. Dr. Reuss, daß die oberflächliche Schalenschicht leicht verloren zu gehen scheine. Die gewölbten Wirbel sind stark übergebogen; das Bandfeld ist breit, niedrig-dreiseitig, der Länge nach linirt; der Schloßrand ist gerade; die Zähne sind zahlreich, die innern klein, nach außen allmählig länger werdend, die äußersten wieder etwas kürzer, aber schräge auswärts gerichtet; der Schalenrand ist inwendig nicht gekerbt, die Muskeleindrücke sind deutlich mit rauhen Kalklamellen belegt; im Innern der Schale laufen sehr feine Radiallinien vom Wirbel ausgehend bis an den Mantelrand. Länge 5 W. L., Breite 4 W. Linien. — Sehr selten bei Lapugy.

Diese Art kommt anderweitig nur bei Rudelsdorf in Böhmen vor.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets und meiner Sammlung.

ARCA DYDIMA *Brocchi.*

Brocchi: Conchiologia fossile subappennina Taf. XI, Fig. 2.

Das kleine, quer-ovale, ziemlich gewölbte, etwas schiefe Gehäuse ist ungleichseitig, vorne gerundet, hinten erweitert, am Schloßrande wie geflügelt, dann ein wenig schief abgeschnitten und nach dem Bauchrande hin gerundet, am Bauchrande bogig. Die Oberfläche ist mit sehr regelmäßigen, glatten oder doch nur äußerst schwach crenulirten Radialrippen versehen, welche in Zwischenräumen von derselben Breite von einander abstehen. Von den Wirbeln läuft bis zur halben Breite der Schalen eine Vertiefung (Einschnitt, Furche) gegen den Bauchrand hin, welche die Schale in zwei etwas ungleiche Hälften, eine kleinere vordere und eine größere hintere theilt. Die Wirbel sind schief, wenig eingerollt doch mit den Spitzen stark gegen einander geneigt. Das Bandfeld ist mittelmäßig breit; der vordere Theil desselben scheint mir mit Furchen versehen zu sein. Der Schloßrand ist ganz gerade, die Blattzähne sind unter den Wirbeln sehr klein und vertikal gestellt, die übrigen etwas größer und nach beiden Seiten etwas schräge auswärts geneigt. Der ganze übrige Rand ist inwendig tief crenulirt, wobei die Kerfen zum Theil ziemlich weit in die Schale hineinreichen. Die Muskeleindrücke gegen die Wirbel in einen spitzen Winkel

ausgehend sind undeutlich. Als charakteristisch für diese Art bemerkt schon Brocchi die erwähnte von dem Wirbel ausgehende deutliche Vertiefung oder Furche. — Selten bei Lapugy. Länge meiner größten Schale $2^1/_2$ W. Linien, Breite $1^1/_2$ W. Linien.

Brocchi hatte diese Conchilie am Monte Biancano bei Bologna und bei Rocchetta bei Asti gesammelt.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinet zu Wien und in meiner Sammlung.

ARCA BOHEMICA *Reuss.*

Reuss: Die marinen Tertiärschichten Böhmens und ihre Versteinerungen (39. B. der Sitzungsberichte der k. Akad. d. Wissensch. mathem.-naturw. Klasse, v. S. 207 bis S. 285) Taf. III. Fig. 13.

Herr Dr. Reuss gibt nachstehende Beschreibung dieser Art.

Die Schale ist im Umrisse schief-oval, vorne viel niedriger, nach hinten und unten sich bedeutend ausbreitend und mit schräg abgeschnittenen Hinterrande endigend. Der hakenförmig übergebogene niedergedrückte Wirbel liegt am Ende des ersten Drittheils der Schalenlänge. Das Bandfeld sehr niedrig fast linear, quergestreift, daher die Wirbelspitzen beider vereinigten Klappen nur wenig von einander abstehen. Der Schloßrand gerade. Die Schloßzähne wenig zahlreich, sehr ungleich. Die innersten sehr klein, nur Höckerchen darstellend; nach außen nehmen sie besonders auf der Hinterseite der Schale, rasch an Größe zu und neigen sich schräg auswärts, die hintern viel stärker als jene der Vorderseite. Der Pallealrand stark gebogen und schief, beiläufig in der Mitte eine Einbiegung darbietend. Demselben entspricht eine schwache Depression des mäßig gewölbten Schalenrückens, welche, aber bald unmerklich werdend, bis gegen den Wirbel hinansteigt. Die kurze Hinterseite der Schale ist vom Rücken durch eine kielartige Falte gesondert, die in der Nähe des Wirbels schärfer hervortritt, nach unten aber bald undeutlich wird. Die Schalenoberfläche ist mit zahlreichen feinen ungleichen Radialrippen bedeckt, die sich durch Einsetzung neuer vermehren. Am Rücken sind sie am gedrängtesten und dünnsten und werden durch viel schmälere Furchen gesondert. An der Vorderseite werden sie etwas dicker und treten weiter auseinander. In noch höherm Grade findet dies an der Hinterseite der Schale statt. Besonders stark sind zwei Rippen, die gerade auf dem vorhin bezeichneten Rückenkiele liegen. Alle werden von gedrängten sehr ungleichen concentrischen Anwachsringen durchkreuzt Einige derselben stehen weit stärker leistenartig hervor. An ältern Schalen werden sie alle etwas blättrig. Durch diese Anwachsstreifen werden die Rippen in ihrem oberen Theile in

ungleiche Knötchen, im untern dagegen in schuppenartige blättrige Hervorragungen zerschnitten.

Mit dieser Beschreibung von Arca Bohemica fallen etliche meiner Schalen von Lapugy derartig zusammen, daß ich sie ohne Anstand mit der genannten Art vereinigen kann; sie wird auch außerdem in dem öfter erwähnten beiden Verzeichnissen der Petrefacten von Bujtur, Lapugy und Pank unter den Lapugyer Vorkommnissen aufgezählt. Abweichungen bestehen nur darin, daß die Rippen auf dem Kiele nicht gerade so stark auftreten, als nach der Beschreibung anzunehmen ist, daß die Depression über den Rücken nicht so auffällig ist, als man nach der angezogenen Abbildung zu schließen berechtigt ist, und daß die Spitzen der Wirbel einander nicht in dem Grade sich nähern, als es Herr Dr. Reuss bei den ihm vorgelegenen böhmischen Stücken fand. — Länge meiner größten Schale $3\frac{3}{4}$ W. Linien; Breite $2\frac{2}{4}$ W. Linien. – Sehr selten bei Lapugy.

Diese Art entdeckte Herr Dr. Reuss zuerst unter den von Rudelsdorf in Böhmen erhaltenen Petrefacten; bald darauf wurde sie auch von Herrn Direktor Dr. Hörnes unter den Lapugyer Petrefacten im k. k. Hof-Mineralienkabinet aufgefunden. Sonstige Fundorte sind bis jetzt noch nicht constatirt.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien und in meiner Sammlung.

b) Unregelmäßige und stets ungleich klappige Muscheln.

Familie der Chamaceen.

(Chamacea Lamarck.

Das Gehäuse ist unregelmäßig, ungleichseitig und mit der einen Klappe angewachsen; das Schloß hat Einen dicken schiefen Zahn, der in eine Grube der andern Schale paßt. Das Ligament ist äußerlich, aber vertieft; zwei Muskeleindrücke, der vordere verlängert, ein einfacher Manteleindruck. Das Thier hat den Mantel größtentheils getrennt, hinten zwei kurze, am Rande mit Cirrhen besetzte Siphonen, einen kleinen Fuß.

Geschlecht CHAMA Lamarck.

Das Gehäuse ist rund oder verlängert-eiförmig, unregelmäßig, ungleichseitig, festgewachsen. Die Oberfläche ist mit Lamellen, Schuppen und Stacheln bedeckt, dabei herrscht bald mehr die concentrische, bald mehr die radiale Ornamentirung vor. Die untere Schale ist immer mehr oder

weniger gewölbt, die obere nahezu eben. Die Wirbel sind spiralförmig gekrümmt, ungleich, bald rechts, bald links gewunden, je nach den Arten. Das Schloß hat in der einen Schale Einen dicken, schiefen, gekerbten Zahn, welcher in eine Grube der andern Schale paßt; das Ligament ist äußerlich aber vertieft. Zwei Muskeleindrücke, der vordere verlängert; ein einfacher Manteleindruck. Die sogenannten rechts gewundenen Arten sind mit der linken Schale, die links gewundenen mit der rechten Schale angewachsen.

Ueber das Auftreten der Chamen in den Schichten der Vorwelt finde ich bei Dr. Hörnes (II. S. 209) nachstehende Notiz: Die Chamen treten zuerst in geringer Anzahl in der mergeligen Kreide von Corbières auf und setzen in gleicher Weise (nur drei Arten) in der weißen Kreide fort, auch in der Gosau kommen zwei Arten vor. Im tiefsten Tertiären unter den Ligniten Frankreichs fehlen sie, kommen dann im Pariser Grobkalk und den mittlern Sanden zum Vorschein und verschwinden wieder, wenigstens im Pariser Becken in dem Sand von Fontainebleau, während sie in den diesem Sande äquivalenten Schichten andrer Gegenden vorkommen. In großer Häufigkeit, wenn auch in geringer Artenzahl treten sie dann in den untern Miocänbildungen auf und setzen in gleicher Weise in den subapenninen Bildungen fort. Die gegenwärtig im adriatischen und mittelländischen Meere lebenden wenigen verkümmerten Arten sind die letzten europäischen Ueberbleibsel einer Gattung, die ehedem so artenreich unsere Gegenden bewohnte, jetzt aber sich fast ganz in die wärmeren Meere zurückgezogen hat.

Die drei Arten des Wiener Tertiärbeckens, von welchen Eine von Herrn Dr. Hörnes als neue Art erkannt, benannt, beschrieben und abgebildet wurde, sind sämmtlich bei Ober-Lapugy aufgefunden worden.

CHAMA GRYPHOIDES *Linné.*

Hörnes l. c. Taf. XXXI, Fig. 1 a—f.

Das unregelmäßig kugelförmige, zum Herzförmigen sich hinneigende, ungleichklappige und ungleichseitige Gehäuse mit stark nach rechts eingerollten Wirbeln besitzt sehr massive Schalen, was besonders von der untern, stark gewölbten gilt, welche nach den an dieser Art auch sonst gemachten Erfahrungen gewöhnlich in der Nähe des Wirbels angewachsen war. Die obere schwach gewölbte Klappe ist auffällig kleiner und bedeckt wie ein Deckel die untere. Die Oberfläche der Schalen ist bei gut erhaltenen Exemplaren mit sehr unregelmäßigen blattartigen, concentrischen, häufig gefalteten und dann hohlziegelartig sich aufbiegenden Streifen ver-

sehen. Bei Jugendexemplaren sind die Lamellen besonders auffallend gefaltet, ja es bilden sich gegen den Rand hin förmliche Röhren*). Das Schloß ist sehr einfach und besteht in der rechten oder Deckelschale in Einem schiefen, breiten, mäßig dicken, unten gekerbten Zahne, der in eine ebenfalls gekerbte Grube der linken Schale sich einsenkt, die von der Bandwulst und einem stark hervorragenden, länglichen, schief gestellten zahnartigen Theile der Schale gebildet wird. Die stark markirten Muskeleindrücke, welche an dem nach innen gerichteten Theile vielfach zerissen erscheinen, sind durch einen deutlichen Mantelrand halbkreisförmig verbunden. Eine lange Bandgrube. Kerfungen am Rande nur bei jungen Exemplären Die Lapugyer Stücke sind etwas kleiner, als die des Wienerbeckens; mein größtes ist nur 2$^{9}/_{12}$ W. Z. lang und 3 W. Z. breit. Die Deckelschalen sind häufiger.

Diese Art hat eine sehr große Verbreitung, man kennt sie aus dem Wienerbecken von 11 Punkten aus den thonigen Zwischenlagen des Leitha-kalkes; von Cypern, von Rhodus, vom Korinthischen Isthmus, von Cephalonia von Morea und von Sicilien; ferner von Pozzuoli, Ischia, Monte Mario, Martignone, Siena, Modena, Castell'arquato, Asti und Tortona in Italien; von St. Avit, Saubrigues, Dax, Saucats, Merignac. St. Clement (Maine et Loire), Pont-le-Voy, Manthelan und Perpignan in Frankreich; aus Algerien; von Rudelsdorf in Böhmen; von Poëls bei Wildon in Steiermark; Nemesest im Banat und aus dem Polnischen Becken.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien; in der des naturwissenschaftlichen Vereins in Hermannstadt und in meiner Sammlung. Auch in der Sammlung des Herrn Bielz.

CHAMA GRYPHINA *Lamarck.*

Hörnes l. c. Taf. XXXI, Fig. 2 a—d.

Ich besitze von dieser Art aus den Straten von Lapugy nur eine Unterklappe von kaum 3 Linien Durchmesser und zwei Deckelklappen eben-falls von nur geringen Dimensionen, nach welchen sich offenbar keine genügende Beschreibung dieser Art geben ließe. Daher bediene ich mich zur Ergänzung eines Exemplares meiner Sammlung aus dem Wiener-becken, das mir durch die Gefälligkeit der k. k. geolog. Reichsanstalt zu Gebote steht.

---

*) Solche am Rande röhrige Jugendformen nannte Lamarck Ch. echinulata.

Das fast kugelrunde, herzförmige, ungleichseitige und ungleichklappige Gehäuse hat nach links und stark eingerollte Wirbel; die untere (rechte) in der Nähe des Wirbels angewachsene Klappe ist in geringerm Maaße größer, als wie bei C. gryphoides, die obere (linke) ist stärker gewölbt, als wie bei jener Art. Die Oberfläche bedecken unregelmäßig gestellte, wulstförmige Erhöhungen, welche manchmal in breiten Blättern abstehen, so bei einer meiner Oberklappen von Lapugy. Ueber den Rücken der Oberklappe läuft eine breite Furche vom Wirbel bis an den Rand hinab. Das Schloß wird gebildet in der rechten (obern) Klappe aus einer wulstförmigen, oben gekerbten Erhabenheit und in der linken (untern) aus einem blattförmigen ebenfalls gekerbten Zahn, welcher sich beim Zusammenlegen der Schalen auf jene gekerbte Erhabenheit legt. Eine tiefe Bandgrube. Die Muskeleindrücke entsprechen denen von Ch. gryphoides. Der ganze Rand beider Schalen ist bei dieser Art stets und zwar bei ausgewachsenen wie bei Jugendexemplaren gekerbt.

Chama gryphoides und Ch. gryphina unterscheiden sich von einander wesentlich darin, daß ihre Wirbel nach entgegengesetzten Richtungen gewunden sind, daß ihre Oberflächen eine verschiedene Beschaffenheit haben, daß der Zahnbau ein abweichender ist, und endlich daß gryphina stets am Rande gekerbte Schalen hat. Selten bei Lapugy. Ueber das Maaß der Länge und Breite dieser Art bei Lapugy getraue ich mir keine Angaben; nach Analogien zu schließen, dürfte auch diese Art bei Lapugy die Dimensionen nicht erreicht haben, welche an Wiener Exemplaren beobachtet worden sind.

Auswärtige Fundorte dieser Art sind: das Wiener Becken mit 15 Punkten in den thonigen Zwischenlagen des Leithakalkes; die Inseln Rhodus, Cypern, Sicilien und Sardinien; Toscana, Siena, Asti und Turin; Saucats, Merignac und die Touraine; Krätzernbrücke und Sitten in der Schweiz; Rudelsdorf in Böhmen; Fünfkirchen in Ungarn und Sutton in England.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien und in meiner Sammlung.

CHAMA AUSTRIACA *Hörnes.*

Hörnes l. c. Taf. XXX, Fig. 3 a—c.

Das kleine, fast kugel- oder herzförmige, oben etwas abgeplattete Gehäuse ist ungleich-klappig, mit nach rechts gekehrten und stark eingerollten Wirbeln; die untere gewölbtere Schale erscheint am Wirbel angewachsen, die obere ist kleiner und mäßig gewölbt. Die Oberfläche

bedecken feine, hohlziegelförmige Schuppen, die als solche nur mit Hilfe der Loupe erkannt werden. Das Schloß bildet in der größern vertieftern Klappe Ein langgestreckter, gekerbter Zahn, in der Deckelklappe eine gekerbte Lamelle, welche auf jenen Zahn zu liegen kommt. Schwache Muskeleindrücke. Die Ränder beider Klappen sind fein gekerbt. Nicht selten bei Lapugy, doch werden fast stets nur Deckelklappen aufgefunden. Länge meiner größten Deckelklappe 7 W. L. bei gleicher Breite.

In Siebenbürgen kommt Ch. Austriaca nach einer in meinem Besitz befindlichen Klappe noch vor bei Bujtur, ferner bei Pank. Auswärtige Fundorte dieser Art sind nur Steinabrunn, Porzteich, Nußdorf und Forstenau im Wiener Becken.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien und in meiner Sammlung.

Forts. S. 332 u. f.

(im 3. Hefte des IX. Bandes.)

*

Zur Berichtigung

einiger alturkundlichen

Oertlichkeitsbenennungen in Siebenbürgen.

Von

G. Friedr. Marienburg.

II.

„Aqua nigra“ im Decanatus de Sebus. — Der sächsische „Unterwald“ und die „Silva Blacorum et Bissenorum“. — Die „Blachi et Sclavi“ im Anonymus Belae R. Notarius.

Hat der Reisende auf der Wiener Reichsstraße von Hermannstadt aus oberhalb Szecsel die Wasserscheide zwischen dem Eibin und Mühlbach erstiegen, von denen der erstere bekanntlich dem Altflusse, der letztere aber noch schnelleren Laufes dem Marosch zueilt: so breitet tief unten vor seinem Blicke, links von den Ausläufern der Südgränzgebirge theilweise verdeckt, gegen Abend von den bläulichen Maroschgebirgen umsäumt und rechts, nach Westen, in endloses Hügelland verschwimmend, jene Landschaft sich aus, welche der sächsische Volksmund seit undenklichen Zeiten her mit dem Namen „Unterwald“ oder auch „Land unter dem Walde“ und „vor dem Walde“ bezeichnet. Diese Landschaft, welche bezüglich der bürgerlichen Gerichtsbarkeit schon sehr frühe in die drei Stühle

Reußmarkt, Mühlbach und Broos getheilt erscheint, [1]) während sie in kirchlicher Beziehung von jeher ein Ganzes unter dem Namen „Decanatus de Sebus“ [2]) bildete, welches letztere auch heutigen Tages unter dem Namen des „Unterwälder-Kapitels“ fortbesteht und nunmehr, mit Einziehung der Zeckescher Surrogatie d. i. der Ueberreste des ehemaligen Decanatus de Spring, [3]) den Mühlbächer Kirchenbezirk ausmacht: diese Landschaft mag an Schönheit ungescheut den schönern Gegenden unseres schönen Vaterlandes sich an die Seite stellen: was aber die Milde der Witterung und die Ergiebigkeit des Bodens anbelangt, gebührt ohne Widerrede dem Unterwalde der Preis vor allen übrigen Gauen des Sachsenlandes. Denn während im „alten Lande“ und weiter hinauf bis an die Gränzen des Szeklerlandes nur der eigentliche Ackerbau, mit Ausschluß des Weinbaues, lohnenden Ertrag gewährt, und während im eigentlichen „Weinlande“ d. i. an und zwischen den Kockeln der Ackerbau gegen den Weinbau mehr oder weniger zurücktritt: wetteifert im gesegneten Unterwalde an Fülle und Güte das Gewächs des Halmes mit dem Gewächse der Rebe. Kein Wunder, daß dieser Landstrich die deutschen Ansiedler lockte und daß nach Besetzung des zur Sicherung der Altlinie unzweifelhaft zuerst in Angriff genommenen Desertum de Cibinio der nächstfolgende größere Kolonistenzug wahrscheinlich zuerst die Gegend von Mühlbach besetzte und von da aus nach Südwest und Südost vorrückend zu einer großen Gaugenossenschaft sich erweiterte, die räumlich, wie wir gesehen haben,

---

[1]) 1349 am 15 Juli werden auf der Tagfahrt der Gaugenossen in Hermannstadt erwähnt: Comes yWanus de superiori Apoldia de sede Ruzmargt ceterique Provinciales de eadem sede; Comes Petrus Iudex et Nycolaus villicus de Mulbach ac alii socii eorundem de eadem sede; nec non Comes Syboldus de Koyngir de sede Waras etc. (Urkunde in der Sammlung des Vereins für siebenbürgische Landeskunde.)

[2]) Zuerst geschieht desselben Erwähnung im bekannten, bereits von Szeredai (mit der unrichtigen Jahrzahl 1203) veröffentlichten „Instrumentum Concordiae inter Plebanos Decanatus de Sebus et Capitulum Albense ratione dicationis initae“ vom Jahre 1303. Als Mitglieder desselben erscheinen nicht nur die Plebane aus dem Umfange des Mühlbacher Stuhls, sondern 1309 auch Rembertus Plebanus de superiori Apoldia, Bencius pleb. de (inferiori) Apoldia u. A. m. im Umfange des Reußmärkter Stuhles, wie auch Athelinus de Omlas (Hamlesch, jetzt im Hermannstädter Stuhle) und im Jahre 1330 Joannes pleb. de Kunyirthu (Kenyér, Brodtdorf im Brooser Stuhle) u. s. w.

[3]) Ueber den ehemaligen Umfang des letztern vgl. des Verf. Abhandlung: „Verzeichniß der ältesten nachweisbaren Pfarrer des ehemaligen Decanatus de Spring“ im Ver.-Archiv N. F. Bd. VIII, H. 2, S. 324.

mit dem kirchlichen Sprengel des Decanatus de Sebus zusammenfiel. Sicher und kein Wunder ist es, daß diese Ansiedlungen „unter dem Walde" gar bald zu bedeutender Blüthe und Kraftentwicklung gediehen. Dafür zeugt die unzweifelhaft von hieraus bewerkstelligte Kolonisirung des jenseitigen Zeckeschgebietes durch eingeborne deutsche Ansiedler, die Entstehung des Decanatus de Spring, als eines vermittelnden Gliedes zwischen dem Unterwalde und den „zwei Stühlen" (Schelk und Mediasch) [4]; dafür

[4]) Wahrscheinlich auf diesem Wege und nicht über Hermannstadt und überhaupt nicht vom „alten Lande" aus wurde die Kolonisirung der „zwei Stühle" bewerkstelligt. Denn sonst würde schwerlich zwischen den Kolonisten im ehemaligen desertum de Cibinio und denen im Gebiete von Mediasch und Schelk jener bedeutende Komplex unbesetzt geblieben sein, aus welchem in der Folge die Hauptparcelle des heutigen Ober-Albenser Komitates erwuchs. Der äußerste in die damals noch nicht erschlossene Wildniß des Kockellandes, gewiß vornämlich aus strategischen Rücksichten, hinausgeschobene Vorposten des „alten Landes" war Stolzenburg. Dadurch erst, daß von entgegengesetzter Seite her die Schelker Kolonie sich bis zum benachbarten Reußen ausbreitete, welches durch seine Zugehörigkeit zu der Kaltwasser Surrogatie, wie auch zu den VII. Richter-Gütern sich unzweideutig als eine spätere Ansiedlung kennzeichnet, wurde hier im Westen eine zusammenhängende, wenn auch schmale Verbindungslinie zwischen den Kolonistengruppen des „alten" oder auch „Alt-landes" und des Kockellandes geschaffen, während weiter nach Osten hin die Contiguität dieser beiden Gruppen auch heutigen Tages auf der Landkarte durch die bereits erwähnte Ober-Albenser Komitats-Parcelle unterbrochen erscheint.

Umsomehr ist die Annahme gestattet, daß die zur Besetzung des heutigen Mediascher Stuhlsgebietes nachrückenden deutschen Ansiedler, nachdem sie in dem bereits colonisirten Unterwalde angelangt waren (denn die Fabel, die Mediasch als die Erstgeborne unter den sächsischen Städten schon im Jahre 1141 erbaut werden läßt, bedarf heutzutage keiner Wiederlegung mehr), mit Vermeidung der heutigen bis Hermannstadt in östlicher Richtung sich hinziehenden und von da aus rechtwinklig nach Norden umbiegenden Landstraße, viel lieber die dazumal, wo es hier zu Lande überhaupt noch keine eigentlichen Straßen gab, gewiß auch viel gangbarere Diagonale über die „Rêger" (Zecke'scher Hügellandschaft) erwählen mochten. Benützen doch auch heutzutage noch einheimische Fuhrleute von altem Schlage, die auch ohne Chausseegraben und Meilenzeiger sich zurechtfinden und mit ihren unbeschlagenen Pferden weniger den Koth als den Schotter scheuen, jenen freilich auf keiner Postkarte verzeichneten Weg, der an Einem Tag von Mühlbach über Dálya und Abtsdorf und dann neben der Klein-Schelker Mühle vorbei und letztlich bei Klein-Kopisch in die Landstraße einmündend nach Mediasch führt. Auf diesem Wege betraten die Kockler Ansiedler das ihnen zugewiesene Gebiet zuerst bei Klein- und Marktschelken, daher von diesem Ausgangspunkte der Name „Schelker Kapitel". — Ebenso mußten nun, nachdem diese Ansiedlungen ihren Abschluß gefunden, die ihnen auf demselben Wege nachfolgenden Ansiedlerzüge bei ihrem Vorrücken in das eigentliche Kockelthal selbst zuerst bei Mediasch festen Fuß fassen: daher von diesem Ausgangs-

zeugt der kräftige Widerstand den die, zum großen Theile eines ganz respektabeln Zehenteinkommens sich erfreuenden, Plebane des Unterwaldes den oft übermäßigen Schätzungsgelüsten des sie aus unmittelbarer Nähe bedrohenden Weißenburger Bischofs entgegensetzten, während entlegenere Dekanate der Willkühr sich beugten [5]) oder nach vergeblichem Kampfe unterlagen; dafür zeugen die gewaltigen Gräfengeschlechter im Unterwalde: die Nachkommen Erwin's von Kelling, diese unternehmenden Kolonistenführer und „alle Zeit Mehrer" ihres Besitzthums, und der auch vor ungleichem Kampfe nicht zurückschreckende Henning von Petersdorf; dafür zeugt das urkundlich verbürgte frühzeitige Emporblühen der Gewerbe [6]) und des Handels [7]) in mehreren Orten des Unterwaldes; dafür zeugen endlich die noch vorhandenen Denkmale aus Stein: in keinem andern Theile des Sachsenlandes finden wir verhältnißmäßig so viele im ältesten, d. i. romanischen [8]) Baustyle ausgeführte Thürme und Kirchen. Neben den bereits von Friedrich Müller [9]) namhaft gemachten Bauten

---

punkte das „Mediascher Kapitel". — Wie ganz aus entgegengesetzter Richtung von Keißd her (darum „Keißder Kapitel!") die Einwanderung in den Schäßburger Stuhl erfolgte, hat der Verfasser nachzuweisen versucht in seiner Abhandlung „Ausflüge vom Nadescher Burgweg" in Trauschenfels' Magazin.

[5]) Schon im Jahre 1283 complaniren die Pfarrer des Mediascher Dekanates (omnes sacerdotes de Medies) mit dem Weißenburger Domkapitel, welches drei, angeblich ihm gehörige Zehntquarten jenen gegen eine jährliche Zahlung von 40 Mark Silber überläßt. Bezeichnend ist, daß hier die gefügigen Mediascher Geistlichen blos „sacerdotes" genannt werden, während später den renitenten Pfarrern im Decanatu de Sebus der höhere Titel „plebani" nicht versagt wird. Die 40 Mark sollten die sacerdotes de Medies in gutem Silber, wie es in Weißenburg, Winz und Broos im Umlaufe war, zahlen, was auf einen lebhaften Handelsverkehr in diesen Städten schließen läßt. S. Urkdb. z. Gesch. Siebenbürgens von Teutsch und Firnhaber CXXXV.

[6]) Zimmerleute von Kelling und Urwegen und aus dem damals deutschen Krakkó und Weißenburg übernehmen im Jahre 1291 die Wiederherstellung der Bedachung für den Weißenburger Dom. (Urkdb. CLXXVIII.). — Die älteste Zunftordnung vom Jahre 1376 umfaßt nebst Hermannstadt und Schäßburg auch die Unterwälder Städte Mühlbach und Broos.

[7]) Siehe Note 5.

[8]) Es versteht sich wohl von selbst, daß das Wort „romanisch" nicht im oktroirten neueren Sinne, als gleichbedeutend mit „walachisch", sondern im kunstgeschichtlichen Sinne zu nehmen ist.

[9]) Die kirchliche Baukunst des romanischen Styles in Siebenbürgen 1859. (Im dritten Bande der Jahrbücher der k. k. Central-Kommission für Erhaltung der Baudenkmale.)

dieser Art in Mühlbach, Deutsch-Pian, Kelling, Rätsch, Urwegen, Groß-Ludosch und Groß-Pold verdient noch ganz vorzügliche Erwähnung der schöne, wohl noch aus dem 13. Jahrhundert herrührende Thurm bei Berény (Bärendorf?) im Brooser Stuhle. Abseits vom jetzigen Dorfe, am drübigen Ufer des an demselben vorbeifließenden Baches erhebt sich dieser Thurm ganz frei auf 4 Pfeilern und über eben so vielen Rundbogen mehrere Stockwerke hoch, natürlich schon längst der Bedachung entbehrend. Die vier Rundbogen und namentlich das durch kunstvollere Arbeit ausgezeichnete Portal gegen Westen, wie auch die ebenfalls rundbogigen Doppelfenster, die wie am Mühlbächer Thurme durch eine zierliche Mittelsäule geschieden werden, sind mit Alabaster ausgelegt. Eine genaue Abzeichnung oder eine Photographie dieses jedenfalls schönsten unter allen im romanischen Style erbauten Denkmälern sächsischer Vorzeit wäre im Interesse der Wissenschaft geboten, noch ehe neu-romanischer Vandalismus, der um der schönen Bausteine willen einen Pfeiler bereits arg hergenommen hat, das Ganze in Trümmer stürzt.[10])

Den einstigen Umfang des Decanatus de Sebus, wie er namentlich im 14. Jahrhunderte, als der schönsten Blüthezeit des Sachsenvolkes überhaupt, bestanden haben mochte, auf urkundlichem Wege nachzuweisen und einzelne alturkundliche Namen über deren eigentliche Bedeutung adhuc sub judice lis est, zu erklären und topographisch richtig zu stellen, ist der nächste Zweck dieser Abhandlung, durch welchen jedoch die Erörterung auch anderer naheliegenden Fragen nicht ausgeschlossen wird. —

Wenn jene Ansicht keine irrige ist, die in der noch bestehenden Kapitelseintheilung unserer evangelischen Landeskirche gleichsam den noch emporgebliebenen Rahmen der ältesten Gaugenossenschaften, zu denen sofort auf dem Boden der neuen Heimath die jedesmaligen größeren Einwandererzüge sich constituirten, oder den Grundriß der ältesten politischen Eintheilung des Sachsenlandes erblickt; und wenn deutliche Fingerzeige dafür vorhanden sind, daß die Namen der meisten Kapitel nicht etwa von einem spätern zufälligen Vororte herrühren, sondern auf den ursprünglichen Sammelplatz und Ausgangspunkt der betreffenden Kolonistengruppe hinweisen:[11]) so werden wir kaum fehlgehn, wenn wir auch von dem Decanatus de Sebus auf eine mit demselben räumlich zusammen-

---

[10]) Einer mündlichen Mittheilung zu Folge soll dieser Thurm vom vorbeifließenden Bache bei plötzlichem Hochwasser unterwaschen und gänzlich zerstört worden sein.

[11]) Vgl. die bereits unter Note 4) angezogene Abhandlung: „Ausflüge vom Radescher Burgweg“.



Mediasch
Gr.
Kl. Probstdorf
Kl. Kopisch
Eibesdorf
Meschen
Langenthal
Frauendorf
Mikeszásza
(v. Fugonis 1363)
Wurmloch
Arbegen
Mortesdorf
Abtsdorf
Kl. Schelken
Martinsdorf
Kaltwasser
Schoresten
Markt
Schelken
Petersdorf
Michelsdorf
Mardisch
Engenthal
Wassied
Bell
W. Stein
Haschagen
Reussen
Szekes
Burgberg
Olmur
1330
Stolzenburg
Salzburg
Hahnbach
Neudorf
Gr. Scheuren
Kl. Scheuren
Thalheim
Rothberg
Hammersdorf
Reussdörfchen
Hermannstadt
Kastenholz
Neppendorf
Gr. Au
Baumgarten
Schellenberg
1330



Lith. Anst. v. F. A. R. Krabs in Hermannstadt.

fallende bürgerliche oder Gau-Genossenschaft schließen und auch in dem Unterwalde einen jener vorandreanischen Komitate erblicken, deren gänzliche Aufhebung eben K. Andreas anbefahl. Ebensowenig werden wir irren, wenn wir für den uranfänglichen Stützpunkt und für den eigentlichen Ausgangspunkt der gesammten Unterwälder Ansiedlung jenen Ort ansehen, nach dessen alturkundlichem Namen, „Sebus," Jahrhunderte lang das Unterwälder Kapitel den Namen „Decanatus de Sebus" führte, wie denn auch in neuester Zeit der nicht nur den Unterwald mit Einschluß der Zeckescher Surrogatie sondern auch die Diasporalgemeinden in Karlsburg, Enyed, Thorda und Klausenburg umfassende Kirchenbezirk von dem Vororte Mühlbach seinen Namen führt.

War aber von Anbeginn Mühlbach der Ausgangspunkt, von welchem die deutschen Ansiedlungen im Unterwalde vorrückten, so ist damit zugleich auch die Frage entschieden, von welcher Seite her, und auf welchem Wege dieselben in die neue Heimath gelangten? Wenn nämlich die deutschen Ansiedler, die sich im Unterwalde niederließen, wie nach dem Vorausgeschickten anzunehmen ist, zuerst die Gegend bei Mühlbach besetzten, so konnten sie nur von Norden her über Klausenburg und dann am Marosch abwärts über Thorda, Enyed, Weissenburg dahin gelangen. Dagegen würde, wenn nach der Muthmaßung von D. J. L. (Leonhard) die Kolonisten, „mit Vermeidung der beschwerlichen bergigten Wege über die westnördliche Gränze den bequemern Weg über die westsüdliche Gränze am Maroschflusse herauf sich erwählten": es würde in diesem Falle aller Wahrscheinlichkeit nach schon Broos und nicht erst das 4 Meilen weiter hinauf gelegene Mühlbach zum Sammelplatze und zum Ausgangspunkte für die weiteren einzelnen Ansiedlungen ausersehn worden sein und es würden in diesem Falle die Urkunden des 14. Jahrhunderts von einem Decanatus de „Warasio" nicht aber von einem Decanatus de „Sebus" sprechen, welch' letzteres unzweifelhaft auch die Ortschaften des Brooser Stuhles umfaßt hat. Indessen erklärt schon M. Reschner jene Vermuthung Leonhard's für unwahrscheinlich „indem sich keine Spuren eines solchen Zuges durch zurückgebliebene deutsche Kolonien aus jenen Zeiten in jenen Gegenden Ungarns nachweisen lassen." [12]) Wir fügen zu diesem Ausspruche Reschners noch hinzu, daß sich derlei Spuren nicht einmal in der unmittelbaren Nähe von Broos, im angränzenden Hunyader Komitate, nachweisen lassen, während die Spuren des entgegengesetzten Zuges über die west-

---

[12]) S. Ver.-Archiv Bd. I, Hft. 3, S. 97.

nördliche Gränze und an den Marosch herab schon in der Nähe von Mühlbach durch die ehemaligen Hospites Albenses und de Igwen Karakò und Sard bezeugt sind. [13])

Doch es mag vor der Hand dahingestellt bleiben, ob Mühlbach der eigentliche Ausgangspunkt, Broos dagegen nur der am weitesten nach Westen vorgeschobene Vorposten der Unterwälder Kolonistengruppe gewesen sei. Es genügt uns hier, wo wir es zunächst mit der Abgränzung des Decanatus de Sebus nach Außen zu thun haben, die von Niemandem bezweifelte Thatsache, daß Broos der äußerste Westpunkt wie des Andreanischen Sachsenlandes überhaupt [14]) so auch insbesondere des Decanatus de Sebus war.

Nach Norden hin bildete im Allgemeinen der Maroschfluß die Gränze zwischen dem Decanatus de Sebus und den bischöflichen Archidiaconaten von Hunyad und Alba, während der unterhalb Mühlbach in den gleichnamigen Fluß einfallende Zekeschbach die beiden sächsischen Decanate von Sebus und Spring trennte. Nach Süden hin, an den damaligen äußersten Gränzen christlicher Kultur gelegen, kam das Decanatus de Sebus mit keinem andern kirchlichen Sprengel sondern höchstens mit nomadischen „Schismatikern," wie der damalige Kurialstyl sie zu benennen beliebte, in Beziehung. Am wichtigsten erscheint uns aber hier die von Niemanden, so viel uns bekannt, einer tiefern Erörterung gewürdigte Frage: „bis wohin das Decanatus de Sebus nach Osten hin gegen Hermannstadt zu sich erstreckt habe?" —

Wenn wir auch so glücklich sind, diese Frage an und für sich mit voller Sicherheit und leichter Mühe auf urkundlichem Wege dahin zu beantworten, daß sich im 14. Jahrhunderte das Decanatus de Sebus unmittelbar bis an die Marken von Groß-Au erstreckt hat: so müssen wir doch von vorneherein beinahe zurückschrecken vor den neuen Fragen und Untersuchungen, die sich unvermeidlich an diese Thatsache anknüpfen und der vorliegenden Abhandlung ein immer weiteres vom ursprünglichen Ziele, wie es scheint, ablenkendes Feld zumessen.

Doch wir gehen in's Zeug.

In jener bekannten Urkunde vom 30. Mai 1330, die bereits

---

[13]) S. Urkdb. z. Gesch. Siebenbürgens von Teutsch und Firnhaber LIX, CXIX, CXCV.

[14]) . . . „Incipiens a Waras usque in Boralth". Noch westlicher allerdings liegt Tordas, welches doch gewiß auch dazumal wie jetzt zum Sachsenlande gehörte.

Szeredai in seiner Notitia Capituli Alb. p. 34 veröffentlicht hat,[15]) wird uns unter den 26 Plebanen und Plebanien, die daselbst, als zum Decanatus de Sebus gehörig, namhaft gemacht werden, auch ein „Arnoldus de nigra aqua“ vorgeführt. Nun kann aber dieses nigra aqua füglich an keinem andern Orte gesucht werden, als an der Stelle des gleich am Anfange dieser Abhandlung erwähnten, heutzutage freilich rein walachischen Dorfes Szecsel, welches noch immer von den Magyaren „Feketeviz“ und von den Sachsen in der Umgegend „Schwarzwasser“ genannt wird, während der vorbeifließende Bach, der sich unterhalb Orlath in den Cibin ergießt, von den walachischen Anwohnern mit dem rein slavischen Namen „Csernavoda“ benannt wird. Jedenfalls nun ist dieser letzte Name der älteste und ursprüngliche, und Aqua nigra, Feketeviz und Schwarzwasser stellen sich als einfache Uebersetzungen von Csernavoda heraus. Indem ich mir vorbehalte, den hieran sich anschließenden slavistischen Folgerungen weiter unten ausführlichere Rechnung zu tragen, füge ich, was die von mir behauptete Identität des urkundlichen „nigra aqua“ mit dem heutigen Szecsel anbelangt, noch die Bemerkung hinzu, daß diese Identität nicht nur auf die so eben angedeutete polyglotte Namensübereinstimmung sich stützt, sondern noch deutlicher, ja völlig handgreiflich aus der nicht blos zufälligen Aufeinanderfolge der in jener Urkunde aufgezählten Plebanien hervorgeht.

Wer nämlich mit Aufmerksamkeit jene Urkunde durchliest und zumal auf die darin vorkommenden Ortsnamen sein Augenmerk richtet und dabei es nicht verschmäht auch die Karte[16]) zur Hand zu nehmen, dem kann es unmöglich entgehen, daß zumal von „Nicolaus de Riho“ angefangen bis zu Ende bei „Henchmanns de Feles“ die Aufzählung der einzelnen Plebanien nachbarlich von Ort zu Ort fortschreitet und einen, wenn auch keineswegs mathematisch correkten Kreis beschreibt, der von Kelling ausgeht und wenn die für das fragliche „Feles“ von mir angenommene Lesart „Zekes,“[17]) d. i. Zeckeschdorf oder Koncza die richtige ist, wiederum in die Nähe von Kelling zurückführt. Nun war aber, wie aus dem Eingange derselben Urkunde hervorgeht eben der Pleban

[15]) Leider durch Druckfehler und Auslassungen entstellt, findet sie sich auch im Ver.-Archiv, N. F., VIII. Bd., S. 314 ꝛc.

[16]) Wir verweisen auf die der gegenwärtigen Abhandlung beigegebene „Karte der beiden Dekanate de Sebus und de Spring im 13. und 14. Jahrhundert“.

[17]) S. des Vfs. Abhandlung „Verzeichniß der ältesten Pfarrer des Decanatus de Sebus ꝛc.“ im Ver.-Archiv, N. F., VIII. Bd. S. 302. XXXI. Zeckeschdorf, Koncza.

von Kelling dazumal auch Decan. Da liegt denn die Vermuthung nahe, daß in unserer Urkunde die Plebane in derselben Aufeinanderfolge namhaft gemacht werden, in welcher sie zu seiner Zeit die vom Decan per cursum scholarem [18]) in Umlauf gesetzte Appellationserklärung unterschrieben hatten. Wahrscheinlich war zur Erleichterung der Administration, wie dies auch heutzutage in größern Kapiteln der Fall ist, das Decanatus de Sebus in sogenannte „Plaga's“ getheilt. Allerdings läßt sich, nun in unserer Urkunde bezüglich der untern Plaga des Decanatus de Sebus, nämlich von „Georgius quondam plebanus de Vintz inferiori“ bis „Nicolaus de Richo“ eine solche nach Weise des Schulcourses, nachbarlich von Ort zu Ort fortschreitende Aufzählung nicht nachweisen, vielmehr erscheinen hier die Ortschaften ziemlich willkührlich durcheinander geworfen. Indessen erklärt sich dieser Umstand einerseits aus der in unserer Urkunde schon gleich hinter Vincz inferiori — sich zeigenden Lücke, die in der Urschrift vielleicht größer sich herausstellen dürfte, als sie in den vorhandenen Abschriften und Abdrücken durch den kurzen Gedankenstrich (—) angedeutet wird. Andererseits müssen wir auch den wandelbaren Lauf reißender Gebirgsbäche, zumal in ihrem untern Laufe, wo sie nicht mehr durch die enge Thalschlucht eingedämmt werden, und die dadurch bewirkte Veränderung der Lage von ganzen Ortschaften in Rechnung bringen. So lag z. B. Petersdorf, welches gegenwärtig an dem rechten Mühlbachufer liegt, früher, wie die Sage geht und die noch vorhandenen Trümmer der alten Kirche und Burg es bezeugen, auf dem linken Ufer; ebenso Mühlbach selbst, dessen Bewohner im J. 1863 durch eine vorübergehende plötzliche Rückkehr des Mühlbachs in sein altes Bett sich mit einem Male in jene fabelhaften Zeiten zurückversetzt sahen, wo der Bach am „untern Thore" vorbeigeflossen sein und es Mühlen gegeben haben soll auf dem „Gäßiwel" [19]). Auch läßt sich wohl annehmen,

---

[18]) Den uralten Ursprung dieser noch heutzutage bei uns üblichen Kirchenpost bezeugt schon das „Currat per scholares ad loca consueta etc.“ in der Urkunde II. zu Memorabilia Capituli Zekas. Ver.-Archiv, N. F., VIII. Bd. S. 320.

[19]) Daß diese Mühlen nicht nur der Sage angehören, erhellt aus der nachstehenden, auch nach andern Beziehungen hin merkwürdigen Urkunde im Mühlbächer Archiv, deren Kenntniß ich einer ältern anonymen Abschrift verdanke:

Nos Capitulum Ecclesiae Transylvanae memoriae commendamus tenore praesentium, quod Magister Johannes, Scholasticus de Sebes, in persona Comitis Fucconis pistoris, hospitis de eadem Sebes ad nostram accedens praesentiam exhibuit nobis quasdam literas patentes, tenoris infrascripti supplicans nobis humiliter nomine ejusdem Commitis Fucconis, ut ipsas literas propter

daß zu größerer Beschleunigung der Sache der untere Theil des Decanates auf anderm Wege, etwa auf einer Zusammenkunft in Wintz, welches in unserer Urkunde den Reigen eröffnet, ins Mitleid gezogen wurde.

Vielleicht hatten auch, wenn es erlaubt ist, das „universi et singuli" nicht gar so wörtlich zu nehmen, mehrere Plebane des Beitrittes zur Appellationserklärung sich enthalten, weil sie in speciellen Beziehungen zum Bischofe standen [20]) oder die unmittelbare Nähe desselben mehr in Anschlag brachten als die Autorität des abseits wohnenden Decanes. Von Kelling aufwärts dagegen war man weniger durch persönliche Beziehungen zum entferntern Bischof gebunden. Darum blieb hier Keiner mit seinem Beitritte zur Appellationserklärung zurück und die Namen reihen sich ohne Lücke und Unterbrechung von Ort zu Ort nachbarlich an einander. Verfolgen wir an diesem Leitfaden die ganze Namenkette von Kelnuk bis zu Ende, so wird uns auch über die, außer diesem Zusammenhange, ganz dunkeln oder doch zweifelhaften Namen ein ganz unzweifelhaftes Licht aufgehen. Da werden wir in dem unmittelbar auf Kelnuk folgenden Reluh das benachbarte Rätsch nicht verkennen. Von da über Orbo (Urwegen Százs-Orbó) nach Suburba gelangt werden wie letzteres gewiß ohne Gefahr der Irrung für das mit Urwegen benachbarte Dobring (Doborka) erklären. Führt uns auch von da ohne Sprung die Urkunde weiter nach dem nahegelegenen Großpold (Apoldia superior) und von dort ebenso nach Hamlesch (Omlas), so werden wir das nun folgende Chizele der Urkunde wohl nicht etwa bei Csügöd am

---

majorem cautelam de verbo ad verbum transcribi et in formam nostri privilegii redigi facere dignaremur, quarum tenor talis est:

„Noverint universi praesentium inspectores, quod discretus vir Fucko in Milumbak cum consorte sua Ilena deliberato animo medium molendinum in chuzzubul habens coram viris fide dignis, videlicet Comite Petro, Nicolao villico, Henzmanno villico, Hermanno carnifice, Nicolao Hermanno filiis Hermanni, Joanne Nicolao filiis pellificis Senatoribus (?) civibus de Milunbak praesentibus, Lasdislao filio ipsorum penitus et absolute dederunt cum curia in eadem chuzzubul ac in filios filiorum in perpetuum assignaverunt, tali tamen conditione interposita, si patrem aut matrem e seculo migrare contingeret, tunc residuus ipsorum cum puero Ladislao victum et alimentum eousque viverent, a molendino habeant nominato. Ad cautelam autem firmiorum praesentibus sigillum nostrae civitatis est appositum. Datum in Milunbak in die 6. Joannis Babt. Anno 1345.

Die Bestätigung von Seite des Kapitels fehlt in der Abschrift.

20) Vgl. was in des Vfs. Abhandlung „Verzeichniß der ältesten Pfarrer ꝛc. S. 287 bei Broos über Mag. Hench und Dominus Conradus bemerkt worden ist.

Marosch (wie Gr. Jos. Kemény vermuthet:)[21]) sondern im benachbarten Tetschele (Ecsellö) suchen. Sehen wir uns von hieraus nach dem in der Urkunde nun an die Reihe kommenden „nigra aqua" um: so liegt auch dieß von Tetschele aus ganz nahe vor uns in dem bereits mehr genannten Szecsel, d. i. dem altslavischen Csernavoda, zu deutsch: Schwarzwasser, magyarisch: Feketeviz. Von hier aus nach Norden uns wendend gelangen wir zu den nun unmittelbar auch in der Urkunde folgenden Ortschaften Tschappertsch (Ohapurka) und Alamor (Olmur). Wenn wir nun von diesen äußersten Vorposten des Decanatus de Sebus zurück nach Westen umbiegen und von Ort zu Ort gehn wollen, werden wir am besten thun denselben Weg einzuschlagen, den uns die Urkunde von Olmur aus in der Aufeinanderfolge von Ludas, Kis-Enyedinum, Apoldia inferior, Ruzmark und Alba Ecclesia vorzeichnet. Freilich werden wir auf dieser ganzen Strecke (und schon von Chizcle angefangen) nur in Reußmarkt eine noch lebende sächsische Ecclesia finden und Weißkirch ganz und gar vergeblich suchen. Nur die Stelle, wo es einst gestanden, werden uns Kundige abwärts von Reußmarkt zeigen. Hat es sich aber bis hieher, wo die von Kelling ausgegangene Kreislinie ihrem Abschlusse so nahe ist, vollkommen bewährt, daß die Ortsnamen in unserer Urkunde ein nachbarliches Fortschreiten von Ort zu Ort, wie per cursum scholarem befolgen, so dürfen wir auch das in unserer Urkunde zuletzt angeführte Feles nur in der Nähe vom untergegangenen Weißkirch, und wenn wir bedenken, daß die Kurrende an den Decan zurückzugelangen hatte, zugleich in der Nähe von Kelling uns denken. Dieser Lage aber entspricht kein anderer Ort (und es ist auch kein sonstiger etwa untergegangener Ort auf diesem Gebiete nachweisbar) als das heutige Kóncza, welches offenbar mit der urkundlichen „villa Zekes" vom J. 1291 identisch ist[22]) und von den benachbarten Kellinger Sachsen „Zeckeschdorf" benannt wird. Sehr leicht aber konnte in unserer Urkunde, die es überhaupt mit den Namen nicht so genau nimmt, statt Zekes der Schreibfehler Feles unterlaufen, dem nach Laut und Zeichen die Emendation „Zekes" doch näher steht, als jede andere Konjectur.

Doch ich lege hier das Hauptgewicht auf die nach dem soeben Vor-

---

21) Notitia Capit. Alb. II. Bd. S. 73.

22) S. Urkdb. von Teutsch und Firnh. CLXXIX. Die daselbst in Note 3) gegebene Erklärung von Zekes durch „Székás" ist bei der bedeutenden Entfernung des letztern Ortes von den in der Urkunde ausdrücklich genannten Nachbarorten „Kut" und „Riho" wie auch von Kelling, dem Wohnsitze des Käufers, durchaus unstatthaft.

angeschickten feststehende Thatsache, daß „aqua nigra" mit dem heutigen Szecsel identisch ist. Damit steht dann auch fest die Richtigkeit meiner noch früher aufgestellten Behauptung, daß im 14. Jahrhundert das Decanatus de Sebus sich nach Osten hin unmittelbar bis an die Marken von Groß-Au erstreckt hat! —

Aber wie mochte es gekommen sein, daß dieses seiner geographischen Lage nach offenbar nicht mehr zum Unterwalde, sondern weit eher zum eigentlichen Desertum de Cibinio gehörige Aqua nigra nicht auf ungleich näherem und zugänglicherem Wege von Hermannstadt aus, sondern vom entlegneren Sebus-Gebiete her, über die hohe Wasserscheide hinüber, in den Verband der deutschen Ansiedlungen gezogen wurde? Und wie konnte zumal das vom Weißenburger Bischofe völlig unabhängige und auf diese Unabhängigkeit mit Recht eifersüchtig wachende Hermannstädter Kapitel ruhig zusehn und es gewähren lassen, daß das unter dem Weißenburger Bischofe stehende und von diesem vielfach angefochtene Decanatus de Sebus durch sein Vorrücken ins Cibinsgebiet die Gefahr mißlicher Berührung mit dem Weißenburger Bisthum auch für das Hermannstädter Kapitel selbst so nahe legte?

Diese Fragen lassen sich also beantworten: Nigra aqua lag allerdings nicht mehr im eigentlichen Unterwalde, aber eben so wenig im eigentlichen Desertum de Cibinio. Es lag bezüglich der beiden Kolonistengruppen de Cibinio und de Sebus auf ursprünglich neutralem Gebiete, nämlich in der Silva Blacorum. Daß aber, trotz der größern Nähe Hermannstadts, denn doch der Unterwald seine Vorposten bis hieher hinüberschob, findet seine Erklärung in der speciellen Richtung, nach welcher hin von Anbeginn die beiderseitigen Kolonistengruppen sich ausbreiteten. Die Kolonisten im Desertum de Cibinio, die nach M. Reschners Vermuthung [23]) zu allererst vielleicht sogar von Süden her am Altflusse herauf durch den heutigen Rothenthurmer Paß ins Land kamen, verfolgten bei ihrem Vorrücken hauptsächlich die Richtung nach Osten am rechten Altufer und in dem entsprechenden Flußgebiete aufwärts, keineswegs also eine dem Unterwalde zu treibende Richtung. Die Unterwälder Kolonisten aber vom Ausgangspunkte Mühlbach einerseits nach Westen am Marosch abwärts in die Brooser Gegend, andererseits aber im Zekeschgebiete aufwärts nach Südosten vorrückend, mußten auf diesem letztern Wege nach Ueberschreitung der Wasserscheide des Cibinsgebiet erreichen und zuletzt

---

[23]) Krit. Beiträge zur Kirchengeschichte des Hermannstädter Kapitels ꝛc. im Vereins-Archiv I. Bd., 3. Hft., S. 99 und 100.

mit den Bewohnern des ehemaligen Desertum's de Cibinio in unmittelbare Nachbarschaft treten.

Zum Zwecke einer nähern Erörterung und tiefern Begründung des Gesagten müssen wir nun vor allem Andern über eine Frage ins Reine zu kommen suchen, die eigentlich jeder andern Untersuchung über den sächsischen Unterwald hätte vorangehen sollen, nämlich die Frage über den Ursprung und die Bedeutung der Namen „Unterwald" und „Land unter oder vor dem Walde".

Rein sprachlich genommen sind diese Namen so klar und verständlich, daß sie keiner Erläuterung bedürfen. Aber es fragt sich: „wo liegt oder wo lag der Wald, der in diesen Namen noch fortlebt, nachdem ihn vielleicht schon längst die Axt der deutschen Einwanderer und späteren Zuwanderer bis auf die letzte Spur vertilgt hat?" Denn nur an „Wald" schlechtweg können wir hier nicht denken: sonst gäbe es ja kaum einen Fleck in unserem (ehemaligen!) Waldlande, dem nicht mit demselben Rechte derselbe Name hätte gegeben werden können. Wir müssen also zur Erklärung der Namen „Unterwald, Land unter dem Wald und vor dem Walde" an irgend einen bestimmten Wald denken, und dieser Wald kann kein unbedeutender, er muß ein großer und wichtiger und allgemein bekannter gewesen sein, wenn er bei dem allgemeinen Waldreichthume Siebenbürgens dennoch einem ganzen Landstriche einen bleibenden, nicht blos in näherem Umkreise bekannten, sondern landesüblichen Namen geben konnte!

Sicherlich hat noch Niemand, zum wenigsten kein Geschichtsforscher es für der Mühe werth gefunden über den allerdings nicht alturkundlichen [24]), sondern nur altvolksthümlichen Namen „Unterwald" tiefer nachzudenken, denn sonst müßte man in der That vor lauter Bäumen den Wald nicht gesehen haben, da Niemand darauf gekommen ist und es ausgesprochen hat, daß diesem Name füglich kein anderer Wald zum Grunde liegen kann, als die ehemalige „Silva Blacorum et Bissenorum" [25]).

---

24) Erst nach der Reformation tritt in Kapitular- und Synodal-Schriften der Name „Capitulum Antesylvanum" zum Vorschein.

25) Auch der als Sprach- und Geschichtsforscher gleich hochverdiente J. C. Schuller hat weder in seiner Excursion über die Silva Blacorum et Bissenorum (Umrisse und kritische Studien 2c. §§. 109 und 110), noch in seinen „Siebenb.-Sächs. Eigennamen von Land und Wasser" (Ver.-Archiv N. F. VI. Bd., 3. Hft.) bei Besprechung der Benennung „Unterwald" (S. 335) an einen Zusammenhang zwischen diesen beiden Namen gedacht. Und es geht eben aus der letztern Stelle hervor, daß er den früher in den „Umrissen und krit. Studien" unter Note 4) zu §. 73 ganz leise angedeuteten Gedanken an einen solchen Zusammenhang wieder aufgegeben oder doch nicht weiter verfolgt hat.

In der That nur eine solche Waldung konnte den deutschen Ansiedlern im Waldlande doch noch als „Wald" in ganz vorzüglichem Sinne in die Augen fallen und ohne weitere Beifügung diesen Namen Jahrhunderte hindurch behalten und behaupten, nur eine solche Waldung, die wie die Andreanische Silva Blacorum, noch 70—80 Jahre nach theilweiser Ausrodung der umliegenden ehemaligen Waldstriche, immer noch als ein Urwald bestand, den nur unstäte Blachen und Bissenen durchstreiften; nur eine solche Waldung die gleich dieser von dem Verkehre zwischen der Sebus- und Cibin-Kolonie nicht nur uranfänglich, sondern bis in die neuere Zeit herab scheu vermieden wurde [26]), und die noch heutigen Tages von der Sage selbst in weit entlegenen Gegenden mit dem Namen des „dunkeln Waldes" verunheimlicht wird [27]); nur eine solche Waldung endlich, die für das ganze Kolonistengebiet a Varas usque in Boralt von solch naheliegender Bedeutung war, wie sie bezüglich der Silva Blacorum et Bissenorum gerade auch durch den Andreanischen Freibrief bezeugt wird!

Daß aber zum Andreanischen Silva Blacorum et Bissenorum auch die dem Cibinsgebiete zugekehrte Abdachung der Wasserscheide zwischen dem Mühlbach und Cibin und zwar, um das fragliche Terrain ganz genau abzumarken, zwischen dem Zeckesch- und Schwarzbache (Cserna-voda), daß auch diese Abdachung, von deren ursprünglichem Charakter ich zu allernächst die Benennungen „Unterwald, vor- und unter dem Walde" ableite, zu jenem großen Wald- und Gebirgskomplexe gehört habe, dafür sprechen sehr erhebliche Gründe.

Zuvörderst nämlich war auch dieser Landstrich bis in neuere Zeiten herab ein mit den großen Gebirgswaldungen unmittelbar zusammenhängender Wald. Zwar bemerkt heutzutage der Wanderer zumal auf

---

26) Die gegenwärtige von Reußmarkt über Gr. Pold führende Reichsstraße ist offenbar neuern Ursprungs; die alte Straße hielt sich mehr nördlich und ging über Klein-Pold und Hamlesch. Daraus wird es uns erklärlich, wie Könige gerade von Kl. Plod aus Urkunden erlassen konnten, z. B. Ladislaus IV. im Jahre 1289 (Urkdb. CL.) und Siegmund im Jahre 1397 (Urkunde in der Sammlung des Vereins.)

27) S. Friedr. Müller's: Siebenb. Sagen Nr. 339, S. 252. Offenbar ist unter dem durch die spätere Sage in die Gegend von D. Teckes versetzten Städtchen „vor dem dunkeln Walde" das von Dragula im Jahre 1461 am Bartholomäustage zerstörte Hamlesch „vor dem Walde" d. h. im Unterwalde zu verstehen. S. Jeremias Haner: Das Königliche Siebenbürgen §. CCCXLIII., S. 212. Eben Hamlesch lag dem Theile des Silva Blacorum, welcher den heutigen Szelistyer Stuhl bildet, am nächsten und wurde schon frühzeitig in die Geschicke dieses Landstriches verflochten. Vgl. Reschner: De Praediis etc §. 15.

der rechten Seite der von Szecsel dem Unterwalde zuführenden Straße vom früheren Waldreichthum dieser Gegend keine Spur mehr. Wohl aber wußten noch vor etwa dreißig Jahren ältere Leute als Augenzeugen von riesenhaften Bäumen zu erzählen, die vordem diese nunmehr ganz kahle Hochebene bedeckten. Und das hart an den Säumen des ehemaligen jenseitigen Waldes gelegene, bereits zum Unterwalde gehörige Hamlesch hat trotz der außergewöhnlichen Zunahme seiner sächsischen Bevölkerung [28]) bei besserer Waldpflege noch ganz respektable Waldungen aufzuweisen, die freilich nur zu gerne von den bereits keiner Silva mehr sich erfreuenden blachischen Nachbaren heimgesucht werden.

Um so sichtbarer treten, als zweites Attribut der Silva Blacorum, auf diesem Gebiete auch heutigen Tages die Blaci vor Augen. Von den Groß-Auer bis zu den Groß-Polder Marken durchschneidet hier die Reichsstraße rein walachisches Gebiet, in unmittelbarer Nähe der, eine fast ununterbrochene Kette bildenden, Ortschaften des Szelistyer Filialstuhles sich hinziehend. Und gerade hier finden wir auch die ersten urkundlichen Spuren einer näheren Berührung der Deutschen mit den Walachen in dem durch Vermittelung des Bischofs Goblinus zu Stande gekommenen Friedensinstrumente vom Jahre 1383.

Noch mehr aber müssen wir uns gedrungen fühlen eben auch in diesem Landstrich einen unzweifelhaften Bestandtheil der Andreanischen Silva Blacorum et Bissenorum zu erkennen, wenn wir nicht nur bei den äußeren Merkmalen „Silva“ und „Blacorum“ stehen bleiben, sondern auch in die eigentliche Absicht des Königs bei dieser Schenkung einzudringen versuchen. Die betreffende Stelle lautet: „Preter vero supradicta, silvam Blacorum et Bissenorum cum aquis communes usus exercendo cum predictis scilicet Blacis et Bissenis eisdem contulimus ut prefata gaudentes libertate nulli inde servire teneantur“.

Wenn aus den Worten „Preter vero supradicta“ unzweideutig hervorgeht, daß die fragliche Silva Blacorum et Bissenorum außerhalb des schon von Geysa den deutschen Ansiedlern verliehenen Gebietes lag, so dürfen wir uns dieselbe doch nur in einer solchen geographischen Beziehung zu dem letzteren denken, durch welche kein namhafter Theil der Bevölkerung a Varas usque in Boralt von der Mitbetheiligung an dieser Schenkung faktisch ausgeschlossen wurde. Dieß wäre aber namentlich bezüglich des Unterwaldes der Fall gewesen, wenn die Silva Blacorum et Bissenorum etwa nur den heutigen Fogaraser Distrikt und nicht auch das dem Unterwalde benachbarte Schwarzbachgebiet umfaßt hätte. (Mit

[28]) Im Jahre 1766: 402, im J. 1851: 950 und im J. 1864: 1111 Seelen.

Recht bemerkt schon Reschner [29]): „Irrita haec Regis donatio fuisset, silva haec provinciae non confini“.)

Diese Behauptung steht fest, gleichviel ob wir das „communes usus exercendo“ blos auf die deutschen Ansiedler oder auch auf die Blachen und Bissener beziehen. Im ersteren Falle müßten wir das so nachdrückliche „cum praedictis scilicet Blacis et Bissenis“ vom unmittelbar vorangegangenen „communes usus exercendo“ gewaltsam trennen und über dieses hinüber nachträglich an „silvam“ anknüpfen, wodurch die Blaci et Bisseni aus Mitnutznießern zu einem bloßen Mitobjekte der Schenkung gemacht würden. Indessen, unbeschadet der von M. Reschner und D. Teutsch nachgewiesenen analogen Verleihungen von „Land und Leuten“ [30]) muß ich mich hier doch zur gegentheiligen Ansicht bekennen, nicht als ob an und für sich gerade im vorliegenden Falle eine derartige Verleihung schlechterdings unzuläßig gewesen wäre, sondern rein aus Gründen der Syntax und im Hinblicke auf das bereits vorangegangene an „Silvam“ sich anschließende „cum aquis“, wodurch die Anknüpfung eines nochmaligen von dem frühern durch einen heterogenen Zwischensatz getrennten „cum“ an „silvam“ ganz unzuläßig. Hätte König Andreas ausschließlich den Kolonisten die gemeinschaftliche Benützung des Blachen und Bissenerwaldes mit Inbegriff grundherrlicher Gerechtsame über die damaligen Bewohner desselben verleihen wollen, so würde die Wortfolge etwa diese gewesen sein: „Praeter vero supradicta eisdem ad communes usus exercendos silvam Blacorum et Bissenorum cum aquis et cum praedictis Blacis contulimus“.

Aber wie immer, es folgt aus dem „communes usus exercendo cum Blacis et Bissenis“ keineswegs, daß diese gemeinschaftliche Benützung auch bezüglich der deutschen Ansiedler nur das Recht in sich schloß, auf dem bezeichneten Gebiete Holz zu fällen, zu weiden, zu jagen und zu fischen [31]). Wald, Wild, Weide und Wasser hatten dazumal die Kolonisten auf dem bereits von ihren Vätern besetzten Gebiete sicherlich noch im Ueberfluße. Und dieses Alles nun auch auf blachisch-bissenischem Gebiete suchen und mit den genannten Nomaden theilen zu dürfen, erscheint im Vergleiche zu den im Andreanum bereits früher aufgezählten immensen Vergünstigungen denn doch als eine gar zu ärmliche „libertas“. Und

29) Im bereits angeführten Werkchen: De Praediis §. 11, S. 21 unten.

30) Reschner: De Praediis §. 12, Note 16). Teutsch: Sachsengeschichte S. 47, 48.

31) Vgl. Schlözer's abweichende Ansicht in dessen: Kritische Sammlungen rc. S. 640.

konnte es wohl in des Königs Absicht liegen, der Lust an solchem Nomadenthum auch im Schooße der Kolonisten Vorschub zu leisten? Ganz die entgegengesetzte Absicht müssen wir bei einem Könige voraussetzen, dem es ein Ernst war in die Fußstapfen gottseliger Vorgänger zu treten und das von ihnen umsichtig geschaffene Werk der Civilisirung der südöstlichen Marken des Reiches zu befestigen und weiter auszuführen. Durch die hospites a Varas usque in Boralt war die frühere Reichsgränze vom Marosch an den Alt verlegt worden. Was lag nun näher als der Gedanke, auch das übrige Gebiet im Süden bis zu dem Gebirgswalle, der eigentlichen Naturgränze des Reiches, durch deutsche Kolonisten auch thatsächlich dem Reiche einzuverleiben und auf die Dauer zu sichern und das blachisch-bissenische Weide- und Jagdgebiet auf ähnliche Kulturstufe zu heben, wie das ehemalige Desertum de Cibinio? War es doch derselbe Gedanke, welcher denselben König schon früher bestimmt hatte, dem deutschen Ritterorden das Burzenland zu verleihen! Darum liegt es nahe, in der Verleihung des Blachen- und Bissenerwaldes an die deutschen Kolonisten a Varas usque in Boralt eine weitere Ausführung desselben Gedankens zu erblicken, für die Kolonisten mehr eine Aufgabe für die Zukunft, als ein sofort nutzbringendes neues Geschenk der königlichen Huld! Darum denn auch die unter andern Umständen überschwengliche Prämie „ut praefata gaudentes libertate nulli inde servire teneantur". Des Königs eigentliche Absicht bei Verleihung des Blachen- und Bissenerwaldes an die Kolonisten ging also eigentlich dahin, die Letztern auf ihr eigenes gutes Glück zur Kolonisirung auch dieses noch zweifelhaften und wenig einträglichen Besitzthums der Krone anzuregen. Der Durchführung dieser Absicht stand die daselbst gewiß nur in spärlicher Anzahl bereits vorhandene, dazu unstäte blachische und bissenische Bevölkerung kaum ernstlich im Wege [32]: zum communes usus exercendo mußte ja von vorneherein Raum sein für beide Theile. Auch war vorauszusehen, daß die bloßen Nomaden, entweder wie dies bereits auf dem alten Desertum der Fall gewesen sein mochte, der vorrückenden Kultur weichen oder sich derselben anbequemen würden, sobald nur die Kolonisten ernstlich in des Königs Absicht eingingen.

Daß dies aber nicht in durchgreifender Weise geschah, daß die Kolonisten meist nur vorübergehend und nur an einzelnen Punkten in der Silva Blacorum et Bissenorum Fuß faßten; es hatte dies,

---

32) Ueber die Wanderzüge der Walachen vgl. Eder: Observationes ad Felmerum p. 52 etc.

vielleicht neben andern unbekannten Ursachen, seinen Grund einerseits in dem Umstande, daß die sogenannten Comes oder Grafen, auf deren Anregung und unter deren Leitung derlei secundäre Ansiedlungen vor sich zu gehen pflegten, wie denn mit diesem eine sociale Stellung bezeichnenden Namen von allem Anfange an die vielleicht noch in der alten Heimath gewählten oder angenommenen Führer einer eigenen Markgenossenschaft und in der Folge auch deren Nachkommen beehrt worden zu sein scheinen, gar bald nach Bewältigung des ihnen und der Markgenossenschaft zugefallenen Antheiles am Desertum, anstatt in entlegnere Wildnisse vorzudringen, es für ein leichteres und lohnenderes Geschäft erkannten im Wege friedlichen Ankaufs sich ansehnliche Gebietsstrecken auf benachbartem Komitatsboden zu erwerben oder die inmitten des Kolonistengebietes selbst unbesetzt gebliebenen Prädien sich anzueignen und hier wie dort durch vertragsmäßig angesiedelte Volksgenossen neue Ortschaften zu gründen. Andererseits wurde in der Folgezeit, wo für das erstarkende gewerbliche Bürgerthum die Kolonisirung der Silva Blacorum et Bissenorum mit ihrem Holzreichthume und den vielen zur Anlegung von allerlei Mühlen geeigneten Gewässern so lohnend sich herausgestellt haben würde, die Besitzergreifung dieses Landstriches dadurch für immer unmöglich gemacht, daß auch jenseits des Karpathenwalles an die Stelle des frühern chaotischen Nomadenthums ein blachisches Gemeinwesen unter eigenen Häuptlingen getreten war, die bald mehr vom griechisch Kaiserreiche (und später vom Halbmonde) bald mehr von der ungrischen Krone, ja auch von Polen abhängig waren und nur zu oft auch über die Karpathen herüber ihre begehrlichen Hände ausstreckten und daß in Folge dessen die ungarischen Könige, um diese zweifelhaften Vasallen fester an sich zu ketten, eine von der des Königs Andreas II. ganz abweichende Politik befolgten, indem sie die Fürsten der Walachei geradezu mit Fogaras et Omlas, d. i. mit der ehemaligen Silva Blacorum et Bissenorum belehnten und walachischen Einwanderungen in dieses Gebiet Thor und Thür öffneten.

Also kam es, daß zuletzt alles Land im Süden des Geisaischen Kolonistengebietes jenem Volksstamme anheimfiel, welcher dermalen nicht nur das numerische Uebergewicht über die gesammte übrige Bevölkerung Siebenbürgens behauptet, sondern auch das Recht der Erstgeburt in diesem Lande für sich in Anspruch nimmt.

Allerdings, wenn wir bei einem Mischlingsvolke von der ältesten Basis desselben ausgehn, so gebührt unstreitig den Walachen das Recht der Priorität vor allen andern Völkern Siebenbürgens; denn sie waren in diesem Sinne noch lange vor Trajan die Herren des Landes! Wenn

wir aber auch die später hinzugekommenen, die frühere Mischung immer wieder von Neuem aufmischenden, Factoren des gegenwärtigen Gebildes nicht gleichgültig oder gar absichtlich außer Acht lassen wollen und wenn wir den Zeitpunkt des letzten Niederschlages und der endlichen Klärung ins Auge fassen, so geht die Existenz des spezifisch dermaligen Walachenthums schwerlich weit hinter die Einwanderung der Magyaren zurück, indem nachweislich erst nach dieser für die Slaven und Blachen gleichmäßig verhängnißvollen Katastrophe die Einbeziehung und Verarbeitung des letzten sehr bedeutsame Factors, nämlich des slavischen, in das frühere reine Blachenthum vor sich ging. In ähnlicher Weise datirt das heutige englische Volksthum nicht etwa schon vom J. 449, wo die Angelsachsen, auch nicht vom J. 1066, wo die Normanen Britannien eroberten, sondern erst vom Zeitpunkte der durchgreifenden Verschmelzung dieser beiden Elemente, ein Proceß, welcher erst im 13. Jahrhunderte in raschern Fluß kam und erst im 14. zu seinem Abschlusse gelangte.

Der soeben ausgesprochenen Behauptung und überhaupt der Frage über den Ursprung der Walachen hatte ich bereits in meiner noch vor dem J. 1848 geschriebenen Abhandlung: „Ueber die frühere Ausbreitung und Dichte des deutschen Volksstammes in Siebenbürgen" einen eigenen längeren Abschnitt gewidmet. Indessen der vom Verein für siebenb. Landeskunde in Angriff genommene Druck dieser Abhandlung gerieth im J. 1853 ins Stocken (Habent sua fata libelli!) und in der sehr lückenhaften und theilweise in sehr freier Ueberarbeitung vor sich gegangenen Verwerthung derselben für den „Sächsischen Hausfreund" in den Jahrgängen 1857, 1858, und 1859 ist gerade der vorhin angedeutete Abschnitt, der allerdings nach Inhalt und Form nur für eine streng wissenschaftliche Zeitschrift sich eignete, ganz und gar übergangen worden.

Was ich dort vor nunmehr 20 Jahren zunächst über eine keltische, als die nachweislich älteste Basis des Walachenthums" des Längeren und Breitern geschrieben hatte, dies hat seither zumal durch die größere Aufmerksamkeit auf die im Lande zu Tage geförderten keltischen Alterthümer seine Bestättigung gefunden. Und es haben überhaupt seither auch andere Freunde der siebenbürgischen Geschichtserforschung dieselbe Ansicht zu Tage gelegt. Darum ergreife ich hier, mit Uebergehung jeder weiteren Erörterung dieses Gegenstandes, nur die Gelegenheit meinem Freunde Fr. Müller für das in seiner Abhandlung „die Bronzealterthümer, eine Quelle der ältern siebenbürgischen Geschichte" 33) zu meinen Gunsten ausgesprochene Zeugniß aus warmem Herzen zu danken.

---

33) S. Ver.-Archiv, N. F., III. Bd., 3. Heft. S. 333.

Ebenso sei es hier nur ganz kurz angedeutet, wie die Daker bei denen zu dem nachweislichen keltischen Elemente auch noch anderweitige hinzugekommen sein mögen, durch die Römer keineswegs vertilgt sondern nur durchgreifend romanisirt wurden, ohne daß dadurch schon die Herausbildung des heutigen Walachen- oder wie man will „Romänenthums" zu festem Abschlusse gekommen wäre, indem gar bald der Strom der germanischen Völkerwanderung, welcher unter allen römischen Provinzen zuerst das am spätesten eroberte Dacien verschlang, in die noch kaum geklärte daco-romanische Mischung ein neues, germanisches, Element hineinwarf. Die Herrschaft der Gothen und Gepiden mußte auf die Sprache der romanisirten Daken einen ähnlichen Einfluß ausüben, wie ihn die Sprache des Provinzialen in Gallien, Spanien und Italien durch die fränkischen, gothischen und longobardischen Eroberer erfuhr. Und es genügt schon dieser Umstand zur Erklärung der vielen germanischen Wurzelwörter in der walachischen Sprache, wie auch zur Erklärung des germanischen Charakters, den der grammatische Bau derselben an der Stirne trägt, wie beides Jakob Grimm nachgewiesen hat, [34]) ohne daß es Noth hätte, zu diesem Behufe an der, wenn auch von J. C. Schuller aufgestellten, Identität der Geten und Gothen festzuhalten.

Ungleich massenhafter als das germanische und nicht nur dem eigentlichen Sprachforscher sondern einem Jeden erkennbar, der mit der Kenntniß der walachischen Sprache zugleich auch einige Bekanntschaft mit irgend einem slavischen Idiome verbindet, tritt uns nun aber in der walachischen Sprache auch ein slavisches Element entgegen. Und wenn wir die wirkliche Unmasse von slavischen Wörtern, deren sich die walachische Sprache trotz aller puristischen Bestrebungen doch eben so wenig als die magyarische in Bälde völlig zu entäußern im Stande sein wird, genauer ins Auge fassen, so muß es uns einleuchten, daß dieselben nimmermehr, wie man wohl gemeint hat, blos auf kirchlichem Wege in die walachische Sprache Eingang gefunden haben können. Wenn wir auch geneigt wären Solches allenfalls anzunehmen bei Wörtern und Redensarten, wie: Bog dea proaschte, Gott gebe Segen; duchul swunt, der heilige Geist; maika preatscheste, heilige Jungfrau; kumetru, Gevatter (böhmisch kmotr;) ráju Paradies (böhm. raj;) ruszálje Pfingsten (böhm. rusadli) u. s. w. so bleibt es auf der andern Seite doch uner-

---

[34]) Umrisse und kritische Studien, Note 3). — Entwickelung der wichtigsten Grundsätze für die Erforschung der rumänischen oder walachischen Sprache. (Im Ver.-Archiv I. Band, 1. Heft, S. 67 bis 108.)

klärlich, zumal wenn es mit der angeblich sehr frühen, also nicht erst durch slavische Glaubensboten erfolgten, Christianisirung der Walachen seine Richtigkeit haben soll,[35]) es bleibt unerklärlich, wie überhaupt in der walachischen (d. i. griechisch-orientalischen) Kirche Siebenbürgens, die slavische Sprache zur Herrschaft gelangen und diese Herrschaft bis über die Mitte des 17. Jahrhunderts hinaus behauplen konnte.[36]) Und wenn wir auch annehmen, daß das Christenthum in Siebenbürgen zuerst durch slavische Apostel gepredigt wurde, so können wir uns doch bei dem Umstande, daß die morgenländilche Kirche, im Gegensatze zur röm.-katholischen, für den Gottesdienst keine bestimmte Sprache vorschreibt, sondern den heiligen Geist auch in andern Zungen reden läßt, den so lange fortdauernden Gebrauch der slavischen Sprache bei dem Gottesdienste der slavisch-orientalischen Glaubensgenossen Siebenbürgens nur durch die Annahme erklären, daß ursprünglich der größere oder doch maßgebende Theil derselben der slavischen Nationalität angehörte.

Jedenfalls aber deuten auf einen mehr als blos kirchlichen Zusammenhang hin die in der walachischen Sprache eingebürgerten slavischen Benennungen für unzählige Gegenstände des alltäglichen Lebens und zumal des Ackerbaues und der Viehzucht.

Weit entfernt diesen Gegenstand auch nur annäherungsweise erschöpfen zu wollen, führe ich hier nur beispielsweise an die Worte: Bács Oberschäfer (böhm. bača); breazda Furche (böhm. brazda); brinze, Käse (böhm. brynze); bleti, dreschen (böhm. mlatiti); bicsu, Peitsche (böhm. bič); burian, Unkraut (böhm. bureň); császe, Stunde (böhm. čas Zeit); csubor Schaff, Wasserkübel (böhm. džber); draga, theuer (böhm. drahy, polnisch drago); gazdu, Wirth, Hausherr (böhm. gazda); gunoj, Mist (böhm. hnuj, poln. gnoi); gremade, Hause (böhm. hromada); kád, Boding (böhm. kad,) koliba, Hütte (böhm koliba, poln. chalupa); kotetz, Behältniß, Stall (b. cotec); koasza, Sense (b. kosa); kovács, Schmied (b. kowáč); krizsma, Schenke, (b. krčma); klest, Zange (b. kleště, russisch kleschtschi); meszarnitza, Fleischbank (b. masarno Fleischkammer von maszo, Fleisch); lunke, Wiese (poln. lunka); newászte, junge Frau (b. nevěsta, Braut, Schwiegertochter); ovosz Hafer (b. owes); otáva Grumet (b. otawa); perine, Polster (b. peřina,

35) Vgl. Johann Hintz: Geschichte des Bisthums der griechisch nicht-unirten Glaubensgenoßen in Siebenbürgen, S. 1.

36) Erst unter der Regierung des Fürsten G. Rákotzi I. wurde unter großem Widerstreben der Popen der Anfang zur Einführung der walachischen Sprache bei dem Gottesdienste gemacht. Joh. Hintz a. a. O. S. 22.

Federbett): pleti, zahlen und plate Bezahlung (b. platiti, plat); potkoave, Hufeisen (b. podkowa); rák, Krebs (b. rak;) rogosz, Binse (b. rohož); roj, Bienenschwarm (b. roj); szánu, Schlitten (b. sánč); szlenine, Speck (b. slanina); smuntine, Milchrahm (b. smetana); snop, Garbe (b. snop); tirgu, Jahrmarkt, Handel, (b. trh, russ. torg); toporu, Beil (b. topor); ulitze, Gasse (b. ulice); veadru, Eimer (b. wedro); zelog, Pfand (b. záloh); zidu, Wand (b. zed); zlot, Gulden (b. zlato, Gold; poln. zloto) u. s. w. —

Woher diese Durchdrängung der walachischen Sprache mit slawischen Wörtern auch auf dem Gebiete des alltäglichen Lebens? — Wir können uns diese Erscheinung nur durch die Annahme erklären, daß längere Zeit hindurch, etwa seit dem Untergange der Gepidenherrschaft bis zur Zeit der Magyareneinwanderung im ehemals dacischen Ländergebiete und namentlich in dem heutigen Siebenbürgen auch Slaven gewohnt haben müssen. Zu dieser Annahme werden wir, abgesehen von allen linguistischen Gründen gedrängt, sobald wir überhaupt auf die damalige Ausbreitung des Slaventhums einen Blick werfen und es in Erwägung ziehen, wie der breite Strom der slavischen Völkerwanderung vom 6. bis 10. Jahrhunderte sich aus dem heutigen Rußland einerseits bis über die Elbe und tief in die Alpen hinein, andererseits von der Ostsee bis zum adriatischen Meere und bis in den Peleponnes hinunter ergossen haben. Sollte wohl diese so lang anhaltende Hochfluth etwa nur die Außenwälle des inselartig aufsteigenden dacischen Gebirgslandes umspült, das Innere desselben jedoch unberührt gelassen haben? Wohl schwerlich. Den lavinenartig in seinem Fortgange anwachsenden Zug großer Völkerbewegungen hemmen nicht Berge, nicht Flüsse, nicht Meere: nur der eisernen Beharrlichkeit kampfbewährter Helden mag es wohl unter der Leitung solcher Führer, wie Marius und Karl Martell gelingen, den Ansturz der Lavine auszuhalten, daß sie bricht und zerstäubt. Aber aus Dacien hatte schon Aurelian die römischen Legionen zurückgezogen! —

Zu dem Allen fehlt es nicht auch an ganz positiven Zeugnissen für die frühere Ansässigkeit von Slaven in Siebenbürgen. Voran stelle ich, der Zeitfolge wegen das Zeugniß des Anonymus Belae Regis Notarius, welchem diesbezüglich auch J. C. Schuller volle Glaubwürdigkeit beimißt; und es ist zu bedauern, daß dieser gediegene Forscher die Sache nur ganz kurz andeutet [37]) und keiner nähern Erörterung unterzieht, wozu ihn eben seine ausgebreiteten und tiefen Sprachkenntnisse mehr

---

[37]) Umrisse und kritische Studien §. 32, Note 2).

als jeden Andern befähigten. Auch der berühmte Verfasser der Slavischen Alterthümer, der allerdings seine slavischen Eroberungen im Allgemeinen auch über Siebenbürgen ausdehnt, ist der Sache nichts weniger als auf den Grund gegangen, sondern begnügt sich mit ein paar etymologischen Spielereien, indem er die Szekler für slavische „Sakulaten" erklärt, den Berg Bucsecs von den „Peucinern" herleitet und was das Zeugs mehr ist.

Auf das Zeugniß des Anonymus Belae R. Notarius können wir uns hier um so getroster berufen, da dasselbe bekanntlich auch von den Walachen selbst zum Beweise ihrer vertragsmäßigen Einigung und darum auch ihrer uralten Gleichberechtigung mit den Magyaren allegirt wird. Der Anonymus B. R. N. kennt aber zu Tuhutums Zeiten nicht nur Blachen, sondern ausdrücklich auch Slaven in Siebenbürgen: „. . . quod habitatores terrae illius (sc. ultrasilvanae) viliores homines essent Blasii et Sclavi" wird dem Tuhutum von seinem Kundschafter Ogmand hinterbracht.

Bestätigt wird übrigens dies Zeugniß des Anonymus auch durch förmliche diplomatische Urkunden.

So werden in einer Urkunde vom Jahr 1228 [38]) die Gränzen der von König Andreas II. dem Magister thavernicorum, Dionysius, verliehenen in der Nähe von Regun (Reen, Szász-Regen) gelegenen „possessio Zeplak" schließlich also angegeben: „. . . progreditur deinde ad alpes Clementis et inde ad Rusciam." Wir ersehn daraus, daß dazumal gleich hinter dem Kelemenhavas das eigentliche Ruthenenland begann. Daß aber auch herwärts von demselben, zwischen dem Marosch und Görgény Ruthenen gewohnt haben müssen, bezeugen die daselbst vorkommenden Ortsnamen: Oroszfalu, Oroszi, Orosz-Idécs, Orsova, Sabenitza u. s. w. Auch sei es hier nebenbei bemerkt, daß der h. Clemens ein vorzugsweise von den Slaven verehrter Heiliger gewesen sein soll.

Einen noch positivern Beweis für die einstige Ansäßigkeit von Slaven in Siebenbürgen liefert jene bereits von Gr. Jos. Kemény [39]) besprochene Urkunde vom J. 1231 in welcher Gallus, filius Wydh de Bord, vor dem Weißenburger Kapitel erklärt, daß er die von Stoje's Sohn Bujul gekaufte „terra Boje, terre Zumbuthel conterminam et de presenti in ipsa terra Blachorum existentem" dem Truth, dem Sohne des Chorus gegen Rückersatz des Kaufschillings abgetreten habe, in Erwägung dessen, daß auf Grund des von Truth geführten Beweises,

---

[38]) Urkdb. v. Teutsch und Firnh. XLI.

[39]) Im Kurzischen Magazin I. Bd, Hft., 1. S. 175 ꝛc.

die terra Boje den Vorfahren desselben noch von jenen Zeiten her gehört habe, in welchen der Ueberlieferung zu Folge das Land der Blachen noch den Bulgaren gehört habe, (a temporibus jam, quibus ipsa terra Blachorum terra Bulgarorum exstitisse fertur).

Ja in noch viel spätern Zeiten finden wir urkundlich Slaven und Walachen neben einander So in einer Urkunde vom J. 1506, von der mir blos die Regeste bekannt ist: „Wladislai R. mandatoriae possessoribus Dominii de Ebesfalva sonantes de abducendis Schlavis et Valachis, Saxonibus injurias inferentibus." (Im Nat. Arch. Nr. 487 nach Fr. Müller im Schäßb. Gymn. Programm 185⁵/₆ S. 49 Note 133.)

Mehr jedoch als durch alle schriftlichen Urkunden wird das einstige Vorhandensein von Slaven in Siebenbürgen durch zahlreiche Ortsnamen, in allen drei Landessprachen bezeugt. Ich meine damit zunächst diejenigen Ortsnamen, die in einer der heutigen Landessprachen ganz unverhüllt die Nationalität der einstigen Bewohner der betreffenden Ortschaften aussprechen. Nur ganz vereinzelt kommen solche Namen im Walachischen selbst vor, wie in Szirbu (Ráczfalu im Zarander Komitat) und in Szirboj (Tótfalu im Kraßnaer Komitat). Im deutschen Volksmunde finden wir ein „Reußmarkt" (urkundl. forum Ruthenorum), ein „Reußdorf" (Kund) im Kockelburger Komitate, ein „Reußdörfchen" bei Hermannstadt, ein „Reußischdorf" am Görgény, und zwei „Reußen" (eines unter den Siebenrichter-Ortschaften und eines im Dobokaer Komitate). In größerer Anzahl und Mannigfaltigkeit kommen derlei Ortsnamen im Ungrischen vor, wie Oroszfája, Oroszfalu, Oroszi u. s. w. Tótfalu, Tótszállás u. s. w. Hieher müssen wir auch das viermal vorkommende Cserged zählen, welches nach Wilh. Wenrich's Mittheilung ebenfalls einen Volksnamen für Slaven involvirt.

Noch mehr aber kommen hier diejenigen topographischen in Betracht, deren eigentliche Bedeutung aus keiner der jetzigen drei Landessprachen, recht wohl aber aus dem Slavischen, erschlossen werden kann z. B. der Gebirgsname Paring (böhmisch: paroh Zinke, Horn); die Flußnamen Dobra (gut, rein), Cserna (schwarz), Bisztra und Bistritza (böhm. bystry scharf, schnell); die Flurnamen: Kutine, bei Mühlbach der Winkel am Einfluß des Zekesch in den Mühlbach (böhm. kutine = Winkel); Lovistye, d. i. die terra Loystha vom Jahre 1233 [40]) (böhm. Loviště = Jagdbezirk, Fischgrube) und vor Allem die vielen Ortsnamen. Was nun die siebenbürgischen Ortsnamen überhaupt anbelangt, so ist überaus

[40]) Urkdb. von Teutsch und Firnh. LIV.

bezeichnend, daß trotz der räumlichen und numerischen Ausbreitung der heutigen Walachen und trotz der angeblichen Aborigität derselben, denn doch vielleicht die meisten Ortsnamen, so wie sie im Munde der Walachen lauten, sich als bloße Verstümmlungen der ihnen zum Grunde liegenden deutschen [41]) und magyarischen [42]) Namen herausstellen; und daß von den für spezifisch walachisch geltenden Namen wieder nur ein verhältnißmäßig sehr kleiner Theil ächt romänischen, d. h. lateinischen Ursprunges ist, während der bei weitem größere Theil entweder handgreiflich slavisch ist, oder aber auf keltische, griechische und germanische Wurzeln sich zurückführen läßt, oder bis noch aller Erklärung spottet [43]).

---

[41]) Offenbar deutschen Ursprungs sind z. B.

Hambaku = Hahnenbach.
Fofeldea = Hochfeld.
Elbaku und Illenbav = Eulenbach.
Kelvaszer = Kaltwasser.
Ibisdorfe = Eibesdorf.
Dupesdorfu = Tobiasdorf.
Boholtza = Buchholz.
Hunderbek = Hundertbücheln.
Viszkir = Weißkirch.
Zelistad = Seeligstadt u. s. w.

[42]) Magyarischen Ursprungs sind z. B.

Krihalma = Királyhalma.
Kuhalma = Köhalom (Reps).
Feldioara = Földvár.
Higiku = Hidvég.
Varhegiu = Várhegy.
Osorheju = Vásárhely.
Heringlab = Haranglab.
Sziplaku = Széplak u. s. w

[43]) Lateinischen Ursprungs sind z. B.

Nucset (Nucetum), Sz. Jánoshegye.
Fazset (Fagetum), Olah-Bükös.
Subcsetáte (Sub civitate), Váralya.
Funtina, Hidegkut u. s. w.

Rein keltisch ist: Dealu mare (Dálmár und Gyalmár), d. i. großer Berg. Dieselbe Bedeutung liegt in der lateinisch-keltisch und slavisch-keltischen Zusammensetzung muntele mare und vurfu mare.

Slavisch-lateinisch ist: Jäzere kepreretze, d. i. Gemsenteich.
Griechisch-lateinisch: Piatra alba = weißer Fels.
Germanisch: Groapa = Grube; Hulla, Hohlweg (siebenb.-sächs. Hill). 2c. 2c.

Was nun insbesondere die unzweifelhaft als slavisch sich herausstellenden Ortsnamen anbelangt, denen wir am häufigsten in den fast ausschließlich von Walachen bewohnten Landestheilen begegnen, will ich bei der großen Anzahl derselben mich darauf beschränken, nur einige wenige herauszuheben, die auf die Bevölkerungsverhältnisse Siebenbürgens zur Zeit der magyarischen und auch nach der sächsischen Einwanderung ein helles Licht werfen und den Beweis liefern, daß die Magyaren und die Sachsen ein slavisches Element noch vorfanden, das keineswegs hinter dem blachischen zurückstand, vielmehr als ansäßiger und bis dahin prädominirender Theil der Bevölkerung, mit den neuen Eroberern und Einwanderern weit eher sich befreundete, als die lieber in die Wälder sich zurückziehenden Blachen und Petschenegen. In diesem Zusammenhange bitte ich den geduldigen Leser mich noch einmal auf den Punkt zurückzubegleiten, von welchem recht eigentlich diese ganze Excursion ihren Ausgang genommen hat. Wir haben bereits gesehen, daß nigra aqua, Schwarzwasser und Feketevíz reine Uebersetzung des noch im walachischen Volksmunde fortlebenden slavischen Namen Csernavoda sind. Aber wer, so frage ich, vermittelte den Deutschen, welche aus ihren nahegelegenen Wohngebieten wahrscheinlich noch früher als die Magyaren in dieses Versteck eindrangen, das Verständniß dieses uns von den Walachen überlieferten und ihnen gleichwohl unverständlich gebliebenen Namens, wer? wenn nicht die damals noch vorhandenen slavischen Bewohner des Ortes? — Bildeten vielleicht gerade sie den eigentlichen Stamm der Ecclesia de nigra aqua? Wie immer, die Deutschen müssen im Lande noch slavisch redende Menschen vorgefunden haben, die mit ihnen nicht nur in sprachlichen Verkehr, sondern auch in kirchliche und bürgerliche Gemeinschaft traten. Nur aus einem solchen ursprünglichen Anschlusse an die Sachsen, läßt es sich erklären, wie die jetzt sogenannten Serben in Baumgarten, Reußdörfchen, Groß- und Klein-Schergied im 16. Jahrhundert[44]) auch zur Reformation übertraten und bis heutigen Tages zur evangelischen Kirche A. B. sich halten.

Um so weniger dann kann es einem Zweifel unterliegen, daß auch die Magyaren nicht nur bei der ersten Besitzergreifung des nordwestlichen Ultrasilvaniens, sondern auch bei ihrem allmäligen Vordringen nach Süden überall noch slavische Elemente vorfanden. Den schlagendsten Beweis

---

[44]) Vgl. was über denselben Gegenstand in des Vfs. Abhandlung „Verzeichniß der ältesten nachweisbaren Pfarrer des ehemaligen Decanatus de Spring" bei Groß- und Klein-Schergied gesagt worden ist. Ver.-Arch., VIII. Bd., 2. Hft., S. 332.

hiefür liefern die Ortsnamen. Noch heutigen Tages wird Karlsburg von den Walachen Belgrad genannt, obgleich ihnen die Bedeutung dieses auch anderwärts noch vorkommenden rein slavischen Städtenamens unbekannt ist: aber, siehe da! das magyarische Fejérvar, d. i. Weißenburg, spricht die adäquate Uebersetzung desselben aus. Ganz in gleicher Weise verhält es sich mit dem Namen des auf den Trümmern des einstigen Zarmizegethusa und Ulpia Trajana nunmehr befindlichen Dörfchens, welches bei seinen walachischen Bewohnern noch immer den, diesen allerdings unverständlichen, slavischen Namen Gredistye (Gradiska) führt, während auch hier der magyarische Name des Dorfes „Várhely" d. i. Burgstätte, in reiner Uebersetzung den slavischen Namen wiedergibt. Ueberhaupt ist es sehr bezeichnend, daß gerade die am häufigsten vorkommenden walachischen Ortsnamen, wie Polyána[45]) und Szelistye[46]) sich nicht aus dem Walachischen, dagegen sehr gut und ganz ungezwungen sich aus dem Slavischen erklären lassen. Sehr bezeichnend führt, um nur noch ein Beispiel anzuführen, das heutige Törzburg noch aus der slavischen Vorzeit her von dem in der Nähe befindlichen Passe im Walachischen den Namen Brán, d. i. Thor, Pforte (böhm. brána).

Aus alle dem bisher Angeführten sind wir wohl zum Schlusse berechtigt, daß die Slaven in Siebenbürgen um die Zeit der Magyareneinwanderung den Blachen gegenüber keineswegs eine untergeordnete Stellung einnahmen, vielmehr den gewichtigern Theil der Bevölkerung ausmachten. Darauf mag wohl auch der Umstand hindeuten, daß so manche walachische Wörter, denen der Begriff des Herrschens und Gehorchens, der Tapferkeit, der Auszeichnung und des Amtes u. s. w. zum Grunde liegt, slavischen Ursprungs sind z. B. zsupunu, Herr (böhm. żu pan, Gemeindevorsteher, Gerichtsherr); stepun, Patron, Brodherr; porunke, Befehl; szluga, Diener (böhm. sluha); boján, walachischer Edelmann (vom slavisch boj, Schlacht, Krieg); wojnik, Held (böhm. wojín, Krieger); swát, der Rath, Magistrat u. s. w. In ähnlicher Weise haben in neuerer Zeit die Walachen unter magyarischer und sächsischer Gerichtsbarkeit Wörter in ihre Sprache aufgenommen, wie: birou, Richter (magyarisch biró); funozsu, Gemeindevorstand (magyar. falnagy); bulgur, Bürgermeister; purgar, Amtsdiener (im S. Sächsischen „Borger");

---

45) Der Name Polyána, Pojána kommt zum mindesten 17mal als Ortsname in Gebirgsgegenden vor und entspricht dem böhmischen „Polana", d. i. ebenes Feld im Gebirge, Gebirgswiese.

46) Im Böhmischen bedeutet Sedliště, Wohnsitz, Heerd; sedliti ansiedeln.

Wormann, Wortmann, d. i. Vorsteher des äu-
ßern Rechts u. s. w. — Namentlich aber weisen
die in vorzugsweise walachischen Gegenden
einst so häufigen Knäsen (urkundlich Kenezini [47])
auf einen ehemaligen slavischen Adel hin, der,
wenn auch durch die magyarischen Eroberer von
seiner früheren Höhe herabgestürzt, doch noch
immer den eigentlichen Walachen gegen-
über eine bevorzugte Stellung zu behaupten
wußte, bis es endlich nicht weniger hervorra-
genden Geschlechtern aus dieser Klasse unter
der Regierung König Ludwig's I. und König
Siegmund's und zumal unter der Statthalter-
schaft des, wahrscheinlich auch aus solchen Geschlech-
te entsprossenen Joh. Hunyadi, gelang, das
unsichere Knäsentum mit dem rechtskräf-
tigeren Titel „Neue königliche Schenkung“
zu vertauschen u. damit zugleich in die Rei-
hen des ungar. Adels einzutreten. Sol-
che gab es vornehmlich im Hunyader u. Za-
ränder Komitat. Gleichwie die Szeradi-
schen Vlachengemeinden, die im Umfange
des sächsischen Kolonistengebietes lagen, sich
mehr zu den neuen Ankömmlingen, als
zu den alten blachischen Landesgenossen
hingezogen fühlten, also schlossen noch viel
lieber die walachischen Knäsen sich dem un-
garischen Adel an, nicht nur, weil sie dadurch
ihre sociale Stellung sicherten und hoben, sondern

außer dem traditionellen Bewußtsein ihrer sie von der übrigen Volksmasse sondernden nationalen Abstammung. Umso weniger konnten die hie und da etwa noch vorhandenen Überreste der slavischen Bevölkerung ihre Nationalität auf die Dauer behaupten: der Prozeß, aus welchem durch die Verschmelzung der „Blacki et Sclavi" des Anonymus B.R.N. das moderne Walachentum hervorgehen sollte, war im Ganzen bereits zum Abschluße gekommen!

---

47) Ausführlich schreibt „Über die ehemaligen Knesen u. Kenesiate der Walachen in Siebenbürgen" G. Jos. Kemény im Kurzischen Magazin II. Bd., 3. Heft S. 286–339.

230

Deutsche Mythen

aus

siebenbürgisch-sächsischen Quellen

von

Friedrich Wilhelm Schuster.

I.

Einleitung.

1.

Der Zweck dieser Mythenforschungen ist selbstverständlich ein ausschließlich wissenschaftlicher [1]), zunächst Sicherung, Erweiterung, Vermehrung der im Gebiet der germanischen Mythologie [2]) bisher gewonnenen Erkenntnisse durch Sammlung und Auswerthung der siebenbürgisch-sächsischen Quellen. Es muß der Wissenschaft willkommen sein, wenn hier alter Besitz neu beurkundet, längst aus Deutschland Bekanntes weiter belegt und bestättigt oder, was bisher nur in Skandinavien oder in noch weiterer Ferne bei urverwandten Völkern aufgefunden worden, durch Ueberlieferungen unseres Volksstammes nun auch als zweifellos deutsches Eigenthum nachweisbar erscheint. Denn mehr noch als Bestättigung muß Erweiterung und Berichtigung das Ziel der Mythenforschung sein. Es ist lohnend, neue Züge eines bekannten Mythus, wesentliche Abweichungen im Zusammenhange, ältere Formen aufzufinden und neue Gesichtspunkte zur Erklärung aus unsern Quellen zu gewinnen und als noch

werthvolleren Erwerb die auch mögliche Entdeckung ganz neuer, bisher nicht gekannter Mythen, die sich in irgend einer Weise als germanische kennzeichnen. Außer dem unmittelbaren Zweck die germanische Mythologie zu fördern haben diese Forschungen auch eine kulturgeschichtliche Aufgabe. Sie beleuchten mit unsern Zusammenhang, unsere nähere und entferntere Verwandschaft mit andern deutschen Stämmen, die eigenthümliche Phantasierichtung der siebenbürgischen Sachsen [3]) in Mythenbildung und Götterverehrung, kurz sie bieten auch Werksteine zu einer Geschichte und Naturgeschichte der siebenbürgischen Sachsen.

Vergleichung nicht nur innerhalb des germanischen Völkerkreises, sondern auch darüber hinaus läßt sich bei einem solchen Vorhaben nicht abweisen; sie bleibt in vielen Fällen der einzige unentbehrliche Wegweiser. Allzugroßem Eifer thut immer die Schranke der Kraft und die Gefahr sich in dem unermeßlichen Urwald rettungslos zu verlieren von selbst Einhalt.

2.

Daß die Quellen der Mythologie, wie überhaupt deutsche Ueberlieferung unter den Sachsen Siebenbürgens noch sehr reichlich fließen müssen, hat die theilweise Veröffentlichung derselben, haben einzelne mythologische Abhandlungen [4]) bereits erwiesen; aus einer richtigen Erwägung der historischen Thatsachen ließ es sich wohl schon früher schließen. Die Sachsen sind aus Deutschland nach Siebenbürgen eingewandert zu einer Zeit als die heidnische Ueberlieferung, wie zuerst die Mythologie Jac. Grimms gezeigt hat, noch lebendig genug war. Das Christenthum in manchen Gegenden erst seit drei Jahrhunderten eingeführt, hatte zunächst nur äußerliche Herrschaft erstrebt und gewonnen. Selbst als allmählich seine sittlichen Grundsätze die Gemüther eroberten, blieb der heidnische Mythus, unausrottbar in Dichtung, Recht, Sitte, dem ganzen Leben des Volkes wurzelnd, fast unberührt. Mit dem christlichen Sittengesetz nicht in unausgleichbarem Widerspruch fand man sich mit dem christlichen Mythus der fremdere Anschauungen brachte, in der Weise zurecht, daß man ihn sogleich mit dem eigenen Sagenreichthum erfüllte und verquickte, in der christlichen Hülle, die selbst neuen Zuschnitt erhielt, den heidnischen Kern rettete [5]), wobei bewußt und unbewußt die christlichen Priester auf das erfolgreichste mitwirkten. [6]) Mit solchem Besitz in eine fremde, ihnen anfangs und später meist feindlich entgegenstehende Welt einziehend, schlossen sich unsere Vorfahren innerlich gegen dieselbe ab. Der Mangel geistiger Wechselbeziehung und Wechselwirkung in nächster Nähe konnte ihrer Ueberlieferung nur Verluste aber nicht Umbildung

und Ueberwucherung durch Fremdes bringen. Was man dessen etwa in den ältern Zeiten in naiver Weise aufnahm, wurde von dem gesunden Organismus des Volks sofort verdaut und erhielt nach Form und Geist nationales Gepräge, das später Aufgenommene hielt man mit Bewußtsein von dem eigenen Erbe geschieden. 7) Die Fülle der Quellen begreift sich aus dem folgenden knappen Verzeichniß:

1. Märchen, nach gänzlichem Verlust der alten Götter- und Heldengesänge entschieden unsere ergiebigste Mythenquelle. Kaum irgend ein deutscher Volksstamm besitzt so stark mythische Mährchen, wie der unsrige. Die Märchen sind überhaupt nur äußerst selten selbstständige, willkührliche Schöpfungen aus allerlei ältern und jüngern Motiven und in diesem Falle allerdings ohne jeden Quellenwerth, vielmehr finden in ihnen fast immer Niederschläge alter Götter- und Heldenmythen, theils der ursprünglicheren Naturmythen, die oft weit über das Alter der Edden und ihrer Mythenformen hinaufreichen, theils der meist jüngeren ethischen Mythen. Jüngere Märchen enthalten doch wenigstens Fortbildung — organische oder unorganische — oder auch nur Nachbildung der älteren Götter- und Heldenmythen, beziehungsweise älterer Märchen und besitzen immerhin noch einen mythologischen Quellenwerth. Die Lostrennung des Märchens von dem Mythus, der ursprünglich Schöpfungs-, Götter-, Helden- und Volksgeschichte, also fast des Volkes gesammte Ueberlieferung umfaßte ist wohl nur geschehen indem es als volksthümlichere Form den Mythendichtungen der Sänger und Priester gegenübertrat. Das bedingt natürlich ein gewisses Zurückbleiben in der Entwickelung und erklärt das lange Haften ältester Mythenformen in den Märchen, wobei nur die oft auffallende Durchsichtigkeit der Natursymbolik überrascht. In der Fortentwickelung bis auf die jüngste Zeit hat im Ganzen der Heldenmythus mehr Einbuße und Vergröberung erlitten als der eigentliche Göttermythus. Alles das gilt von dem Thiermärchen wie von den andern; es wurzelt auch im Heidenthum. 8) Charakteristisch für die Gestalt des Mährchens sind einige fast immer wiederkehrende Merkmale, wie die Eingangstype: „es war einmal" und ähnliche, wodurch die Handlung in eine unbestimmte Vergangenheit zurückverlegt wird, das Vorherrschen des Trilogischen (drei Brüder, Freunde, Gesellen, Schwestern ꝛc. Träger der Handlung, die sich selbst dreifach oder wiederholt dreifach abstuft, drei Gegner, drei Helfer u. s. w.), das bedeutungsvolle Auftreten von Thieren, die sich als Vertreter der Götter erkennen lassen, deren Attributsthiere sie einst gewesen, (wie die Götter selbst in noch älterer Zeit wohl mehrentheils in Thiergestalt gedacht wurden), endlich die fast ausnahmslos durchgeführte poetische Gerechtigkeit. Unser noch

unübersehbarer Reichthum an Märchen ist uns meist mit andern deutschen Stämmen gemeinsames Gut, doch zeigen gerade die mythisch gehaltvollsten sich auch am eigenthümlichsten gestaltet [9]).

2. Sagen. Ein Unterschied zwischen Märchen und Sage [10]) hat sich nur allmählich entwickelt, ungelöst wurzelten beide einst in dem Mythus; durch Anwachsen an Oertlichkeiten und im volksthümlichen Sinne historische Personen mußte sich nach der Ablösung bald verschiedener Character ausprägen. Endlich erscheint die Sage auch als bloß volksthümliche Auffassung und Auswucherung der Geschichte und zuletzt sogar als mehr oder minder bedeutungsvoll ausgeführte Anekdote. Nur auf den ältern Stufen bietet sie dem Mythologen reicheres Quellenmaterial. Unsere Sagen sind im allgemeinen weit weniger gut erhalten, als die Märchen [11]). Die Erscheinung erklärt sich durch die Auswanderung und ihre für das Leben der Sage natürlich ungünstigeren Folgen [12]). Am reichsten ist die Sage in der Bistritzer Umgegend erhalten, wo sie auch noch viel Frische hat. Mir sind vom dortigen Gymnasiallehrer Herrn Berthlef allein gegen 100 Sagen freundlichst im Manuscript mitgetheilt worden.

3. Volkslieder. Auch unser Volkslied hat große Verluste erlitten; Vieles ist gänzlich verloren, Vieles in Trümmern [13]) doch hat sich, als man an's Sammeln ging, immer noch mehr auffinden lassen, als man gehofft hatte. Durch sagenhafte und märchenhafte Balladenstoffe, durch einzelne mythische Bestandtheile, durch Spuren ehemaligen Gebrauchs zu Cultuszwecken kommen sie hier vorzüglich in Betracht [14]).

4. Sprichwörter [15]).

5. Räthsel. Schon die Räthsellieder der Edda bezeugen ihre Wichtigkeit [16]). Unser Volk besitzt deren eine nicht geringe Zahl, doch geben die wenigen bisher gesammelten [17]) nur geringe Ausbeute.

6. Heils- und Zauberformeln, ihrem Ursprunge nach fast durchgängig heidnisch, später durch Umdichtung und Aufnahme der Heiligen an Stelle der alten Götter dem Christenthum anbequemt (wie es scheint unter starker Betheiligung der christlichen Priester selbst), von unserer protestantischen Geistlichkeit besonders in der Zeit der Hexenprocesse verfolgt, aber noch heute vielfach vom Volke gebraucht, gehören zu den wichtigsten mythologischen Quellen. Wir sind im Besitz vieler Stücke dieser Gattung [18]).

7. Kinderdichtungen. Sie reichen in vielen Stücken in gleich hohes Alterthum zurück, haben aber gerade an mythischem Gehalt starke Einbuße erlitten, wie besonders die Vergleichung mit einer von Zappert entdeckten Aufzeichnung aus dem 10. Jahrhundert lehrt. Wir

sind nicht arm an Kinderdichtungen. Hieher sind auch die vielen Kinderspiele zu rechnen [19].

8. Dramatisch-mimische Spiele, Tänze, Umgänge und Mummereien. Diese, so weit sie volksmäßig sind, fast durchgängig dem Heidenthum angehörend, dem sie zu Cultuszwecken dienten können als reichhaltige und gewichtige mythologische Quellen nicht genug geschätzt werden. Unser Volk hat sich sie in Menge gewahrt und ihnen bei aller Einbuße noch viel Alterthümliches gelassen. Es gehören hieher Festspiele Pfingst- und Faschingsumzüge, Gänse- und Hahnabrennen, Weihnachts-Faschings- und andere Mummereien mit Typen, Todaustragen, Hochzeitsreden, Spießtanz, Schwerttanz, Rößchentanz, Bärentanz u. s. w. [20].

9. Volksgebräuche bei Taufen, Hochzeiten, Tod und Begräbniß, bei Aussaat und Ernte, bei häuslichen und gemeindlichen Feierlichkeiten und andern Gelegenheiten liefern viel schätzbares Material [21].

10. Aberglauben aller Art eine ergiebige Quelle, doch gilt dies in geringerem Grade von dem Theil, welcher in den zahlreich erhaltenen Hexenprocessen niedergelegt ist. Diese liefern verhältnißmäßig weniger Ausbeute. Seit ihrem Erlöschen scheint sich wieder mehr Altheidnisches in dem Hexenglauben des Volkes einzunisten [22].

11. Endlich birgt auch die Sprache selbst in einzelnen meist dunkeln Ausdrücken in Flüchen, Schelten und Spottrufen, in Personen- und Thiernamen, in Benennungen von Ortschaften, von Flur und Wald, Gewässern und Gebirgen, Gräben und Schluchten, Ruinen u. d. gl. mythologisches Material. Wohl konnten unsere Vorfahren den neuen Wohnstätten in Siebenbürgen nicht mehr mit Bewußtsein und Absicht mythische Namen geben, sie thaten's in Erinnerung an die verlassene Heimath, brachten die Namen eben mit und hefteten sie an den neuerworbenen Boden. So haben siebenbürgische Oertlichkeiten im zwölften Jahrh. längst nicht mehr verstandene, uraltheidnische Benennungen erhalten können [23].

3.

Der Mythenerwerb, der sich aus der Verwerthung dieser Quellen ergibt, kann verschiedener Art sein: 1. Mythen, die ohne alle Abweichung hier wie in Deutschland erscheinen, können ebensowohl im Jahrhundert der Einwanderung nach Siebenbürgen gebracht als später und selbst jüngst eingeschleppt worden sein. Nur ihr inniger Zusammenhang mit Ueberlieferungen, die uns nach allen Kennzeichen altes Eigenthum sind, würde auch für unsere Ansprüche auf ihren längeren Besitz entscheiden können. In der Darstellung sind sie als nochmalige Belege bekannter Thatsachen

und kulturgeschichtliche Zeugen nicht zu übergehen. 2. Mythen, die sich in Deutschland nicht, wohl aber im skandinavischen Norden erhalten haben, werden kraft unserer Quellen auch für Deutschland wieder gewonnen, wo sie mindestens zur Zeit der Auswanderung noch lebendig sein mußten. 3. Mythen, die sich in Deutschland und dem skandinavischen Norden nur aus ältester Zeit nachweisen lassen, später dort verschwinden, aber in unseren Quellen wieder auftauchen, werden dadurch von neuem beurkundet und können dort nur nach der Zeit unserer Auswanderung erloschen sein. 4. Mythen, die sich in Deutschland in wesentlich anderer Gestalt als bei uns vorfinden, können ihre gegenwärtige Gestalt entweder schon unter den ersten Einwanderern gehabt oder später erhalten haben. Das erstere wird wahrscheinlich, wenn sich unsere Quellen in Uebereinstimmung mit den nordischen befinden und es ist dann zu erwägen, ob den Ergebnissen unserer Forschung eine berichtigende oder erweiternde Kraft zugestanden werden dürfe oder nicht; das letztere wird der Fall sein, wenn unsere Quellen mehr den Ueberlieferungen mitwohnender oder benachbarter indogermanischer Völker gleichen, in welchem Falle die Einwirkung von dieser Seite anzunehmen ist. Ist beides nicht der Fall; so bleibt die Annahme ursprünglicher Abweichung zwar möglich, aber allmähliche Fortbildung des Mythus immerhin die natürlichste Erklärung der Erscheinung. 5. Mythen, die bisher weder in Deutschland noch dem germanischen Norden aufgefunden wurden, können unter verschiedene Gesichtspuncte fallen. Kommen sie bei benachbarten indogermanischen oder fremden Völkerstämmen vor, so ist die Entlehnung von dorther kaum zu bezweifeln. Lassen sie sich in solcher Nähe nicht, aber wohl in weiterer Ferne (z. B. Indien), die eine Entlehnung in historischer Zeit undenkbar erscheinen läßt, bei sprachverwandten Völkern nachweisen, so mögen sie als eine neue Entdeckung und Errungenschaft urgemeinschaftlichen Gutes für die deutsche Mythologie gelten. Wäre ein Mythus unserer Quellen überhaupt sonst nicht aufzufinden — ein Fall, der kaum denkbar ist, so könnte nur sein germanischer Character, sein inniger Zusammenhang mit unzweifelhaft germanischen Ueberlieferungen über seine Zuständigkeit entscheiden.

4.

Die schwierigste Aufgabe bleibt eine klare, durchsichtige Anordnung der gewonnenen Ergebnisse bei der Darstellung des Ganzen, eine Bedingung wodurch Werke, wie das hier beabsichtigte, erst nutzbar werden. Die Schwierigkeit liegt einerseits in der mehrfachen Natur aller mythischen Wesen, wornach vorzüglich bei den Germanen die verschiedensten,

oft scheinbar widersprechendsten Eigenschaften und Aufgaben an dieselbe Gottheit übertragen erscheinen, andererseits gerade in dem Pleonasmus der Mythen, wodurch dieselben Eigenschaften und Aufgaben, dieselben Attribute mehreren höheren und niederern Wesen beigelegt werden, dieselbe Idee in mehrfachem Bilde zur Versinnlichung kommt; ferner in der Flüßigkeit und Veränderlichkeit der Mythen, dem Ineinanderspielen älterer und jüngerer Auffassungen, endlich in der häufigen Lückenhaftigkeit und Abgeblaßtheit unserer Quellen [24]).

Erwägt man diese Umstände, so muß es am gerathensten erscheinen, das seiner Natur nach aus Stückwerk Zusammengetragene nicht in ein allzugeschlossenes Ganze zu zwingen, sondern in einzelnen Abschnitten loseren Zusammenhangs die verschiedenen Götter und dämonischen Wesen sammt ihren Mythen nach einer möglichst natürlichen, durch Verwandtschaft und Gegensatz bestimmten Reihenfolge abzuhandeln — wobei doch immer durch Anmerkungen an geeigneten Stellen Fernsichten eröffnet und verknüpfende Fäden gezogen werden können — und am Schluß das Verhalten der Menschen den übermenschlichen Mächten gegenüber zu erörtern. Ein allgemeines Sach- und Namenregister, die Benützung erleichternd, gilt für ähnliche Werke immer als passender Schlußstein.

II.

Woden.

1.

Der Namen des höchsten, deutschen Gottes hat der Natur unserer Sprache gemäß für uns Woden [1]) gelautet oder — nach ihrer starken Neigung zu Ausfall und Ausgleichung — Wod'n, wornach in Zusammensetzungen auch Wo'n nicht befremden darf. In dieser verkürzten Form ist uns des Gottes Namen unzweifelhaft erhalten in zwei Waldbenennungen. Die eine dieser Waldungen liegt bei Martinsberg und führt den Namen Wonsbäsch d. i. Wodanswald und so treffen hier zwei das Gedächtniß des alten Gottes erhaltende Zeugen bedeutungsvoll zusammen, da bekenntlich auch die Martinsberge auf ihn zurück führen [2]). Die andere Waldung gehört zum Gebiet von Mühlbach und heißt: Wonslenk. Da das Wort fem. ist, in solchen aber ableitendes ing und ung nicht in ling oder lung auszuwuchern pflegt (J. Grimm d. Gr. II. 354 fl.) so kann die zweite Sylbe überhaupt nicht als Ableitungssylbe angesehen, muß vielmehr vermuthet werden, daß dieselbe ein

Appelativ enthält, in welchem — wie mehrmals im Sächsischen geschieht — die nach tonlos gewordenem e schwerfällige Gutturalmuta nasalirt worden [3]). Alsdann stimmt zu unserer Zusammensetzung Wonslenk deren erster Theil als männliche Genitivform zu erkennen ist, buchstäblich jenes „Wonslag" bei Windbergen in Dientmarschen (J. Grimm D. M. 1206 in den Nachträgen) und ganz gleich gebildet sind: Wunstorp in Niedersachsen Woenswaghen, Woonswaghen (J. Gr. D. M. 138), Woensdag (Grimm. D. M. 114) Onsberg, und die aus Wodnesford, Wodnes stede und Wodnes treów entstandenen Wansford, Wanstead, Wanstrow (J. Mitchell Kemble: die Sachsen in England, I. Bd. S. 283) wornach wir also auch in der Wonslénk einen Wodenswald oder eine Wodensstätte als Theil eines Waldes haben [4]). Beide Waldungen Wonsbäsch und Wonslénk sind stattliche Eichenforste.

Auch der Wodesch, Name einer (bewaldeten?) Hochebene zwischen Tobiasdorf und Häzeldorf wird auf Woden zu beziehen sein, wenn der Name als atributiver Genitiv eines abgefallenen, damit zusammengesetzten Substantivs (das den Begriff: Wald, Holz oder einen ähnlichen enthalten haben müßte) angesehen werden darf. wozu die Vergleichung mit anderwärts vorkommenden ähnlichen Bildungen, wie s'Wuotas das Müller aus Meier XVIII. heranzieht, zu berechtigen scheint.

Den Gudensbergen (J. Grimm. D. M. 139) stände ein Gotsrêch bei Nieder-Eibisch zur Seite und uns wäre darin auch eine mehr fränkische Namensform des Gottes enthalten, wenn man aus Gotsrêch unbedenklich ein Godesrêch, Godenesrêch machen dürfte. Es ermuthigt hiezu die Bemerkung, daß der christliche Gott bei uns auch in Zusammensetzungen nicht leicht außer der Verbindung mit här vorkommt, das ihm wie völlig eingewachsen ist. Man sagt: Härgot, Härgotschäjeltchen, Härgodîszken, u. s. w. nur: Gotsbuorich, Gotsbärjel (Gotteseber) welches wieder heidnisch ist [5]).

2.

Die Gestalt des Gottes, seine äußere Erscheinung in Kleidung, Waffen und sonstigen Attributen haben unsere Quellen vielfach gewahrt. Der nordische Odhin ist der bärtige, bemantelte, breithutige Alte [6]). Und so zeigen ihn unsere Quellen. Ausdrücke wie: dier ålt Härgot lieft nôch, dier ålt fuoter, dier åld äm hèmel lieft nôch, die oft genug gehört werden und wohl noch heidnischen Beischmack haben könnten, will ich nicht betonen. Deutlicher schon läßt sich der Gott erkennen, wenn in einer von Müllers Sagen ein bärtiger Greis mehrmals erscheint, und den Ort angibt, wo die Schätze liegen. In einer andern

ist er unverkennbar. Er erscheint darin von hoher Gestalt, in langen Kleidern mit dreikrämpigem Hut und macht einen Armen reich, indem er ihn zu großen Schätzen im Walde führt. In beiden Sagen ist er zugleich der Wunschgott [7]) und Besitzer von Schätzen. Davon ist später noch mehr anzuführen, wenn gleich er seinen Wunschstab bei uns öfter an alte Mütterchen, Göttinen, besonders Hel der er ohnehin zukommt, überlassen hat. Auch an all den Sagen, wo gespenstische Pfarrer oder Pfaffen erscheinen, ist gewiß an Woden zu denken. Die Umwandlung wird durch die Aehnlichkeit der Kleidung erklärlich [8]). Als alter Mann mit der beigesetzten Erklärung: das war Gott der Herr erscheint er deutlich in folgendem Zauberspruch: (Sieb. s. Volks d. S. 301).

Früsam und die Beermutter gingen umb einen scheiblichen Berg,
Da begegnet ihnen ein alter Mann (das was Gott der Herr)
der sprach:
Früsam und Beermutter wohin sollt du gehen?
Ich soll zu N. N. gehen
Ich soll ihm sein Herz abstoßen
Und sein Bein zerbrechen.
Das sollt du nicht thun. Ich bin schon da gewesen u. s. w.

Die ungeschickte Erklärung: das was Gott der Herr ist sichtlich eingeschoben. Der alte Mann ist Woden, der die Krankheit bespricht wie die Flamme in Grimnismal und ihr den Eintritt in das Haus verbietet, wo er als Gast und Freund geweilt. Auch hievon ist noch zu sprechen.

Vor allem sind es die Märchen, welche in überraschender Weise von dem Gott Zeugniß geben. Durch eine ganze Reihe der Haltrich'schen Sammlung waltet er immer in derselben, nur mit mehr oder weniger Vollständigkeit gezeichneten Gestalt auftretend, wie sie uns namentlich durch die nordischen Denkmäler überliefert ist. Die Menge der Zeugnisse verstärkt die Beweiskraft der einzelnen. Es ist nothwendig den Inhalt einiger kurz auszuziehn:

Der gerechte Lohn (Nr. 3 bei Haltrich) erzählt von drei Brüdern, die nacheinander auf Abenteuer ausgehn. Der älteste zuerst. Als er von dem mitgenommenen Kuchen sein Mittagsmahl am Wege hält, kommen die Vögel, wollen die Brosamen aufpicken; er aber verjagt sie. Darauf kommt ein alter Bettler, bittet um ein Stückchen Kuchen, wird aber abgefertigt. Endlich erscheint auch ein alter Mann, nimmt ihn in Dienst als Schäfer; der Junge thut den Dienst schlecht und wird am Ende der Dienstzeit mit einem Sack voll Goldes entlassen, das aber

als er nach Hause kommt, in Sand verwandelt ist. Dem zweiten Bruder ergeht es ebenso. Der Jüngste theilt seinen Aschenkuchen mit dem Bettler, streut die Brosamen für die Vögel aus, dient dem Alten redlich und kehrt endlich reich beschenkt nach Hause.

Die drei Rothbärte. (Nr. 2 bei Haltrich.) Ein bekanntes Märchen, doch hier mit eigenthümlichem Eingang. Drei Brüder gehen nacheinander in die Welt ihr Brod zu verdienen. Jedem von ihnen begegnet ein alter Mann in grauem Mantel und fragt: wohin? — „In die Welt, dienen." — So hüte dich vor einem Rothbart! — Alle drei befolgen die Warnung nicht, und kommen dadurch in solche Noth, daß sie zuletzt gehangen werden sollen. Als sie schon auf der Galgenleiter stehn, erscheint der Alte im grauen Mantel, nur ihnen sichtbar, gibt den Unschuldigverdammten die vergessene Sprache wieder und rettet sie dadurch.

Das wohlfeile Holz. (Nr. 4 bei Haltrich.) Ein Bauer fährt Holz zur Stadt. Sein Weg führt ihn durch einen Wald. Hier tritt ihm ein alter Mann mit langem Bart in weitem, grauem Mantel entgegen und gibt dem Bauer den Rath, sein Holz nicht theurer als um einen Pfennig zu verkaufen, wenn er glücklich werden wolle. Der Bauer befolgt den Rath. Der frohe Käufer will ihm noch einen Trunk Wein reichen. Als er aber denselben aus dem Heber laufen läßt, sieht er überrascht, daß das Getränk ganz trüb ist. Er zieht aus einem andern Fasse. Der ist blutigroth; aus dem dritten goldgelb, aber dick. Letztern gießt der Bauer in seinen Tornister, daß er sich bis nach Hause dünn schlage. Im Walde tritt wieder jener Alte zu ihm, fragt, wie es ihm ergangen und erklärt hierauf, der trübe Wein bedeute eine Reihe trüber Hungerjahre, der blutrothe blutige Kriegsjahre, der goldgelbe sei nebst dem für das Holz empfangenen Pfennig des Bauern Glück. Zu Hause findet sich, daß der Wein im Tornister, der unterwegs immer schwerer geworden, sich in Gold verwandelt hat, die Börse aber worin der Heckpfennig steckt, immer voll Geld bleibt.

Die Hälfte von Allem. (Nr. 9 bei Haltrich.) Auch hier erscheint ein hilfreicher Alter in grauem Mantel; andere Relationen haben an dessen Stelle eine alte Steingeis, was auf Thor weist. Das Märchen erscheint auch sonst, doch nicht mit so kenntlicher Zeichnung des Alten.

Der Rohrstengel. (Nr. 42 bei Haltrich.) Der Alte gibt dem Helden einen Seidenfaden, woran er die goldborstige Sau mit den

zwölf Ferkeln lenken kann. Auch dieses Märchen ist in Deutschland in wenig abweichender Gestalt verbreitet.

Das Hirsekorn. Ein Junge, der nur ein Hirsekorn geerbt, zieht damit in die Welt, begegnet einem alten Mann mit breitem Hut und grauem Mantel. Auf des Jungen freundlichen Gruß entgegnet er: Du wirst dein Hirsekorn verlieren aber dadurch gewinnen. Das trifft ein. Bei einem Bauern frißt ihm ein Hahn das Hirsekorn; dafür erhält er den Hahn. Auf dieselbe Weise tauscht er bei einem andern Wirthe für den Hahn ein Schwein, dann für das Schwein eine Kuh, für die Kuh einen Hengst, mit dem er auf den Glasberg reitet und die Königstochter befreit [10]).

Ich thue einen Rückblick auf die angeführten Märchen. In ihnen allen erscheint der Alte, in den Rothbärten, der Hälfte von Allem, dem Rohrstengel zugleich im grauen Mantel, im wohlfeilen Holz mit langem Bart im weiten grauen Mantel, im Hirsekorn endlich auch mit dem breiten Hut. Ueberall ist er nicht Neben- sondern vollendende Hauptperson. Die Helden stehen zu ihm in jenem bekannten Schutzverhältniß, das Odhin, wie vielfach bezeugt ist, mit bevorzugten Menschen einzugehen pflegt. Als alter Bettler versucht er im gerechten Lohn selbst seine Schützlinge wie den Geirröd in Grimnismal. Als Rothbart scheint ihm Loki in den Rothbärten entgegenzustehen. Unsichtbar nahend rettet er in dem Moment, wo nur er es noch kann. Wenn er die Sau mit den zwölf Ferkeln bändigen hilft, in der wir später das Sonnenschwein erkennen werden, so ist das wieder ein Zeichen seiner Göttlichkeit. Im wohlfeilen Holz ist der Alte auch der weissagende, in allen der begabende, der schon mit seinem Gruß das Glück spendet, der Wunschgott; er verleiht den bekannten Heckpfennig und im Hirsekorn sein Roß, denn nur dieses kann den Glasberg ersteigen oder, das gleichbedeutend ist, die Waberlohn durchschreiten.

Sein unsichtbares Nahen und Schwinden ist vermittelt durch den Mantel. Darin pflegt Odhin auch über Wellen und Wolken zu fahren. Dieser Zug aus dem Mythus des Gottes ist übergegangen in die Sagen von Klinsor im Wartburgkrieg [9]) Heinrich dem Löwen und andern [10]). Auch bei uns ist eine Erinnerung dessen übriggeblieben in der bekannten Sage vom rothen Königsrichter aus Reps (Müllers Sag. Nr. 126) und dessen zauberkundigem Knecht Menenges, die auf dem ausgebreiteten Mantel des letztern von Mitternacht bis früh morgens aus der Gefangenschaft in Konstantinopel durch die Luft heimkehrten. Der Herr durfte während der ganzen Reise kein Wort sprechen. Im ver-

hüllenden entführenden Mantel sind die fahrenden Wolken des Himmels versinnlicht.

3.

Haben wir in den vorausgehenden Märchen den Alten als vorwissenden, weissagenden gesehen, der im wohlfeilen Holz aus den drei Weinen Hungersnoth, Krieg und Glück verkündigt, (alle drei stehen in seiner Gewalt), so soll er uns nun auch als der berühmte Räthsellöser entgegentreten, Odhin weiß die verborgensten Dinge und alle Räthsel kann er lösen. So sehen wir ihn in Vafthrudhnismâl sich in den geistigen Wettstreit mit dem alten Joten einlassen und so finden wir ihn in einem unserer Märchen, dem „Erbsenfinder (Nr. 32 bei Haltr.) dem Helden beistehn in Beantwortung von Fragen, die ihm der Teufel zu lösen gibt. Ein Junge hatte eine Erbse gefunden und war sehr froh. „Denn — dachte er — jetzt bist du aus aller Noth. Du säst die Erbse, über's Jahr hast du davon ein Maß, über zwei Jahre einen Kübel und so fort." Wohin sollte er aber den großen Erbsenreichthum über fünf Jahre schütten? Er ging um tausend Säcke vom König zu leihen. Der Känig vermuthete, der Junge müsse sehr reich sein, und gab ihm seine Tochter zur Gemahlin. Da ließ der König anspannen und wollte mit dem jungen Paar fahren, des Schwiegersohnes Schloß zu sehn. In Verzweiflung will der Junge unterwegs in einem Walde entfliehn. Da begegnet ihm der Teufel und verspricht ihm ein Schloß mit allem Zubehör und neun Schweinen im Stall, unter der Bedingung, daß ihm der Junge nach sieben Jahren neun Räthselfragen beantworte, wo nicht sein eigen sei. Der Vertrag wird eingegangen. Aber nach Verlauf der Frist neue Verzweiflung. Da begegnet ihm ein alter Mann und tröstet, er wolle ihm beistehn, daß er alle Fragen beantworten könne. Der Teufel muß ohne Gewinn abziehn. Die neun Fragen wie auch die Antworten haben altes Gepräge, nur die fünfte Antwort scheint verdorben, — einige kehren in deutschen Märchen wieder. Unser Märchen scheint übrigens schlecht erhalten; es fehlt überall an rechter Motivirung. Doch erkennen wir den Alten sogleich als Odhin den Räthsellöser; in dem Teufel aber steckt eben so augenscheinlich ein Riese wie überall, wo der Teufel als Baumeister erscheint. Woden steht also dem Helden des Märchens mit seiner Weisheit gegen die Hinterlist eines Riesen bei.

4.

Bei Mimirs-Brunnen hat sich Odhin die Gabe der Weissagung geholt, sie aber mit Zurücklassung seines einen Auges be-

zahlt. Er ist also einäugig „altero orbus oculo“, ja er erscheint zu weilen überhaupt der Sehkraft beraubt „orbus oculis“[11]). Davon wissen unsere Ueberlieferungen sehr viel zu sagen. Ein in Müllers Hexenpr. in Siebenb. mitgetheilter Zauberspruch lautet nach meiner Emendirung Siebenb. sächs. Volksb. S. 291.

Ich geng durch en dankle wålt,
dô begênt mer e mån, dier wôr ålt,
de ûge wôren em gebrôchen,
de häinjt wôren ém fersprôchen,
dat se mer nét schuode kangden
durch Krist desz härn séinj hélich fåf wangden,
(unt brêche mer e fritréisz ä méinj hånt).

Der schöne, alterthümliche Spruch ist vielleicht nur in der 6. Zeile, worin Christus erscheint verdorben; nur in dieser wird auch plötzlich die Klarheit gestört. Von der letzten Zeile ist ungewiß, ob sie zum Spruche mitgehört oder die begleitende Handlung bezeichnet. Der Sinn des Spruches aber ist unzweifelhaft. Der alte Mann mit den gebrochenen Augen und den versprochenen Händen ist der winterliche, kraftgelähmte Odhin, er kann nicht mehr schaden, den Zauberkundigen hat selbst ein Zauber befallen, er muß der Beschwörerin ein „Friedreis“ d. i. die Wünschelruthe überlassen.

Was bedeuten aber die gebrochenen Augen, die Einäugigkeit Odhins? Eine doppelte Naturallegorie birgt sich in diesem Mythus, Odhin ist ursprünglich Himmelsgott. In dieser Auffassung bedeutet sein lichtes Auge entweder nach Simrocks Erklärung die Sonne; das andere in Mimirs Brunnen (d. i. im Meer) verpfändete den Mond, oder, wie ich es lieber ausdrücken möchte, das eine Auge die besonnte Tagseite, das andere die sonnenlose Nachtseite des Himmels. Aber Odhin, wie später alle Götter, stellen auch die sommerliche Lichtseite und die winterliche Nachtseite des Jahres dar. Dies wird in verschiedener Weise versinnlicht: bald durch eine Flucht oder Fahrt nach dem Orient [12]) bald durch Entrückung und Schlaf in Bergeshöhlen, bald als ein wechselndes Obwalten des himmlischen Sommer- und Lebensgottes und der dunkeln Winter- und Todesmächte. Die völlige Blindheit oder Augenschwäche des Alten in Stellen Saxos und in mehreren unserer Quellen scheint mir nicht Verirrung, sondern alterthümliche Ueberlieferung. Er erscheint hier als der winterliche Woden, dessen Sehkraft den Todesmächten verfallen, dessen ganze Kraft erlahmt ist und ihm nur durch ein ähnliches Lichtwesen wie er, durch eine Verjüngung seiner selbst wieder-

gebracht werden kann. Davon wird später an seinem Orte nochmals gesprochen werden.

5.

Zwei höchst bedeutungsvolle Märchen (das 11. und 12. bei Haltrich) die uns von des Alten Sehmangel berichten, bilden den eigentlichen Kern unserer Wodensmythen. Das erste: Goldhaar erzählt: Ein Knabe wird von seinem armen Vater im Walde verlassen, kommt zu einem blinden Alten, der eben Hühnersuppe ißt und setzt sich, lang schon hungernd, gleich mit an den Tisch. Der Alte hält ihn bei sich und gibt ihm seine Ziege zu hüten, was der Junge zwölf Jahre lang redlich thut und dafür jeden Tag seine Hühnersuppe erhält. Nun gibt ihm der Alte ein Schwert, womit er Alles erhauen kann. Damit geht er wieder zur Weide und kommt an einen Wald, wo alle Bäume kupferne Blätter haben. Da braust der Kupferdrache heran. Er tödtet denselben, geht in's kupferne Schloß und nimmt den dort hängenden kupfernen Zaum. Als er Abends nach Hause kommt gibt die Ziege weit mehr Milch als früher. Der Alte sagt der Zaum sei das Beste aus dem Schloß. Wenn er geschüttelt wird, erscheint ein dienstbares Heer von Reisigen in kupferner Rüstung. Am zweiten Tag silberner Wald, Silberdrache, silberner Zaum, die Ziege gibt noch mehr Milch. Am dritten Tag goldener Wald u. s. w. Der Alte nimmt sein Schwert zurück, wäscht dem Jungen in dunkler Felshöhle bei einem Brunnen das Haupt, das dadurch goldig wird und entläßt ihn. Der Junge geht nun und wird Küchenjunge beim König, hält hier die Haare immer unter einer Mütze versteckt. Die jüngste, schönste der drei Königstöchter sieht und liebt ihn. Nachdem die ältern Schwestern geheirathet, drängt auch sie der König; sie mag Keinen als den Küchenjungen. Dieser findet Gelegenheit dem Könige in drei Kriegen mittelst seiner Zäume durch seine Reisigen erfolgreich zu helfen, läßt sich aber noch nicht erkennen. Beim Siegesmahl trägt er als Küchenjunge mit der Mütze auf dem Kopf eine Schüssel auf. Der König erzürnt schlägt ihm die Mütze vom Kopf, das goldene Haar entrollt sich, der Junge wird als Retter in der Schlacht erkannt und erhält die Königstocher zur Gemalin, mit der er das goldene Schloß im goldenen Wald bezieht und seinen Schwägern das silberne und kupferne überläßt.

Das andere Märchen, „das Zauberroß" hat folgenden Inhalt: Ein Junge erbt nur ein Schwert, geht damit in die Welt, kommt

zu einem einäugigen Alten, der ihm die Schafe zu hüten gibt und ihn dabei warnt, er möge nicht in den Wald gehen. Der Junge thut es dennoch. Tiefes Schweigen ist im Wald. Plötzlich erscheint ein dreiköpfiger Drache: „mußt mit mir ringen!" Im Kampf schlägt der Drache den Jungen bis über die Knie in die Erde. Dieser schlägt ihm mit seinem Schwert die drei Köpfe ab und pflanzt sie zu Hause auf die Zaunstecken; dem Alten sagt er, es seien Bockshäupter. Am zweiten Tag geht er trotz wiederholter Warnung des Alten noch tiefer in den Wald, worin es immer stiller wird. Ein sechsköpfiger Drache schlägt den Jungen im Ringen bis über den Nabel in die Erde, verliert aber auch seine Köpfe, die wieder auf die Zaunpfähle gesteckt werden. Am dritten Tage wird der neunköpfige Drache getödtet, der den Jungen bis über die Achsel in die Erde schlug, daß er kaum noch das Schwert führen konnte. Mit dem zwölfköpfigen Drachen will er am vierten Tage nicht ringen, sondern schlagen. Der Drachen schleudert ihn zwölf Klaftern weit; dennoch gelingt es dem Jungen ihm bei Sonnenuntergang alle zwölf Köpfe abzuschlagen. Nachdem auch diese aufgesteckt worden, sind alle Zaunpfähle besetzt. Am fünften Tage noch weiter in den Wald gehend kommt der Junge zum Hause der „Bäschmotter" Sie führt ihn nach der Reihe in vier Zimmer, in deren jedem ein todter Jüngling liegt. „Das ist mein erster Sohn, das mein zweiter u. s. w. Es waren die vier Drachen. Eine fünfte Thür öffnend, will sie ihn mit den Worten: und dahin kommst du! hineinstoßen. Er haut auf sie: kann sie aber nicht verwunden. Müde nimmt er das Schwert in die Linke. Sogleich erschrickt sie, legt sich aufs Bitten, verspricht, sie wolle ihm ein Mittel geben für des Alten Auge. Der Junge läßt sich von ihr zu einem gewaltigen Baum führen; unter dessen Wurzeln ist ein Stein, auf dem Stein sitzt eine Kröte. „**Die**—spricht die Alte—kann des Alten Auge heilen." Der Junge tödtet das Weib, nimmt die Kröte, bringt sie dem Alten. An dessen Stirne zerplatzt sie, der Alte wird sehend, ein Zwerg springt aus der Kröte und bekennt, daß er als Kröte unter dem Baum große Schätze bewachen müssen. Der dankbare Alte schenkt dem Jungen das achtfüßige Roß aus seinem Stall. Der Junge reitet fort. Unterwegs sieht er nacheinander eine kupferne, silberne, goldene Feder liegen und hebt sie auf. Darauf kommt er in eine Residenz, nimmt Dienste bei dem König und schenkt ihm die drei Federn. Aber nun wird verlangt, er solle die Vögel holen, von denen die Federn, herkommen. Seines Rosses Rath

folgend, reitet er ins Gefild mit einem kupfernen, silbernen und goldenen Käfig und ruft: Vögel herein! Der Vogelkönig mit allen Vögeln erscheint, doch gehören die drei gesuchten nicht zu seinem Reich. Zuletzt erscheinen auch drei müde Vögel, waren am Ende der Welt und erzählen, wie dort ein kupferner, silberner, goldener Drache von einem kupfernen, silbernen, goldenen Vogel in Schlaf gesungen werde. Der Junge läßt sich den Weg weisen, tödtet die Drachen, bringt die Vögel. Nun hört der König von der schönen Meerjungfrau, befiehlt ihm, sie zu holen, dafür solle er des Königs Schwester zur Gemahlin erhalten. Wieder auf des Rosses Rath läßt er sich ein weißes Brot und eine Flasche vom besten Wein geben, und legt beides am Meeresufer hin. Die Meerjungfrau kommt und genießt. „Gesehen, gefangen!" ruft er; da muß sie mit [13]). Sie will aber den König nicht heirathen, ehe ihr auch ihr Fohlhengst sammt dem Gestütte gebracht werde. Auch das muß der Junge vollbringen und thut es wieder nach seines Rosses Rath. Dieses wird mit zwölf Pfund Harz und zwölf Büffelhäuten überzogen, und kämpft so mit dem feuerschnaubenden Fohlhengst, der zwar mehrere Häute durchbeist, aber zuletzt doch überwunden wird und mit fort muß. Unterwegs stampft und wiehert er einmal, daß die Erde zittert. „Sieh dich um — sagt das Roß des Helden — was siehst du?" — Ich sehe eine Wolke aufsteigen. „Das ist das Gestütte, wenn das uns erreicht, sind wir verloren, denn wir werden zertreten." Da stampfte der Fohlhengst noch einmal und wieherte. Zurückblickend spricht der Held: „Ich sehe schon die vielen Pferdehäupter." Da beschleunigen sie die Flucht. Als der Fohlhengst zum drittenmal stampft, sind sie im Schloß und gerettet. Alsbald kommen auch die Stuten. Nun will aber die zürnende Meerjungfrau den König noch immer nicht heirathen, bis er alle Stutten gemolken und in der heißen Milch gebadet habe. Das soll denn wieder der Junge für den König thun. Mit Hilfe des Zauberrosses gelingt es. Dieses bläst aus seinem linken Nasenloch so viel Kälte, daß die Füße der Stutten an die Erde anfrieren. Die Stutten werden gemolken, der volle Milchkessel aufs Feuer gesetzt bis er siedet. Der Junge steigt auf Verlangen der Jungfrau zuerst ein, aber sein Roß hat wieder durch Blasen aus dem linken Nasenloch die Milch so abgekühlt, daß ihm wohl darinnen ist. Nun will der König einsteigen. Aber das achtfüßige Roß bläst aus dem rechten Nasenloch Hitze und der König muß sterben. Der Junge heirathet die Schwester des Königs, die

Meerjungfrau muß ihr dienen. Das Roß bringt noch (mit dem Fohlhengst und den Stutten) die ungeheuren Schätze aus dem Walde unter des Baumes Wurzel, dann verschwindet es und begibt sich zum Alten.

6.

Kein einziger Zug in diesen Märchen ist müßig oder bedeutungslos. Zunächst zwar sind beide angeführt worden um darin unsern Alten mit der gebrochenen Sehkraft wieder zu finden. Im Goldhaar nun erscheint er überhaupt als blind oder schwachsichtig, im Zauberroß ist er der wahrhaft einäugige und erlangt seine volle Sehkraft durch den von ihm beschützten Helden wieder. Es muß angenommen werden, daß auch in „Goldhaar" die Heilung des Alten auf irgend eine Weise bewirkt worden.

Ehe ich an die Deutung der Märchen im Ganzen gehe, hebe ich noch die andern, darin bewahrten Attribute Odhins heraus. Odhin hat nach den Edden eine Waffe, den mit Runen beschriebenen Speer Gungnir, den er zuweilen den Helden zum Siege leiht [14]). Spätere Quellen lassen ihn schon statt des Speeres ein Schwert (Gram) geben. Und so ist es nicht schwer Odhins Waffe zu erkennen in dem Schwerte, das in dem Goldhaar der Alte dem Helden leiht mit den Worten: Damit kannst du Alles erhauen. Daß die Waffe nur geliehen war, ergibt sich daraus, daß sie der Alte wieder zu sich nimmt, — nachdem sie ihre Aufgabe in der Hand seines Schützlings erfüllt hat. In dem Zauberroß hat der Junge das Schwert geerbt, aber es wird sich später ergeben, daß es trotzdem von dem Gotte herrührt. Denselben Siegspeer Odhins erkenne ich in dem Märchen von zwölf Brüdern, die zwölf Schwestern zu Frauen suchen (Nr. 33 bei Haltr.) Elf Brüder ziehen nach dieser Erzählung einzeln aus und kommen nicht wieder. Der zwölfte begegnet einem Alten, dient ihm ein Jahr und erhält dafür eine Büchse, womit man Alles treffen kann und zugleich gegen jeden Zauber geschützt ist. Auch sagt ihm der Alte Kunde von seinen Brüdern, die von einer alten Hexe in Stein verwandelt worden waren u. s. w. Der Schluß des Märchens scheint mangelhaft, auch sonst Manches darin verdorben. Die alte Hexe ist offenbar ein erstarrendes Winterwesen. Das bleibt an dieser Stelle Nebensache, genug, daß wir in dem Alten unsern Bekannten und in der Büchse, seinem Geschenk, einen nur modernisirten Gungnir, der Alles trifft und durch Runen gegen jeden Zauber geschützt ist, wieder erkennen.

Von den Attributen Odhins finden wir weiter im „Goldhaar die Ziege an deren Stelle im Zauberroß eine Schafheerde getreten ist. Es ist die in Grimnismál Heidhrun genannte Ziege Odhins, der es nie an Milch gebricht. Sie bezeichnet die himmlische Regenwolke (also auch die Schafheerde-Wolken). Sie weidet an den Zweigen des vielberühmten Baumes Lerad d. i. der Gipfel des Weltbaumes und dieser hat nach unsern Quellen in jenen obern Regionen goldene Blätter. Allen Einheriar gibt sie vollauf zu trinken, so reichlich ist ihr Euter.

Diese Einheriar selbst, die Masseenie des Sieggottes, sehen wir in Goldhaar durch die mit Hilfe seines Schwertes erworbenen Zäume herbeigerufen wie sie Siegfried in den Nibelungen auch zusammenbringt. Ihre symbolische Bedeutung wird sich aus spätern Erörterungen ergeben.

Am bedeutsamsten ist das Gottes Roß, Odhins Sleipnir. Wir erkannten es schon in dem Märchen vom Hirsekorn am Besteigen des Glasberges, da dieser — wie J. Grimm in dem Aufsatz: Ueber das Verbrennen der Leichen und sonst nachgewiesen an Stelle der Waberlohn tritt, die man nur auf einem von Odhin erhaltenen Rosse durchreiten kann. Sicherere Ergebnisse bringt aber das Märchen vom Zauberroß. Der Alte gibt dem Jungen sein achtfüßiges Roß, das mit seinem Helden spricht, ihm Rath ertheilt, den furchtbaren Fohlhengst besiegt, die siedende Milch der Stutten durch den Athem seines linken Nasenlochs abkühlt, durch den des rechten wieder erhitzt, die Schätze bringt und zuletzt verschwindet. Ein solches Roß ist nur Odhins Sleipnir, das beste aller Rosse, dem in nordischen Quellen wie in unserm Märchen acht Füße zugeschrieben werden. Es ist das weiße Himmelsroß, das dem feuerschnaubenden Fohlhengst, den wir uns wohl schwarz zu denken haben, entgegengestellt wird, das Roß des Gebieters über Wind und Wetter, Frost und Hitze — wie vermöchte sonst sein Athem solche Wirkungen hervorzubringen? Zuletzt verschwindet es, weil es auch wie das Schwert nur geliehenes Eigenthum des Gottes war.

Noch in einem andern unserer Märchen, erscheint als Geschenk des Alten Sleipnir. Es ist eine stehende Type, daß auf solchen Rossen nur der Held der Erzählung reiten kann. [15])

Das Märchen, der Knabe und die Schlange (Nr. 20 bei Haltr.) dem zweiten Theil des Märchens vom Zauberroß in allen Haupt-

stücken gleich, hat folgenden Inhalt: Ein Knabe ist einer Schlange wohlthätig gewesen, gerade der Tochter des Schlangenkönigs. Sie will dem Jungen dankbar sein und lehrt ihn, ihren Vater zu bitten, er möge ihm sein achtfüßiges Sonnenroß überlassen. Der Schlangenkönig, erzürnt über das Verlangen, verschlingt den Jungen. Doch jammert die Tochter so lange, bis der Vater ihn wieder von sich gibt und da ist der Junge viel schöner, als früher [16]. Nun erhält er auch das achtfüßige Sonnenroß und kommt damit in des Königs Dienste. Von hier an geht die Geschichte parallel mit dem Märchen vom Zauberroß. Die Aufgaben, die der Held mit Hilfe seines Rosses löst sind: 1. Er fängt in einem Sack die goldborstige Sau mit den zwölf Ferkeln; als er sie in des Königs Burg bringt, aus der sie nicht mehr entrinnen kann, schimmert Alles von Glanz. 2. Er bringt die schöne Königstochter jenseits des Meeres mit den goldenen Zöpfen, indem er sie auf ein Schiff lockt, das unter anderm mit einem schönen Ruhebett ausgestattet ist [17]. 3. Er bringt von unterseeischer Wiese den feuerschnaubenden Meerhengst, nachdem diesen sein mit sieben Büffelhäuten umhülltes Sonnenroß im Kampf ermüdet und er ihm den Zaum angelegt sammt den Stutten, die hier willig folgen, ins Schloß. 4. Er melkt die Stutten wie im Zauberroß und badet in der heißen Milch; der König kommt darin um. Nun heirathet der Held die goldzöpfige Königstochter.

Odhin erscheint hier in Schlangengestalt als Ofnir [18] d. i. als Gewitterschlange, Sleipnir als achtfüßiges Sonnenroß und so in noch schärfern Gegensatz mit dem Meerhengst gesetzt.

Odhin und sein weißes Roß sind uns übrigens auch sonst noch bezeugt. Auf letzterem reitend erscheint der Gott als „Kräsztmån“, an andern Orten als Nåjôrsmån, am Vorabend von Weihnachten und Neujahr. An manchen Orten stellt man ihn wirklich dar. Ein alter Backtrog wird umgekehrt, mit vier Füßen und einem Kopf versehen und weiß überzogen, daß er die Gestalt eines Pferdes erhält. Darauf sitzt der „Kräsztmån“, der in seinem Mantel die Gaben zur Vertheilung an die Kinder hat. Es ist nicht zu übersehen, daß um dieselbe Zeit der Götterumzüge auch die Adventkråm, das Kräsztschwèinj, Jôrsfârken, Gotsbuorich und wie sie sonst heißen, sich zeigen. Auch der heilige Martinus kommt auf einem weißen Pferd.

7.

Alle diese Märchen sind noch näher zu erwägen; sie leiten auf uralte Grundlagen des deutschen Göttermythus.

Das Geschlecht der Nebelwelt d. i. des Todtenreichs, der Helwelt besaß nach der Edda (im Nibelungenlied ist die Sage schon verdunkelt) einen großen Schatz, den „Nibelungenhort." Ein Zwerg, Andwari bewachte ihn zuerst in der Tiefe des Wassers. Ihm raubte ihn Loki, um ihn als Wehrgeld für den erschlagenen Otr an Hreidmer, abermals einen Zwerg der Nebelwelt, zu geben. Diesem entrieß ihn sein Sohn Fafnir, der ihn dann — Zwerg in Drachengestalt, — bewachte [19]). Fafnir wurde von dem Völsung Sigurdhr (Siegfried) getödtet, der den Schatz auf dem Rücken seines Rosses „Grani" fortführte [20]). Von Siegurd aber und seinem Geschlecht erzählt vorzüglich die Wölsungasaga so: Sige, der erste Ahnherr Sigurdhs, war ein Sohn Odhins [21]), vielfach von diesem geschützt. Siges Sohn Rerir lebte lange kinderlos, bis er wieder durch Odhins Vermittelung, der ihm durch eine Walkyre einen befruchtenden Apfel schickte, einen Sohn, Wölsung erhielt, der dem Geschlecht den Namen gegeben hat. Als Wölsung die Hochzeit seiner Tochter feiert, kommt Odhin einäugig, mit herabhängendem Hut, in einen bunten Mantel eingehüllt, stößt sein Schwert bis an das Heft in den Stamm einer Eiche, die mitten im Saale steht, und durch den Ausspruch, dem solle es gehören, der es herausziehen könne, schenkt er es dem ältesten Sohne Sigmund, der ohne Mühe die Aufgabe löst. Mit diesem Schwerte, welches Odhin selbst das beste aller Schwerter nennt, ist stätiger Sieg verbunden [22]). Im letzten Kampf jedoch tritt Odhin dem Sigmund wieder in jener Gestalt entgegen, und hält ihm seinen Speer entgegen, woran das Schwert in zwei Stücke zerbricht. Sterbend befiehlt Sigmund die Stücke aufzuheben, weil daraus seinem Sohne (Sigurd) ein Schwert solle geschmiedet werden. Der nachgeborne Sohn erhält dieses Schwert und Odhin in der Gestalt eines alten langbärtigen Mannes, verschafft ihm überdies das Roß Grani, welches allein aus einer ganzen Heerde einen Fluß durchschwimmen kann und welches er einen Abkömmling von Sleipnir nennt. Auf diesem Rosse reitet Sigurd durch die Waberlohe und erlöst die Walkyre Brunhild, der er sich vermählt, und auf dem Rücken dieses Rosses entführt er den großen Hort nach Tödtung des Drachen.

Die bis zur völligen Gleichheit gelangende Uebereinstimmung mehrerer Züge aus unserem Märchen vom Zauberroß muß überraschen,

das Abweichende anderer widerspräche dem Gedanken an Entlehnung, auch wenn diese überhaupt denkbar wäre. Das Auffallendste ist übrigens schon berührt. Unsern Woden haben wir überall in der Gestalt auftreten sehen, in der hier Odhin erscheint; unser Held ist sein Schützling, wie Sigurd und die Wölsungen überhaupt — er hat auf ihn „gewartet", wie das Märchen erzählt. Von dem Gott erhält dieser Schützling sein Roß — nach unserm Märchen des Gottes achtfüßiges Roß selbst, nach der Wölsungasaga nur dessen Nachkommen Grani — auf dessen Rücken hier wie dort die Schätze weggeführt werden, durch dessen Hilfe hier wie dort die dämonische Jungfrau und die Königsschwester gewonnen werden, während in andern Märchen geradezu auch der Ritt durch die Waberlohe in dem Ritte auf den Glasberg seine Parallele erhält. Auch das Schwert unseres Helden rührt von dem Gotte her und hier wie dort kann man damit „Alles erhauen." In Goldhaar wird es ihm von dem Alten selbst gegeben wie dem Sigmund, in dem Zauberroß hat er es geerbt wie Sigurd. — Noch andere Züge unserer Märchen mahnen an die Wölsungensage, Sigmund baut sich (Völs. cap. 5) ein Erdhaus im Walde und hier trifft ihn der junge Sinfiötli sein Sohn und Schützling. So trifft in unserm Goldhaar der Junge den blinden Alten in einem kleinen Häuschen im Walde, und auch im Zauberroß deutet der umgebende Zaun auf Aehnliches. Der Zug wird sich als nicht unbedeutsam zeigen.

Wen bekämpft aber unser Held? Hier scheint es schwerer einen Parallelismus mit den nordischen Quellen herzustellen, und doch fühle ich mich dazu versucht. Offenbar mehr als elbischen Wesens, obwohl mit den Zwergen, wie Hel mit den Dunkelelben zusammenhängend, ist die „Bäschmotêr" unseres Märchens, wenn auch ihr Name im Lauf der Zeit oft bis zum bloßen Scheltwort herabgesunken ist. Die Bäschmoter (Waldmutter) ist identisch mit der Bäschgrûsz (Waldahnmutter) und mit der Balegrûsz, Bealegriûsz. Der letztere Name ist herzuleiten aus balo=malum, cruciatus, aber auch pernicies, interitus ahd. palo ags. bëala (J. Grimm. D. Gr. II. 449) und grîsz oder grûsz, griûsz, Großmutter, Alte, Ahne, und wäre demnach zu übersetzen durch böse Alte, Uhrahne des Uebels, des Verderbens oder des Todes. Flüche wie: gång än déinj balegrîsz, wält balegrîsz sind einem: Fahr zur Hölle! ganz gleichbedeutig und dat dèch de wält balegrîsz! dat dèch de balegrîsz friesze, ferschläinjen, stäinjkich friesze sûl! entsprechen ebenso genau einem: daß dich die Hölle! — daß dich die Hölle verschlinge! daß dich die Hölle stinkend (d. i. verwesend) verschlinge! und in gleichem Sinne werden gebraucht: gånk zâ déinjer wälder Bäsch-

grîsz, Bäschmoter u. s. w. [23]). Immer nun, wenn unsere Bäschmoter in Märchen erscheint, wohnt sie im Walde, wohin sie schon ihr Name verweist. In unserem Märchen vom Zauberroß hat ihre Wohnung mehrere Gemächer, liegt im innersten Walde, in dem es, je näher mit jedem Tag der Held an dieselbe kommt, immer stiller und stiller wird. Hält man hiezu, daß auch Hels Reich, das dunkle Niflheim, von Wäldern umgeben gedacht wurde [24]), so wird man versucht in der Bäschmoter unseres Märchens nicht nur ein Nibelungenwesen, sondern Hel selbst zu sehen. Noch andere Erwägungen steigern die Vermuthung zur Gewißheit. Nach dem Kinderglauben kommen die Kinder von der Bäschmoter, die sie unter einem großen dicken Baum im Walde hervorgräbt oder aus ihrem Brunen, der unter einem großen Baume sich befindet, herauszieht und oft — besonders wenn die Kinder nicht fromm sind — wieder zu sich nimmt. Darum werden auch die Hebammen selbst häufig — wenn auch mehr scherzweise — Bäschmoter geheißen. Das sind alles auf Hel zurückweisende Anschauungen. Der große Baum ist der Weltbaum, unter dessen einer Wurzel sich Helheim und der Brunnen Hvergelmir befindet, aus dem alles Leben kommt, in den alles Leben zurückfließt; unser Brunnen, aus dem die Kinder kommen, ist also Hvergelmir. Wenn hier, wie in den Märchen, worin Waldmütterchen verweiste Kinder aufnehmen und erziehen [25]), eine mildere Auffassung der Bäschmoter durchbricht, so werde ich in der nächstfolgenden Abhandlung über unsere Häl zeigen, daß dies die ältere sei. Auch in unserem Märchen vom Zauberroß findet sich der große Baum mit dem Brunnen, aus welchem die Heilung für die Augen des Alten kommen soll. Unsere Bäschmoter ist ferner gerade in unserem Märchen Drachenmutter und Schätzebesitzerin und kann nur mit der linken Hand bekämpft werden, wie Elias der Donnergott der Walachen, die Teufel mit der linken Hand bekämpft — wozu nur die walachische Sage einen unpassenden Grund angibt — wie man bei Beschwörungen und Anwendung von Zauberformeln die linke Hand auflegen muß, wie man nur mit der linken Hand Hexen ergreifen kann, während umgekehrt der Nothhalm dem himmlischen Gott nur mit der rechten Hand gebunden werden darf [26]), sämmtlich Kennzeichen eines dem himmlischen Gott gegenüberstehenden Wesens der Unterwelt. Unser Schützling Wodens kämpft also wie Odhins Schützling Sigurd gegen Mächte des Todtenreichs und deren Mutter und Gebieterin.

Weniger Anknüpfungspuncte scheint von dieser Seite der zweite Abschnitt unseres Märchens zu bieten, der einzelne Dunkelheiten hat.

Zwar die goldzöpfige Königstochter von jenseits der See „in dem parallelen Märchen vom Knaben und der Schlange darf um so mehr an die „Küniginne gesezzen über sê [27]) gemahnen, als sie der Held im Dienste eines Königs erwirbt, dessen Schwester (jedoch wieder im Märchen vom Zauberroß) ihm dafür versprochen ist, und die er hernach auch wie Siegfried die Chriemhilt heirathet, indem er die Meerjungfrau verschmäht, die er im „Knaben und die Schlange" zu seiner Gemahlin macht. Daß die Königstochter von jenseits der See auch Meerjungfrau ist, beweist ihr Meerhengst zur Genüge. Wenn wir die Schilderung dieser Meerjungfrau, des Fohlhengstes und des Meerhengstes in beiden Märchen erwägen, müssen wir, glaube ich, annehmen, daß auch hier der Held gegen weit mehr als menschliche Wesen im Kampf ist. Diese Meerhengste gehören eng zum Meerweib. Der schwarze Meergaul [28]) ist auch deutschen Sagen bekannt, nur wird er darin nicht so großartig geschildert, wie in unsern Märchen. An Höllen- und Todesmächte denke ich aber bei den Meerjungfrauen nicht mehr. Ob übrigens unser Held des Königs Schwester, die der Chriemhild entspricht, oder die Meerjungfrau, die der Brunhild entspricht, sich antraut, ist gleich, — beides ist nicht im Widerspruch mit der Heldensage; Brunhild sowohl als Chriemhild waren Siegfrieds Verlobte. Aber daß in dem einen Märchen der Held die Jungfrau für den König erkämpft, dessen Schwester er dafür erwirbt, steht der Darstellung des Nibelungenliedes ganz gleich, wie daß die Meerjungfrau nur unwillig wie Brunhild folgt, nachdem er drei Kämpfe vollendet. Der König und dessen Schwester sind Nibelungen, in deren Dienst unser Held wie Siegfried in Gunthers Dienst gerathen ist.

8.

Hat die Vergleichung mit dem verbreitetsten, tief in die Göttergeschichte sich verlierenden Heldensagenkreis und die aufgefundenen schlagenden Uebereinstimmungen die Bedeutung unserer Märchen nur heben müssen, so können umgekehrt auch unsere Märchen ein Licht auf die Entstehung jener Heldensagen werfen, deren ältester Hintergrund, wie es in unsern Märchen klarer zu Tage liegt, Naturmythen, deren Helden Götter, deren Götter Naturkräfte, deren Begebenheiten aus der einfach allegorischen Darstellung von Naturbegebenheiten allmählich so wuchernd herausgewachsen sind. Ich will versuchen unsere Märchen von dieser Seite zu deuten:

In dem Märchen vom „Goldhaar" ist der blinde Alte der in Winterschwäche gesunkene Himmels- und Sonnengott, der sich in die

Hütte des Waldes, (wie sonst in Bergeshöhlen) zurückgezogen hat, und hier seinen Schützling d. i. seine eigene Wiederverjüngung erwartet. Denn alle diese Schützlinge sind nichts Anderes als seine Emanationen, wie Baldur und Frayr Emanationen Odhins sind. Der Schützling findet ihn Hühnersuppe essen, denn Hühner (rothe Hähne) sind unserm Woden heilig und seine Opferthiere. Der Alte gibt ihm sein Schwert, das Alles erhaut, denn es ist der alldurchdringende Sonnenstrahl wie Freyrs Schwert, wie Appollos Pfeile, wie Wischnus Keule. Mit diesem reinigt er den zauberhaften Wald von den Drachen, den Wintergewalten [29]) und gibt der Ziege d. i der Himmelswolke Nahrung genug, daß sie reichlich regnen kann. Auch macht er sich durch die drei Zäume zum Herrn der sommerlichon Gewalten, (worunter wir uns namentlich Winde und Wolken zu denken haben), mit deren Hilfe er — nachdem er durch erfrischendes Bad in dem ewigen Lebensborn der Nornen, über welchen Odhin Gewalt hat, zum wahren, strahlenden Lichtgott geworden — nochmals gegen Winterdämonen kämpft und sich die schöne Königstochter d. i. eine Frühlingsgöttin wie Gerdha, Freyja und Nanna (also, wenn es ein König sein soll, eines Maienkönigs Tochter) zur Gemahlin gewonnen.

In dem Märchen vom Zauberroß stehen sich der Alte und die Bäschmotter, Odhin und Hel (Woden und Häl) feindlich gegenüber, Odhin der Himmels- und Sonnengott, der Hel als Erd- und Todesgöttin. Sein Pflegling d. i. wieder eine seiner Emanationen, kämpft mit dem von ihm stammenden Sonnenschwert gegen die winterlichen Drachen, Söhne der Todesgöttin und besiegt sie, besiegt die Bäschmotter selbst und verschafft dem Himmel den Glanz seines Sonnenauges wieder. Nun kommt der zweite Theil des Märchens Auch hier lassen sich im Einzelnen Personificationen von Naturkräften nicht verkennen. Das Märchen vom Schlangenkönig geht dem Zauberroß immer parallel und sie unterstützen eins des andern Erklärung. Zunächst bei dem „Schlangenkönig" erinnern wir uns, daß an manchen Orten die bewegten Gewitterwolken, in Zied der Wirbelwind in den Regenwolken „Schlange" genannt werden. Der vom Schlangenkönig verschlungene und schöner wieder ausgegebene Held wäre demnach der von Odhin als Gewitterschlange verschlungene und nach dem Gewitter schöner wieder hervortretende Sonnenheld oder Lenzkönig. Das achtfüßige Roß des einen, das ebenfalls achtfüßige Sonnenroß des andern, ihre Identität mit dem Sleipnir Odhins, die Abkühlung und Erhitzung der Milch durch den Athem der Nase erklären hinlänglich die Natur dieses Thieres. Von den Thaten, die der Junge mit Hilfe dieses Rosses vollbringt, stimmt die erste nicht in beiden Märchen überein. Im Zauberroß, bringt er drei

wunderbaren Vögel herein. Ihr Aufenthalt am Ende der Welt in einem Lande, wo ewiger Sonnenschein ist, selbst die Drachen deuten auf ein Hesperidenland und mit ihnen bringt jedenfalls der Held eine Frühlingserscheinung, nach Analogie anderer Märchen würde ein einziger, goldener Vogel genügen und dieser wäre Symbol und Attribut der Sonne. An Stelle der Vögel hat das Märchen vom Schlangenkönig das Einfangen der goldborstigen Sau. Daß diese das Sonnenschwein sei, das eben ursprünglich dem Himmelsgott Odhin zukommt und daß er wohl Macht hat in Anderer Gewalt zu geben (Balders Freyrs) wie in unsern Märchen mehrmals erzählt wird, daran ist kein Zweifel. Die Meerjungfrauen, oder fern am Meer wohnenden Jungfrauen der beiden Märchen so gewaltig und so schön, halte ich für Freyja. Auch sie ist Meeresgöttin (wie die dem Meer entstiegene Aphrodite [30]), denn sie stammt ja von Njördhr, dem Meeresgott und auch ihre Mutter Nerthus oder Hertha ist, wie Weinhold D. Frauen S. 30 hervorhebt, eigentlich Erd- und Meeresgottheit zugleich. Auch als Mondgöttin ist Freyja (wie alle Mondgottheiten) dem Meere verwandt, aus dem sie allabendlich steigt. Die goldenen Zöpfe unserer Jungfrau deuten auf die Hörner des Mondes. Mit Freyja in Verbindung wäre denn der feuerschnaubende Meerhengst der Frühlingsgewittersturm, der nicht prachtvoller dargestellt werden kann. Die Blitze der Nase, das Wihern und Stampfen, wodurch das Krachen und Rollen des Donners dargestellt wird, versinnlichen schön den Gewittersturm, die Stutten die mit ihm ziehenden Wolkenmassen „was auch der Text des Märchens andeutet, worin der Junge auf die Frage; was siehst du? antwortet: Ich sehe eine Wolke." In dem Kampf Sleipnirs mit dem Fohlhengst oder Meerhengst wäre der Kampf der Sonne mit dem Gewitter beim Beginn des Frühlings versinnlicht, Freyja reitet wie Odhin an der Spitze des wilden Heeres; sie mag wohl ein Pferd haben, das dem Sleipnir ebenbürtig ist und von einer ganzen Wolkenheerde begleitet wird. Es brächte also der Schützling Odhins mit Hilfe seines Rosses die paradiesischen Sonnenvögel des ewigen Frühlingslandes, die leuchtende Sonne und die schöne Frühlingsgöttin, die nicht ohne Sturm und Regen kommen mag, wieder ins Land. Darüber geht der bisherige Winterkönig, dem der Held des Märchens eine Zeit lang dienstbar geworden, zu Grunde und dem mit der Frühlingsgöttin verbundenen Günstling des Himmelsgottes bleibt die Herrschaft [31].) Denn die Milch der Stutten ist die störmende Wolkenmilch, der Frühlingsregen, in welchem der Winterkönig umkommt, aus dessen Bad der Sonnenheld nur schöner und herrlicher heraussteigt.

9.

Haben wir schon in den bisher angeführten Märchen den Alten in Verbindung mit der deutschen Heldensage gefunden, so ist dies nicht mehr, aber sichtbarer der Fall bei den nun folgenden:

Die Schwanfrau (Nr. 5 bei Haltrich) erzählt: Ein Bursch sieht einen weißen Vogel, zieht ihm nach und kommt zu einem alten Mann, der ihm den Vogel verspricht, wenn er ihm ein Jahr lang treu dienen und nicht in „das siebente Zimmer gehen wolle." Einst, als der Alte fortgegangen, siegt bei dem Jungen die Neugierde; er geht in das verbotene Zimmer. Da sieht er den ganzen weiten blauen Himmel ausgebreitet; unter dem Himmel einen blauen Teich, darinnen baden drei Jungfrauen. Sobald sie ihn gewahr werden, verwandeln sie sich in Schwäne und fliegen davon. Erschrocken tritt der Jüngling heraus und erzählt darauf dem Alten offen, was geschehen. Der Alte vergibt, verspricht ihm noch dazu die jüngste von den drei Jungfrauen. Der Junge erhält sie auch und dazu die Schwankleider in einer Schachtel, die ihm wohl zu verwahren eingeschärft wird. Durch die Thränen der Geliebten läßt er sich aber verleiten ihr das Kleid zu geben, das sie sogleich überwirft und entfliegt. Traurig kommt der Getäuschte wieder zu dem Alten. Dieser sagt ihm, sie sei nun weit auf einer Insel von einem Drachen bewacht und schwer wieder zu erlangen. Der Junge macht sich auf den Weg. Er trifft drei Riesen, die hart miteinander streiten um drei Wundergaben, einen Mantel, der unsichtbar macht, einen Hut, der im Augenblick dahin versetzt, wohin man sich wünscht, ein Schwert, womit man Alles überwinden kann. Er bietet sich an, ihnen die Gaben zu theilen; sobald er sie aber hat, legt er den Mantel um, ergreift das Schwert, erschlägt damit die Riesen, setzt den Hut auf und wünscht sich nach der Dracheninsel, wo die Geliebte weilt. Sogleich ist er dort. Der Drache wird getödtet, dessen Schätze genommen, die Schwanjungfrau geheirathet, die ihn nun nicht mehr verläßt.

Das andere Märchen, die Königstochter auf der Flammenburg (Nr. 21 bei Haltrich) hat folgenden Inhalt: Ein Mann hat so viele Kinder, daß er zuletzt nicht mehr weiß, wer ihm sie taufen soll, und auf die Landstraße Pathen suchen geht. Ein alter Mann in grauem Mantel begegnet ihm und erbietet sich zum Pathen. Als Pathengeschenk erhält der Knabe ein Stierkalb mit ihm an gleichem

Tage geboren. Wenn das der Knabe zur Weide führt, spricht es jedesmal: „Schlafe du hier ein wenig; ich will mir schon Weide suchen" rennt auf die Himmelswiese und nährt sich mit goldenen Sternen. Als nun beide zwanzig Jahre alt sind, geht der Jüngling nach Anweisung des Stiers zum König und verlangt ein sieben Ellen langes Schwert, um damit die Königstochter aus der Flammenburg zu befreien. Darauf setzt er sich dem Stier zwischen die Hörner und macht sich auf. Ein Gebirg, das im Wege steht, schiebt der Stier mit einem Anlauf zur Seite, ein Meer, das sie hindert, säuft er aus, daß sie trocken durchgehn. Als sie endlich zur Burg kommen, wo die fürchterlichen Flammen zum Himmel auflodern, speit der Stier das Meer in die Lohe. Vom Dampf wird der ganze Himmel mit Wolkendunkel überzogen, durch den Dampf stürzt der zwölfköpfige Drache hervor, den der Junge mit einem Hieb tödtet. Den Leichnam schleudert der Stier an den Himmel rennt dann selbst wieder auf die Himmelswiese und kommt nicht wieder. Der Jüngling heirathet die befreite Jungfrau.

Das erste Märchen besteht aus mannigfachen ältern und jüngern Elementen, die hier und dort wiederkehren. Das Meiste mag entlehnt sein. Theile der Nibelungensage erkennt man auf den ersten Blick. Der Alte in beiden Märchen ist unser Bekannter Woden, Odhin. Der Sieggott gebietet über die Walkyren, die sich durch ihre Schwankleider in Schwäne zu verwandeln vermögen und so erscheint hier der Alte als Herr der Schwanfrauen. Der Held des Märchens kann nur Siegfried sein. Die drei streitenden Riesen sind Nibelungen, die drei Wundergaben Odhins Mantel, Hut und Schwert oder Hehlmantel (Tarnkappe) Wunschhut und Siegschwert. Die Erzählung in dem Nibelungenlied ist von schlagender Aehnlichkeit, nur daß dort Wunschhut und Tarnkappe (letztere wird im N. L. dem Alberich abgerungen) fehlt und die Erlangung des Schatzes in unserm Märchen — wie in den nordischen Denkmälern — an die Erlegung des Drachen geknüpft wird. Die Jungfrau auf der Dracheninsel ist Chriemhilt oder Florigunde auf dem Drachenstein. Unerklärt läßt unser Märchen, wie die Jungfrau auf den Drachenstein kommt. Mit dem Drachen und seiner Besiegung durch den Sonnenhelden sind wir übrigens wieder in der Naturallegorie.

Wunderbar ist in dem andern Märchen das Pathengeschenk des Alten, der Stier, der hier die Stelle des Rosses vertritt und werth ist ein Geschenk Odhins zu sein. Die Flammenburg ist die mit Waberlohe umgebene Schildburg der Edda [33])

Die Königstochter ist zunächst die Walkyre Brunhild oder Sigurdrifa also der Held wieder Sigurd d. i. demselben gleich. Auch der Drache fehlt nicht. Nur der Schatz ist nicht da und auch den Schlafdorn, den Odhin der Brunhild in den Schleier steckte, vermissen wir. Dieser ist uns in einem andern Märchen, das an seinem Orte beleuchtet werden muß, erhalten, aber dort der Hel als Attribut gegeben. Brunhild ist aber Freyja-Mengladа, die auch von der Waberlohe umschlossen wird. Unsere Königstochter führt zuletzt auch auf die Frühlingsgöttin zurück und dann sind wir auch hier bei der Naturallegorie. Dahin führt auch der Stier, der kein anderer als der Sonnenstier ist, mit dem Sonnenhelden an einem Tage geboren, er saugt das Meer auf und speit es in die Waberlohe. Das heißt: die Sonne schmilzt durch einen neuen Frühlingsregen die unnahbare Frostburg weg, aber die aufsteigenden Dünste erregen ein Frühlingsgewitter, der Gewitterdrache steigt auf, wird aber von dem Sonnenhelden bezwungen. Das übrige ist allzuhandgreifliche Allegorie. Wenn der Stier die Sterne des Himmels wie Blumen abweidet, den Drachen an den Himmel schleudert, dann selbst hierennt und dort verbleibt, damit beide — was zwar nicht geradezu ausgesprochen wird — die Sternbilder des Stiers und des Drachen bilden, so wird die Allegorie fast zu handgreiflich. Hier klingt neben Germanischem viel Fremdes an [34]).

10.

Das Märchen von der Schwanfrau eröffnet noch eine neue Aussicht. Der Alte verbietet darin dem Jungen in das siebente Zimmer zu gehen. Als dieser es dennoch thut, sieht er den weiten, blauen Himmel oben ausgespannt und darunter einen blauen See, worinnen die Schwanjungfrauen baden. Nun erzählen unsere Märchen oft von verbotenen Zimmer, in welchen immer Wichtiges entdeckt wird, und deren Bedeutung ist meines Wissens noch nicht überall aufgehellt [35]). Hier scheint mir der Erfolg des übertretenen Verbotes die Bedeutung des Zimmers zu erklären. Kann man aus demselben Himmel und Erde mit dem Meer — denn das ist der blaue See — also die ganze Welt übersehen, so ist es an die Stelle des Odhinschen Hochsitzes Hlidhskialf getreten, der allein diese Möglichkeit gewährt.

Derselbe ist unverkennbar — wieder als Zimmer aufgefaßt, in folgendem Märchen, das zugleich zum erstenmal an Odhins Gemahlin erinnert. Es ist die Königstochter, die aus ihrem Schlosse Alles in ihrem Reiche übersah (Nr. 38 bei Haltrich). Diese Königstochter will nur den heirathen, der sich so verstecken könne, daß sie

ihn nicht finde. Sie hat aber in ihrem Schlosse ein Zimmer mit zwölf Fenstern, aus welchen sie ihr ganzes Reich übersehen kann. Viele versuchen das Wagestück und müssen sterben. Zuletzt kommt ein Jüngling, bittet sich aus bei dem Verstecken einen Tag Bedenkzeit zu haben und daß ihm zweimal das Leben geschenkt werde, wenn sie ihn entdecke. Es wird gestattet. Während der Bedenkzeit findet er Gelegenheit einem Raben, Fisch, Fuchs sich gefällig zu erweisen, die ihm hernach dankbar sind. Erst versteckt ihn der Rabe in ein Ei und setzt sich darauf; doch sieht ihn die Königstochter, aber nur im elften Fenster. Der Rabe wird getödtet, das Ei geöffnet. Zum zweitenmal birgt ihn der Fisch in seinem Bauch und legt sich auf den Grund des Meeres. Aus dem zwölften Fenster wird er entdeckt. Der Fuchs geht mit ihm zu einer Quelle, wo sie sich durch Eintauchen verwandeln, der Fuchs in einen Krämer, der Junge in ein Meerhäschen. Die Königstochter kauft dieses. Während sie nun durch die Fenster blickt, schlüpft es unter ihren Zopf; so kann sie es nicht sehen. Aergerlich wirft sie das Meerhäschen zu Boden, das mit dem Fuchs zu jener Quelle läuft, wo sie wieder ihre wahre Gestalt annehmen. Die Königstochter ist besiegt.

Wen man sich auch unter der Königstochter vorstellen mag, Hlidhskialf ist sicher. Rabe, Fisch, Fuchs werden wir später als die Trilogie Odhin, Hönir, Loki erkennen. Nach der Edda und andern Quellen gebührt der Hochsitz Hlidhskialf nur Odhin und seiner Gemahlin. Von hier aus entdeckte er nach Snorr Edda den Loki, als diesen die Götter fangen wollten, er sich in einen Lachs verwandelte, und auf dem Grunde eines Wasserfalls barg. Da in unserem Märchen eine Göttin — als solche müssen wir auch diese „Königstochter ansehen — Hlidhskialf in Besitz hat, so kann — wenn man darauf Gewicht legt — nur Frigg in ihr gesehen werden. Daß Odhin als Rabe oder durch den Raben selbst gegen seine Gemahlin wirkt, kann nicht befremden, da wir ihn in Schutzverhältnissen so oft als ihren Gegner treffen [36]). Daß die Königstochter den heirathen soll, den sie nicht entdecken kann, erklärt sich vielleicht einfach als Märchentype, kann aber auch einen tieferen, wieder naturallegorischen Grund haben. Denn eigentlich ist Hlidhskiaf der Hochsitz am Himmel, und mit seinem Sonnenauge erblickt Odhin von da aus Alles in der Welt. Als Sonnengott setzt sich Freyr einmal auf diesen Hochsitz, und sah die schöne Gerda in Jotunheim. Als Sonne ist in unserm Märchen die Gemahlin des Himmelsgottes aufgefaßt und sie mag so wohl aus ihrem Pallast, welches der Himmel ist, Alles in der Welt sehen. Die zwölf Fenster werden wohl

die zwölf Monate des Jahres oder die verschiedene Stellung der Sonne während derselben bezeichnen. Der Fuchs soll später an anderer Stelle eingehender untersucht werden. Das Meerhäschen ist die dem Wasser entsteigende Wolke, die sich um das Haupt der Sonne unter ihren Zopf d. i. ihre Strahlen legt und so ihrem Allblick entgeht.

11.

In merkwürdiger Weise hat sich ein Mythus der jüngern Edda in einem sonst ganz unscheinbaren, deshalb von mir bei der ersten Behandlung des Woden nicht genügend gewürdigten Märchen erhalten. Bragis Gespräche erzählen, wie Odhin als Bölverkr den Göttertrank Odhrörirs, der Jeden zum Weisen oder Dichter macht, mit List erwarb. Dieser Trank war in der Gewalt des Riesen Suttung. Odhin gelangte nach mancherlei Abenteuern in die Berghöhle, wo der Schatz aufbewahrt wurde und von des Riesen Tochter Gunlödh bewacht wurde. Da lag er bei ihr drei Nächte und sie erlaubte ihm drei Tränke von dem Begeisterungstrank zu thun. Und im ersten Tranke trank er den Odhrörir (Kessel) ganz aus, im zweiten leerte er den Boden, im dritten Son (ebenfalls Gefäße) und hatte nun den Meth alle. Da wandelte er sich in Adlers Gestalt und flog eilends davon. Als aber Suttung den Adler fliegen sah, nahm er sein Adlerhemd und flog ihm nach. Und als die Asen den Odhin fliegen sahen, da setzten sie alle Gefäße in den Hof, und als Odhin Asgardhr erreicht hatte, spie er den Meth in die Gefäße. Als aber Suttung ihm so nahe gekommen war, daß er ihn selbst erreichte, ließ er von hinten einen Theil des Methes fahren. Darnach — setzt der Erzähler hinzu — verlangt Niemanden; habe sich, wer das wolle! wir nennen es der schlechten Dichter Theil.

Bei Haltrich Nr. 44 findet sich nun ein sehr verbreitetes Kindermärchen „der Hahn des Nachbars und die Henne der Nachbarin," das offenbar aus demselben oder einem ganz ähnlichen Mythus hervorgegangen ist. Ein Mann hatte einen Hahn, der verstand allerlei Kunststücke; und seine Nachbarin hatte eine Henne, die wollte dem Hahn Alles nachmachen. Einmal sagte der Mann zu seinem Hahn! „Fliege fort und bringe mir große Schätze!" Da flog der Hahn gerade zum Kaiser, setzte sich über dessen Bett und krähte in einem fort. kikeriki! fi! fi! fi!

de kiserä låd af dem båt,
der kiser låd angder'm båt.

Der Kaiser befahl, man solle den Schreier in seine Kornkammer stecken. Da verschlang der Hahn auf einmal alles Korn,

flog auf das Himmelbett und krähte wie zuvor. Da ward er in die Schatzkammer zum Kupfergeld und hernach zum drittenmal zum Silbergeld gebracht, verschlang Alles und flog dann heimwärts. Unterwegs entschlüpfte ihm hinten ein Kupfergroschen und fiel in eine Pfütze. Noch aus der Ferne rief er seinem Herrn zu: Breite alle Korn- und Leintücher aus, die du hast! Das geschah; der Hahn machte sie voll von Korn, Kupfer- Silber- und Goldstücken. Die Nachbarin ward darüber neidisch und fragte den Nachbarn, wie er es angestellt, daß ihm sein Hahn so große Schätze gebracht. „Ich habe ihn immer geschlagen" antwortete der Nachbar. Da schlug die Frau ihre Henne, bis diese sagte: warte, ich will gehen Schätze suchen. Sie flog fort und kam zu der Pfütze, wo der Hahn den Groschen verloren. Wie sie den sah, ward sie froh und schlürfte ihn sammt der ganzen Pfütze ein. Da ging sie wackelnd heim und machte der Frau alle Lein- und Korntücher, die sie ausgebreitet hatte, voll Unflath ꝛc.

Unser Hahn ist Odhin, als dessen Attribut wir ihn noch oft finden werden, Kaiser und Kaiserin können im allgemeinen den Riesen und dessen Tochter vertreten. Das Schlafen bei der Riesentochter ist in unserm Märchen verdunkelt, was sich indessen erklären läßt auch ohne die Annahme, daß dieses aus einem in Etwas abweichenden Mythus entstanden sein könnte. Das Bett fehlt übrigens nicht und der Hahn (Odhin) gelangt in drei aufeinanderfolgenden Nächten wenigstens in die Nähe desselben. Es bleibt nur übrig, daß er auch bei der Kaiserin schlafe und von dieser in die Kammer geschickt werde. Die drei Kammern sind die drei Methgefäße. Der Hahn leert sie wie in der Snor-Edda auf dreimal. Er fliegt darauf wie der Adler heimwärts und verliert wie dieser unterwegs Etwas von hinten, (so habe ichs nämlich abweichend von Haltrichs Darstellung oft erzählen hören) der schlechten Dichter Theil, das hernach die Henne aufschluckt. Der Hahn macht endlich zu Hause die ausgebreiteten Tücher, wie der Adler die aufgestellten Gefäße des Segens voll [37]).

12.

Noch in manchen unserer Märchen tritt der Alte auf und einzelne Züge seines Bildes finden sich vielfach. So kann auch in mehreren — sie sind nicht alle in Haltrichs Sammlung aufgenommen — worin Gott selbst auftritt, an Woden gedacht werden. In dem seltsamen Vogel (Nr. 6.)

glaubt Haltrich vielleicht mit Recht den alten Soldaten für Woden nehmen zu dürfen. Noch bestimmter ist der Zauberer in der Sage Nr. 31 bei Müller ein zum Schwarzkünstler herabgesunkener Woden um so mehr als wieder sein Attribut der Hahn als Factor mit im Spiele ist. Die Erzählung findet sich, wie Müller angibt, fast ohne Abweichung in der Brüder Grimm Kind. und Hsm. Nr. 149 „der Hahnenbalken" und gemahnt in ihrem Schluß an die durch Odhin verblendeten Heruler, die auf der Flucht vor den Langobarden ein Flachsfeld für einen See ansahen und durchschwimmen wollten [38]). Auffallend ist, daß in unserer Sage der Schauplatz auf den Marktplatz von Mühlbach an einen ganz genaubezeichneten Ort verlegt wird.

Noch sind nun einige Sagen und Märchen zu erwägen, mit denen wir ein neues Gebiet betreten. Nicht mehr ist es der Alte in seiner noch ganz heidnischen Erscheinung, der uns entgegentritt, sondern an den Herrn des Christenheit hat sich die heidnische Ueberlieferung geheftet.

Es ist eine allgemein gangbare Vorstellung des Heidenthums sich die Götter wandernd zu denken. Bei den Germanen sind es vorzüglich Odhin, Hönir, Loki zu dreien, Odhin, Hönir am öftesten Thor und Loki zu zweien, welche durch die Welt ziehen, [39]) und bei den Menschen einkehren. In der spätern Sage ist Christus, Petrus, Johannes, Christus und Petrus, auch Petrus und Lukas an deren Stelle getreten, zuweilen entsprechen noch andere Zusammenstellungen. Aus Müllers Sagen kommen hier vielleicht die Nr. 166, 167 und 168 in Betracht; mehr noch das Märchrn vom Zigeuner und den drei Teufeln (Nr. 18 bei Haltrich). Christus, Petrus, Johannes durch die Welt wandernd kommen zu einem Zigeuner, der aber eben, wie es seine Gewohnheit mit sich bringt, im Wirthshaus ist, und verlangen von seinem Weibe Nachtherberge. Nachdem sie ihnen nicht ohne Furcht vor der Rückkehr des Trunkenen gegeben worden, legen sie sich schlafen. Der Zigeuner kommt nach Hause, findet die Fremden und prügelt den zu äußerst liegenden Christus. Am andrern Morgen entschuldigt er sich; der leutselige Herr vergibt und beschenkt ihn noch dazu. Zum zweitenmal einkehrend geht es Christus, der sich diesmal in die Mitte gelegt hat, nicht besser. So auch zum drittenmal, obwohl und eben weil die Plätze nochmals vertauscht worden (denn der Zigeuner will seine Gaben gerecht vertheilen). Dennoch wird der reuige Verbrecher jedesmal beschenkt. Die drei Gaben sind: festhaltender Spiegel, festhaltender Birnbaum, Heckbeutel. Letzterer wird zum Trinken, erstere zum Betrügen der Teufel, die den Zigeuner abholen wollen, benützt.

Christus ist hier zugleich Wunschgott und in dem Heckbeutel der Heckpfennig aus dem Märchen vom wohlfeilen Holz wieder zu erkennen. Vom Haften- und Hängenbleiben erzählt auch die Edda. Zweimal geräth Loki durch solchen Zauber in große Gefahr. Einen ganz ähnlichen, nur nicht so vollständigen Inhalt hat die Sage 169 bei Müller, nur daß hier bloß Christus und Petrus wandern, und immer letzterer die Prügel erhält. Sonst ist die Erzählung der Sage besser motivirt als die des Märchens, aber auch moralisirend.

Von hoher Bedeutung sind hier wieder die Zauberformeln, in denen bald die christl. Dreieinigkeit, bald Christus und zwei Apostel an Stelle der heidnischen Trilogie eingeschoben erscheinen oder auch Christus und ein Apostel zwei Heidengötter vertreten. In den meist episch gehaltenen Formeln treten die Götter auch wandernd auf, zugleich aber heilend und so begegnen wir denn hier zuerst auch Woden dem Heilgott. Die Sprüche gegen das „Berûfen" beginnen alle mit einer Entgegenstellung falscher und guter Augen z. B.

Dich zwei falsche augen ansahen,
drei königliche dagegen sprechen
das ein war Gott der Vater u. s. w.

In einem Spruche gegen den Flecken im Auge heißt es:

Da kam der liebe St. Lukas und der liebe Herr Jesus
sie setzten sich miteinander an ein tisch u. s. w.

und am Schluß:

sie strichen aus ihren augen den flecken
den decken,
den Hellebrandt,
den braunen nebel, den nadelstich u. s. w.

Hier also Woden zu zweien. Die Krankheit wird als Hellebrandt also als Geschöpf Hels bezeichnet, worauf wohl auch der braune Nebel deutet. Wieder sehen wir also Woden im Kampf mit der Bäschmoter. Noch entschiedener ist das in zahlreichen Heilssprüchen der Fall worin Christus allein der Krankheit entgegentritt. Ich führe nur zwei Beispiele an:

1. Das Freisam, dann das Ferch
gingen miteinander über Christus des Herrn seinen Berg,
da begegnet ihnen Christus der Herr,
Chistus der Herr fragt:
„Frîsam Stechen und Reiszen, wôr solltu gehen?"
Ich sol zu dem Kranken N. N. gehen,
„Was solltu da machen?"

Ich soll ihm sein Blut lecken,
und soll ihm seiu Glieder strecken
und soll ihm sein Bohr aufsetzen.
Da spricht Christus der Herr zu ihm:
Das solltu nicht thun,
denn dort siehst du einen tunkeln Wald,
in dem ist ein Brunn kalt,
aus dem solltu trinken,
zu Grund solltu darin sinken! u. s. w.

2. Ferhîsze, Ferhîsze wuor sålt tâ?
„Ich sål zem N. N.“
Wat wält tâ bå dem N. N.?
Ich sål em bliât leâken,
ich sål em eâdre streâken.
Ai nėt deå dôt!
Gång än en greanje wålt!
Dô äs e brane kålt;
dohär sålt teâ dräinjken
unt heangdert lôftern än de iert fersäinjken!

In beiden Formeln wird die Krankheit in den Wald gebannt, in den kalten Brunnen, worinnen sie versinken soll. In der ersten ist Christus genannt, in der zweiten nicht. Beidemal ist Woden der eigentliche Beschwörer. Der Brunnen im Wald ist aber der Brunnen der Bäsch motter, den wir schon kennen, der Helbrunnen aus dem Leben und Tod kommt und alle Krankheiten.

Ich komme noch an andern Stellen zur Erwägung von Zauberformeln, in denen auch Woden wieder mitenthalten ist.

Nicht bloß auf Christus und die Apostel, auch auf Engel und Heilige ist Wodens wie Wontans Wesen übergegangen. Wenn anstatt des Kräsztmåns oder Nåjôrsmåns an den meisten Orten nur der Kräsztäinjel oder Nåjôrsäinjel erscheint und den Kindern bescheert, wofür der eigene Ausdruck: äsaken gebraucht wird, so ist das schon eine weitere Verchristlichung des alten Heidengottes. Und meistens kommt nun schon der Kräsztäinjel unsichtbar d. h. die Kinder müssen schlafen, wenn er kommt, indessen ist es wieder bezeichend, und alter Rest, wenn den Nichtschlafenden gedroht wird, er werde ihnen sonst Asche in die Augen streuen. In Mühlbach— und auch sonst— wo neben dem „Nicolaus“ der ihm dann meistens vorangeht, zuweilen auch der Engel sichtbar erscheint, ist er im Gegensatz zu dem dann nothdürftiger vermummten

Nicolaus gern schön geschmückt und in weiß gekleidet. St. Nicolaus ist uns Knecht Ruprecht und führt bei weiterem Rückblick wohl auch auf Woden selbst zurück.

Wolf in den Beitr. zur d. Myth. S. 33 und flg. weist vielfache Beziehungen zu dem Erzengel Michael, zu St. Martin und St. Georg nach, die zum Theil bis zur Einführung des Christenthums zurückreichen. Durch Eigenschaften und Attribute des Heidengottes, wie auch durch Feste und Rechtsbräuche, die sich früher an seine Verehrung geknüpft, wollte man, scheint es, das Ansehen des Erzengels und der Heiligen stärken. Bei uns mag die Reformation Vieles verlöscht haben. Doch besitzen wir ein Michelsberg (mit Kirche und Kastell auf steiler Anhöhe), ein Michelsdorf, Martinsdorf und Martinsberg, wie auch einen Martinsberg bei Kronstadt. Die beiden letztern sind hervorzuheben, weil sich bei dem Dorfe Martinsberg auch der Wonsbäsch befindet, auf dem Martinsberg bei Kronstadt aber ein jährliches Schulfest mit feierlichem Umzug, Hahnenkampf und Hahnenschlag abgehalten wurde [40]). In der St. Georgsnacht geschieht der Hexenzug und werden Schätze gegraben. Die paeonia officinalis heißt uns Görjerûsz (Georgsrose). Dem heiligen Erzengel Michael sind nächst Maria und Nicolaus die meisten sächs. Kirchen geweiht gewesen [41]). Die Namen Misch (Michael) Göz und Gerch (Georg), auch Mierten (Martin) sind nächst Hans, Hampu (Johannes) noch immer auf den Dörfern die beliebtesten, wie auch bei Hölty wohl nicht zufällig gerade Hans und Michel die Sichel schleift. Die Schulen feierten früher ein Michaelis- wie ein Johannis- und Blasiusfest. Martinsgänse sind uns nicht unbekannt. Sie weisen wie die verwandten Schwäne auf den Gebieter der Schwanjungfrauen, der auch Gänse zum Opfer erhielt. Auch schließen sich von jeher mannigfache Rechtsbräuche an die Festtage des Erzengels und dieser Heiligen. Altes, wohl schon bei der Einwanderung ausbedungenes und im berühmten Privilegium Andreas II. vom Jahre 1224 (Art. 11 nach Schlözer) nur neuerdings bestättigtes Recht der Sachsen war es vom Georgstag, Martinstag (auch St. Stefanstag an, der jedoch hier nicht in Betracht kommt) an jedesmal durch acht Tage frei Salz beziehen zu dürfen, wobei erinnert werden muß, daß gerade Salz im alten Heidenthum wie im spätern Aberglauben von Bedeutung ist. Allgemein verbreitet war als Zahltermin der Martinstag, wie auch am Rhein, in Holstein und in ganz Deutschland nach „hollerschem Recht [42])." Dabei darf nicht übersehen werden, daß — obwohl seltener — als solcher Zahltermin auch St. Georgstag, ferner Michaelstag und Nicolaustag erscheint [43]). Auch

Jahrmärkte wurden und werden gerne um die Zeit dieser Feste abgehalten, wie wir denn unsere Georgimärkte, Martinimärkte, Michaelimärkte haben. Wie viel in diesen Bräuchen von altem Heidenthum zu suchen sei, wird sich bis ins Kleinste nicht mehr aufdecken lassen. Immerhin ist die Menge dessen, was auch bei uns diese Tage auszeichnet groß. — Für St. Martin spricht noch, daß zu Weihnachten oder Neujahr statt des Kräszt- und Nåjôrsmåns in manchen Häusern der „Pelzmartin" so genannt, weil er einen langen Pelz (d. i. Mantel wie Odhin) trägt, begabend umzieht. Dieser Gebrauch ist indessen wenig verbreitet, scheint nur sporadisch namentlich unter den badendurlachschen Colonisten vorzukommen, und könnte durch deren späte Nachwanderung aus Deutschland eingeschleppt worden sein. Bedeutender ist, daß St. Martin wie dem Woden Hahn und weißes Pferd zusteht. Wenn es um Martinitag schneit, pflegt man zu sagen:

der Mierte gîd äm hôw eräm,
en huod en weisze kôzen äm.

Auch in Zauberformeln erscheint St. Martin in Gesellschaft von Christus; parallele Sprüche haben dann für ihn auch Petrus.

13.

Verschiedene Eigenschaften Wodens hat der vorangehende Abschnitt berührt, er ist als wandernder, umziehender, als Heilkundiger und wieder auch als Luft- und Wetterbeherscher erschienen. Es ist gelegentlich darauf zurückzukommen.

Wie man beim Schneien um Martini sagt, der Heilige komme auf weißem Pferde, so geht in Schäßburg, wenn es gegen Neujahr schneit, auch der Reim:

„der David gîd äm hôv eräm,
en hôd en waisze kôzen äm."

Also auch hier, wie bei dem Pelzmartin der an den alten Gott erinnernde Mantel. Daß von dem achtfüßigen Roß, Frost und Hitze ausging, ist an seinem Orte gewürdigt. Schnee und Regen, jede Gunst der Witterung kommt von Odhin Woden, er verleiht den Feldern Fruchtbarkeit und Segen schon als Gott des Wunsches. Auf ihn mag ursprünglich des Kinderlied Bezug nehmen:

Et fêd un ze rênen,
Got kid enkênen,

God äs e sêlich mån,
dier de rên ferdrêive kån,
unt kån en uch wêder bräinjen."

Der sächsische Bauer hat wie sein Standesbruder in Deutschland bei allen seinen Verrichtungen im Feld und zu Hause viel alte Gebräuche bewahrt; einige davon nehmen allerdings entschieden Bezug auf Woden, bei vielen ist es schwer zu bestimmen, welcher von den alten Gottheiten sie gelten, weil so manche ihrer Natur nach bei dem Landbau betheiligt sind. Namentlich berührt sich immer wieder Frea mit Woden, während Häl als Mutter Erde wieder in einem gewissen Gegensatz zu dem Himmelsgott erscheint. Es wird dem Himmelsgott gelten, wenn man in vielen Ortschaften den Michaelstag für beste Zeit zur Aussaat des Weizens hält und z. B. in Agnethlen, in Kleinschenk wo nur möglich innerhalb der Woche vor oder der Woche nach St. Michaelstag sät, eine andere Zeit für geradezu ungünstig hält. Der Woden ist auch wohl zu verstehen, wenn es heißt, man dürfe den Flachs nicht aussäen, bevor der Urbanus (25. Mai) seinen Pelz ablege, oder (wie in Agnethlen und Kleinschenk) vom Ofen herabsteige, was er nicht eher thut, als wenn er zum erstenmal eine rothe Erdbeere sieht.

Die Gunst des Wunschgottes und seinen Segen sucht man wohl auch durch Zauber zu erlangen. In Müllers Werk über den siebenb. Hexenprozeß wird mitgetheilt, wie zwei Weiber mit herabhängenden Haaren (wie Walkyren) folgenden Feldzauber sprachen:

„Diese Welt ist mir wie ein Reigen, und darinnen ist der Satan mein Herr. Ich bitte Dich Satan, du wollst mir geben, daß meiner beider Nachbarn segen, beide des sein obwennich unterwennich und auch des sein mir möge mir zukommen auf meinen Hof, auf daß mein Hof überflüßig sei.

Ich bitte dich, Satan, du wollst mir geben, daß des Himmels Reiff abspringe; den will ich aufheben und über mein Land schütten, auf daß alle Herzkeitter des Räpser Hatterts mögen mir zukommen auf mein Land, damit mein Land überflüßig sei."

In dieser Zauberformel ist der Teufel, der allerdings die verschiedensten mythischen Wesen vertritt, wohl als Woden zu erkennen. Der Thau und Reif des Himmels geht von ihm aus, den Segen der Nachbarn und der ganzen Gemeinde kann nur er auf den Einen häufen.

Man hat auch gewisse Vorzeichen über den Ausfall der Ernte. Da treten nun wieder des Gottes Attributsthiere hervor, wenn es gilt:

*

wo das Korn um Georgi so hoch steht, daß sich der Rabe, darin verstecken kann, oder wo sich der Wolf um Georgi ins Korn zieht, gibt es eine gute Ernte. Raben und Wölfe sind dem Odhin heilig und begleiten ihn auf seinen Fahrten. Wenn die Kinder bei der Ernte im Feld umherlaufen droht man ihnen „der Wolf, der böse Hund" werde sie ergreifen, wenn sie sich von den Eltern entfernten [44]). Alle Vorgänge bei Beginn, während und nach dem Schnitt, haben noch viel Feierliches bewahrt. An vielen Orten wird ein eigener Gottesdienst zu Anfang und Ende abgehalten, der allerdings nur christlichen Character hat. Man geht in sauberer Kleidung zum Schnitt wie zu einem Fest. Unzweifelhaft auf Woden wird sich beziehen der noch übliche Gebrauch ein Büschel Halme am Ende des Ackers stehen zu lassen, und der hie und da noch haftende Glaube, daß wer die letzten Halme abschneide, im laufenden Jahr sterben müsse. Der Gott des Erntesegens ist auch Gott des Todes. Das Gebet und der Reim beim Verschonen der letzten Halme, wie beide in vielen Gegenden Deutschlands noch üblich sind, ist uns verloren, nicht die Furcht vor dem strafenden Gott, wenn ihm sein Opfer entzogen wird, und so schließt sich unserer Bauern Gewohnheit doch an die bei Panzer (Beitr. zur D. Myth. S. 242.) J. Grimm (D. Myth. S. 140 u. flg. und an andern Orten) angeführten. Es ist auch in einigen Dörfern (z. B. in Felsendorf) Brauch bei Beendigung des Schnittes ein Aehrenbüschel für den Pfarrer zu binden. Dieser Brauch weist auf eine Zeit vor Einführung des Zehntens, da er neben letzterem als Abgabe keinen Sinn haben konnte. In dem Unterwald pflegt man an der obersten Garbe des letzten Haufens ein Büschel Aehren aufwärts zu kehren und so fest zu binden; das nennt man den „Hahn." An vielen Orten wurde dieser „Hahn" nur wenn die Zehntmänner ausritten über jedem zehnten, dem Pfarrer bestimmten Haufen errichtet, was die ehemalige Bedeutung dieses, wohl nur an Stelle eines lebendigen getretenen Hahnes als einer Gebühr für den Gott oder dessen Heiligthum vielleicht noch mehr errathen läßt [45]). Fast allgemein ist es Brauch aus den schönsten Aehren einen Kranz, einen Stern, ein Kreuz zu binden; die so gebundenen Aehren trägt eine junge Schnitterin bei der Heimkehr voraus, und übergibt sie dem Haus- und Grundbesitzer mit einem Spruch und Glückwunsch. Wer ihr unterwegs begegnet und Wasser bei der Hand hat, eilt herbei sie zu begießen; bei dem Thore des Hausherrn stellen sich eigens zu diesem Zweck zwei Knechte von beiden Seiten auf. Würde sie nicht begossen, so müßten im folgenden Jahr die Früchte an Dürre zu Grunde gehen. Die Ueberbringerin des Kranzes wird beschenkt, der Kranz aufbewahrt, zur Zeit der Aussaat

ausgeklopft, und die Körner mit ausgesät; das gibt künftigen Segen und verhüthet namentlich den Brand u. d. gl. [46]).

Nach Beendigung des Schnitts wird in zahlreichen Dörfern von den Grundbesitzern den Arbeitern ein Abendschmaus gegeben, wobei als typische Bestandtheile der „Årenhuibesz" (ein meist auf dem erhitzten Heerde sächsisch „än der féierstäl" gebackener, aus Mehl, Milch und Eiern bereiteter Kuchen), und das „brîdâchtel" (d. i. das Beendigungsmaß, Schlußmaß von brîden beendigen, also ein Trunk Wein) nicht fehlen darf. Wo dieses Mahl nicht so gleich, sondern am folgenden Sonntag abgehalten wird, pflegt man denen Allen, die beim Schnitt mitgeholfen — es geschieht dies nicht selten freiwillig — und etwa nicht beim Mahle erscheinen den Årenhuibesz und das brîdâchtel nach Hause zu schicken. Auch das sogenannte Hahnenabreiten, wobei an ein aufgespanntes Seil gebundenen Hähnen in scharfem Reiten der Kopf abgerissen wird, soll in Agnethlen um die Erntezeit im Gebrauch sein.

Wie dem Erntegott der Hahnenritt, so wird der Gänsenritt in Georgsdorf am Aschermittwoch dem Woden als Frühlingsgott gelten.

Bei dem Dreschen der Frucht wird die letzte Garbe auf das Thor der Scheune gestellt, und der Hausherr herbeigerufen, der dann den Dreschern wieder den „bodemhuibesz" zu geben schuldig ist.

14.

Auch für das Vorhandensein des Mythus vom wilden Heer habe ich nun einige sichere Zeugnisse. Dieser Mythus, obwohl ihn die Edda fast nicht kennt, ist dennoch rein heidnisch und hängt mit den andern Wodensmythen zusammen, konnte uns also schon aus diesem Grunde nicht ganz verloren gehen. Nach der jüngern Edda jagt Odhin täglich mit den Helden Walhallas den Eber Sährimnir, den sie jeden Tag erlegen im Kessel sieden und verzehren, um jeden folgenden Morgen hinter dem Wiederbelebten her die Jagd von neuem zu beginnen. Es ist der Sonneneber, der täglich im Meerkessel versinken muß, und jeden Morgen verjüngt wieder aufsteigt. Nach einer andern Vorstellung schläft der Gott mit seinem Gefolge zur Winterzeit in den Berghöhlen, kommt aber wenn die Tage zu wachsen beginnen oder im Frühling heraus, um jagend die Luft zu durchstürmen — Wintersturm oder Frühlingssturm, der die Wolken jagt. Beide Vorstellungen scheinen ineinander zu fließen in dem Mythus von der wilden Jagd und dem wüthenden Heer. Letzteres wenigstens steht in Zusammenhang mit Bergentrückung. Was uns von solchen Vorstellungen geblieben ist, führe ich hier an: [47]) Den Umzug

von Freyrs und Wodens Eber als: Nåjôrsschwein und Kräsztschwein rechne ich auch jetzt nicht hieher, wenngleich sie innerhalb der „zwölften" erscheinen, da sie nur die Umzüge einzelner Götter bezeugen. Der Bergentrückung der gesammten Götter ist an einem andern Orte zu gedenken. Allerdings aber kommen in Betracht die Hexenfahrten, die sich bis in die letzte Zeit lebendig in der Vorstellung des Volkes erhalten haben. Einige pflegen, ehe sie davon erzählen, sich und dem Zuhörer Erbsen in die Ohren zu stecken und sich durch die Formel: „Årbes än de îren, de trudė sėlen esz nėt hîren", die dreimal gesagt werden muß, vor Schaden zu sichern. Vorzüglich in der St. Georgsnacht, aber auch in der Thomasnacht sollen die Hexen ihren Umzug unter Lärmen und Singen durch die Luft halten, den Trudegėjer an der Spitze. Darum ist nicht gut in St. Georgsnacht auf dem Felde zu schlafen. Ein Bauer aus Bulkesch hat einmal dieses „fliegende Heer" mit dem Trudegėjer mit ju! juhu! über seinem Kopfe hinrauschen hören. Man kann die Truden sehen, wenn man vor St. Georgentag eine Natter erschlägt, in deren Kopf eine Knoblauchspalte setzt und diese unter die Dachtraufe eingräbt, bis ein Reis herauswächst, mit dem man sich am Abend des Georgentags an den Ort begeben muß, wo sie zu erwarten sind, jedoch bleibt es eine gefährliche Sache. St. Georg führt, wie früher gezeigt wurde, auf Woden zurück, ebenso der Trudegėjer. — Daß uns die wilde Jagd in Siebenbürgen auch als „der schwere Wagen" erhalten sei, erfahre ich aus Mannhardt: die Götter der deutschen und nord. Völker. Unter den Sachsen ist mir keine Kunde davon geworden.

Auch der in zahlloser Teufelsbegleitung im Sturmwind dahinbrausende Faust (Sage 124 bei Müller) erinnert wohl an die wilde Jagd; doch ist diese Sage wahrscheinlich erst spät durch Volksbücher eingeführt worden. Bedeutsamer ist der (nach Sage 49 bei Müller) um Mitternacht den Kirchhof umreitende Pfarrer, der den Todten predigt. Dieser könnte wohl auf einen an der Spitze des Todtenheeres reitenden Woden führen.

Dunkel ist eine Sage vom Bäschjäger (Nr. 32 bei Müller). Tief in den Wäldern hält er sich auf und wird sehr selten gesehn. Ein Bauer, der jagend den Wald durchstreifte, traf einst auf ihn. Es war ein hochgewachsener, ernster aber nicht unfreundlicher Mann. Mit dem Bauer ein Gespräch anfangend lehrte er ihn, wenn er in der Neujahrsnacht eine Natter in seine Büchse lade und losschieße, werde er ein ganzes Jahr lang mit diesem Gewehr nicht fehlen. So dürftig die Sage ist, der wilde Jäger ist im Bäschjäger gefunden. Der hochgewachsene, ernstfreundliche Mann, gleicht Woden, sein Name be-

zeichnet den Waldjäger, das Geheimniß der nie fehlenden Flinte bezieht Müller mit Recht auf Gungnir. Nur das begleitende Heer fehlt.

Im Wirbelwind braust Woden in der folgenden aus Mettersdorf stammenden Sage heran: Ein Mettersdorfer wollte in den Eichwald gehen und gelangte bis zum nächsten Hügel. Da erhob sich plötzlich ein Wirbelwind, von dem die Eichen des nahen Waldes krachten, der Mann fast niedergeworfen wurde. Zornig schleuderte dieser seine Axt in den Wirbelwind. Da wurde er betäubt niedergeworfen. Als er zur Besinnung kam und nun sein Holz im Walde holen wollte, fand er eine ganz veränderte Gegend; Culturland, wo früher Wald gewesen. Als er endlich doch auch wieder Wald erreichte, trat ihm ein alter grauer Mann entgegen und sprach: Wohin Menschenkind? Wo ist deine Axt? Du denkst Holz zu fällen ohne Werkzeug? Sieh! hundert Jahre sind vergangen, seit du deine Axt auf dem Nekels (so hieß jener Hügel) in den Wirbelwind warfest. Zur Strafe für deinen Wurf ließ dich der Geisterkönig, dessen Wagen du getroffen, in den langen Schlaf versinken u. s. w. Der graue Alte ist auch der Geisterkönig, und beide von unserm Woden nicht verschieden, der hier mit seinem Wagen im Wirbelsturm daherfährt.

Den ganzen Woden mit seinem Heer haben wir in einer nachträglich von Müller erhaltenen Sage: Im Hüllenberg bei Kaisd heißt es, auf dessen Spitze hohe Eichen stehen, sind große Schätze und die Rüstung eines ganzen (türkischen) Kriegsheeres, das sich jedes Frühjahr mit donnerähnlichem Geklirr und heftigem Rauschen in des Berges Tiefen hören läßt. Auch soll ein gewaltiger Berggeist da drinnen hausen, und Schätze bewachen, eine schneeweiße Riesengestalt mit einem Galgen im Wappen u. s. w. Das ist das wüthende Heer in Bergentrückung, das ist Wodan als Galgenherrscher, Hangagud, Hangatyr, Galgagramr, Galgavalldr,[48]) Als solcher hat er wohl die drei Brüder im Märchen von den drei Rothbärten vom Galgen gerettet. Daher saust der Sturm, wenn sich Einer erhängt hat. Wodan holt sein Opfer. Was unsere Chroniken von Luftkriegen u. dgl. erzählen hat nicht Mark und Bein; es sind allgemeine Worte ohne reichere Entfaltung, ohne Bestimmtheit und Lebendigkeit;[49]) es wird überall mehr von Himmelszeichen als von dem eigentlichen wüthenden Heer berichtet, es steckt, wenn der Ausdruck erlaubt ist, mehr gelehrte Superstition als volksthümlicher Aberglauben darin. Nur in einer einzigen Aufzeichnung von 1640, wo zum 7. Juli angemerkt ist: equitatus noc-

turnus visus (Arch. des Vereins für sieb. Landesk. III. Bd. S. 378) scheint eben aus der Kürze, womit der Ausdruck equitatus nocturnus hingeworfen wird, als ob eben damit auf ganz Bekanntes angespielt werde, hervorzugehen, daß nur das wüthende Heer oder die wilde Jagd gemeint sein könne[50]).

15.

Der Spender des Feldersegens ist natürlich auch ein Förderer des häuslichen Glücks und ein Begünstiger der Ehe. Woden gehört mit zu den Ehegottheiten und nimmt wie Daner und Freâ, neben welchen auch die Erd oder Unterweltsgöttin hervorzutreten scheint, eine hervorragende Stelle unter denselben ein. Als Wunschgott schon muß er auch das Glück der Liebe ertheilen. Auch ist es noch auf einigen Dörfern Sitte, am Mittwoch dem Tage des Wunschgottes zu freien, Donnerstag Trauung zu vollziehen und Freitag den Jungfrauentag, (den Tag der Einsegnung der vollzogenen Ehe, auch oft der Heimführung) zu halten. Nach dem Bruchstück einer alten Ballade war das vielleicht früher öfter der Fall; denn es heißt dort:

Et wôr e kénenk génzt dem Réiny,
e frâd e kénengsdichterléiny;
e frâd et gânzer siwe jôr:
mättich word se zâgesôt,
danerstich wôr se kopulirt,
fréktich fâr se durch en burch,
dô strôlt dât gûlt bå dé laden erdurch.

Heute ist es nach Mätz Schäßburger Schulprogramm für 1859/60 weitaus verbreitetste Sitte, Mittwoch zu trauen — also gerade am Wonstag — Donnerstag Jungfrauentag zu halten und Freitag Ausschenk, d. i. Hochzeitsschluß. Auch hier geht keine der drei hervorragenden Ehegottheiten leer aus.

Um kein anderes Fest hat sich so viel des ältesten heidnischen Rechtes, Glaubens, Cultus gelagert, wie um die Hochzeitsfeier. Wie bei allen sächsischen Volksfeierlichkeiten, so fehlt es noch weniger hier, von Anfang bis Ende an allerlei symbolischen Handlungen; besonders gibt es vielerlei Mummereien mit stehenden Typen, mimische und dramatische Vorstellungen. Auch hiebei sind alle Ehegottheiten gleichmäßig bedacht. Woden durch die sogenannte Hochzeitspredigt, das Gänserennen und den Spießtanz, der Donnergott durch den Rößchentanz, Freâ

durch das Rockenlied und Häl durch verschiedene andere Darstellungen, lauter Reste heidnischer Festvorstellungen, wie sich glücklicherweise noch bei mehreren nachweisen läßt.

Ueber die Hochzeitspredigt berichtet Mätz in dem erwähnten Schäßburger Gymnasialprogramm: die Hochzeitspredigt wird gewöhnlich von Einem vorgetragen, der reden kann. Dieser ahmt möglichster weise die Tracht eines Geistlichen mit langem grauem Bart und langem Gewande nach, besteigt den Nacken eines starken Knechtes und reitet auf dessen Schultern unter die Hochzeitsgäste. Beide deckt das Chorhemd vorstellend ein weißes Lacken. Bruchstücke solcher Hochzeitspredigten habe ich in den siebenb. sächs. Volksdichtungen S. 125 u. flg. veröffentlicht. Es ist ihnen allen gemein, die äußere Form einer Predigt, eine Aufzählung von Gegenständen der Mitgift voll komischer Einfälle, eine Erzählung, worin Zoten nie ganz fehlen. Daß in diesem sogenannten Pfarrer ein ganz anderes Wesen zu suchen sei, muß Jedem, der die Sache näher ansieht, sich aufdrängen. Was hätte auch ein christlicher Pseudopfarrer hier zu schaffen, wie käme das kirchliche Sachsenvolk zu einer Parodie seiner Geistlichen und zur öffentlichen Aufführung derselben? Und die Maske ist durchaus nicht der Wirklichkeit entsprechend. Unsere Geistlichen tragen seit langer Zeit keine langen Bärte, noch kommen sie zu ihrem Amte geritten. Auch erscheint der sogenannte Pfarrer nicht nur hier zur Predigt, sondern auch schon früher. Mätz führt S. 84 an, daß auch bei ihrem Einzug in des Mannes Haus die Braut im offenen Thore vor einem umgeschlagenen Boding, der als Pult dient, einen Pfarrer in langem, weißem Bart findet; der ihr und ihrem Gefolge eine Zeit lang den Eingang zu verwehren sucht. Warum ist dieser da? Wenn wir uns unseres Alten aus den Märchen erinnern, mit dem langen Bart und dem langen, weiten Mantel, uns erinnern, wie er auch als Kräßtmân in ganz ähnlicher Verhüllung, wie hier erscheint und die Gaben für die Kinder in den Falten seines Mantels birgt, wenn wir uns erinnern, daß uns Woden auch in gespenstisch umgehenden Pfarrern und Pfaffen und noch im vorigen Abschnitt in jenem um Mitternacht mit den Todten die Kirche umreitenden Pfarrer erkennbar geworden und dazu alle andern, erhaltenen heidnischen Hochzeitsgebräuche, die auf Daner, Frea und wieder auch auf Woden weisen, miterwägen; wenn wir uns endlich erinnern, daß auch in der Altmark (Kuhn Märk. Sagen u. Gebr. 361) und in ganz Norddeutschland (Kuhn u. Schwarz Nordd. Sagen u. Gebr.) an vielen Orten sowohl zu Weihnachten als auch bei

Hochzeiten ein Reiter mit breitem Hut und weitem Mantel auf einem Schimmel erscheint (entsprechend unserem Kräsztmân und unserem Hochzeitsprediger) der ohne Zweifel auch den alten Gott vorstellt; so kann kein Zweifel bleiben darüber, daß auch „dieser Hochzeitsprediger mit dem langen Gewande kein Anderer als Woden ist. Die endliche Umwandlung unterstützte auch hier wie bei den Sagen von der Todtenkirche und den gespenstischen Pfarrern und Pfaffen die ähnliche Kleidung (Hut und Chorrock). Der Knecht, auf dem der Hochzeitsprediger hereinreitet, ersetzt also auch nur mißverständlich die Kanzel, in Wahrheit stellt er das wirkliche Roß Wodens dar. Und so muß auch dem umgestürzten Boding wohl eine ganz andere Bedeutung als die des Pultes zu Grunde liegen. Das wird noch klarer durch die Mittheilung, daß anderwärts (in Schweischer) an Stelle des neben dem Boding stehenden Alten ein „Strohmann mit einem Stock" den Eingang versperrt, der sich erst öffnet, nachdem die Köchinnen einen Aschentopf vor die Füße des Strohmannes geworfen haben. Der Strohmann ist gewiß kein Pfarrer, sondern wie sonst, eine mythische Figur. Hiernach ist die Form der Predigt eben so entschieden spätere, wahrscheinlich seit der Reformation eingetretene Corruption, die je mehr die ursprüngliche Form vergessen wurde, desto mehr in Parodie ausarten mußte. Zum ursprünglichen Inhalt wird die Aufzählung der Mitgift und die Zoten gehört haben. Denn schon diese würden genügen, die Forschung in die Zeiten des Heidenthums zurückzuleiten. Es ist bekannt genug, daß uns obscön erscheinende Gebräuche allen heidnischen Kulten eigen waren[51]). In den Capitularien, die da eifern gegen Lieder, Tänze, Maskeraden und ähnliche Vorstellungen, die das innerlich noch wenig christliche Volk noch im 9. Jahrhundert nicht selten vor und in der Nähe christlicher Kirchen selbst aufführte, wird immer deren Obscönität und Ursprung aus dem Heidenthum hervorgehoben[52]). Vom Standpunkt des Heidenthums konnten sie, wenn nicht willkührlich ausgeschritten wurde, wozu es allerdings nirgends an Veranlassung fehlen mochte, völlig unverwerflich erscheinen, da sie als symbolische Darstellungen von Naturgesetzen (der Zeugung, der Fruchtbarkeit 2c.) zur Verehrung der betreffenden Gottheiten gehörten und eigentlicher Gottesdienst waren. Zu solchem Kult war bei Hochzeiten natürlich die meiste Gelegenheit geboten, wie denn die volksthümlichen Hochzeitsgebräuche vielleicht keiner Nation ganz frei von allerlei Nacktheiten sind. Leicht könnte schon in heidnischer Zeit sich Humor in die Rede des alten Gottes, der schon in der Edda dazu neigt, gemischt und dieselbe neben mancherlei Segenverheißungen auch Anspielungen auf die in vergangener Nacht vollzogene

Ehe enthalten haben[53]). Die Bedeutung des Alten, der am Thore des jungen Mannes der Braut und ihrem Gefolge eine Zeit lang den Eingang verwehrt, war vielleicht eine ernstere. J. Grimm. Rechts Alt. S. 167 führt folgende Stelle aus Siccama ad leg. fris. tit. 9 an: ipso nuptiarum die sponsa longo virginum juvenumque comitatu ad templum deducebatur; solemni ritu peracto ad domum sponsi deducebatur eadem pompa, ubi quum pervenisset, ex sponsi propinquis aliquis ante limen scopas projiciebat, quas ipsa sponsa ominis et maleficii averuncandi ergo transire moris erat. Limen transura alius ex propinquis vel vicinis sponsi, gladio evaginato, quem januae transversum praetendebat ingressum impediebat sponsae multo conatu irrumpere conantis, nec admittebatur, nisi munusculo aliquo quasi mitigrasset. quo ritu sponsa, pudicitiam et castitatem viro servaret integram admonebatur; quodsi eam prostituisset, marito jus erat, de adultera ipso gladio; sub quo mariti domum intraret, quemque aestswird id est gladium nuptialen vocabant, supplicium sumere. In ähnlicher Weise möchte der höchste Gott selbst als Ehegott, vielleicht mit seinem Schwert im Thore des Bräutigams stehend dargestellt worden sein und der Darstellende den Eingang nur nach ernster Ermahnung zur ehelichen Treue, (wie sie auch unsere Rockenlieder enthalten,) und gegen ein Geschenk (vielleicht an Getränken, die in den nicht umgestürzten Boding gegossen wurden) freigegeben haben. Die in Schweischer vor dem Strohmann, (dessen Stab das Schwert vertreten könnte), hingestreute Asche würde ich sogar auf ein Opfer deuten, wenn nicht Woden auch sonst in Verbindung mit Asche erschiene; als Krästmån streut er den Kindern, die nicht schlafen, Asche in die Augen, am Aschermittwoch hat er seinen Festantheil und unter den Kronstädter Hochzeitsgebräuchen erwähnt Jos. Teutsch aus dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts eines Spieles mit dem „Aschenmann", der wohl auch auf Woden zurückführen wird. (Blätter für G. G. und Vater landesk. 1836 S. 78.) Der „Aschenmann" war auf ein Brett gemalt und an einer Stange so befestigt, daß er sich umdrehen konnte, wenn er angestoßen wurde. Unter dem rechten Arm hatte er ein Loch, am linken hing ein „Aschenbeutel". Die Wettkämpfer rannten zu Pferde mit eingelegten Stangen auf den Aschenmann und hatten die Aufgabe, das Loch zu treffen. Wem dies dreimal gelang, der erhielt den ausgestellten Preis. Wer hingegen das Loch verfehlte, drehte durch den Stoß den Aschenmann um und erhielt dabei den schwingenden Aschenbeutel an den Kopf; dieses Spiel erhält Erläuterung durch einen langobardischen Brauch, zu dem Pfahler deutsche Alterthümer S. 650 anzieht: „Zur Zeit Grimoald 671

verehrten die Langobarden, obwohl sie getauft waren, einen Baum, der nicht weit von den Mauern von Benevent stand, als heilig. Sie hingen ein Fell daran auf, ritten dann alle zusammen um die Wette hinweg, daß die Pferde von den Sporen bluteten, warfen mitten im Lauf mit Wurfspießen rückwärts nach dem Fell und erhielten dann jeder einen kleinen Theil davon zum Verzehren. Und dieser Ort hieß noch in später Zeit Wodan. Als das der h. Barbatus sah, predigte er ihnen unaufhörlich, wer zwei Herren diene, könne nicht zum Heile gelangen. Aber sie hörten nicht auf ihn, sondern in ihrem wilden Sinne dachten sie an nichts anderes als Krieg- und Waffenspiel und erklärten der Brauch ihrer Vorfahren sei der beste — das seien die Streitbarsten gewesen."

Auch das Gänserennen gehört noch — aber wohl nur an wenig Orten zu den Hochzeitsfeierlichkeiten. Es ist gleich bedeutig mit dem Hahnabreiten und beide kommen bei andern Gelegenheiten noch vielfach im Lande vor, je nach der Zeit entweder auf Woden hinweisend oder auf Frea, Ostara, welcher Hahn und Gans (Schwan) nicht minder zustehen. An zwei aufgerichteten Balken wird ein Seil quer aufgespannt und daran eine Gans an den Füßen aufgehängt, so daß ein in den Steigbügeln aufgerichteter Reiter mit Mühe ihren herabhängenden Kopf erreichen und fassen kann. Junge Bursche reiten in wildem Rennen unten durch, erheben sich dabei im Sattel und suchen der Gans (oder dem Hahn) den Kopf abzureißen. Was den Sieger in diesem Spiel erwartet, ist nach den verschiedenen Veranlassungen verschieden. In Bistritz, wo es nach Mätz S. 83. Anm. mit zu den Hochzeitsgebräuchen gehört, wird das Seil über die Gasse gespannt, die Reiter sind wieder vermummt[54]) dem Sieger muß der Kopf der Gans vom Bräutigam ausgelöst werden. —

Auch die Hähne, die an manchen Orten dem Brautpaar von der Jugend gegabt werden und die in S. Regen am Ausschenk „übliche" Hirsesuppe bei dem Gansgekröse (hierunter versteht man Leber, Magen Hals und die untern Gliedmaßen der Flügel und Füße,) weisen auf Woden oder Frea.

Vom Spießtanz sagt Mätz: „Dieser hat mehr ein allgemein festliches Gepräge, darf daher auch an einem Kindtaufschmause (Kaimesz) nicht leicht fehlen und hat in solchen Fällen auch bei unsern Bauern in der Stadt bis in die letzten Tage sich in Uebung erhalten. Bei einer Taufe tanzen ihn zuerst die Großväter des Täuflings, dann Vater und Taufpathen desselben oder sie lassen auch — in neuerer Zeit (?) gegen

ein kleines Geldgeschenk die Hebamme für sich tanzen. Der Tanz nun wird derart aufgeführt, daß zwei Spieße in Kreuzesform auf den Fußboden gelegt werden, worauf Tänzer oder Tänzerin immer aus einem Spießwinkel in den andern springt und dazu ein gewöhnliches — Tanzlied des Volks singt." Schade, daß Mätz nicht angibt, wer bei Hochzeiten diesen Tanz aufführt, der weniger schwierig und gefährlich als symbolisch bedeutungsvoll scheint. Auch muß er einst sein eigenthümliches Lied gehabt haben. Dem Woden gilt er so gewiß wie in den meisten Fällen der viel bedeutungsvollere, wenigstens viel frischer erhaltene Schwerttanz, den ich an anderer Stelle bespreche. Ueberhaupt wird jedes Waffenspiel bei Hochzeiten auf Woden zu beziehen sein und ihm galt also auch das von J. Teutsch noch 1740 gesehene „Ringelrennen" (siehe Bl. f. Geist. Gem. 2c. 1836 S. 78), wobei ein Teppich und silberne Löffel als Siegespreis ausgestellt waren. Aus einer Entfernung von etwa 50 Schritten sprengte man zu Pferde mit eingelegten Stangen auf einen Ring, der an einem einen Fuß aus der Erde ragenden Pfahl befestigt war. Wer zuerst dreimal in den Ring traf, gewann den Teppich, der Nichtglückliche die Löffel.

Wer die Arbeit von Mätz einer aufmerksamen Forschung unterzöge und die darin reichlich aufgespeicherten Gebräuche zu genauerer Erkenntniß mancher weiter verfolgte, könnte aus dem Ganzen wohl eine vollständige heidnische neben der christlichen Hochzeitsfeier herauslösen.

16.

Wer Woden als Gott des Felderfegens des gebührenden Opfers beraubte, indem er die letzten Halme auf dem Acker abschnitt, den sahen wir dem Tode verfallen; als Pfarrer sehen wir Woden mit den Todten um die Kirche reiten, wir sahen ihn als Galgenherrn; in diesen Ueberlieferungen erschien er als Todtengott. In dieser Richtung ist noch Einiges anzuführen, obwohl gerade diese Seite des Gottes in unsern Quellen abgeblaßt erscheint, während sie bei Häl überwiegt.[55])

Wenn in den Vorstellungen unseres Volkes der Tod auch als Doctor mit schwarzen Kleidern und hohem Hut erscheint, so mag das auch an Woden in der Gestalt von Pfarrern erinnern, obwohl zunächst an das Märchen vom Gevatter Tod. Noch eher dürfen wir an Woden denken, wenn der Tod wie in Sage 43 bei Müller als Ritter erscheint. Er kommt in der Nacht angesprengt und hält vor einem Hause. Da er aber die Todderlesenen nicht fragt: „Was willst du?" hat er keine Gewalt über

sie. An die Stelle Wodens als Galgenherr ist meistens der Teufel getreten; ihm gehört der Erhängte; er kommt im Sturmwind dahergefahren und holt ihn ab wie Woden; unter die Füße des sich selbst Erhängenden macht er Feuer, daß er sie aufheben und erwürgen muß. Sonst wird Woden selten durch den Teufel vertreten; wenn es geschieht, hat der Teufel in der Regel ein kennzeichnendes Attribut, die Raben, den Hahn oder Hahnenfeder mit. Auf den Galgenherrn ist auch der Teufel in Nr. 418 der Siebenb. Sagen von Müller zurückzuführen. Sie erzählt von einem schönen jungen Mann, der durch Pfeifen unwiederstehlich die Mädchen hinauslockte mit ihm bei Nacht in den Wald zu wandeln, wo er sie dann aufhängt und ihre Kleider raubt. Elf Jungfrauen hat er das gethan, der Bruder der zwölften, verkleidet in seiner Schwester Gewänder, wirft ihm selbst die Schlinge über den Kopf. Alsbald erhebt sich Sturmgebraus und dazwischen eine Stimme, die ruft: „Dein Glück, daß er hängt und nicht Du! denn die zwölfte Seele ist mein."

Auch von den Vorboten des Todes beziehen sich die meisten auf Häl, wenigere auf Woden, einige sind zweifelhaft. Wer in der Neujahrsnacht in die Geisterkirche geräth und unter den Andächtigen sich oder andere lebende Personen erkennt, kann wissen, daß ihm oder den Andern der Tod im Laufe des Jahres bevorsteht. Sturm beim Ringwechsel deutet auf kurzes Zusammenleben. „Als sicherste" untrüglichste Todesbotschaft gilt allerwärts die des H u n d e s. Wenn nun nach Einigen nur das Geheul eines weißen Hundes einen Todesfall in dem Hause, vor dem er heult, ankündigt, so mag das wahrscheinlich auf Woden deuten; im übrigen hat Häl ihren Hund auch. Auch die Vorbedeutung durch Krähen der Hähne zwischen 6 und 7 Uhr Abends bleibt zweifelhaft, weil wieder Häl und Woden in Beziehung zum Hahn stehen. Der Rabe weist unzweifelhaft auf Woden. Wenn die Raben übers Dorf fliegen und rufen: Grab! Grab! „oder wenn sie über dem Dorf unter lautem Gekrächz miteinander streiten, so bedeutet das einen Todesfall. Fliegen Raben krächzend über einem Hause weg, worin ein Kranker liegt, so ist es bald aus mit ihm; ebenso, wenn sie sich schreiend auf einem Baume des zum betreffenden Hause gehörigen Gartens oder auf dem Scheunenfirst oder dem Dach des Hauses selbst niederlassen. Ob Segelfalter und Schwalbenschwanz, die beide in Schäßburg weiinjwâjeltchen heißen, auch als Todesboten, ja als abholende Diener Wodens anzusehen seien, wie in den Siebenb. Blättern Nro. 48 bis 51 1867 nachzuweisen versucht wird, lasse ich dahingestellt.[56]) halte es jedoch für wenig wahrscheinlich.

17.

Jenes auf dem Acker zurückgelassene Aehrenbüschlein dürfte als ein Opfer angesehen werden für den Gott, durch dessen Gunst des Feldes Fruchtbarkeit bedingt ist. In gleicher Weise deutet der sogenannte Hahn auf dem letzten oder jedem zehnten Haufen das Opfer an, das einst wohl auch in wahrer Gestalt dargebracht wurde. Der Hahn in Märchen, Sagen, Rechtsbräuchen und Aberglauben von Bedeutung ist ein höchst mythischer Vogel. Keiner der drei Welten der Edda fehlt ihr eigenthümlicher Hahn. Odhin selbst, unsern Woden haben wir in der Gestalt seines Hahnes angetroffen. Als Abgabe erscheint der Hahn sehr oft. J. K. Schuller in den Vorl. zur siebenb. sächs. Myth. führt eine solche Hahnenabgabe nach Erzählung der Sage von der Uglerjungfrau an; in Deutsch-Pien mußten bis vor etwa 70 Jahren die walachischen Einwohner je einen Hahn jährlich an die sächsische Schule liefern. In Denndorf pflegen die Kinder jedes Hauses dem Pfarrer einen Hahn zum neuen Jahr zu bringen. Als Frohndabgabe ließe er sich vielfach nachweisen. Auch als Freundesgabe bei Hochzeiten trafen wir ihn. In Personen- und Ortsnamen findet er sich mit und ohne Zusammensetzung.[57]) Wolf. Beitr. zur d. Myth. S. 58 führt einen unserm Hahnaufstellen ähnlichen Brauch aus Deutschland an und äußert die Vermuthung, daß der Hahn Wuotan heilig gewesen und bei der Ernte als Opfer geblutet haben möchte, um so mehr, als das bei der Ernte gegebene Mahl an denselben Orten auch der Hahn heiße. Daran ist nun längst kein Zweifel und das wird durch unsere Quellen weiter bestätigt. Es ist kein bedeutungsloser Zug in unserm Märchen vom Goldhaar, daß der Alte Hühnersuppe ißt und seinen Schützling täglich damit bewirthet. War der Hahn ein gewöhnliches Opferthier Wodens, so mag er wohl als Wodensspeise gelten. Beachtenswerth ist die Beschreibung des Hahnenschießens, wie es bis zum Jahr 1719 in Kronstadt jährlich am Ostermontag als Schulfest abgehalten wurde. Mit Tagesanbruch versammelten sich alle Kinder auf dem Kirchhof, nahmen eine junge Tanne, welche mit Fähnlein von Flittergold, Birnen, Aepfeln u. s. w. behangen war; mitten saß ein ganz weißer Hahn mit vergoldetem Kamm und Sporn. Fahne und Hahn trugen sie durch die Stadt in feierlichem Umzug, dann zum Thore hinaus an den Ort, wo der Hahn mit Bolzen geschossen werden sollte. Das Hahnenschießen gilt hier zwar der Ostara, aber gerade so wird es auch an Tagen, die dem Woden heilig sind, gefeiert und ich führe diese Beschreibung wegen genauer Angabe der Farbe und des Schmucks des Hahnes an. Unver-

kennbar ist dieser durch die Auswahl reiner, weißer Farbe und die Vergolung des Kammeds und der Sporen als Opferthier bezeichnet. Auch der Umzug deutet darauf. Opferthiere pflegten geschmückt und zur Schau umgeführt zu werden. Ohne Zweifel bluteten die bis zum Jahre 1793 am Gallusfest der Kronstädter Schuljugend getödteten Hähne und Gänse einst dem Woden. Das ganze Fest hat viel Bedeutsames. Dazu sind schon die Umzüge, die Mummereien, die gespielten Commoedien zu zählen. Besonders hervorzuheben ist aber, wie die Knaben dabei ihren Festkönig bestimmten. Nachdem mehrere der vornehmeren Knaben dazu candidirt worden, brachte jeder von diesen einen Hahn in die Versammlung. Die Hähne wurden dann gegeneinander gesetzt und wessen Hahn obsiegte, der war König.[59]) Das ist unzweifelhafter Ueberrest eines alten Orakels so gut als jenes, wodurch Darius zum König wurde, ein Gottesurtheil. Der Sieggott Woden selbst ist es, der hier durch seinen Vogel den König bestimmt. Zwischen Woden und Häl macht die Farbe der Hähne einen Unterschied, wohl nicht zwischen Woden und Ostara. Letzterer als der Göttin des Lichtes sehen wir den weißen Hahn erwählt — es wird wohl auch der goldrothe gestattet gewesen sein. Dem Woden gebührt der goldrothe, der Häl der schwarze Hahn, Ein dunkelfarbiger Hahn kräht in der Unterwelt, ein goldkammiger bei den Helden in Walhalla[60]). Auch in Haltrichs Märchen vom Wunderbaum ist der zu oberst sitzende Hahn ein goldener. Es entgeht mir, ob in unsern Urkunden jemals die Farbe des Hahnes angegeben ist, während J. Grimm Rechtsalt. S. 376 und Myth. 635 anführt daß rothe Hähne vorzüglich gezinst — wohl auch geopfert wurden.

Solches Aehren- und Hahnenopfer mag dem Gott von dem einzelnen Haus- und Familienvater gebracht worden sein für der Felder Segen, für des Hauses Glück. Ein solches häusliches Opfer, wird auch die Gans gewesen sein. Aus Opferzinsen Wodens sind allmählich Martinszinse geworden. Auch bei kleineren Gemeinde- oder Nachbarschaftsfesten konnten Hahn- und Gänseopfer genügen. Die großen Opfer der Gemeinde bestanden wahrscheinlich immer aus größerem Hausthieren — im Frieden etwa Stieren (weißen), die dann wohl mit Blumen geschmückt und mit vergoldeten Hörnern umhergeführt wurden, wie der Ochse, den die Fleischerzunft des sächsischen Vororts Hermannstadt jedesmal dem neuerwählten Nationsgrafen zu schenken pflegt. Im Kriege galten wahrscheinlich vorzugsweise Pferdeopfer, deren Häupter dann auf Bäumen und

Stangen aufgepflanzt wurden [61]). So pflegt das Volk in Siebenbürgen noch jetzt Pferdeschädel auf Zaunpfähle, Umfriedigungen und Hausdächer zu stecken, zum Schutz — wie es heißt — gegen Seuchen und Dämonen [62]).

Alle diese Opferthiere kommen nicht ausschließlich dem höchsten Gott zu, aber ihm allein, wenn er als Siegesgott gedacht wurde, weihte man des Feindes Schlachtordnung, bei einzelnem Feinde dessen Haupt und Leben. Bedeutsam ist daher wieder in dem Märchen vom Zauberroß, daß der Held die Köpfe der erschlagenen Drachen rings um die Wohnung des Alten auf Zaunpfählen aufpflanzt; es ist das Opfer für den helfenden Siegesgott, dem der Jüngling des Feindes Haupt weiht.

Außer den Opferthieren kennen wir auch Raben und Wolf als Odhin heilig. Zwei Raben und zwei Wölfe oder Hunde sind nach den Edden des Gottes Begleiter. Auch unserem Woden gebühren Wolf oder Hund und Rabe. Zwar der Wolf kommt in unserer Ueberlieferung nur vor als Anzeichen eines fruchtbaren Jahres, wenn er sich im Frühjahr in der Frucht versteckt, oder als Schreckmittel für die Kinder, die sich beim Schnitt verlaufen wollen und als gutes Angangszeichen, aber der gleichbedeutige Hund ist als Todesbote und in Märchen sein Vertreter. So in dem 24. Märchen bei Haltrich, wo die Hunde für Ziege und Hahn eingetauscht werden und hernach gegen alte Hexen, Räuber und Drachen Hilfe leisten. Auch den Raben fanden wir als Vorboten der Fruchtbarkeit und des Todes; in Märchen vertritt er oft die Stelle seines Herrn.

Wenn wir einen Rückblick auf die gewonnenen Resultate werfen, so ist nicht zu verkennen in welcher überragenden Größe, Herrlichkeit und Milde Woden in unseren Quellen erscheint. Er ist der wahrhaft allwaltende in allen Verhältnissen und Wandelungen der Natur und des Lebens. Können auch feindliche Mächte seiner Kraft und Gewalt zeitweise Abbruch thun, es ist nur ein Scheinsieg, den sie über ihn erringen. Ruhig in seiner Winterzurückgezogenheit bereitet er den Sieg der Lebensmächte, der bessern Zeit und die Vernichtung der Todesmächte vor, und alle Helden des Lebens siegen nur durch ihn, durch seine Waffen, und seinen Rath.

III.

Bäschmoter-Häl.

1.

Die nordische Hel, der ich mich zunächst aus guten Gründen zuwende, ist ebenso unzweifelhaft als Odhin in unseren Volksüberlieferungen erhalten. Unser Häl oder Hal auch Hiäl, Hial und Hol entspricht genau dem goth. Halja, faßt aber allerdings in dem heutigen Bewußtsein des Volkes nur noch den räumlichen Begriff der Unterwelt und des Strafortes in sich. In Flüchen wie: dat dêch de Häl ferschläinjë sûl, dat dêch de Häl friesze sûl! (daß dich die Hölle verschlingen, fressen möge!) haftet vielleicht noch ein Schatten von Persönlichkeit. Zu einigen substantivischen Zusammensetzungen wie hälekwuol, häleschmärz, hälewirtschaft hat wohl nur die kirchlichchristliche Vorstellung vom Strafort Veranlassung gegeben. Aber der häleкäler (Name eines Berges bei dem Dorfe Werth), den J. K. Schuller in der Trans. von 1852 S. 16 anführt, gehört um so sicherer dem Heidenthum an, als nach einer Sage der dortigen Dorfsbewohner sich ungeheure Schätze in dem Berge befinden. Auch der von Fried. Müller beigebrachte hälwich (Helsweg) bei Schaas, und hälebranen bei Zeiden gehören wohl hieher. Hälsdorf bleibt zweifelhaft; die Nähe der Heldenburg scheint auch Hälsdorf eher zu einem Heldendorf als Helsdorf zu machen, obgleich dann die Form Häldendorf auch sächsischer Sprachweise angemessener gewesen wäre.

2.

Einen weiten Weg und mannigfache Umwandlungen hat Häl durchmachen müssen, ehe sie geeignet war in den räumlichen Begriff des Straf- und Qualortes überzugehn. Es ist nothwendig auf ihr Wesen in seiner ursprünglichsten Bedeutung zurückzugehn, um alle allmählich daraus entwickelten Gestalten zu begreifen. Es ist meines Wissens Simrocks Verdienst uns in seinem Handbuch der deutschen Mythologie S. 354 bis 361, zuerst zu dieser Urbedeutung der alten Göttin geführt zu haben. Nach seiner Auffassung ist Hel die verhüllte und verhüllende Göttin, deren Name sich aus der Wurzel hilan=celare entwickelt hat, die geheimnißvolle Erdenmutter, ursprünglich gleichbedeutend mit Nerthus, die nach Tacitus Germ. auch „tantum perituri vident.“ **Aus ihr kommt alles Leben, zu ihr kehrt alles Leben zurück.** Sie um-

faßt die Eigenschaften aller Göttinen, die sich erst aus ihr abgelöst haben, worauf zum Theil deren gegenseitige Verwandschaft beruht. Zwischen Odhin und ihr, Himmel und Erde bestand einst Gattenverhältniß. Beide zusammen sind alles Daseins Ursprung und Nährer, beide erlesen die Todten, ursprünglich wohl gemeinsam ohne Theilung. Die alte Erdenmutter hat ihren Wohnsitz natürlich in der Erde; sie ist schon darum Unterweltsgöttin und von dieser zu der Todesgöttin war nur ein Schritt nothwendig.

Zu solchen Ergebnissen führen gelegentlich auch unsere Quellen. Ich knüpfe hier zunächst an das an, was zum Woden in Abs. 7 von der Bäschmoter gesagt ist. Daß diese identisch sei, mit der Winter- und Todesgöttin ward dort nachgewiesen, zugleich aber auch, daß sie eben so eine Mutter des Lebens sei. Es wurde hervorgehoben, daß das Mittel zur Wiederbelebung der Sehkraft Wodens aus ihrem Brunnen kommt, daß nach der Volksüberlieferung die kleinen Kinder aus dem Brunnen der Bäschmoter geholt werden, der wie im Märchen vom Zauberroß tief im Walde am Fuß eines riesigen Baumes (des Weltbaumes) quillt, und nur der Hebamme bekannt ist, daß die Hebamme selbst nicht selten Bäschmoter genannt wird. Das Alles deutet auf eine schöpferische, mütterliche, gütige, wenn auch mit dem Schauer des Geheimnißvollen umgebene Gottheit, die dunkle, verhüllte und verhüllende Mutter des Lebens und des Todes, die Erdenmutter. Diese Erdenmutter sehe ich nun auch in jener Bäschmoter und anderen Waldmütterchen, die in unseren Märchen oft Kinder bei sich aufnehmen, erziehen und zu großem Glücke fördern [1]).

Weil aber das Leben auch dahin zurückkehrt, woher es ausgegangen [2]), weil die Mutter des Lebens auch die Mutter des Todes ist, weil aus dem Walde nicht nur das Leben kommt sondern auch die Todten än de birė gôn, än de bäschbire gôn d. i. in den Birnwald gehen, — wo man in der Vorzeit auch seine Grabhügel anzulegen pflegte, so konnte die ursprünglich gütige Bäschmoter oder Bäschgrüsz wie Parvati und Baba poduri, auch zu einem gefürchteten Wesen, konnte zur Balegrûsz und Häl werden, wie Nerthus zur Hel. Unsere Balegrûsz ist schon durch den Namen gekennzeichnet. Indessen erscheint das Wort balo schon bei seinem frühesten Auftreten veraltet und verdunkelt, nur noch in Zusammensetzungen vorkommend; auch hat es nicht bloß die Bedeutung von malum, poena, pestis sondern auch von pernicies, interitus [3]), worin schon ein milderer Sinn liegt. Leicht könnte es einst der Bedeutung mors noch näher gestanden sein, so daß sich ohne Zwang Balegrüsz durch Todesmutter übertragen ließe. Zu solch milderer Auffassung stimmt es, wenn die Söhne der Bäsch-

moter, obwohl zuerst in Drachengestalt erscheinend, hernach im Tod als schöne Jünglinge da liegen.

Ein Gegensatz zwischen Himmel und Erde, Himmelsgott und Erdengöttin, wenn auch alle dem Menschen werthvolle Güter von beiden zugleich ausgehen, ergibt sich freilich von selbst und mußte schon früh zum Ausdruck kommen; die allmählige Verschärfung desselben bewirkte die Zeit natürlich. Wenn wir unsere Bäschmoter in feindlichem Kampf mit dem blinden Alten treffen, so mag das als spätere Auffassung gelten, aber selbst da, wo noch die Erdgöttin als Spenderin des Felder- und Ehesegens und verborgener Schätze in unserer Volksüberlieferung erscheint, haftet schon der Gegensatz; ihre Attribute sind dunkler Farbe, ihre Opfer werden mit der linken Hand gebracht, wie die Bäschmoter mit der linken Hand bekämpft wird, Werkzeuge und Zeichen, die gegen sie und ihre Diener schützen sollen, erhalten verkehrte Lage [4]), ungerade Zahlen sind ihr geweiht. Es kann nicht Wunder nehmen, wenn zuweilen die Bäschmoter nur von der schrecklichen Seite aufgefaßt und dargestellt wird, wie in einer Bistritzer Ueberlieferung von der „Bäschnêt“, die mit der Bäschmoter zusammenfallen dürfte. Diese Bäschnêt soll nackt sein, am ganzen Körper behaart, wie ein Wolf heulen und männersüchtig sein. Sie lockt die Männer in den Wald, schafft sie tief ins Hochgebirg, setzt sie auf eine dürre Tannenspitze. Frei wird nur, wer sich ihrem Dienst als Mann willig ergibt, oder wer sich dort oben in das Hemd pissen kann, und das aufgefangene Wasser der Buschmagd ins Gesicht gießt; worauf sie ihn wieder auf die Landstraße setzt. Die Nacktheit, die Männersucht, die Entfernung in das Waldgebirg weisen auf die Göttin der Unterwelt, und zugleich auf die fruchtbare Erdenmutter.

3.

Nach dieser Vorbereitung gehe ich an die Auswerthung unserer Quellen:

Sehr rein erhaltene Züge uralter germanischer Vorstellungen von der Unterwelt, enthält die 57. Sage bei Fr. Müller, der Todtengräber im Himmel, wofür ich lieber in der Unterwelt gesetzt hätte. Müllers ausreichende Deutung [5]), überhebt mich der sonst unabweisbaren Nothwendigkeit das Ganze unverkürzt aufzunehmen; ich gebe bloß die Hauptmomente. Ein junger Todtengräber, ladet im Uebermuth ein Todtengeripp (eigentlich ist es ein bloßer Schädel), auf das er im Graben gestoßen, zum Abendessen. Es erfolgt die dumpfe Antwort: Ich werde kommen. Auf den Rath des Pfarrers erwartet man den Todten mit

einem guten Essen. Zur bestimmten Stunde erscheint der Gast als schöner Jüngling mit goldgelocktem Haar, und benimmt sich sehr freundlich. Beim Weggehen ladet er den Todtengräber für den folgenden Abend zu sich ein und heißt ihn an derselben Stelle warten, wo sie einander zuerst begegnet. Mit Bangen wird der Einladung Folge geleistet. Zuerst hört dann der Todtengräber ein Schlüsselgeklirr, dann thut sich eine Thüre auf, der Jüngling vom vorigen Abend erscheint und winkt ihm zu folgen. Lange geht es durch einen dunkeln Gang fort; endlich scheint ein Licht aus der Ferne, sie treten in das „Paradies“ und finden eine neue Welt, einen neuen Himmel, eine neue Sonne. Dann treten sie in den „Himmelspalast.“ Der Jüngling zeigt die Sitze der Seligen; dann verläßt er den Todtengräber, um die Mahlzeit zu holen. Zum Fenster hinausblickend gewahrt dieser einen großen Garten mit einem riesig großen Baume, von welchem in gleichen Zeitzwischenräumen, die ihm etwa einer Stunde gleich dünken, drei schöne Blätter fallen, die nach einer von Müller nicht erwähnten Relation golden sind. Die drei verdammten Paare, die er zwischen dem Fallen je eines Blattes sieht, übergehe ich. Nach dem Fall des dritten Blattes erscheint der Jüngling wieder, und führt den Todtengräber ungespeißt (er fühlte sich satt) durch denselben dunkeln Gang auf die Oberwelt zurück. Die Thüre schlägt bei seinem Heraustreten rasch hinter ihm zu. Hahnkrat wird vernommen, es scheint Morgen zu sein. Der Todtergräber findet seine Vaterstadt, sein eigenes Haus verändert, er erkennt Niemanden, — es stellt sich heraus, daß er dreihundert Jahre in der Unterwelt gewesen u. s. w.

Den Anfang und Schluß der halbmärchenhaften Sage erklärt Müller mit Recht für spätern Zusatz; die Strafen könnten, wenn auch nicht ursprünglich doch altes Beiwerk sein; wenigstens ist Gewicht darauf zu legen, daß hier — entgegen christlicher Anschauung Selige und Verdammte in einer Welt zusammen leben. Der lange, dunkle Gang ist der Helweg, wozu Müller auch die aus Panzer bekannten, unterirdischen Gänge alter Todtengrüfte in Deutschland vergleicht. Der Himmel ist nicht unser Himmel, sondern ein Unterhimmel, der Himmel der Unterwelt, der auch seine eigene Sonne hat, wie auch sonst vorkommt. Daß diese Sonne über Selige und Verdammte scheint, halte ich hauptsächlich für reinere, ältere Auffassung. Ich sehe darum auch in dem Himmelspalast nicht Valhöll, sondern Hels Behausung nach älterer Vorstellung, in dem schönen Jüngling nicht Odhin, sondern einen Boten Hels. Alle Todten

müssen einst wie nach der griechischen Anschauung ihnen Aufenthalt bei der Erdenmutter gefunden haben, und erst als Odhin und Hel in feindliches Verhältniß gebracht waren, theilte man die Verstorbenen zwischen beide. Schätzbar ist eine von Müller angeführte Variante aus Schäßburg, weil hier ein weiblicher Todter, also Hel selbst erscheint. Wenn in einer andern aus Peschendorf der Todte durch verkehrt Hinlegen zuerst des Messers, dann des Löffels zu zweimaliger Umkehr gezwungen wird, so ist das zwar ächter Zug, deutet aber schon auf den Gegensatz zwischen Ober- und Unterwelt. Der große Baum im Garten ist der Weltbaum, der sich langsam entblättert. Die langen Stunden sind ächt mythisch. So heißt es in einem in Haltrichs Sammlung nicht enthaltenen Märchen von einem „starken Hans": damals war ein Tag so lang wie jetzt ein Jahr. Solche langsam verlaufende und doch nicht langweilige Zeitabschnitte gehören bald einer andern Welt, bald einer andern Periode, einem goldenen Zeitalter an. Nicht bedeutungslos ist die Variante, welche die drei durch ihr Fallen je ein Jahrhundert abmarkenden Blätter als goldene bezeichnet, denn der Gipfel des Weltbaumes hat goldene Blätter. Die goldenen Haare des Unterweltsboten und das rasche Zuschlagen den Thüre sollen später erklärt werden. Das Hahnenkrähn ist auch charakteristisch, wiewohl seine Bedeutung in der Sage verdunkelt erscheint: „Hels Hahn kräht, wenn Jemand ihr Reich verläßt."

4.

Diese schöne Sage steht sehr vereinzelt; die andern Ueberlieferungen zeigen meist das Bild der Balcgrûsz. Auch in der Edda, selbst der alten, erscheint Hel als Unheilsmutter. Die jüngere Edda gar schildert sie halb schwarz, halb menschenfarbig, fast schrecklicher als die Sage anderer deutscher Stämme, worin sie halb schwarz, halb weiß oder ganz schwarz, zuweilen in Erinnerung an ihre alte edlere Gestalt weiß erscheint, wie die weißen Frauen, die sich mit ihr berühren und auf sie zurückführen. Ihr Reich ist in dem finstern Niflhel, weit und dunkel der Weg dahin. Als Hermodhr hinritt, um Baldur zu suchen, mußte er neun Nächte durch tiefe, dunkle Thäler reisen, so daß er Nichts sah, bis er zum Giöllfluße kam und über die Giöllbrücke ritt, die mit glänzendem Golde belegt ist. Da wies ihm eine Jungfrau noch weiter den Weg nördlich zu Hel. Da ritt Hermodhr weiter, bis er an das Helgitter kam. Die Behausung selbst wird nicht minder schrecklich dargestellt.

Elend heißt ihr Saal, Hunger ihre Schüssel. Trüg ihr Knecht, Langsam ihre Magd, Einsturz ihre Schwelle (oder ihr Gitter), Kümmerniß ihr Bett, drohendes Unheil ihr Vorhang. Aus andern Quellen wissen wir, daß sie einen Hund hat gleich dem Kerberos der Griechen, Roß und Hahn stehen ihr zu, Schlafdorn und Wünschelruthe gleich dem Odhin.

Vieles von diesen Schilderungen finden wir in unserm Märchen: die dunkle Welt (dem 31. in Haltrichs Sammlung) wieder. Ein Kaufmann hatte einem armen Manne zwei Kinder, Knabe und Mädchen, getauft und die beiden auch in sein Haus genommen, wo er sich des Knaben, seine Frau des Mädchens annahm. Eines Tages durch Unglück im Spiel erbittert, schlägt der Knabe das Mädchen mit einem Schlüssel an die Stirne, daß ein Blutstropfen hervorquillt. Sogleich erscheint eine dunkle Gestalt, die mit den Worten: Darauf habe ich lange gewartet; das Mädchen erfaßt und mit ihm verschwindet. Der Junge wird deshalb fortgejagt, geht in die weite Welt und wird Gärtner bei einem König am Meer. Eines Tages ruft ihn eine Stimme aus dem Meer beim Namen. Als er antwortet, erhebt sich eine schöne Jungfrau aus dem Wasser und fragt, ob er ein Zwillingskind sei. Er bejaht, worauf sie antwortet: „Du kannst mich erlösen, wenn Du 99 Tage um mich trauerst. Er trauert 98 Tage, am 99. wird er von der Königin bei einem Feste verleitet, zu tanzen. Da ruft die Stimme aus dem Meer: Weh! Du hast mich nicht erlöst! nun bin ich auf den Glasberg versetzt. Mit einem Diener wandert er zum Glasberg. Am Fuße desselben steht eine Hexenmühle. Die Hexe zeigt ihm zwar den Weg, auf dem der Berg ersteiglich ist, giebt aber dem Diener eine Nadel und überredet ihn, sie in das Kleid seines Herrn zu stecken, wenn dieser den Berg hinansteige. So geschieht es dann dreimal an drei aufeinanderfolgenden Tagen, und dreimal schläft der Jüngling mitten auf dem Wege ein. Die Jungfrau erscheint jedesmal dem Schlafenden im Traum und klagt, daß er sie nicht erlöse. Zum drittenmal trägt sie dem Diener auf, seinem Herrn zu sagen, sie sei nun in die dunkle Welt versetzt und könne von da schwer erlöst werden; die erste Bedingung sei die, daß sein Herr den ersten Baum, der ihm beim Erwachen sichtbar werde, umhaue. Der Jüngling, der keinen Baum sieht, merkt daran, daß der Diener damit gemeint sei, und schlägt ihm den Kopf ab. Weiter wandernd und in ein anderes Reich gelangend, trifft er hier seine Schwester als Gemahlin eines Königs, der über Geister gebietet und sie, — wie sonst der Teufel, durch den Knall einer Gei-

ßel zusammenruft. Einer dieser Geister muß den Jüngling in die dunkle Welt geleiten. Auf dem Wege wird es immer dunkler, bis es stockfinster ist, wie die Mitternacht. Dann treten sie in ein Schloß. Vor der ersten Thüre desselben krachen zwei Heubäume über den Wanderer zusammen, bei der zweiten bedrohen ihn zwei Löwen. Durch die dritte Thür gelangt, findet er in einem großen Saal eine Menge Betten und kriecht unter das erste davon. Die Verwünschten liegen auf den Betten und jammern, daß noch Niemand komme, sie zu erlösen.

Er liegt aber gerade unter dem Bett seiner Jungfrau und diese erzählt, wie sie erlöst werden könne. Er erlöst sie hierauf wirklich, indem er sie von 12 bis 1 Uhr umarmt und küßt, während sie, in eine Schlange verwandelt, ihn beißt und schnürt. Da wird es hell in der dunkeln Welt, alle Verwünschten sind erlöst, er vermählt sich der gewonnenen Prinzessin und herrscht mit ihr über das einst finstere Reich.

Das Märchen ist keineswegs überall in alterthümlicher Reinheit erhalten, vielmehr hat es allerlei Modernes aufgenommen, scheint auch Verlüste erlitten zu haben, so daß es als Ganzes kaum mehr zu deuten sein möchte. Der Kaufmann und seine Frau mögen an Odhin und Frigg erinnern, die Zwillingsgeschwister an die unter die Asen aufgenommenen Wonengeschwister, denn um die Erlösung sommerlicher Lichtgottheiten aus der Gewalt winterlicher Todesmächte scheint es sich auch hier zu handeln und auch Freyr und Freyja wurden, als sie unter die Asen traten, getrennt. Aber Alles ist dunkel. Durch das novellenartige Ineinanderschieben zweier Handlungen, wie es sonst Märchen fremd und hier, wie ich glaube, mit ein Zeichen späterer Einflüße ist, der Geschichte der Schwester und der von der verwünschten Jungfrau, die überdies beide in dem Märchen den gleichen Namen Susi führen, eigentlich auch beide verwünscht sind, wird der Zusammenhang noch unklarer. Mit Unterwelt und Todesmächten haben wir es aber ohne Zweifel zu thun. Die dunkle Gestalt, die das Schwesterchen entführt, kann Häl oder eine andere Todtengottheit sein. Nach dem Verlauf des Märchens scheint es der König zu sein, den wir hernach als des Mädchens Gatten finden. Aber dieser Geisterkönig, der — wie sonst der Teufel — mit der Geißel regiert, scheint selbst der Beherrscher eines Todtenreichs oder des Vorgebietes von Niflheim und seine Geister Dunkelelbe zu sein. Daß sie geflügelt erscheinen, mag von spätern Einflüssen herrühren oder auf Luftgeister deuten. Dann wäre der König ein Riese und die Geißel, deren

Bedeutung sich noch an andern Stellen aufklären wird, machte ihn sogar zum Gewitterriesen. Von der verwünschten Jungfrau erfahren wir keine Vorgeschichte. Sie wird immer aus einem Todtenreich in das andere versetzt. Zum erstenmal ist sie im Meere bei Rahana, die nur eine andere Hel ist. Die Erlösung durch Trauern mahnt an die Erlösung Baldurs durch Weinen aller Geschöpfe. Beide gelingen nicht, hier weil ein Wesen nicht mit trauerte, dort weil einen Tag nicht getrauert wurde. Zum zweitenmal wird die Jungfrau auf den Glasberg versetzt, der in der spätern Volksüberlieferung an die Stelle der auf einem Hügel flackernden Waberlohr getreten ist, d. i. des Scheiterhaufens, worauf die Todten verbrannt wurden. Dieser Glasberg kommt vielmal in unsern Märchen vor, auch einmal die Waberlohr selbst. Immer soll eine dahin verwünschte Jungfrau — wie einst Brunhild — erlöst werden. So auch unsere Jungfrau, sie kann noch erlöst werden, sie ist erst an der Schwelle der Helfahrt. Aber Häl — denn die alte Hexe am Fuße des Glasberges ist Niemand sonst — sorgt auf ihren Raub. Die Nadel, die sie dem Jüngling in das Kleid stecken läßt, ist der Schlafdorn, durch welchen auch Odhin Brunhilden in Schlummer versetzte. Die räthselhafte Andeutung den treulosen Diener zu enthaupten, hat ächt mythischen Grund. Nach Se. Edda schufen die Götter das erste Menschenpaar aus zwei Baumstämmen. Am unzweifelhaftesten ist der dritte Aufenthalt der Jungfrau, die dunkle Welt als wahres Helreich geschildert. Schon der Name hat mit dem alten Niflheim gleichen Gehalt; der Weg ist dunkel und immer dunkler, wie er bei Hermodhrs Ritt beschrieben wird. Die zwei Heubäume, die bei der ersten Thüre über den Eintretenden zusammenkrachen, erinnern an Hels Schwelle, die Einsturz heißt. Die Schilderung der jüngern Edda kann in diesem Punkte nicht bedeutungslos sein. In der Sage vom Todtengräber im Himmel ward der Einsturz durch das blitzschnelle Zuschlagen der Unterweltsthüre hinter dem Austretenden ausgedrückt. Auch in Sagen von Schätzen, die hinter eisernen Thüren in Bergen verschlossen liegen, wird fast immer berichtet, daß dem glücklichen Finder beim Heraustreten die Thüre an die Fersen schlägt. Das sind Hels Schätze und der Einsturz ihrer Schwelle. Doch ist wohl nicht eigentlich die Schwelle, sondern das an der Schwelle hinter jedem Eintretenden niederstürzende Helgitter zu verstehen[6]). An der zweiten Thüre drohten dem Helden zwei Löwen; sie sind offenbar an die Stelle des Helhundes getreten. Nachdem die dritte Schwelle

überschritten ist, sehen wir uns in einem großen Saal, wo sich die armen Gebannten befinden; es ist Hels Saal, der Elend heißt. Eine Menge Betten stehen da, von denen Jammer und Seufzen ausgeht, denn Kümmerniß ist Hels Bett. Die Erlösung kann wie das erstemal nur durch ein — in Märchen oft in ähnlicher Gestalt wiederkehrendes — Zeichen der Liebe; (wie bei Baldr) bewirkt werden. Nur die Liebe ist stärker, denn der Tod.

5.

Selten bewahrt ein einziges Märchen so viele, fast unentstellte Mythenzüge, wie es bei dem eben behandelten trotz vielfach zu Tage liegender Entartung offenbar der Fall ist. In die Unterwelt versetzt sehen wir uns auch in dem folgenden Märchen von einem starken Hans, (dem 17. in Haltrichs Samml.) Hanns, der dreimal sieben Jahre an den Brüsten seiner Mutter gesogen hat und nun so stark ist, daß er den stärksten Eichbaum aus der Wurzel ausreißen und auf die Spitze stellen kann, geht auf Abenteuer in die Welt. Er trifft einen Mann, der Steine zwischen seinen Händen zerreibt und wieder einen andern, der die hohen Eichbäume an der Spitze fassend, sie wie Binsen umdreht. Er überwindet sie beide im Einzelkampf und zwingt sie, seine Gefährten zu werden. Sie treffen im Wald ein kleines Haus, Niemand darinnen. Man will sich hier einrichten und während zwei auf die Jagd gehen, soll einer zu Hause das Essen bereiten. Am ersten Tage soll's der Steinzerreiber thun. Ein kleines Männchen tritt ins Haus mit sieben Ellen langem Bart und jammert: „Ach! wie friert mich!" — „So komm und wärme dich!" Der Kleine geht zum Heerd, schlägt aber hier sogleich den Topf um, und läuft hurtig fort. Hanns kommt hungrig nach Hause, findet kein Essen und prügelt den Steinzerreiber. Am zweiten Tag bleibt der Baumdreher zu Hause und es ergeht ihm ganz wie dem Steinzerreiber. Nun übernimmt Hanns selber die Hauswirthschaft. Wie nun der Kleine seine Tücke üben will, faßt er ihn schnell am Bart, klopft ihn durch und klemmt ihm dann den Bart in einen Baum. Den rückkehrenden Gefährten sagt er, was er vollbracht, speist mit ihnen, und will ihnen sodann den gefangenen Kleinen zeigen. Aber dieser ist sammt dem Baum verschwunden und nur ein Loch an der Stelle, wo der Baum gestanden, deutet an, wie die Befreiung bewerkstelligt worden. Durch dieses Loch wird Hanns an einem langen Seil in die Tiefe gesenkt, wo er nach dreimal sieben Tagen auf festem Boden anlangt. Aber

hier ist nun erst noch ein langer, dunkler Gang zu durchschreiten. Endlich wird es wieder hell und ein neuer Himmel thut sich auf. Hanns sieht einen großen Palast und geht hin. Im innersten Zimmer drei schöne Königstöchter weinend und klagend in der Gewalt eines zwölfköpfigen Drachen, der aber von Hanns erwürgt wird. In einem der Zimmer findet Hanns einen unermeßlichen Schatz, der mitgenommen wird. Nun will man wieder zur Oberwelt. Steinzerreiber und Baumdreher ziehen zunächst die drei Jungfrauen und den Schatz empor. An Hanns wollen sie Tücke üben, ihn bis zur Mitte emporziehen, dann hinabstürzen lassen. Er hat aber einen Stein an den Strick gebunden, der bei dem Sturz in tausend Stücke zerschellt. Die beiden Verräther glauben von ihrem Gefährten befreit und im gesicherten Besitz der Beute zu sein. Aber über der Theilung gerathen sie in Streit. Indessen sucht Hanns einen andern Ausgang. Er trifft das kleine Männchen noch immer mit dem Bart an dem Baume haftend, den es mitschleppt, und dieses muß ihm zum Führer dienen. Sie kommen nach langem Wandern an einen mächtigen Baum, der mit seinem Gipfel nach der Oberwelt hinaufreicht. Hier, meint der Kleine, müsse Hanns hinaufsteigen. Hanns steigt sieben Tage bis er die Spitze erreicht, von der er in weiter Ferne ein kleines Licht erblickt, das in der Oberwelt ist. Wie hingelangen? Indem er darüber nachdenkt, sieht er auf dem Baum ein großes Nest, darinnen junge Vögel sind. Zugleich kriecht aber eine gewaltige Schlange am Baum herauf, um die Vögel zu fressen, die den Hanns um Hilfe anflehen. Hanns zerschmettert mit seiner Keule der Schlange das Haupt. Der alte Vogel kommt zum Neste, sieht den Hanns blutig vom eben bestandenen Kampfe, meint, der habe seine Jungen angegriffen und verschluckt ihn im ersten Grimm. Die jungen Vögel berichtigen den Irrthum, der alte spuckt den Hanns wieder aus, der nun noch viel schöner und herrlicher erscheint. Der dankbare Vogel will den Hanns zur Oberwelt bringen. Doch muß ihm dieser erst sieben Löwen und sieben Fässer Wein herbeischaffen zur Nahrung auf dem langen Weg. So gelangt denn Hanns auf die Oberwelt, dankt dem Vogel, der sich gleich wieder in sein Nest senkt, trifft die noch streitenden Gefährten, erschlägt sie und theilt Schätze und Königstöchter mit zwei unterwegs getroffenen Königssöhnen.

Auch dieses Märchen ist eines der bedeutsamsten. So häufig es

seiner Grundlage nach in Deutschland[7]) und sonst vorkommt, in solcher Vollständigkeit und Reinheit habe ich es noch nirgends getroffen. Die einzige Berichtigung wäre nach deutschen Relationen aufzunehmen, daß Hanns aus der Unterwelt *nicht drei*, sondern *nur eine* Jungfrau erlöste. Die dreie sind wohl nur der drei Gefährten wegen erfunden, und das Märchen weiß am Ende mit zweien von ihnen nichts anzufangen und muß, um sie nur auch zu versorgen, zwei Königssöhne ex machina hervorgehen lassen.

Ein anderes bei uns vorkommendes Märchen von einem starken Hanns, das ich nur lange nicht mehr gehört, mit stark abweichender Entwickelung ist bereits oben erwähnt worden. Nach diesem gelangt Hanns mit den gewonnenen Gefährten *in einen tiefen Wald, hört hier eine ferne, klagende Stimme und geht ihr hundert Tage lang nach, — damals aber war ein Tag gleich einem unserer Jahre, — bis er eine Jungfrau in der Gewalt eines Drachen trifft, die er befreit* u. s. w. Auch *macht er eine Mühle von den rothen Teufeln frei, die da hausen*[8]) und wohnt zuletzt, nachdem er sich auch seiner undankbaren Gefährten, die ihm die Jungfrau rauben wollten, entledigt hat, selbst mit der Angetrauten in der Mühle. Nach einer wieder abweichenden Relation hatte sich diese nach Besingung der rothen Teufel in einen herrlichen Palast verwandelt. — Auch hier sind fast durchaus reine, ächtmythische Züge. —

Im allgemeinen handelt es sich auch hier um die Befreiung einer Sommergöttin aus den Banden der Todesmächte. Der starke Hanns hat viele Züge Siegfrieds, seine beiden Gefährten sind *Riesen*. Was er bekämpft, sind dieselben Mächte, die der Held in den Märchen vom Zauberroß, von Goldhaar, vom Knaben und der Schlange zu bezwingen hat. Der Schauplatz seiner Thaten, darauf ist hier das Hauptgewicht zu legen, ist fast durchgängig die *Unterwelt*. Die Pforte öffnet ihm bezeichnend genug ein *Dunkelelb*, der Zwerg mit dem sieben Ellen langen Bart, *tief im Walde bei einem einsamen Häuschen*. In solcher Waldestiefe fanden wir auch die Behausung der Bäschmoter; in solchen einsamen Waldhäuschen treffen wir in der Regel jene alten Mütterchen, die fast immer auf dasselbe Wesen zurückführen. Auch in dem zweiten Märchen ist es wieder der *unendliche Wald*, der auf die *Unterwelt* hinweist, daneben die *Mühle*, worin die rothen Teufel bekämpft werden. *Solche Mühlen haben mit den Waldhäuschen gleiche Bedeutung*; die Volksdichtung hat von jeher geheimnißvolle Sagen an Mühlen geknüpft; in dem Märchen von der dunkeln Welt fanden wir

Häl, — als solche erkannten wir die Alte mit dem Schlafdorn — in einer, Mühle am Fuße des Glasberges. Auch die lange Niederfahrt, der lange dunkle Gang und wieder auch der Unterhimmel sind schon bekannte Zeichen der Unterwelt. Die weithin hörbaren Seufzer der Königstöchter beider Märchen weisen uns eben dahin, und so der Palast des einen, Hels Behausung. Der Drachen und die unermeßlichen Schätze sind immerwiederkehrende Attribute der dunkeln Göttin.

6.

Die eine Hälfte des erstangeführten Märchens, worin erzählt wird, wie Hanns wieder auf die Oberwelt gelangt, eröffnet eine noch weitere Aussicht und beweist noch überzeugender, daß wir hier in die Unterwelt versetzt sind. Was ist es mit diesem ungeheuren Baum, an dem der Held sieben Tage lang emporklettert, mit jenem Riesenvogel, der oben im Wipfel nistet, mit jener Schlange, die am Baum emporkriecht und des Vogels Brut vertilgen will. Wir haben wieder den Weltbaum vor uns, dem wir schon mehrmals begegneten, aber noch nicht in so großartiger Schilderung wie hier. Yggdrasil heißt in der Edda dieser Weltbaum und das ganze Weltgebäude ist in ihm versinnbildlicht. Die Wurzeln halten den Baum aufrecht; sie dehnen sich weit aus, die eine zu den Asen[9]) die andre zu den Heimthursen, die dritte steht über Niflheim. Bei jeder Wurzel ist eine Quelle, Urdherbrunnen bei der ersten, Mimirsbrunnen bei der zweiten, Hvergelmir bei der dritten. Unter der letzten Wurzel liegt Nidhöggr, die Schlange und nagt an dem Baume. Eine Ziege Heidrun weidet an dem Gipfel des Baumes und gibt so viel Milch, daß alle Helden in Odhins Saale davon zu trinken haben; außer ihr noch der Hirsch Eikthyrnir nebst vier andern Hirschen, die durch die Zweige streichen und seine Knospen fressen. Auf dem Gipfel sitzt ein Adler und zwischen seinen Augen ein Habicht. Ein Eichhörnchen springt auf und nieder, und trägt Zankworte vom Adler zu Nidhöggr. Aus dem Urdhorbrunnen schöpfen die Nornen täglich, und begießen den Baum, damit er nicht dorre. Dieser Brunnen ist ein verjüngender Quell des Lebens, so heilig, daß Alles, was in dieses Wasser kommt, so weiß wird, wie die Haut, die inwendig in der Eierschale liegt.[10]) Täglich reiten die Götter zu dem Brunnen, Gericht und Rath zu halten.

Das ist ganz der Baum unseres Märchens, nur daß nach diesem der Held von dem Gipfel des Baumes noch weit bis zur Oberwelt hat,

was vom Standpunkt des Mythus ein verfehlter Zug ist. Die Schlange unseres Märchens, die von unten emporkriecht die jungen Vögel zu fressen, ist der Nidhöggr des nordischen Mythus, der sich bei der Wurzel Hels befindet; der Riesenvogel, der den Helden des Märchens nach so vielen ans Göttliche reichenden Thaten verschlingen kann, ist also der Weltadler, der in ewiger Zwietracht mit Nidhöggr ist. Erinnern wir uns, daß in dem Märchen vom Knaben und der Schlange jener auch vom Schlangenkönig verschlungen und verschönert wieder ausgegeben wurde, und daß wir in dem Schlangenkönig Woden erkannten, so wird auch hier der Weltadler, Odhins Adler an Odhins Stelle selbst getreten sein und wir hätten auch im starken Hans einen jener Schützlinge oder Emanirten Wodens, der gegen Häl und ihr Geschlecht im Kampfe ist.[11])

7.

Unser Märchen schweigt von den drei Wurzeln der Weltesche. Sie sind vielleicht nicht ursprünglich. Eine Wurzel bei Hel mochte genügen. Auch die drei Brunnen könnten aus einem hervorgegangen sein; wenigstens fällt der Nornenbrunnen vielfach mit dem Helsbrunnen zusammen. Das Märchen vom Wunderbaum (Nro. 15 bei Haltrich,) kennt nur eine Wurzel; dagegen werden die drei Welten durch drei übereinander ragende Wipfel des Weltbaumes dargestellt. Ein Hirtenknabe erblickte eines Tages auf dem Felde einen wunderschönen großen Baum. Es lockte ihn hinaufzusteigen, was ihm auch sehr leicht gelang, weil die Zweige an dem Baum hervorstanden wie Sprossen an einer Leiter. Er zog seine Schuhe aus, und stieg neun Tage lang. Da kam er in ein weites Feld, da waren viele Paläste von lauter Kupfer und hinter den Palästen ein großer Wald mit kupfernen Bäumen und auf dem höchsten Baume saß ein kupferner Hahn, unter dem Baum war eine Quelle von flüßigem Kupfer; die sprudelte immer fort, und das war das einzige Getöse; sonst schien Alles wie todt und nichts regte sich. Er brach sich einen Zweig vom Baum, und weil seine Füße vom langen Steigen müde waren, tauchte er sie in die Quelle; da waren sie mit blankem Kupfer überzogen. Er kehrte zu dem Stamm zurück; der reichte noch hoch in die Wolken, und kein Ende war zu sehen. Da oben muß es noch schöner sein, dachte er, und stieg abermals neun Tage aufwärts. Da kam er wieder in ein weites Gefilde und es waren hier auch viele Paläste, aber von Silber, und so auch der Wald hinter den Palästen, der Hahn auf dem höchsten Baume und die Quelle unter demselben. Als er dann nochmals

neun Tage stieg, gelangte er in das dritte Gefilde mit goldenen Palästen, goldenem Wald, Goldhahn und Goldquelle. In dieser wusch er sich das Haar, das davon ganz goldig wurde. Als er nun vom Baume herabstieg, fand er, daß er in einem fremden Lande sei. Der Schluß enthält die bekannte Geschichte, wie der Held die Königstochter vom Glasberg befreit sich anfangs versteckt, aber an seinen goldenen Haaren erkannt wird.

Es ist also wieder von der Befreiung einer Lebensgottheit aus dem Reich des Todes die Rede. An den goldenen Haaren erkennen auch wir den Helden als einen strahlenden Lichtgott, wie er uns im Märchen vom „Goldhaar" bekannt wurde. Er selbst steigt zuerst aus der untersten Welt empor und nur nachdem er seine ganze Strahlenkraft erlangt, wieder hinab um die schlummernde oder gebannte Göttin zu befreien. Der Wunderbaum ist die große Weltesche. In dreimal neun Tagen ersteigt er sie, wie der starke Hanns dreimal sieben Tage sank, bis er in die Unterwelt gelangte. Die drei Welten sind an dem Wunderbaum durch Zwischenräume von je neun Tagen geschieden. Neun Nächte mußte Hermodhr reiten, als er Baldr aufsuchte, bis er nach Helheim gelangte. Die drei Quellen sind auch in unserm Märchen. Die Kupferquelle ist der Lage nach Hels Brunnen, wie der kupferne Hahn, Hels schwarzer oder schwarzrother Hahn[12]). Am bedeutungsvollsten ist die oberste Welt mit der Goldquelle, dem goldenen Hain, den Goldpalästen. Das ist die Nornenquelle, woran die Götter täglich Gericht halten, die Alles, was darin taucht, rein macht, wie die Quelle unseres Märchens Alles vergoldet. Der goldene Wald ist der Hain Glasor, der vor Asgard steht, und goldene Blätter hat; die goldenen Paläste, die meist goldenen Behausungen der Götter in Asgard, der goldene Hahn, der auf dem höchsten Baume kräht, Odhins goldgelber Hahn, der die Helden in Walhöll jeden Morgen weckt.

8.

Bedeutungsvoll tritt der Hahn unserer Häl in dem 34. von Haltrichs Märchen: die beiden Mädchen bei der Hexe hervor, das im allgemeinen mit: Frau Holle in der Samme der Brüd. Grimm und den im dritten Bande gebotenen anderweitigen Relationen desselben übereinstimmt, denen aber der Höllenhahn verloren gegangen und auch sonst

mancher bedeutsame Zug mangelt. Einen Verlust hat unser Märchen am Anfang erlitten, da das Mädchen nicht, wie in dem Grimmschen durch den Brunnen in die Unterwelt gelangt, sondern, nachdem es von seiner Stiefmutter fortgejagt worden, hingeht, „wohin es seine Augen leiten." Als es ein Stück Weges gegangen, kommt es an einen Apfelbaum, der spricht: „willst du mich nicht ein wenig von den Dornen reinigen?" Sie thut es bereitwillig. Einem lahmen Hund verbindet sie hernach den Fuß. Noch eine Strecke weiter schiebt sie bei einem brennenden Backofen auf dessen Verlangen das Blech vor. Endlich kommt das Mädchen an ein kleines Häuschen, worin eine alte Hexe wohnt. Sie nimmt es in ihren Dienst, übergibt ihm alle Schlüssel, verbietet ihm aber in das siebente Zimmer zu gehen. Aus Neugierde wird das Verbot überschritten. Da findet das Mädchen eine Menge Gold, und wird selbst sogleich ganz goldig. Es bekommt darüber Angst und entflieht. Aber über der Thüre steht ein Hahn, der sogleich laut kräht. Die Hexe kommt und setzt dem Mädchen nach. Aber sie sieht den Weg nicht recht, weil ein alter Mann, der das Mädchen fliehen gesehen, sich seiner erbarmt und vor ihm lichten Tag, hinter ihm Nacht bereitet hat, Ofen, Hund Apfelbaum unterstützen ebenfalls die Flucht, indem sie den Weg des Mädchens nicht verrathen, das endlich glücklich nach Hause gelangt und von der Hausschwalbe begrüßt wird mit dem Reim:

„titum, titum tårchen",
et säzt e gäldä' frâchen
angder'm fenster und lacht.

Die rechte Tochter der Frau geht nun freiwillig aus, um gleiche Vortheile zu erlangen, handelt aber in Allem entgegengesetzt und erwirbt entsprechenden Lohn.

Kein Zweifel, daß uns das Märchen in die Unterwelt führt. Das kleine Häuschen mit der Hexe ist uns bekant; wir haben wieder Häl und ihre Wohnung vor uns. In dem verbotenen Zimmer ist ihr Eigenstes, sind ihre Goldschätze. Der Hahn über der Thüre, ist der schwarzrothe Hahn der Völuspa, der den Raub der Hölle bewacht. Er fehlt allen Relationen aus Deutschland, in welchen dagegen an Stelle unserer Hausschwalbe ein Haushahn getreten ist. Apfelbaum und Backofen bieten nicht nur dem Mädchen Gelegenheit, seine Gefälligkeit und seinen gewohnten häuslichen Fleiß an den Tag zu legen, sondern deuten auch auf den Felder- und Früchtensegen der Erdenmutter. Der lahme Hund ist

der im Volksaberglauben zuweilen dreifüßig gedachte Höllenhund. Der dritte Band der Grimm'schen Märchen führt eine Variante aus dem Paderbornschen an, wornach dem entlaufenen Mädchen ein großer schwarzer Hund nachgeschickt wird; das ist noch unverkennbarer Hels Höllen- und Schatzwächter. In einer anderen Ueberlieferung tritt an Stelle unserer Hexe eine „rothe Alte", die unsern „rothen Teufeln" im starken Hanns entspricht, und schon an und für sich an Hel erinnert. Auch Frau Holle selbst fällt ganz mit Hel zusammen. Bemerkenswerth ist, daß wir in dem sächsischen Märchen auch unserm Alten wieder begegnen, der allen andern Ueberlieferungen fehlt. Wäre er auch unorganisch in dieses Märchen gekommen, was allerdings wahrscheinlich ist, da sein Auftreten unmotivirt, weil überflüßig erscheint, es ist dennoch bezeichnend, daß unsere Märchenerzähler so sehr gewohnt sind ihn überall den Mächten der Unterwelt gegenüber zu stellen.

9.

Noch in manchen Märchen und Sagen wird Häl oder ihr Gebiet und ihre Attribute offenbar berührt; es genügte die reichhaltigsten heranzuziehen. Auch in diesen treten einzelne Züge, wie bedeutsam sie an sich erschienen, nicht überall hervor; dagegen verdient es Beachtung, daß andere nie oder doch nur in wenigen dieser Ueberlieferungen fehlten. Das sind hauptsächlich folgende Züge:

1. Der lange dunkle Gang. In dem Märchen vom Zauberroß wird die tiefe Waldnacht immer dunkler und stiller, je näher der Held an die Behausung der Bäschmoter kommt, auf dem Weg in die dunkle Welt wird es endlich ganz finster. Die Sage vom Todtengräber und das Märchen vom starken Hanns sprechen wörtlich vom langen, dunkeln Gang. Das Märchen von der Hexe weiß wenigstens von einem langen Weg, in andern Ueberlieferungen von dem Eingang durch den Brunnen.

2. Hels Palast, Schloß oder Behausung fehlt in keinem der erörterten Stücke.

3. Gold und Schätze. Nur die Sage vom Todtengräben weiß wenig davon, doch sind sie in der Pracht des Himmelspalastes, den goldenen Blättern des Weltbaumes und den goldenen Haaren des Unterweltsboten vertreten.

4. Der Weltbaum fehlt nur in der dunkeln Welt und dem Märchen von der Hexe und dem Mädchen, der Brunnen auch im starken Hanns.

5. Drachen fehlen nur dem Todtengräber und der Hexe.

6. Dunkelelbe fehlen auch nur diesen beiden Stücken.

7. Der neue Himmel und die neue Sonne sind dem Todtengräber, dem starken Hanns, der dunkeln Welt nach ihrer Erlösung gemeinsam; das Märchen von dem Mädchen bei der Hexe hat sie nur verloren.

8. Den Hahn kennen (außer dem Märchen vom Wunderbaum) die Märchen von dem Todtengräber und von den beiden Mädchen be-der Hexe.

10.

Wenn ich zunächst an das anknüpfe, was in dem Vorausgegangenen auf eine Todesgöttin hinweist, so ist noch Einiges aus dem Volksaberglauben nachzutragen [13]). Wenn in verschiedenen typischen Reden, die bei Gelegenheit von Leichen gehalten zu werden pflegen, die „Erde unser aller Mutter" genannt wird [14]), zu der wir wieder zurückkehren müssen, so beruht das wohl mehr auf biblischer als heidnischer Tradition. Aber daß schwarze Hunde, schwarze Pferde, die plötzlich erscheinen, todtbringende Angänge sind, führt gewiß auf Häl, schwarz ist Häls Hund und Pferd. Wenn ein schwarzer Hund vor einem Hause bellt, bedeutet es den Tod eines kranken Einwohners. Man sucht den Hund zu beschwichtigen, indem man ihm Speck, der an den Füßen des Kranken gerieben wurde, zuwirft — also ein Abfindungsopfer. Nimmt er den Speck, so ist der Kranke gerettet, verschmäht er ihn, so ist der Tod sicher. Gleiche Bedeutung hat das Geschrei der Nachtvögel, namentlich des Kautzes, der mit manchen andern Thieren als Dunkelelb aufzufassen ist. Wem im Frühling zuerst ein gelber Schmetterling begegnet, der stirbt in demselben Jahre. Falbe und schwarze Farbe, alles Verkehrte, Linke, Ungerade steht, wie schon erwähnt, in Beziehung zu Häl und den Todesmächten. Iudica wird der schwarze Sonntag genannt, da darf man nicht ausgehn, sonst begegnet einem der Teufel. Wem verkehrt über die Hand eingeschenkt wird, muß, falls er trinkt, bald sterben, ebenso Einer von Dreizehnen, die zugleich bei einer Tafel sitzen; eine Mutter, deren Sohn oder Tochter das Brot auf die verkehrte Seite legt; Jeder, der in seinem ganzen Wesen plötzlich verändert d. i. „verkehrt" erscheint, wem die Finger gelb werden, wem bei Erkrankungen die linke Hand oder der linke Fuß schwillt, auch das Zwinken des linken Auges, das Klingen des linken Ohres haben

keine gute Vorbedeutung. Wenn ein Kranker die weiße oder graue Frau sieht, so muß er sterben. Diese weiße oder graue Frau ist Häl selbst, die terra mater, die tantum morituri vident [15]). Träumt Einem von einer tiefen Schlucht, in die er gerathen, so stirbt er. Die tiefe Schlucht ist der lange, dunkle Gang unserer Märchen. Gleiche Bedeutung hat der Traum von tiefen, trüben Wasserwirbeln. Der Hahn, der einem über den Weg geht, ist ein schlimmer Angang; es ist wohl nur ein schwarzer Hahn gemeint. In Gestalt eines schwarzen Hahnes erscheint der Teufel. Wenn der Hahn zwischen 6 und 7 Uhr Abends kräht, so gibt es bald eine Leiche im Ort; desgleichen wenn eine schwarze Henne mit gelben Füßen kräht. Eine solche Henne ist also ein der Häl besonders auserlesenes Thier. Daß auch Tauben, Schwalben und Katzen todtverkündende Thiere sind, zeigt die nahe Verwandschaft von Häl und Holda-Freyja. Höchst bedeutungsvoll und neue Aussicht eröffnend ist es, daß wir schon hier auch das Schwein als ein der Erd- und Todtenmutter geweihtes Thier erkennen, wofür sich später mehrfache Bestättigung ergeben wird. Wenn ein getödtetes Schwein zum Sengen zurecht gelegt, den Kopf nach einer Seite wendet, so sagt man, es sterbe Jemand von den Leuten, die in der Richtung wohnen, nach welcher der Kopf gewendet ist. Wenn ein Schwein auf der rechten Seite liegt, also die linke auswärts kehrt, so bedeutet es einen Todesfall. Auch wenn man von Schweinen träumt, bedeutet es einen Todesfall in der Familie [16]).

Als Todtenmacht erscheint in einer Brenndörfer Sage der Teufel, der hier augenscheinlich Nerthus Hel vertritt. In der Nähe des Dorfes ist ein Teich, der in nassen Jahren den Umfang mehrerer Joche einnehmen soll, nahe daran ein Brunnen in einem dicken hohlen Baumstumpf. Aus dem Teich soll in gewissen Nächten (in welchen?) der Böse in schwarzer Kutsche mit vier schwarzen Pferden fahren, um den Teich jagen und dann wieder bald durch den Teich, bald durch den Brunnen in die Tiefe fahren. Wer ihm begegnet, dem bringt er den Tod. Die Sage vereinigt verschiedene verwandte Elemente, den See und den Wagen der Nerthus, den Brunnen und Baum der Bäschmoter-Häl, die Tod bringende Erscheinung der letztern.

Von figürlichen Ausdrücken für Sterben ist: in die Birnen gehen schon erwähnt. Dem Heidenthum gehören wohl auch an: „Goldgraben gehen" (d. i. zu den Schätzen der Unterwelt), Asche auf den Kopf nehmen, eingeäschert werden (auf Leichenbrand zurückzuführen), die Hufeisen werden ihm ab-

gerissen (d. i. die Eisen an den Schuhabsätzen, wohl doch auf den Todtenschuh zurückleitend), unter den Hagen gehen (gleichbedeutig mit in die Birnen gehen) und vielleicht schon das einfache: „fahren."

Das noch überall übliche Thränenbrot geht wohl auch auf Häl zurück, und wird ein Opfermahl für die Todesgöttin gewesen sein. Die alten Capitularien eiferten gegen die Schmausereien bei den Gräbern.

11.

Die Empfängerin der Todten ist selbstverständlich von Anfang an auch eine Todbringerin, Herrscherin über alle Todesmächte gewesen. Als solche ist sie auch Erzeugerin und Absenderin der Seuchen und Krankheiten. Als man sich im Jahre 1709 in Schäßburg vor der herannahenden Pest fürchtete, hieß es sie breche nur aus, wun de nåktich mêt kit (wenn die nackte Jungfrau komme), und als das Unglück einbrach, wollte man diese nackte Maid wirklich gesehen haben. (Müllers Sage Nr. 45). Diese nackte Maid ist entweder die von der Todesgöttin ausgesendete Pestjungfrau, noch wahrscheinlicher aber die Göttin selbst. Auch als fruchtspendender Erdgöttin werden wir ihr in dieser Gestalt begegnen, und auch ihre Verehrer zum Theil nackt ihre Dienste verrichten sehen. Als im Jahre 1849 in „Görjeschdorf" die Pest (Cholera) ausgebrochen war, fanden die Bauern eines Morgens vor dem Dorfe ein Hemd. Eingedenk alter Sitte gruben sie sogleich ein Loch in die Erde und verscharrten das Hemd darinnen. Von Stund an hörte die Seuche in dieser Gegend auf. Fast scheinen sich die beiden Erzählungen zu ergänzen, als lege die Todesgöttin ihr Kleid da ab, wo sie die Seuche wolle entstehen lassen, wie nach einer andern Sage eine Hexe ein weißes Tuch vor die Kirchenthüre breitet und Alle, die darüber schreiten, des Todes sind. Wenn nach einer andern Ueberlieferung die Bewohner einer Ortschaft, worin die Pest wüthete, ein Hemd an einen Zaun hingen, worauf die Seuche sogleich aufhörte, so erscheint dieses Hemd als Opfer für die nackte Jungfrau. Nach einem Aberglauben in der Umgegend von Großschenk und sonst muß ein solches Hemd in einer Nacht gesponnen, gewebt, genäht und gewaschen werden. Die Spende für die dunkle Göttin muß nur Nachtwerk sein und darf nicht über Tag unvollendet stehen [17]).

Krankheiten werden auch im sächsischen Aberglauben allgemein persönlich gefaßt und sind als Dämonen der Häl anzusehen,

womit nicht im Widerspruch steht, daß sie nach Müllenhof zu den elbischen Wesen gehören, wenn nur letztere als Dunkelbe aufgefaßt werden; denn fast alle Helsdiener sind elbischer Natur [18]). Aus dem geheimnißvollen Waldbrunnen, dem Ursprung des Lebens und des Todes steigen diese Diener herauf, und dahin werden sie wieder durch kräftige Heilsprüche gebannt. Unwiderleglich geht aus diesen Heilsprüchen die Persönlichkeit und infernalische Natur der Krankheiten hervor. Bei Woden, wo er als Heilsgott behandelt wurde, sind zwei socher Heilsformeln angeführt, deren sinnliche Stärke poetisch wirkt [19]). Es sind deren noch manche in meiner Sammlg. siebenb. sächs. Volksdichtungen. Die meisten sind bezeichnend für Ursprung und Natur der Krankheiten: Wir hören, daß sie aus dem Walde kommt: „Die Gicht zog aus durch Wald, gar wunderschnell und bald", oder sie begegnet wie in den erwähnten Formeln unterwegs den Mächtigen, der sie bannen wird, gesteht daß sie vorhat „Glieder zu recken, Blut zu lecken u. s. w., und wird in den Brunnen vielhundert Klaftern tief zurück verflucht. Zuweilen sind zwei Brunnen genannt; so heißt es gegen Beermutter und Ferch:

„Ich soll zu dem N. N. gehen,
und soll ihm sein Bein brechen,
und soll ihm sein Kreuz abstechen;
ich soll ein Leich aus ihm machen."
Nein! das sollt du nicht thun,
Komm mit mir in einen grünen Wald!
Da sein zween Brünlein kalt.
Den einen sollt du trinken,
und sollt zu Grund einsinken!

Wenn in den bisher betrachteten Formeln immer die Krankheit von dem Mächtigern bezwungen wird, und darin wieder der alte, feindliche Gegensatz zwischen Woden und Häl zu Tage tritt, so suchen andere Sprüche die Krankheit durch deren eigene Gebieterin zu beseitigen. Wenn z. B. um die Brustbeklemmung des Kindes zu heben dasselbe dreimal durch die Hühnersteige gesteckt und dabei die Formel gesprochen wird:

„Ir hine mät irem gekrêch,
niet mer ewêch,
deses käinjdesz gebrêch!"

oder wenn, um das Kind vom „Berofen" zu befreien, ein sogenanntes Aeschерchen bereitet und rückwärts über den Kopf geworfen wird, so sollen das einemal die der Göttin heiligen Hühner,

das anderemal die Göttin selbst helfen. Auch die Bestandtheile des Aescherchens, mehr noch daß dasselbe über eine verkehrt, nämlich mit dem Ohr in einen Trog gesteckte, „gefädelte" Nähnadel gegossen wird, deuten auf Häl. So wird es auch zu erklären sein, wenn Pflanzen, die zu Heiltränken gebraucht werden z. B. der vielgebrauchte Attich, um Mitternacht gegraben oder gebrochen werden.

12.

In den erwogenen Märchen fanden wir Hel fast immer als Besitzerin von Schätzen: das ist ein charakteristischer Zug. Hermodhr fand die Giöllbrücke ganz mit Gold bedeckt, der Nibelungenhort ist ein Schatz der Unterwelt, an den das Verderben (jene pernicies, die der Balegrûsz anhaftet,) geknüpft ist. Nicht auf diesem Schatz allein liegt der todtbringende Fluch; die Sage erzählt es auch von andern. Ob dieser Zug ursprünglich oder nur hinzugewachsen sei, nachdem schon Hel zur furchtbaren Todesgöttin geworden, lasse ich unentschieden. Für beides ließen sich Gründe anführen. Gewiß ist sie Schätzebesitzerin, nicht weil sie Todesgöttin ist, sondern als die verborgene Erdenmutter, in deren Schooß alle Schätze liegen, der sie auch angehören. Denn neben ihr kommt fast nur der Wunschgott, (dem wie ihr die Wünschelruthe zustehen wird) und der Donnergott in Betracht. Auf diesen weist vorzugsweise das Steigen des Schatzes, das dem Steigen des Donnerkeils, dem Wiederkehren des Hammers in des Gottes Hand gleicht. Doch bieten sich auch andere Vergleiche dar und kennen das Steigen der Schätze auch die Sagen solcher Völker, die einen weniger entwickelten Donnergottmythus besitzen. Auch der Kessel weist nicht nothwendig auf Donner; noch eigener ist er den Riesen und Hwergelmir, der Brunnen Niflhels hat die Bedeutung: rauschender Kessel. Als Schatzriesen sind auch fast nur Nibelunge anzusehen und wo elbische Wesen mit Schätzen in Verbindung stehen, sind es Dunkelbe und diese häufig in Thiergestalt (Drachen, Wiesel, Maus, Maulwurf, Ochs, Eidexe u. s. w.) erscheinend, weisen wieder entschieden auf Hel. Woden und Häl sind also unsere eigentlichen Schatzgottheiten und zwar vorwiegend Häl. Eine Untersuchung unserer Schatzsagen klärt das am besten auf.

Zuerst ist die 99. Sage bei Müller zu erwägen, die einen principiellen Unterschied unter den Schätzen anzunehmen scheint. Schätze, die am Tage blühen — heißt es da — lassen sich ohne Gefahr heben; die in der Nacht blühen, sind gefährlicher und werden oft vom Teufel wieder

geholt, dem sie verflucht sind. Das heißt nichts anderes als: die in der Nacht blühenden Schätze gehören den Mächten der Unterwelt, vor Allem ihrer Gebieterin. Der Teufel kommt in Zusammenhang mit Schätzen als Unterweltswesen nicht, wie Müller vermuthet, als Vertreter Thors. Das macht die Sage noch deutlicher, wenn sie fortfährt: was aber über der Erde liegt, darüber hat der Teufel keine Macht. Es gibt also nach der Sage zweierlei Schätze: 1. solche, die über der Erde sich befinden oder zwar in der Erde liegen, aber am Tage blühen und 2. solche, die sich in der Erde befinden und zur Nachtzeit blühen. Jene gehören Mächten des Lichtes, (vorzugsweise Woden), diese den Gottheiten der Unterwelt. Allerdings stimmt der Inhalt anderer Sagen nicht immer mit dieser Auffassung überein. Von unsern Schatzsagen gebe ich zum Theil nach Müller (S. 372) die folgende Uebersicht:

Die Schätze ruhen in verfallenen Burgen, in Kellern, bei und unter Brücken, in Höhlen, in Bergen, in Flüssen oder im allgemeinen in der Erde. Alles weist mehr oder minder deutlich auf Häl: Burgen, Keller, Brücken, Höhlen. Bergschlünde sind an die Stelle des langen, dunkeln Gangs des Helwegs mit der Giölbrücke getreten. „Die Tiefe der Erde ist ihre eigentliche Behausung, Flußschätze sind zweifelhafter, sind aber auch nur durch eine, dazu eines Gelehrten Sage vertreten. Wenn in einigen dieser Sagen wo der Zugang zu den Schätzen durch eine eiserne Thüre verschlossen erscheint, die hinter dem Glücklichen, der zu den Schätzen gelangte, beim Herausgehen so rasch und dicht zuschlägt, daß ihm zuweilen, wie in Nr. 105 bei Müller, noch die Ferse abgeschlagen wird, so ist damit der Niedersturz des Helgitters unverkennbar bezeichnet.

Die Schätze werden bewacht, angedeutet oder entdeckt durch einen alten Mann mit weißem Bart und Mantel oder einen Pfarrer in ähnlicher Kleidung, durch eine weiße Jungfrau, Frau mit weißer Schopphaube, Teufel, schwarzen Peter mit kleinen Kindern (nächtlich über den Schätzen tanzend) durch kleine, gelbe, schwarze oder mehrfarbige Männchen, Drachen, schwarze Ungethüme, schwarze Büffel, schwarzen Hund, schwarzes Pferd, Geister, schwarze Hühner oder schwarzes Huhn auf goldenen Eiern, Katzen, (besonders wieder schwarze), Schwein, (Sau mit zwölf Ferkeln) oder endlich durch einen Fluch.

Der alte Mann ist schon früher als Woden erkannt, die weiße Frau, in einer Sage sogar mit der Wünschelruthe durch das Land wandernd und den Menschen die Schätze zeigend ist, dagegen Häl. Wohl

wird man zuweilen auch an Holda erinnert, aber ich überzeuge mich immer mehr, daß diese, wo sie als Schatz- oder Todesgöttin auftritt, nicht von Häl getrennt werden darf, deren nur mildere Seite in ihr erscheint. Die Frau mit der weißen Schopphaube wird auch als weiße Frau zu fassen sein. Der Teufel steht bei Schätzen als Unterweltwesen. Hat er die Hahnenfeder, so hat er sie von Woden oder von Häl. In einem Hexenprocesse aus Mühlbach von 1718 bekennt die Angeklagte, daß sie der Teufel mehrmals in Gestalt eines schwarzen Hahnes besucht habe. Der schwarze Peter mit den kleinen Kindern werden wie die in Sagen des Nösner Geländes, (deren mir durch Prof. Berthleff viele bekannt wurden), so oft erscheinenden gelben, schwarzen oder vielfarbigen Männlein als elbische, der Häl verwandte Wesen zu fassen sein. Gleiche Bewandtniß hat es mit den meisten Thieren und andern Ungethümen, wovon ich die eigentlichen Attributsthiere Häls, die ganz unzweideutigen schwarzen Pferde, schwarzen Hunde, schwarze Hühner besonders mit Eiern, schwarze Katzen, Schweine und endlich Drachen ausnehme. Geister gehören natürlich dem Todtenreich und diesem verfallen auch die verfluchten Schätze [20]). Das schwarze Pferd, schwarzes Fohlen, auch schwarze Stutte sammt Füllen erscheint nicht nur über verborgenen Schätzen, sondern auch über Gräbern, besonders wo ein Ermordeter liegt, auch im offenen Gefilde, besonders an alten Straßen und wo die Erde Trümmer der Vergangenheit birgt, wie bei der Römerstraße und dem Rothenberg in der Nähe Mühlbachs, geheimnißvoll auftauchend, gespenstisch dem Reisenden folgend, plötzlich verschwindend, wenn man es schlagen will, wenn der Tag anbricht oder der Mond aufsteigt. Das ist Häls Todtenroß. So ist der schwarze Hund ihr Höllenwächter, der Drachen ist uns in den Märchen immer in ihrem Reiche begegnet, wie er auch über dem Nibelungenhort lagert. Katzen habe ich zwar nur in einer Schatzsage getroffen, und man wäre versucht dabei an Freyja zu denken; andere Ueberlieferungen lassen mich aber nicht zweifeln, daß besonders schwarze Katzen auch der Erdengöttin eigenen, die Freyjas Mutter ist. Gleiches werde ich hernach vom Schweine nachweisen. Es erscheint häufig in Verbindung mit Schätzen, die es meistens aus der Erde hervorwühlt. Eine Mettersdorfer Sage erzählt: Ein Bauer hatte ein Schwein, das sehr zutraulich geworden und ihm oft ins Zimmer kam. Eines Tages fing es hier den nur mit Lehm ausgestampften Boden an aufzuwühlen. Mehrmals hinausgetrieben, drang es später, nachdem die Hausleute das Zimmer verlassen hatten, wieder hinein, und grub eine zinnerne Kanne voller Thaler aus dem Boden. Dem Bauer ward das Schwein darum

nicht minder werth. Wie erschrack er daher, als er es am andern Morgen todt unter dem Tische liegen fand. Er begrub es heimlich in einem Sarg. Aber seine Nachbaren bekamen hievon Wind, gruben es in der Nacht aus und warfen es ihm bei dem Fenster hinein. Am Morgen fand der Bauer das Schwein in seinem Zimmer liegen; der Bauch aufgeschwollen und geplatzt, der ganze Boden mit Silberstücken überstreut und auch der Bauch des Schweines steckte noch voll davon. Meistens werden versunkene Glocken von den Schweinen, (Säuen) ausgegraben und als Kindbett gebraucht, ein Zug, der schon durch seine auffallende Wiederkehr in den entlegensten Gegenden bedeutungsvoll erscheint, aber noch durchaus nicht aufgeklärt ist [21]). Hahn oder Henne bei Schätzen kommen an Bedeutung den Drachen gleich. So oft wie diese fanden wir sie in den Märchen in Verbindung mit Häl. Sie weisen auf den schwarzrothen Hahn der Völuspa den in unserm Märchen von den beiden Mädchen bei der Hexe über der Goldpforte sitzenden Hahn. Wie bedeutungsvoll verkündet in einer Sage bei Müller der herbeigeholte Zauberkundige, nachdem sich seine Wünschelruthe an einer Stelle im Keller zur Erde gesenkt: „Ich sehe in der Tiefe des Bodens eine schwarze Henne auf vielen Eiern brüten. Glücklich, wem es bestimmt ist, dieses Räthsel zu lösen!„ Daß in derselben Sage auch der „Alte" wieder erscheint, kann nicht befremden; er leistet, wie gewöhnlich, dem Menschen Hilfe gegen seine alte Widersacherin. Die schwarze Henne mit den Eiern ist eine oft wiederkehrende Erscheinung in unsern Schatzsagen. In Müllers Sagen findet sie sich noch zweimal, in der 52. und 97. Die letztere läßt zwar Truthühner bei den Schätzen wachen, die doch hier, wie auf der Tafel, nur gewöhnliche Hühner verdrängt haben können. Nach der erstern ging es in einem Hause in Mühlbach beständig um, bis ein Zauberkundiger geholt wurde, dessen Wünschelruthe an einer Stelle des Hofes sich niederbeugend den Ort bezeichnete, wo man nachgraben müsse. Man fand einen alten Ofen, darin saß ein schwarze, dem Anscheine nach todte Bruthenne auf Eiern. Aergerlich warf der Hausherr das Gefundene auf die Straße; da war im Augenblick Alles verschwunden. Er hatte sein Glück verscherzt, denn die Eier hätten sich später in Gold verwandelt. — Nach dem Aberglauben des Volkes muß, wer einen Schatz heben will, zuerst ein schwarzes Huhn an der Stelle schlachten, so daß dessen Blut in die Erde rinnt. Das ist das Opfer für die unterirdische Göttin, deren Schätze man an sich bringen möchte.

Nach der Sage können Schätze gehoben werden von Furchtlosen, also Helden, von Sonntagskindern, von Ehrlichen, immer also von aus-

erwählten Lieblingen der Götter. Zuweilen scheint Häl selbst als weiße Jungfrau den Sterblichen ihre Schätze anzubieten, wobei nur gewisse Bedingungen zu erfüllen, im übrigen keine Gefahr zu bestehen ist. Sonst ist der Erwerb selbst unter dem Beistand der Götter gefährlich, ja in der Regel verderblich. Die Sage drückt das in verschiedener Weise aus: Ein Mann in Mühlbach unterließ es einen Schatz zu heben, weil man ihm sagte, daß, wer einen Schatz hebe, bald sterben müsse. Einem Mettersdorfer, der einen Schatz in einem Kesselchen ausgegraben, erschien eine weiße Jungfrau, verlangte von ihm ein weißes Zeichen (das verhängnißvolle Pfand — ein oftwiederkehrender Zug) und warnte ihn, ja Niemandem von dem Funde zu sagen, sonst müsse er sterben. Die neugierige Frau zu Hause schwatzt ihm das Geheimniß ab; er siecht neun Wochen und stirbt. Von Schätzen die sich in und bei S. Reen befinden sollen, heißt es, wer einen derselben ausgrabe und nicht Kindeskind sei von denen, die ihn vergraben, müsse in kurzer Zeit sammt seinem Geschlecht aussterben. Mehrmals wird berichtet, daß Schatzfinder von Wahnsinn befallen werden. Wahnsinn ist ein Erzeugniß der Dämonen.

13.

Ich habe im vorausgehenden Abschnitt auch die von Schweinen bewachten oder aufgedeckten Schätze der Häl zugewiesen, das Schwein überhaupt für ein der unterirdischen Göttin eignendes Attributsthier erklärt. Die Wahrscheinlichkeit nachzuweisen liegt mir um so mehr ob, als diese Ansicht zwar schon sonst aufgetaucht, immer aber noch neu ist und wir gewohnt sind, bei den Schweinen der Volkssage vorzugsweise an Freyrs oder Freyjas goldborstiges Thier und nebenbei etwa an Odhins Walhallaeber zu denken. Freyjas und Freyrs goldborstige Eber, Sonne und Mond in ihrem Strahlenglanz versinnlichend, erscheinen an sich wenig geeignet mit den im dunkeln Erdenschoß liegenden Schätzen in Verbindung gebracht zu werden. Die Schatzschweine erscheinen meines Wissens nie goldborstig — wäre es ausnahmweise der Fall, so läge die Annahme von Verwechslung nahe — während unsere Märchen jene strahlenden Säue wiederholt in Handlung setzen, und immer mit Sonne, Licht, Leben in Verbindung bringen. Als todtverkündendes Thier haben wir das Schwein bereits gefunden. Als solches läßt es sich schwerlich mit Freyja in Beziehung bringen, die wohl Todtenwählerin des Schlachtfeldes und Führerin der Walkyren, aber nicht eigentliche Todesgöttin ist, wenn sie auch mit

der Mutter Nerthus-Halja allerdings in naher Beziehung steht, wie Persephone mit Demeter und noch vergleichbarer Apollo und Artemis-Hekate mit Leto, (d. i. die verborgene wie Hel). Wo sie als Holda selbst Todte im Geleit hat, fällt sie eben ganz mit ihrer Mutter zusammen. Auch der Eber, dessen Zahn den Hakelberend d. i. Woden tödtet, ist vielleicht nicht auf den Sonneneber zurückzuleiten; sondern ein Todteneber, (wie der Tödter des Adonis), der Eber seiner Widersacherin. Das äußerst fruchtbare Schwein eignete sich zum Symbol der Fruchtbarkeit, und bot von jeher ein passendes Attribut der fruchterzeugenden, mütterlichschöpferischen Erde. Daß es als solches auch Deutschen gegolten, dafür bringt Tacitus Germ. c. 45 ein Zeugniß. Von den Arstiern erzählt er am a. o. Matrem deum venerantur; insigne superstitionis formas aprorum gestant: id pro armis omnique tutela securum Deae cultorem etiam inter hostes praestat. Bei den Eberbildern denkt Simrock an Helme mit Eberbildern durch die man dem Feinde unsichtbar zu werden geglaubt, wie der Helm Plutos, (der auch ein Gott der Unterwelt und der Schätze ist), unsichtbar macht. Das liegt nun allerdings nicht unmittelbar in den Worten des Tacitus. Fest steht aber, daß die Aestier, an deren Deutschthum J. Grimm G. der d. Spr. S. 717 u. f. aus etymologischen und historischen Gründen nicht zweifelt, eine Dea mater verehrten, der das Schwein geheiligt war. Diese Dea mater kann aber kaum anders als zusammenfallen mit jener Terra mater, deren Dienst Tacitus wenig früher im 40. Capit. beschrieben hat. So hat es auch J. Grimm aufgefaßt, der die Arstier den meeranwohnenden Sueven beizählt und ihre Dea mater der Nerthus der übrigen gleichstellt [22]). Auch dieser, die von Bäschmotter-Häl gewiß nicht verschieden ist, müssen also Schweine geheiligt gewesen sein [23]).

Auch andern indogermanischen und selbst samitischen Völkern war das Schwein ein geheiligtes, den Erd- und Todesgottheiten geweihtes Thier. Die Scheu verschiedener Völker vor Schwein und Schweinefleisch erklärt sich aus dieser infernalischen Natur. Dem Pluto wurden Schweine geopfert. Ebenso der Demeter, die (schon dem Namen nach eine mütterliche) Gottheit der Erde, aber auch der Unterwelt ist. Namentlich dieser infernalischen Seite galten die Mysterien (Preller. Griech. Myth. S. 492 u. a. a. O.). Orestes wird von dem Muttermord durch ein Schweineopfer gereinigt. Ward einem Todten noch nicht die letzte Ehre erzeugt, so wird nach Cicero durch Schweineblut die Erde gesühnt. Der egyptische Typhon wurde in Schweinegestalt gebildet und die von Christus gebannten Teufel fahren in Schweine. Auch die von den Alten erwähnte Ansicht der Aegypter, daß es seine eigenen Jungen fresse, daß es sich bei

abnehmenden Mond begatte, deutet auf die infernalische Natur des Schweins. Es kann nach alle dem kaum zweifelhaft sein, daß das Schwein auch unserer Häl geheiligt war, und wenn wir in einer unserer Schatzsagen die bewachende Sau, wie die goldborstige Sau der Freyja, auch von zwölf Ferkeln begleitet finden, so sind darin die monatlichen Wandlungen der Erde versinnlicht.

14.

Nicht nur die gleißenden Schätze des Metalls, an die so oft das Verderben geknüpft ist, birgt die Allmutter in ihrem Schoß; auch der Getreide- und Fruchtsegen wird aus diesem geboren und was sonst das Land dem Menschen an Gütern bietet; und hier vorzüglich tritt die mildere Seite der Göttin hervor, wenn sie auch oft nur aus den gegentheiligen Attributen als die schon Erkannte nachgewiesen werden mag. Selbst das Gold jener sagenberühmten Horte führt in seiner ersten Bedeutung zurück auf die goldenen Schätze des Felderſegens. Jene Drachen, die grimmig über dem rothen Golde lagern, bedeuten die winterliche Frostdecke, die über Saamen und Saaten ausgebreitet liegt, bis der freudige Sommerheld mit dem Siegstrahl erscheint, den Wächter tödtet und die Schätze raubt. Jene schwarzen Bruthühner über den goldenen Eiern, sie bedeuten die braune Ackerkrumme, unter welcher die Keime zur Entwickelung gezeitigt werden; denn das Ei ist uraltes Symbol des im Keim verschlossenen Lebens. Das Schwein, und es ist hier immer von der Sau die Rede[24]), ist Symbol der fruchtschwangeren Erde.

Die noch bestehenden abergläubischen Meinungen und Gebräuche besonders unserer Landleute bei Aussaat und Ernte, bei ihrer Arbeit in Garten und Feld, in Haus und Hof haben manchen Rest uralter Verehrung erhalten. Bei der Aussaat wird an manchen Orten die erste Hand voll Saamens rückwärts über den Kopf geworfen; der Sämann spricht kein Wort, bis das Säen vollendet ist. Das ist ein Opfer; wem es gilt, das deutet die Richtung des Wurfs und die stumm vollbrachte Arbeit an. An manchen Orten wird das Schweigen bei der Arbeit nicht beobachtet. Auch ist sich das Volk nicht mehr des Zweckes bei dem Vorgang klar bewußt; in Henndorf meint man, die Frucht wachse hernach hoch, in Martinsberg, die Vögel werden von derselben abgewehrt, daher man auch den Körnerwurf mit dem Spruch bebegleitet: „Dieses gebe ich den Vögeln." Auch andere Gebräuche beweisen, daß die Erdenmutter Macht hat, den Vögeln zu wehren. Es wurden mir

noch folgende Mittel gegen den Vogelfraß mitgetheilt: Man geht Nachts 12 Uhr auf den Friedhof, holt Erde von einem frischen Grabe, und streut dieselbe auf den Acker. Oder man macht kleine Kuchen aus Weizenmehl und der Milch einer Frau, deren Kind vor kurzem gestorben, und wirft diese auf den Acker. Oder die Hausfrau geht, wenn das Getreide anfängt zu körnen, eines Morgens vor Sonnenaufgang auf den Acker, zieht sich nackt aus, und umgeht so dreimal den Acker, auf den sie von Zeit zu Zeit Asche und Erde streut. Mit einer Aehre im Mund kehrt sie sodann, ohne mit Jemanden unterwegs zu sprechen stracks nach Hause. Dieser Gebrauch ist sehr verbreitet (Martinsberg, Agnethlen, Schlatt u. s. w.) und sehr bedeutsam. Wir begegneten der nackten Pestjungfrau und vermutheten, daß sie wohl Häl selbst sein möchte. Hier ist nun ein nackt zu vollbringender Dienst derselben Göttin, und wir begegnen im folgenden mehrmals dem gleichen Cultus und der nackten Göttin selbst. — Bei der Hirseaussaat halten Pflüger und Sämann ein Stückchen Brot zwischen den Vorderzähnen und sprechen mit keinem Menschen, noch mit dem Vieh am Pfluge. Wenn Brand im Korn wird, hängt man brandige Aehren in den Rauchfang, damit sich diese Krankheit nicht weiter verbreite. Häl ist auch Heerd- und Hausgöttin.

Bei der Ernte wird in Henndorf und sonst die erste Garbe mit der linken Hand geschnitten, — sie gehört der infernalen Göttin[25]) wie anderwärts die letzten Halme für Woden stehen bleiben; doch könnte der Glaube, daß, wer die letzten Aehren schneidet, in demselben Jahre sterben müsse, auch der Göttin gelten. Hie und da kennt man auch die nackte Frau, die wie in Deutschland die Kornmuhme, während der Erntezeit im Korn sitzt. In Zied ist ein nackter Mann, mit dem man die Kinder schreckt[26]). Wem die Göttin gut ist, dem gibt sie reiche Ernten, bereichert ihn wohl selbst mit dem Gut seiner Nachbarn, daß sie ihm zur Nachtzeit durch ihren feurigen Drachen durch den Rauchfang zuschleppen läßt.

Vom Felde wende ich mich zu Haus und Hof. Beim ersten Austreiben des Viehes im Frühjahr, beim ersten Ausfahren zur Arbeit wird in verschiedenen Dörfern eine Pflugschaar, eine Kornruthe oder ein Messer in das Gassenthor gelegt, so daß das Vieh darüber schreiten muß, wodurch es von vielen Krankheiten und andern Uebeln geschützt bleibt. Wenn die Schweineheerde zum erstenmale ausgetrieben wird, muß es der Hirt ganz nackt thun. An dem nackten Dienst ist auch hier zu erkennen, wem er gilt Der Gebrauch wurzelt noch fest an man-

chen Orten. Als ihn der Pfarrer einer Gemeinde als unanständig abschaffen wollte, fragte ihn der Ortshann, ob Sr. Wohlehrwürden wohl alle Schweine bezahlen wollten, die verrecken würden, wenn der Vorgang unterbleibe? So entkleidet sich auch die Hausfrau, um nackt die zum erstenmal kalbende Kuh dreimal zu umgehen. Die Hühner setzt man am besten beim Austreiben oder Heimkehren der Schweine; man wählt gern schwarze als die besten Leg- und Bruthühner und setzt ihnen eine ungerade Zahl von Eiern, am besten dreizehn, unter, — Einige thun auch dieses nackt. Aus der Rockenstube kehre man nie mit ganz abgesponnenem Rocken nach Hause, sonst begegnet einem die nackte Frau. Die in den Backofen geschobenen Brote, die Schafe, die Bienenstöcke zählt man nicht, sonst droht Verlust. Ist der Hausherr gestorben, so muß man es den Bienen melden, indem man an jeden Bienenstock klopft und spricht: „Euer Herr ist gestorben!" — Geschieht das nicht, so arbeiten sie nicht weiter. — Einem erkrankten Kalb oder Füllen läßt man Blut aus dem linken Ohr. Entlaufene oder gestohlene Hausthiere sucht man durch allerlei Mittel wieder zu erhalten. Den verlorenen Hund ruft man bei Namen durch den Rauchfang und zwar viermal, indem man sich dabei nach den vier Wänden des Rauchfangs dreht. Ein gestohlenes Pferd kann man wieder gewinnen, wenn man, nachdem das Brot gewonnen worden, alles Reitzeug in den Backofen wirft und das Ofenloch mit nassem Stroh zustopft. Ist das Pferd nicht bis über das 9 Weichbild entführt worden, so muß es wieder nach Haus kommen. Ueberhaupt erlangt man gestohlenes Gut wieder, wenn man eine schwarze Henne auswählt, und an neun aufeinanderfolgenden Freitagen sammt dieser Henne keine Speisen zu sich nimmt, der Dieb bringt das Gestohlene wieder oder er stirbt. Im Garten ist es Regel, solches Gemüse, das durch seine Wurzeln nutzbar ist, im abnehmenden Mond und zwar drei Tage vor Neumond auszusäen oder zu setzen, anderes bei zunehmendem Mond. Dergleichen Vorschriften zur Beobachtung des Mondwechsels sind unzählige und es berührt sich hier wieder Freyja mit Hel-Nerthus. Auch Schweine schlachtet man bei abnehmendem Monde, weil sonst der Speck Maden bekommt. Unter einen Obstbaum, der nicht Früchte tragen will, begräbt man eine schwarze Katze u. s. w.

Viel hat der Landmann mit Zauberinnen und elbischen Wesen zu schaffen. Sie sind oft thierischer Gestalt: Heimchen, Unken, Mäuse, Eidexen, Wiesel, Maulwürfe gehören, wie der betreffende Abschnitt zeigen wird, zu den Dunkelelben und unter das Regiment der Häl. Man

sichert sich also gegen sie durch Zeichen, Worte und Gebräuche, die der unterweltlichen Gebieterin gelten entweder so, daß man sich des Schutzes dieser Gebieterin gegen sie versichert[27]), oder daß man sich eben wie gegen die Gebieterin selbst vertheidigt. Regel ist vor allem, daß alle infernalischen Wesen, wie die Bäschmoter selbst, mit der linken Hand bekämpft werden. Gegen Hexen, Viehmare, Korndrachen, Wechselbälge sichert man sich im allgemeinen, wenn man zwei Messer kreuzweise mit den scharfen Klingen nach außen in die Stallthüre, in das Scheunenthor, unter das Kissen des Säuglings legt. Ein schwarzer Hund unter die Schwelle der Stallthüre begraben schützt gegen Elbe und Diebe. Dieselbe Wirkung wird erzielt, wenn man mit der linken Hand einen etwa sieben Ellen langen Faden spinnt und Spindel sammt Rocken an den Boden des Stalles steckt. Aus demselben Grunde wird das Gefäß, in welchem den Mastthieren ihr Futter getragen wird, immer auf der Stallecke unter dem Dach und zwar umgekehrt liegen gelassen. Wenn eine Kuh beim Melken nicht stehen will, so prügelt man sie mit umgekehrtem Besen. Alsbald erscheint die Hexe, welche alle diese Schläge empfindet und sucht die Kuh durch gütliches Zureden von den Schlägen zu befreien. In Arkeden spricht man den Namen der Maus beim Vieh nicht aus, sondern nennt sie Erdhasen. Eine Eidexe hüthet man sich beim Heumachen mit auf den Wagen zu laden, weil er sonst sicher unterwegs umschlägt. Den Maulwurf vertreibt man, wenn man eine Spule, woran der Faden verkehrt gesponnen worden, mit dem verkehrten Ende in sein Loch steckt. Zum Schutz gegen das Wiesel stellt man einen Dreschflegel und einen Rocken mit Flachs oder Hanf und der Spindel gehörig versehen in eine Ecke des Stalles, indem man dabei die Formel spricht:

Wo té e frâche bäszt,
se nom unt spän,
oder enträn!
Wô te e måntche bässt,
se nom unt dräsch,
oder entwäsch!

Ich unterlasse es, das überschwengliche Material nach dieser Richtung weiter auszubeuten und hebe nur noch hervor das Bäschmoter-Häl wiederholt und unter verschiedenen Beziehungen auch als Spinnerin erschienen ist. Wenn es alle germanischen Göttinen sind, sie konnte am wenigsten eine Ausnahme machen.

15.

Die Muttererde ist nicht nur Spenderin des Ackersegens, jeglichen Gedeihens und jeder Fülle im Haus, sie verleiht auch den Ehesegen. Schon ihre mütterliche Natur weist darauf hin und läßt sie unter den Ehegottheiten vermuthen. So sicher das an sich ist, unsere Quellen liefern gerade hier weniger Beweise, als man erwarten sollte.

In Bodendorf, Draas, Hameruden muß der junge Mann nach der Trauung dem Pfarrer eine schwarze Henne zum Geschenk bringen. Das ist wohl das alte Opfer für die Mutter-Erde. Auch bei dem scherzhaften Gaben der Brautknechte[28]) kommen ähnliche Symbole vor, die der Braut in einem geheimnißvoll verdeckten Zuber (Schaff) dargeboten werden. Bei Oeffnung des Deckels springt ihr eine schwarze Henne, eine schwarze Katze entgegen. Das scheint der noch ächte Rest in dieser verkümmerten Ueberlieferung; wenn dagegen in andern Fällen die Braut statt Huhn oder Katze einen nackten Zigeunerknaben oder phallusähnlich aufgestellte Maiskolben trifft, so waltet dabei nur noch die eine ächte Erinnerung, daß es sich hier um Anspielung auf Begattung und Fruchtbarkeit handelt.

Ob zu Ehre der unterweltlichen Göttin, wie zweifellos zu Ehren der andern Ehegottheiten eine dramatische Darstellung bei Hochzeiten stattgefunden, ist schwer zu entscheiden. Aus dem Umstande, daß das sogenannte „Königslied" oft bei Hochzeiten aufgeführt wird, vermuthe ich es. Dieses „Königslied" wenn auch — wie Georg Schuller (Schäßb. Progr. 1863) richtig bemerkt, kein eigentlicher „Todtentanz", hat doch die Bedeutung eines solchen und stellt den Triumph des Todes dar. Die Personen sind ein Engel, ein König, der Tod, der „auf einem freien Markt dem König thut nachschleichen„ und, da dieser sich trotzig geberdet, ihn mit tödlichem Pfeil trifft. Man sieht, der Inhalt des Stückes paßt wenig zur Aufführung bei einer Hochzeit. Aber das Königslied wie die Todtentänze sind aus älteren heidnischen Festspielen allmählich erwachsen und jenes könnte leicht an die Stelle eines solchen heidnischen Spieles getreten sein, das einst zu Ehren der Todesgöttin, die auch die Lebens- und Ehegöttin war, auf Hochzeiten aufgeführt werden mochte. Wenigstens ergibt sich auf diese Weise — und ich wüßte kaum, ob noch auf eine andere, — ein ungezwungener Zusammenhang zwischen Hochzeit und Königslied.

Mysteriöse ist eine andere Ueberlieferung. Auf einigen Dörfern soll es Brauch sein, daß am zweiten Hochzeitstage die jungen Frauen mit der Neuvermählten in den Keller gehen, den sie hinter sich ab-

sperren, weil außer ihnen Niemand vornehmlich, keine männliche Person bei dem Akt sein darf. Nun wird die Neuvermählte völlig entkleidet und mit der Nackten verschiedene Ceremonien vorgenommen, die man mir nicht angeben konnte. Daß man es hier mit heidnischen Ueberresten zu thun habe, ist unzweifelhaft. Schade, daß man Näheres über den Vorgang schwer erfahren wird! an Zoten wird es dabei nicht mangeln. Die Versetzung der Scene in den Keller und der schon bekannte nackte Cultus weisen wieder auf die Mutter-Erde.

Daß der eigentliche Ehesegen, daß die Kinder eine Spende der Bäschmoter sind, ist gleich anfangs angeführt; sie werden aus ihrem Brunnen herausgeholt, oder unter der dicken Eiche im Wald ausgegraben (oder unter dem Rosenstrauch käpendîrn, wo sich dann wieder Häl und Freyja durchdringen).

Die Terra mater ist an und für sich auch Mutter des Menschengeschlechts. Die Germanen leiteten sich von dem erdentsproßenen Tuisco ab. Verschiedene Völker sahen Gottheiten der nächtlichen Unterwelt für ihre Stammeltern an. Von den Galliern berichtet Caes XII. 18. Galli se onnes ab Dite patre prognatos praedicant, idque ab druidibus praditum dicunt. Ob eam causam spatia omnis temporis non numero dierum, sed noctium finiunt; dies natales et mensium et annorum initia sie observant, ut noctem dies subsequantur. Von der deum mater der Arstier ist gesprochen. Die Harier, von denen Tacitus Germ. 43 berichtet: „nigra scuta, tincta corpora, atras ad proelia noctes legunt, ipsaque formidine atque umbra feralis exercitus terrorem inferunt nullo hostium sustinente novum ac velut infernum adspectum“ müssen sich wohl in einem nähern Verhältniß zu einer infernalen Gottheit geglaubt haben.

16.

Odhin und Hel waren von Anfang ihrem Wesen nach geeignet, mit einander in Verbindung und Wechselwirkung, aber auch bald in Gegensatz und Widerstreit zu treten. Himmel und Erde bilden eine Einheit, aber auch eben einen Gegensatz, der sich allmählich bis zum Zwiespalt von Himmel und Hölle steigern konnte. Aus den Wechselbeziehungen beider geht ursprünglich das Leben hervor, sie sind wohlthätig, Segen spendend, Schätze wahrend, Wunschgötter, ja die Erde ist der eigentlich zeugungskräftige, schöpferische Theil, beide nehmen, wenn die Lebenskraft des Geschaffenen sich erschöpft hat, die Todten wieder zu sich. Aber der Himmel ist der hohe, lichtstrahlende, die Erde die tiefe, dunkle, die beiden

Gottheiten stehen sich von Anfang an wie Tag und Nacht gegenüber, ja wie Sommer und Winter, die sich bekämpfen. Die Todtenempfängerin, die es doch als Mutter alles Lebens ist, wird zur Todbringerin zur Feindin des Lebens. Odhin nimmt nun nur die zu neuem, freudigem Heldenleben bestimmten zu sich, die Siechen, Alten gehen zu traurigem Lose hinab zu Hel. Auch der Segen geht zumeist auf Odhin über, auf den guten Alten, die Allmutter wird zur Unheilsmutter, zur Bealegriûsz. Odhin erfüllt kühne Wünsche, spendet Macht, Sieg, Schätze, an Hels Schätzen haften todbringende Flüche. So entsteht zwischen beiden bittere Feindschaft, wie zwischen Adler und Drachen der Welteschе; Odhin unterstützt die Helden, wenn sie gegen die Todesgewalten kämpfen und besiegt Drachen und Riesen, aber er stirbt selbst von dem Zahn des Todesebers.

Das Wesen der Erdenmutter ist in unsern Quellen zum Theil ursprünglicher erhalten als in den Edden, aber doch finden wir sie schon überall im Reich der Linken und schon in den Attributen im Gegensatz mit dem Alten. Von beiden geht noch vielfaches Leben aus; aber der Alte ist Vater und Pfleger von Sonnenhelden, Bäschmoter als winterliche Erde-, Drachen- und Riesenmutter. Der Alte wehrt den Krankheiten durch seine Heilsprüche, sie ist Seuchensenderin. Beiden steht Roß, Hund, Hahn oder Huhn und Eber oder Sau zu. Aber des Alten Roß ist das weiße, achtfüßige Himmelsroß, der Fohlen der Unterwelt ist ein feuerschnaubender Rappe; des Alten Hund ist weiß wie Odhins Grauwölfe, der Höllenhund ist schwarz; des Alten Hahn ist goldroth, wie Odhins Walhallakräher, die Alte in der Unterwelt hat einen schwarzen Hahn oder sitzt selbst als schwarze Bruthenne über ihren Goldeiern. Wenn jener kräht, stürzen über Nacht geschaffene Riesenwerke und Bauten der Unterweltsmächte zusammen, Gespenster und Nachtgeister versinken; dieser kräht nur um die Ankunft eines der Unterwelt Verfallenen oder dessen Flucht anzuzeigen[29]). Des Gottes Eber ist ein strahlender Sonneneber, der Göttin trächtige Sau ist eine Erdwühlerin, die zwar auch die langversunkenen Festesklänge neu erweckt und mitten darein ihren fruchtbaren Mutterschooß entleert, aber auch gespenstisch an unheimlichen Orten in nächtlicher Weile erscheint. Die zwar schwarzen Raben des Gottes sind hochfliegende Tagvögel, der Göttin ist der nächtliche Kauz geweiht. Das Schwert des Gottes und die Pflugschaar der Göttin haben ursprüglich dieselbe Bedeutung, aber

hier ist die Göttin im Vortheil geblieben, weil die Pflugschaar nie blutige Wunden reißt. Auch wenn sich der Gott mit den Walkyren, die Göttin, wie wir sehen werden, mit den Nornen umgibt, deren Rath der Himmelsgott selbst suchen muß, so ist das noch ein Zeichen ihrer alten Herrlichkeit. 30)

Der Himmelsgott und die Erdenmutter vertreten durch Wesen und Machtäußerungen die gesammten Erscheinungen des wechselnden Lebens in Raum und Zeit; es ist daher kaum anders möglich, als daß alle weiter zu betrachtenden göttlichen, halbgöttlichen und dämonischen Wesen sich nur als Emanationen Wodens oder Bäschmotters-Häls oder bald einfach, bald mehrfach wiederholte Verkörperungen einzelner ihrer Eigenschaften erweisen.

Anmerkungen.

I.

Einleitung.

1) Eine Behandlung im Styl des Feuilletons, wie sie einigemal von Andern versucht worden, ist daher hier sicher nicht am Platze. Man kann Mythenquellen zum Zweck der Unterhaltung bearbeiten, man kann damit der Wissenschaft einige Freunde gewinnen, aber sie nur selten unmittelbar fördern.

2) Daß ein eigentlicher Unterschied etwa zwischen deutschen und skandinavischen Quellen germanischer Mythologie, nicht aber zwischen deutscher und skandinavischer Mythol. gemacht werden könne, soll sich, hoffe ich, auch durch die Ergebnisse dieses Werks erweisen. Damit werden Stammunterschiede (die aber zwischen Sachsen und Alemannen kaum geringer gewesen sein möchten, als zwischen Sachsen und Skandinaviern) schon für die ältesten Zeiten des Heidenthums nicht geläugnet, sind vielmehr innerhalb der germanischen Mythol. überall, wo sie greifbar, sorgfältig anzumerken. Jak. Grimms D. Mythol. ist germanische Mythol. nach deutschen Quellen, wie hier germanische Mythen aus siebenb. sächs. Quellen geschöpft werden. Uebereinstimmende Ansichten entwickelt K. Simrock D. Myth. S. 3 und 4. Ihm kann indessen der Vorwurf gemacht werden in seinem Werk die im engern Sinne deutschen Quellen den nordischen gegenüber zu sehr vernachläßigt zu haben.

3) Was ich „siebenb. sächs. Volksdichtungen" S. 513 und folgd über Ursprung und Sprache der siebenb Sachsen gesagt, ist, ich weiß nicht ob durch Schuld meiner Darstellung, nicht überall in dem beabsichtigten Sinne aufgefaßt worden. Die Meinung war diese: Die Sachsen in Siebenb. sind ihrem Grundstocke nach zweifellos rheinische Franken; unter den ihnen beigemischten Elementen sind aber vorzüglich auch sächsische und die von dieser Seite überkommenen Ueberlieferungen scheinen sie mit besonderer Zähigkeit festgehalten zu haben. Diese Meinung erhält einen nicht geringen Theil ihrer Begründung aus der Mythenforschung.

[4]) Im Druck erschienen bis jetzt: von J. K. Schuller, zur siebenb. sächs. Mythol. vorgelesen in der Generalversammlung des Vereins für siebenb. Landeskunde in Reps 1851 gedr. in den „Blättern für Geist. Gemüth S. 6. 7. 8. Lief. Kronst. 1851 (humoristisch-belletr. Styl, reich an kühnen Behauptungen). Von demselben: Vorlesungen über Volksglauben, Volkssitten und Volkssprache der Siebenb. Sachsen in den Versamml. des Hermannst. Zweigv. für siebenb Landesk. gehalten, gedr. in der Transilvania 1852 Nr. 1, 2, 4, 5, 6. Von demselben: Das Hahnenschlagen am Osterfest. Archiv des Vereins für siebenb. Landesk. N. Folg. I. Bd. S. 403 und flgd. Von demselben: Das Tod austragen und der Muorlef. Sylvestergabe für Freunde und Gönner. Hermannst. 1861. Von Friedr. Wilh. Schuster: Woden, ein Beitrag zur deutschen Mythologie im Mühlbächer Gymnasialprogramm 1856. Von demselben: Kritik des Märchens vom „Rosenmädchen." Vereinsarchiv N. Folge Bd. V. S. 409 und folg. 1862. Von demselben: Ueber den in einigen Ortschaften des Sachsenlandes bei Hochzeiten üblichen „Rößchentanz" im Mühlb. Gymnasialprogramm 1863 (enthält einen Thormythus). Viele mythologische Anmerkungen enthalten desselben Verfassers „siebenb. sächs. Volksdichtungen, Hermannstadt 1865. Von Hans Willmoser (Pseudonym) „Wenjwâjeltchen" in den Siebenb. Blättern 1867 Nr. 48 bis 51 im Feuilleton (Beitrag zum Wodensmythus).

[5]) Dieses volksmäßige Heidenthum wird als Aberglaube dem Christenthum wahrscheinlich noch länger anhaften, als das in seine Dogmen eingedrungene, gelehrte Heidenthum alexandrinischer Philosophie; aber jenes hat nie so blutige Folgen gehabt, wie dieses.

[6]) Siehe hierüber auch Jak. Grimm D. Myth. S. 3 und folgende. Wie vielfach christliche Priester und Nonnen noch innerlich von heidnischem Geist und heidnischen Gelüsten erfüllt waren, zeigen die Bestimmungen vieler Capitularien. Vergl. die Anmerk. in W. Wackernagels Gesch. der deutsch. Literatur S. 39, 51, 75 und sonst und Uhlands Schriften zur Gesch. der Dicht. und Sage III. Bd. S. 383, 457 und sonst. Daß es zu Bonifacius Zeit christliche Priester gab, die dem heidnischen Donnergott Opfer brachten, führt Wachsmuth, Europ. Sittengesch. S. 188 aus Othlon Leb. des Bonif. an.

[7]) Es lag mir fern hier auszuschreiben, was ich Abhandlung II. meiner siebenb. sächs. Volksdichtungen S. 520 und folgd. des breitern ausgeführt habe.

[8]) Die Bedeutung des Märchens als Quelle der Mythologie, konnte nur in neuester Zeit ganz erkannt werden. Als die Brüder Grimm die erste Auflage ihrer Kinder- und Hausmärchen veröffentlichten, ahnten sie nach Gervinus (Gesch. des 19. Jahrh.) noch nicht den ganzen mythologischen Schatz, den sie damit zugleich ans Licht gezogen, doch haben sie schon damals auf den mythischen Gehalt der Märchen hingewiesen. Mit dem was Gebrüder Schott im Anhang zu ihren walachischen Märchen Stuttg. und Tübing. 1845 sagen, stimme ich überein. Wenn dagegen Ad. Kuhn Sag. Gebr. Märchen aus Westphalen Bd. II. S. X. sagt: mythische Züge in den Märchen zu suchen wird zwar auch nach Benfeys trefflichen Untersuchungen über das „Pantschatantra" noch gerechtfertigt sein, aber

es zeigt sich auch, daß es nur bei solchen geschehen darf, über deren rein deutschen Ursprung wir Gewißheit erlangen können, sonst gerathen wir in Gefahr buddhistische Anschauungen für solche unseres Alterthums anzusehen", so bleibt mir die eigentliche Meinung des Verfassers unverständlich. In Wahrheit haben die uns überlieferten indischen Märchen durchgängig jüngeres Gepräge als die unsrigen. Auffällend ist zuweilen in unsern Märchen der symbolische Material, z. B. die Kirche als Symbol des Himmels vielfach verwendet, der Weinstock als Symbol des Blitzes. Aber die Erklärung ergibt sich aus der Annahme, daß das Heidenthum noch lange in die christliche Zeit hinein bewußt im Stillen fortgehegt und seine Symbolik verstanden wurde. So konnte an die Stelle einer Schildhalle ein Tempelgewölbe treten, überhaupt alte Symbole allmählich durch neue ersetzt werden.

9) Gedruckt besitzen wir aus dem Gebiete des Märchens: Von Joseph Haltrich: Deutsche Volksmärchen aus dem Sachsenlande in Siebenb. Berlin 1856 Die Sammlung, deren Fortsetzung uns leider noch immer abgeht, ist unschätzbar. Von demselben: vier Märchen im sächs. Hausfreund. Von demselben: Zur deutschen Thiersage (Abhandlung sammt Volksüberlieferung und Anm.) im Schäßburger Gymnasialprogramm für 1855.

10) Wie ihn J. Grimm D. Myth. S. XIV. und D. Sagen S. V. bis X feststellt.

11) Ueber die Gründe dieser Erscheinung habe ich mich auch in Abh. II. zu den siebenb. sächs. Volksd. ausgesprochen.

12) Gedruckt besitzen wir: Von Friedrich Müller: Siebenbürgische Sagen, Kronstadt 1851 (eine reiche Sammlung und sehr handlich durch Anordnung nach mythologischen Gesichtspuncten und erklärende und vergleichende Anmerkungen) Von Heinrich Wittstock: Sagen und Lieder aus dem Nösner Gelände, Bistritz 1860; hier wie bei den Märchen sind unsere Schätze noch lange nicht erschöpft.

13) Schon bei der Einwanderung war Vieles verloren. Die erklärenden Ursachen siehe bei Uhland Schriften zur Gesch. der D. und S. III. Bd. S. 3 u. f.

14) Meine Samml. siebenb. sächs. Volksd. enthält an Liedern 141 Stücke. Ueber unsere Volksl. Sprichw. Räthsel, Zauberformeln und Kinderdichtungen verweise ich ein für allemal auf die Anmerk. und Abhandl. zu dieser Sammlung.

15) Meine siebenb. sächs. Volksd. enthalten an Sprichw. 1131 Stücke — wohl nur den geringeren Theil unseres Besitzes.

16) Vergleiche Uhland. Schr. zur Gesch. der D. und S. III. Bd. S. 181 u. fld.

17) Meine siebenb. sächs. Volksd. enthalten 103 Räthsel.

18) Meine siebenb. s. Volksd. enthalten 96 Stücke, deren größerer Theil von Dr. Teutsch im Superintendentialarch. aufgefunden und zum Theil edirt wurde. Die Anmerk. enthalten Untersuchungen über deren Gesch. und Bedeutung.

19) Meine siebenb. s. Volksd. enthalten 250 Stücke — eine sorgfältige Nachlese könnte noch viele einheimsen. Eine reiche Sammlung von Kinderspielen hat J. Haltrich veröffentlicht in dem Schriftchen: Zur Culturgeschichte der Sachsen in Siebenbürgen. Hermannstadt 1867.

[20]) Eine Sammlung auf diesem Gebiet besteht noch nicht. Einzelnes ist veröffentlicht und verwerthet, von J. K. Schuller: Herodes, ein deutsches Weihnachtsspiel aus Siebenb. Hermannstadt 1859. Von demselben: Das Todaustragen rc. Hermannstadt 1861, von Friedr. Fronius: der Rößchentanz in Arkeden im sächs. Hausfreund Kronst. 1861 (bearb. von Schuster siehe oben 4). Einiges findet sich noch sonst zerstreut in Kalendern und Zeitschriften.

[21]) Für Sammlung und Veröffentlichung ist Dankenswerthes geschehen — doch bleibt noch Vieles zurück. Es erschien im Druck: in den Blättern für Geist. Gemüth und Vaterlandsk. Jahrg. 1839 Kronstadt bei Gött S. 75 ff. S. 84 ff. S. 94 ff. S. 101 ff. Nachrichten von den in Kronstadt abgeschafften Gebräuchen ertheilt von Joseph Teutsch 1745 sächsisch (in Kronstädter Mundart) und deutsch werthvoll durch die mitgetheilten, bedeutungsvollen Gebräuche und die Erhaltung eines um ein Jahrhundert ältern Sprachstandes. Ebendaselbst Jahrgang 1843 S. 17 ff. 27 ff. S. 35 ff. S. 43 ff. Die in Kronstadt vom Jahre 1720 bis 1740 eingeführten Mißbräuche von Jos. Teutsch 1470, ebenfalls schätzbar, jedoch mythologisch nicht verwerthbar. Wie Vieles hätte uns ein allgemeiner Sammler mit dem aufmerksamen Blicke Jos. Teutschs im Jahre 1745 noch retten können. Von Jos. Mätz: Die siebenb. s. Bauernhochzeit, ein Beitrag zur Sittengesch. Schäßburger Gymnasialprogramm 1860 (eine sehr erschöpfende Arbeit), von Georg Scheller: Volksthümlicher Glaube und Brauch bei Tod und Begräbniß im Siebenb. Sachsenlande, ein Beitrag zur Culturgesch. Schäßburger Gymnasialprogramm 1863 und 1865, (eine schöne, umfassende Arbeit), von Friedrich Schuler von Libloy: Ueber festliche Gebräuche und Ansprachen unter den Siebenb. Deutschen in Trauschenfels Magazin N. Folge I., von Friedrich Fronius: Die sächsische Bruderschaft rc. Hermannstadt 3. und im sächs. Hausfreund 1863, von demselben: Eine Taufe in den „dreizehn Dörfer" im: Aus Siebenb. Vorzeit und Gegenwart S. 24. Beschreibung einiger der vorzüglichsten Gebräuche der sächsischen Nation in Siebenb., in der Quartalschr. III. Bd. S. 29. Einzelnes zerstreut, namentlich im sächs. Hausfreund.

[22]) Außer einzeln Zerstreutem ist aus diesem Gebiete gedruckt von Friedr. Müller: Beitrag zur Geschichte des Hexenglaubens und Hexenprocesses in Siebenb Braunschweig bei Schwetschke und Sohn. 1854.

[23]) An einschlägigen gedruckten Werken verdienen Erwähnung: von Friedrich Marienburg: Ueber die siebenb. sächs. Familiennamen. Vereinsarch N. Fol. III. Bd S. 325, von Friedrich Müller: Deutsche Sprachdenkmäler aus Siebenb. Hermannstadt 1863, von J. K. Schuller: Zur Kunde siebenb. sächs. Spottnamen und Schelten Hermannstadt 1862, von demselben: Siebenb. sächs. Eigennamen von Land und Wasser Vereinsarchiv N. F. VI. Bd., von Demselben: Beiträge zu einem Wörterbuch der siebenb. sächs. Mundart, Prag 1865 (eine kleine Sammlung von Seltenheiten), von Jos. Haltrich: Plan zu Vorarbeiten für ein Idiotikon der siebenb. sächs. Volkssprache, Kronst. 1865 (werthvoll durch sehr zahlreiche Beispiele), von Demselben: Umschreibungen und Vergleichungen der siebenb. sächs. Volkssprache in Frommanns deutsche Mundarten 5 Band. Von Haltrich: Zur Culturgesch. der Sachsen, Hermannstadt 1864 (enthält auch anderes Material). Ueber die Quellen der

deutschen Mythologie in allgemeinen handelt J. Grimm in der Vorrede zur D. Myth.

24) Ich führe einige Beispiele an: Odhin ist Schöpfer, Himmelsgott, Sonnengott, Windgott, Wunschgott, Kriegs- und Schwertgott; Tag und Nacht, Sommer- und Winterszeit sind an ihm versinnlicht, Leben und Tod geht von ihm aus. Aber auch Heimdall ist Schöpfer und Himmelsgott, auch Baldur und Freyr sind Sonnengötter, Tyr und wieder auch Heimdall und Freyr sind Schwertgötter, Tyr und Freyja Kriegsgottheiten, wie Odhin nehmen Thor Freyja, Hel, Ran Todte auf, selbst Riesen gehören zu den Todesmächten (dafür erklärt sich wenigstens Simrock namentlich hinsichtlich Utgardlokis), von Zwergen und Riesen gehen Winde und Stürme aus, Tag und Nacht haben mehrere Vertreter, alle Götter haben eine Sommer- und Winterseite, stehen aber im allgemeinen als Sommermächte den Riesen als Wintermächten gegenüber. Sonnenjahr und Weltjahr jährliches Absterben der Vegetation und Weltuntergang, Winter und Tod werden vielfach in gleicher Weise versinnlicht. Odhin und Thor haben Ziegen; Wolken des Himmels sind in ihnen versinnlicht; aber auch Rosse bezeichnen Himmelswolken und Rosse auch wieder nicht nur Wolken, sondern auch Nebel und Winde und Wellen. Die Sonne ist versinnlicht in dem einen Auge Odhins, aber auch in Odhins und Freyrs Eber und auch Freyja kommt der Eber zu. Gegensätze wie Zwerge und Riesen erscheinen zuweilen ganz aufgehoben, als Drachen bezeichnete Wesen werden menschengestaltig geschildert. Dornröschen, Rosenmädchen, Brunhild, Freyja, Holla und Hel zum Theil Gegensätze wie Leben und Tod, fließen vielfach ineinander. Loki nach älterer Auffassung einer der drei obersten Götter, Mitschöpfer, Odhins Bruder, wohlthätiger, menschenfreundlicher Gott — wovon auch unsere Quellen noch wissen, wenn sie auch seinen Namen vergessen haben — erscheint später als Verräther, der Judas und Ganelun der Götter. Naive Naturpersonification mischt sich schon in den ältesten Quellen mit bewußter Allegorie; in den spätern, abgeblaßten sind eine Menge mythischer Wesen gleichmäßig in Hexen und Teufel verwandelt. Es ist oft gewagt zu entscheiden ob der Teufel in einer Sage Odhin oder Thor oder Loki oder Hel oder einen Riesen vertrete.

II.

Woden.

1) Ueber die verschiedenen Formen und die Bedeutung dieses Namens vergleich Jac. Grimm D. M. S. 120 und 121 und Simr. D. M. 205 und flb. Von den vielen Beinamen des Gottes, die in Edda 3 (hier 12) und Grimnismal 46 bis 50 (Edda von Hermann Lünig S. 178 — hier 41 Namen) vorkommen, hat sich keiner in unsern Ueberl. erhalten. Ueber diese Beinamen s. Simr. D. M. 108.

2) J. W. Wolf Beitr. zur D. Myth. S. 38 u. flb.

[3]) Vergl. réneuk, fänenk und die mit Lauch zusammengesetzten Wörter: knoblank oder knoblenk, ieschlenk, schnidlenk. Häufiger tritt solche Nasalirung im Inlaute ein.

[4]) Die Ableitung unseres Wortes von goth. vinja Weite, Futter, νομή (Diefenbach goth. Wörterb. I. 167) und den verwandten Wörtern ahd. wunni mhd. wünne zum Heuen bestelltes Wiesenland (Wackern. Leseb. DCLX) u s w. mußte ich schon im Schulpr. für $1855/_6$ abweisen.

[5]) Woszlénk, den Namen eines dem Schäßburger Spital 1875 von Sigm. Bathori geschenktes Gebiet, welches „praedium" des Schäßburger Stuhls war, und im 16. Jahrh. als „desertum" erscheint, während es seit dem 17. Wüstung und Woßling heißen soll, lasse ich diesmal bei Seite. Meine Ansicht über seine Bedeutung ist aber kaum erschüttert. Gerade weil Wüstungen auch im Tempelbau befindliche Gebiete oder Tempeleigenthum bezeichneten, kann die Wüstung Woszlénk eben eine Wonslénk, eine Wodensstätte sein. Daß Woszlénk keine gleichbedeutige Nebenform oder gar Uebersetzung von Wüstung sein könne, ist für mich unzweifelhaft; Woszlénk mag Wüstung sein aber nicht bedeuten.

[6]) Die Zeugnisse zusammengestellt bei J. Grimm D. M. 133. Sie lassen sich noch vermehren.

[7]) In den nordischen Quellen Oski. S. J. Grimm D. M. S. 126 und fl. Wolf, Beitr. zur D. M. S. 16 u. fl.

[8]) In dem Pfarrer vom „bédnerréch" (29. Sage bei Müller) muß ich doch heute auch Woden nicht elbischen Spuck sehen und so vielleicht auch in einem schwarzen Pfaffen in Wittstocks Sag. u. L. Nr. 2. — Die Kleidung Wodens war dem Uebergang in gespenstische Geistliche sehr günstig.

9 Klinsor oder Klinschor erscheint, meines Wissens, zuerst in Wolframs Parzival.

10 a) So wird in einem indischen Märchen des Somadeva Bhatta Einer wach, indem er eine todte Maus für zwei Hände voll Erbsen, die Erbsen für Holzscheite, diese für Geld eintauscht, von dem er sich einen Laden einrichtet.

10 b) Eine Zusammenstellung solcher Sagen siehe bei Wolf Beiträge zur D. M. S. 5 u. folg.

[11]) Aus Saxo gr. Weitere Zeugnisse bei J. Grimm D. M. 133. Vergl. Simrock D. M. S. 255 u. fl.

[12]) Wie der indische Indra entweicht, wie die griech. Götter vor den Riesen nach Aegypten fliehn.

[13]) Nicht daß sie gesehen worden, sondern daß sie von der Erdenspeise genossen, bringt sie in Gefangenschaft. So verfallen, die mit Geistern oder Elfen speisen, dem Todten- oder Elfenreich; so verbleibt Persophone der Unterwelt, weil sie daselbst schon den Granatapfel gekostet.

[14]) Beispiel in Helga quitha 2 Prosa nach der 28. Strophe in der Ausg. der Brüder Grimm, nach der 27. in der Ausg. Lünings: Dagr Haugna son blotadhi Odhin til födhurhefuda, Odhin lêdhi Dag geirs sins.

[15]) Wie Siegord auf Grani, Reinald auf Bajard, Alexander auf Bukephalos. Auch die Rosse des Achilleus, göttlichen Ursprungs, gehorchen dem fremden Lenker nicht.

[16]) Der Zug vom Verschlungenwerden und verschönert wieder Ausgegebenwerden kehrt auch in andern Märchen und Sagen wieder, so in Haltrichs Märchen vom starken Hans. Auch Zeus verschlingt die Metis und läßt dafür aus seinem Haupt die herrliche Pallas hervorgehen.

[17]) Aehnliches in der Gudrun bei der Fahrt nach Hilde und in der Brüder Grimm Märchen vom treuen Johannes.

[18]) Die höchsten Gottheiten erscheinen oft in Schlangengestalt. Die Juden errichteten eine eherne Schlange, wohl als Bild der Gottheit und beteten sie an. Auch Chronos erscheint mit der Schlange, Merkur und Aeskulap. In Schlangengestalt erzeugte Zeus den Dionysos mit der Proserpina. Die Schlange ist Symbol des Lebens und der Wiedergeburt. Die Lingamsäulen in den indischen Tempeln gleichen aufgerichteten Schlangen. Wischnu steht in vielfacher Beziehung zur Schlange. Dem Potrimpos unterhielten die alten Preußen eine Schlange, die sie mit Milch fütterten. Schlangencult ist überhaupt allen Völkern gemein. Am öftesten erscheinen die Ideen von Zeit, Ewigkeit, Leben und Tod in der Schlange versinnlicht. S. den Artikel Schlange in Norks etymologisch-symbolisch-mythologischem Realwörterbuch und Schwarz: Schlangengottheiten 2c.

[19]) Säm. E. um Regin oc Ostrgiolld, womit auch Lachmanns Kritik der Nibelungensage zu vergleichen ist.

[20]) Saem. E. Fafnismál.

[21]) Es ist von Bedeutung, daß die Namen: Sigg. Siegmund, Sigurd an den Sieggott erinnern, von dem das Geschlecht abstammt. Raßmann: Die deutsche Heldensage und ihre Heimath. Bd. I. S. 52.

[22]) Auch Hyndluliodt Str. 2 erwähnt das Schwert: Bidhjum Herjafödhur dhugum sitja; hann geldrok gefr gul verdhugum gaf hann Hermodhi hialmok brynja en Sigmundi sverdh at thiggja. (Hier wie überall behalte ich die Orthographie der angezogenen Ausgaben bei).

[23]) Auch die Walachen haben eine mehr elbisch gefaßte mama poduri (Waldmutter) und bâba dracului (gebraucht im Sinne von Teufelswesen, Höllenungethüm, Scheusal). Man denkt dabei unwillkürlich an des Teufels Großmutter in deutschen Märchen, die wohl auch nicht immer auf Riesenmutter zurückzuführen ist. Ich lasse dahingestellt, ob beide Ausdrücke von den Sachsen oder noch früher von einem andern germanischen oder indogermanischen Stamm überkommen oder — was mir weniger wahrscheinlich erscheint — Reste ursprünglich dakischer Mythen sind. Zu beachten ist, daß in unserem Bálegrúsz, Bealegriusz kurzes a haftet, während in bâla der Stammvocal lang ist. Immerhin bürgt auch das walachische Wort die Vorstellung von einem höllischen, verderblichen Wesen. Die Mama poduri heißt auch Baba poduri. Bâbe bezeichnet ebenfalls eine Alte. Das Wort ist dem Slavischen entnommen, wo es hochmythische Bedeutung hat; denn Baba, jetzt dem Volke zur Hexe herabgesunken, ist ursprünglich Allweltmutter aber auch Todtenmutter wie die indische Bhavani und damit wird sie auch unserer Bäshmoter wieder gleich. Vergl. J. Joh. Hanusch Wissensch. des Slavischen Mythus S. 166. Auch aus Schlesien führt Weinhold: Deutsche

Frauen S. 28 ein „eisernes Buschweib" in einer Sage auf, Name und Erscheinung gleichen nahezu unserer Bäschmoter.

24) Belege bei J. Grimm. D. M. S. 781.

25) Zuweilen indessen gehören diese Waldmütterchen zum Geschlecht der elbischen, bald gutmüthigen, bald launischen Waldleute.

26) Panzer Beitr. zur D. M. S. 242 wo Oswalt-Odhin ist.

27) Lachm. Nibelungen Str. 325

28) J. G. D. M. 458.

29) Auch die alte Hexe in dem Märchen von den zwölf Brüdern, die zwölf Schwestern zu Frauen suchten, ist eine winterliche Gewalt. Sie verwandelt elf von den Brüdern in Stein, d. i in Eis. Der zwölfte ist durch die Gabe des Alten gegen ihren Zauber geschützt; denn so lange er im Besitz des Sonnenstrahls ist, kann ihm des Frostes Macht Nichts anhaben. Auch er aber kann sie mit seiner Waffe zwar durchbohren, aber nicht tödten; denn ihr Leben ist unter einem Berge (Eisberge?) geborgen, den erst andere Mächte fortschaffen müssen u. s. w.

30) Preller Gr. M. 221. Aphrodite berührt sich sehr vielfach mit Freyja. Unserer Königstochter mit den goldenen Zöpfen entspricht übrigens Juliana Kosseschana in dem gleichnamigen walachischen Märchen der Br. Schott, das viele gemeinsame Züge hat, so das helfende Roß, das Frost und Hitze aus den Nasenlöchern bläst, das Baden in der Milch „wilder Stutten" mit dem gleichen Erfolg. Auch der Name Kosseschana soll slavisch Jungfrau mit den Zöpfen bedeuten. Unser Märchen ist viel besser erhalten. Das walach. hat verschiedene Elemente aufgenommen, so auch den Inhalt unsers Märchens von der Jungfrau, die aus ihrem Schlosse Alles sehen konnte. Auch das „gold. Meermädchen" bei Schott ist unserm Märchen sehr ähnlich.

31) Wie man solchem Zusammenhang der Heldensage mit einfachem Naturmythus, solch allgemeiner Verbreitung dieses Naturmythus und Heldenmythus gegenüber (einzelne Stücke sind unzweifelhaft schon im Kampf der Kurus und Pandus nachzuweisen) die Heimath unserer deutschen Heldensage auf eine kleine Provinz beschränken und die Zeit ihrer Entstehung in das fünfte Jahrhundert n. Christus herabsetzen will, wie Raßmann thut, der doch in seinem eigenen Werke so ausgezeichnete mythologische Anmerkungen bringt, kann ich mir nicht klar machen. Noch weniger scheint mir irgend ein Versuch gelungen, den gesammten Inhalt unseres Nibelungenliedes auf historische Personen und Begebenheiten zurückzuführen.

32) Wovon der Wünschhut in dem Nibelungenlied fehlt Str. 86 bis 101 der Lachmann'schen Ausgabe. Ganz übereinstimmend erzählt das indische Märchen von Putraka (bei Somodeva Bhatta, übersetzt von Brockhaus), wie dieser auf zwei Männer traf, die mit einander kämpften um Schale, Stab und Schuhe. Wer die Schuhe anhat, besitzt die Kraft zu fliegen, was mit dem Stab gezeichnet wird, lebt, und welche Speise man in die Schale wünschen mag, sie ist da. Putraka setzt sich ebenfalls durch List in den Besitz der Wunschgüter.

33) Fafnismál Str. 42, dann Einleitung zu Sigurdrifumál und Hélreidh Brynhildar Str. 9. Lün. E.

[34]) Voraus Indisches. Schiwa reitet auf dem Stier. In Stiergestalt hebt der Gott die Erde aus dem Meere. Indra (und Agab) tritt mehrmals als Stier, die himmlischen Kühe befruchtend, die feindlichen Asuras mit seinem Donnergebrüll verjagend und endlich die lichte Sonne am Himmel heraufführend auf. Bei den Griechen treffen wir zumeist Zeus in Stiergestalt. Bei den Aegyptern Osiri. Aehnliches enthalten „die Wunderkühe" bei Schott.

[35]) Auch walachische Märchen haben dieses Zimmer z. B. der Kaiserin Wundersohn bei Schott, wo es jedoch bedeutungslose Type ist und sonst. In den Märchen vom Blaubart kehrt es immer wieder und so in andern.

[36]) Wie Zeus und Here. Wie in der Sage von Longob. und Herulern. Grimnismal, Agnar u. Geirröd.

[37]) Sollte der satyrische Seitenblick auf die schlechten Dichter bis in unser Märchen gelangt sein? Hier verträte die Henne das ganze Geschlecht der Verhöhnten, und fast noch schärfer als in der Edda würde der Hohn. Sie ist die Nachahmerin des Hahnes; ohne Begeisterung, nur gezwungen beginnt sie den kraftlosen Flug, der schon auf der Mitte des Weges erlahmt. Was dem Hahn entschlüpfte („wie er sich räuspert, wie er spuckt"), und damit noch den ganzen Unrath einer Pfütze schluckt sie ein und wackelt damit mühsam nach Hause. Da in Havamál, wo die Geschichte von der Erwerbung des Dichtertranks, auch vorkommt, der Schluß von der Verfolgung Suttungs und jener satyrische Seitenblick fehlt, schließt Simrock D. M. 269, daß er überhaupt nur Zudichtung der Snorr. Edda sein möchte. Auch unser Märchen kennt die Verfolgung nicht; aber die Satyre ist da. Den ganzen Mythus findet Gervinus Geschichte der deutschen Nationallit. im Vergleich mit dem Orpheusmythus roh und unsauber. Das ist er indessen mehr auf der Oberfläche als in seinem allegorischen Grunde, der freilich nicht ganz aufgehellt ist.

[38]) Paulus Diakonus Longobardengeschichte I. Bd. 20. Cap., wo freilich der Gott nicht genannt wird. Den sieben Schwaben widerfährt Aehnliches.

[39]) Bei den Griechen: Zeus, Ares, Hermes zu dreien, Zeus Hermes zu zweien. Wie die germanischen Götter, so kehren auch sie auf der Wanderung bei den Menschen ein (Philemon und Baukis). Auch Göttinnen wandern (Ceres, Isis, Nerthus). Den Abraham besucht Gott selbdritter von zwei Engeln begleitet und die Genesis zeigt ihn noch mehrmals auf Erden wandernd.

[40]) Dück Geschichte des Kronstadter Gymnasiums S. 37 wird das Fest ausführlich geschildert.

[41]) Müller siebenb. Sagen, Anm. S. 351.

[42]) Schlöger kritische Sammlungen zur Geschichte der Deutschen in Siebenbürgen S. 427.

[43]) Die urkundlichen Nachweise hierüber verdanke ich besonders Dr. G. D. Teutsch. Es gibt deren eine große Menge. Allenthalben zahlten die Sachsen ihre Abgaben um den Martinstag. In den folgenden Auszügen stelle ich die Jahreszahl der Urkunde voraus:

1316. Die „hospites Saxones de Klusvár" zahlen ihre Steuer jährlich in „festo Martini" und das gehört mit zu jener „pristina libertas, qua per Ste-

phanum regem (1270 bis 72) a prima fundatione civitatis praediti erant"" Vereinsarchiv. II, 241.

1318. Die „Saxones de Megyeszek, de Scelk et de Secheelk zahlen ihre Steuer dem König singulis annis circa festum beat. Martini confessoris. Fejér VIII. 2. 160. Schuller Umrisse und kritische Studien II. 170.

1422. Taxa seu collecta (Reichssteuer) quam ipsi cives et populi (des Burzenlandes) singulis annis in festivitatibus St. Martini nobis et fisco nostro regio dare debent (König Sigmund) Transsylv. 5. Heft S. 65.

1483. Mathias an die VII Stühle: . . . Festum St. Martini Episcopi et Confessoris instat, ad quod Majestati nostrae universaliter proventus nostros de medio nostro dare et solvere teneamini. Transsylv. V. 67.

1553. Bistritz zahlt seine Abgabe nach altem Recht am Martinstag. Schlöger ebend. S. 62.

1552. König Ferdinands Commissarien in ihrem Berichte: Saxones in commune conferunt censum suum ordinarium regibus debitum juxta usitatum inter ipsos modum, eumque semel tantum in anno ad festum divi Martini solvere tenentur. Transsylv. V. 68.

Noch zahlreiche Belegstellen für diesen Termin, namentlich im 18. Jahrh., sind von Bedeus in der Transsylv. Heft V zusammengestellt.

Am Georgitage wurde namentlich der Kathedralzins der Geistlichen entrichtet. Im 16. Jahrh. wird im Sachsenlande sehr häufig die Steuer zu Georgi, Michaelis und Martini eingehoben und hat hievon ihren Namen.

1303. Die Plebani decanatus de Sebus zahlen an das siebenb. Domkapitel von 60 fumis jährlich eine Mark Silber (Kemény: Notitia Capit. Alb. I, 23). Die Abschlagsumme von 52 Mark, die das Cap. nach dem Vertrag von 1330 an das Domkapitel jährlich zu entrichten hat, wird gezahlt „tertio die festi St. Nicolai confessoris. Fejér VIII, 3, 473. Vereinsarchiv II. 244.

Dieselben Tage zeichnen sich in derselben Weise auch für die deutschen Ansiedler in Ungarn aus. Nach einer Urkunde von 1271 (Michnay und Lichner Ofner Stadt-Archiv zahlen die Zipser Sachsen dem König jährlich ratione terragii 300 Mark „in festo beati Martini confess." Ebenso die hospites de villa Varasd. 1209 (Fejér III. 86). Die hospites juxta castrum Walkon (in Slavonien) Urk. von 1231 bei Fejér III, 2, 237 zahlen die Hälfte in festo St. Martini, die andere Hälfte in festo St. Georgii. Circa fest. St. Georgii zahlen auch die Bergstätte Nagybánya und Felsőbánya den census annualis (Urk. v. 1376 bei Michnai S. 248) und so sollte auch die „pezallung von des Küniges von Ungarn jarzins von Ofnerstat allzeit pescheidentlich geschehen auf sand Jorjentag (Ebendas.) Des merkwürdigen Namens halber führe ich eine nicht näher bezeichnete Abgabe hier noch an. Im Stadtregister zu „Prespurgh (zwischen 1350 – 90) heißt es: item zum erstenmal ist zu merken, was wir dij stat järlichen schuldig, ist an dem newen jar, das man heyst dy Wud."

44) So an verschiedenen Orten. Anderwärts ist es die nackte Frau, womit man die Kinder schreckt, wie im Deutschen mit der Roggenmuhme. Die nackte Frau weist auf Häl oder Holla Wodens Gegner.

45) Aehnliche Gebräuche führt Wolf Beitr. zur D. M pag. 57 an.

46) Derselbe Brauch ist noch verbreiteter unter den Walachen, von welchen er nur bei der ersten Bearbeitung des Woden allein sicher verbürgt war. Hier wird Kreuz oder Sternkreuz aus Aehren von einer Magd unter dem beständigen Rufe: „Prihu!“ an andern Orten: „Priku!“ nach dem Hause des Grundbesitzers getragen. Das Begießen unterwegs und am Thore ist auch hier geboten. In dem Prihu oder Priku steckt unzweifelhaft eine alte Gottheit, die wie Woden auf Witterung und Fruchtbarkeit Einfluß nahm. Auch bei andern Volksgebräuchen, wie der mehr und mehr abkommenden Hodaize oder Hopaize wird jener Ruf in Verbindung mit slavisch klingenden aber verderbten und unverstandenen Reimen gehört. Auch der in dem Ruf erklingende Name ist vielleicht verderbt, doch klingt er an den slavischen Perun, lithauischen Perkunas, also der Donnergott und wieder auch an Prija (Freyja).

Es wäre an der Zeit, daß die alten Mythenreste der Walachen gesammelt würden. Das Agathyrson- und Daken- und Walachenräthsel würde dadurch seiner Lösung vielleicht noch näher gebracht, als durch das Aufwühlen der allzustummen Gräber der Vorzeit. Die Sammlung wäre eine dankbare Aufgabe für den nationalen „Cultusverein“. Aber ist es diesem in Wahrheit Ernst um wissenschaftliche Erforschung der Anfänge seines Volkes.

47) Unsere Chroniken bieten hier auffallender Weise fast gar kein Material. So oft sie auch von „Luftkriegen“ erzählen, sie haben nur allgemeine Worte. Ich führe beispielshalber einige dieser Berichte (zwei sind schon von J. K. Schuller in den erwähnten „Vorles. rc angezogen) hier an: 1293 am 12. Juni wurde umb 3 Uhr für mittag ein entsetzliches Himmelsbrennen gesehn (wohl ein Nordlicht A. d. V.) auch Kriegsknechte, wie sie sich mit Spießen und Schwertern in der Luft schlugen rc. (Miles siebenb. Würgengel).

Den 28. November wurden überall in der Luft feurige Spieße so gegen einander stritten (Sternschnuppen) in dickster Zahl gesehen. Auch den dreißigsten Tag vill schröcklicher und mehr als wie zuvor (ebendaselbst).

Anno 1608 2. Februarii magnum ostentum visum in coelo instar turmarum exercitas aliis alios insequentibus (anonym. chronist.)

1609 29. Octobris mox post crepusculum terribile in coelo ostentum visum, species armatorum inter se pugnantium armorum fragor, bombardorum strepitus sonitus tympanaram non longe ab urbe Segesvár (ebendas.)

1592 hastae flagrantes in coelo visae sunt ut et ardor coeli ingens (Chronicon Fuchsio-Lupino-Oltardicum).

1647, 27. Sept., gegen Sonnenuntergang starkes Schießen in der Luft, welches, wie man nachher ausgekundschaftet, gleichsam durch die ganze Welt gehört worden. Unglücksverkündung (Krausesche Chronik).

48) Er ist es, der im Sturme daherbraust, wenn sich ein Mensch (was einst auch Alte zu thun pflegten, Simr. Myth. S. 286) erhängt hat und ihn zu sich nimmt, aber er ist es auch, der Gehängte durch Runenlieder wieder ins Leben rufen mag. (Simr. Myth. S. 264.)

49) Es ist wohl ein Nachhall jenes Chronistenaberglaubens, wenn auch die spätere mündliche Ueberlieferung Aehnliches berichtet:

Von ihrem Vater wollte eine vor mehr als zwei Jahrzehnten verstorbene alte Frau oft gehört haben, wie man zur Zeit großer Kriege und Seuchen oft Zeichen am Himmel gesehen habe, Todtenbahren, zwei feurige, sich kreuzende Schwerter, einen großen Stern, aus welchem eine feurige Flamme loderte und viele kleine Sterne und feurige Spieße aus sich herausschießen ließ. Auch habe man Getöse wie von zusammengeschlagenen Waffen, Hilferuf und ängstliches Wehklagen, ein andermal wieder den Gesang eines Leichenpsalms in der Luft gehört.

Vor dem Ausbruch der Revolution im Jahre 1848 hörte man in verschiedenen Nächten in der Luft ein gräßliches Rufen und auch Wehklagen und sah die Sterne mit einander kämpfen, und da erschien ihrer mancher wie ein Besen, der die andern zusammenkehrte. Auch sah man's wie Flammen auf den Bergen lodern und war doch daselbst kein Feuer.

50) Daß man in Siebenbürgen den Himmelswagen kenne, dessen Rollen in der Nacht oder in gewissen Nächten gehört werde, erfahre ich aus Mannhardts Götterw. der deut. und nord. Völker.

51) Man denke z. B. an den indischen Lingamdiurst, an die Astorte- und Aphrodite-kulte.

52) Aus einer Capit.-S. aus der Mitte des 9. Jahrh. Pertz 4. 2, 83) führt Wilh. Wackernagel Litt S. 39 die bezeichnende Stelle an: „Quando populus ad ecclesias venerit — aliud non ibi agat, nisi quod ad Dei pertinet servitium. Illas vero ballationes et saltationes canticaque t u r p i a ac l u x u r i o s a et illa l u s a d i a b o l i c a non faciat nec in plateis, nec in domibus neque in ullo loco, quia haec de paganorum consvetundine remanserunt," und an weiterer Stelle: „Ne in illo sancto die vanis fabulis aut locutionibus sive cantationibus vel saltationibus stando in biviis et plateis, ut solent, inserviant." — In St. Bonifacii Stat. wird verboten: „Non licet in ecclesia c h o r o s s a e c u l a r i u m vel puellarum cantica exercere nec convivia in ecclesia praeparare." Es ist berichtet, daß sich die niedere Geistlichkeit selbst nicht ungern an dergleichen Maskeraden betheiligte

53) Vergl. die „Hochzeitsreden" in meinen siebenb.-sächs. Volksdichtungen S. 125 ff. und die Anm. dazu S. 453 ff.

54) Es ist mir nicht mitgetheilt, in welcher Weise — doch wohl immer in denselben typischen Masken Es wäre Zeit, diese Mummenspiele einmal allerorten genau aufzuzeichnen, ehe ihnen der letzte Hauch des Alterthums abgestreift wird.

55) Der Himmelsgott ist überhaupt nur in uneigentlichem Sinn Todesgott. Auch vertritt er zumal in unsern Quellen mehr die freundliche Seite des Todes.

56) Die Untersuchung ist an dem angef. Orte mit vielem Scharfsinn geführt. Es wird vor Allem Gewicht gelegt auf den Namen selbst und mit Recht bemerkt, daß bei dem ersten Theil der Zusammensetzung wéinj oder wénj an Wein nicht zu denken sei, da der Zusammenhang des Schmetterlings mit Wein schwer erklärlich sein würde. Es wird ferner auf woenwaghen und ähnliche Zusammensetzungen in andern deutschen Mundarten hingewiesen, die gleichfalls auf Wodon

327

führen und der Volksaberglaube herangezogen, nach welchem im Laufe des Jahres sterben muß, wem im Frühling zuerst ein gelber Schmetterling begegne.

Dagegen ist nun doch einzuwenden:

1. Daß nach den bisherigen Ergebnissen der Forschung der Name Wodans in zusammengesetzten Wörtern unserer Sprache nicht in der Form Weinj oder Wöng, sondern Won (Wonslenk, Wensbäsch) erhalten ist.
2. Daß der Volksaberglaube im Allgemeinen von einem gelben (noch andere Relationen sogar weißen) Schmetterling, nicht von dem doch dem Volke bekannten „Schwalbenschwanz oder Weinjwäjeltschen" spricht.
3. Daß ein Schmetterling denn doch ein zu winziges Ding ist, um als Wagen des großen Himmelsgottes zu gelten.

Das Wort könnte demnach eine ganz andere Bedeutung haben, ein winiwægelin, wiuiwigelin oder selbst wuniwægelin oder wuniwigelin sein, also ein Liebeswägelein, Liebeswiegelein oder Wonnewägelein, Wonnewiegelein.

57) Hahn und Hann, Hannenheim, Hahnenbach, dann das gleichbedeutige Henning, Hennigsdorf u. a.

58) Hier ist nicht angegeben, welcher Farbe die Hähne sein mußten; es darf vermuthet werden, daß auch hier rothe Farbe galt. Es fällt durch den ganzen Brauch ein Licht auf die heidnischen Wurzeln der Gallusfeste wie der Hahnenkämpfe. Es entgeht mir, ob in unsern Urkunden jemals die Farbe bestimmt ist, wo Hähne als Abgabe vorkommen. Dagegen führt J. Grimm R. A. 376 und D. Myth. 635 an, daß vorzüglich rothe Hähne gezinst wurden.

59) Völu-spa Str. 34 u. 35.

60) Eine Beschreibung des Weihochsen gibt die siebenb. Quartalschrift Bd. I. Ob das Schneiderrößlein, wovon ebend. berichtet wird, gleiche Bedeutung habe, lasse ich unentschieden.

61) J. Gr. D. M. S. 41 ff.

III.

Bäschmoter-Häl.

1) Im Programmaufsatz „Woden" S. 25 Anm. 32 glaubte ich solche „Waldmütterchen" noch zu dem Geschlechte der „bald gutmüthigen bald launischen Waldleute" zählen zu müssen, was nur ausnahmsweise Geltung haben dürfte.

2) Eine fast allen Völkern gemeinsame Vorstellung: „Kommt wieder Menschenkinder!" heißt es auch im 90. Psalm.

3) Vergl. außer der Grimms Gr. II. S. 449, wo aus Beov. „bealo-eväalm-nex" angeführt ist, auch Diefenbach vergl. Wörterbuch der goth. Spr. Bd. I. S. 272.

4) Mit den Germanen stimmen in solcher, vielleicht nicht ursprünglicher Anschauung die meisten Völker (Griechen, Aegypter, Slaven 2c., nicht Römer, Etrusker, Kelten). Ueber „Recht und Link" handelt u. a. J. Grimms Gesch. der d. Spr. S. 980 ff.

5) Müller Serb. S. 360 ff, wo auch verwandte Relationen angeführt sind.

6) Wirklich heißt nach andern Relationen dieses Helgitter „Einsturz" dagegen die Schwelle „tholmodhnir".

7) Bei den Gebr. Grimm namentlich: das Erdmännchen und viele andere Märchen stimmen in einzelnen Zügen überein.

8) Dämonensagen knüpfen sich vielfach an Mühlen, Geistermühlen, Teufelsmühlen. Zu vergl. ist das Märchen der Br. Grimm „der junge Riese" und die Anm. dazu im III. Bd.

9) Smr. Edda 15 heißt es: „Diese Esche ist der größte und beste von allen Bäumen, seine Zweige breiten sich aus über die ganze Welt und reichen hinauf über den Himmel. Drei Wurzeln halten den Baum aufrecht, die sich weit ausdehnen, die eine zu den Asen, die andere zu den Hrimthursen, wo vormals Ginnungagap war; die dritte steht über Nisiheim und unter dieser Wurzel ist Hwergelmir und Nidhögger nagt von unten auf an ihr. Bei der andern Wurzel, welche sich zu den Hrimthursen erstreckt, ist Mimirs Brunnen, worin Weisheit und Verstand verborgen sind. . . . Unter der dritten Wurzel, die zum Himmel geht, ist ein Brunnen, der sehr heilig ist, Urohs Brunnen genannt u. s. w."

Simrock Myth. 35 f. ist der Ansicht, die Meldung, daß die erste Wurzel zu den Asen reiche, müsse auf einem Irrthum beruhen, da die Zweige des Weltbaumes, also nicht auch eine seiner Wurzeln über den Himmel und zu den Asen gehen. Er vergleicht „um den Baum aus seiner schiefen Lage zu bringen" mit Recht Grimnism. St. 31:

„Thriár rætr standa
â thriâ vega
undan aski Yggdrasils:
Hel byr undir einni,
annari hrîmthursar
thridhju menskir menn,"

wornach also jene Wurzel nicht zu den Asen, sondern zu den Menschen geht. Ohne Zweifel ist das älterer Anschauung. Jedoch begegnen wir der andern, verworrenen Auffassung mehrmals auch in andern, namentlich auch unsern Quellen. Das hängt wohl mit den gesunkenen Vorstellungen von der Erdenmutter zusammen und mit dem unbewußt entstandenen Bedürfniß den Nornenbrunnen in den Himmel zu versetzen.

10) Snor. Edda 16.

11) Der starke Hanns ist nach seinen Hauptzügen unverkennbar ein Siegfried, nebenbei erinnert denn Manches auch an Thor.

12) Völu-spâ Str. 35:

„Gôl um âsum
Gullinkambi,
sa vekr höldha
at Herjafödhrs:
en annar gelr
fyr jördh medhan
sôtraudhr heni
at sölum Heljar.

[13]) Ich entnehme das Material vorzüglich der trefflichen Arbeit Georg Schullers: Volksthümlicher Glaube und Brauch bei Tod und Begräbniß im Siebenbürger Sachsenlande.

[14]) So in der bei Georg Schuller angeführten Anrede des Nachbarvaters an die Leidtragenden: „Da wir nun allbereits wissen, daß dieser verwesliche Leib nirgends besser ist, als daß man ihn in christlicher Weis in kühle Erde versorge, die unser aller Mutter ist." Die Erde scheint hier zu wenig persönlich gefaßt, als daß sich an heidnische Reminiscenzen schließen ließe. Es kommt wohl nur das Bibelwort: „Du bist Erde und sollst Erde werden," zum Ausdruck.

[15]) Tait Germania Cap. X. L. Die berühmte Stelle ist oft interpretirt.

[16]) Hat es gleichen Sinn, wenn Kriemhilden ein Traum von Schweinen Siegfrieds Tod verkündigt. Lachm. A. Str. 864. „Lât iwer jagen sîn! mir troumtehint leide, wie iuch zwei wildiu swín jageten über heide: dâ wurden bluomen rôt: daz ich so sêre weine, des gêt mir waerlich nôt," oder ist hier nur die Verfolgung der Schweine bedeutsam, wie in der 13. St. der Traum von den „zwên aru," die ihr den „valken erkrummen"? Mir scheint auch der Traum Str. 867 vom Bergeinsturz, der Siegfried begräbt, symbolischer Bedeutung, wenn auch unverkennbar in den drei Träumen die Zweizahl der Todeswesen zugleich auf Siegfrieds Mörder: Günther und Hagen deuten soll.

[17]) Wie das Nothemd in Uhlands gleichnamiger Ballade.

[18]) Es werden deren mehrere in den spätern Capiteln dieses Abschnittes aufgeführt. Auch ist zu vergleichen der Abschnitt: „Elbische Wesen."

[19]) Diese poetische Stärke zeigt sich in der Regel um so ungebrochener, je reiner die Formeln erhalten sind.

[20]) Doch erlangen auch schätzebewachende Geister den Ruhm, wenn die Schätze gehoben worden. Der Fluch, der hier auf ihnen ruht, erscheint dadurch gesühnt.

[21]) Diese Sagen kennt man aus allen Gegenden Deutschlands. Kaum irgendwo sind sie indessen so zahlreich wie im Siebenb. Sachsenlande. Es ist kaum anzunehmen, daß den heidnischen Germanen Glocken oder ähnliche Geräthe bekannt gewesen. Im Morgenlande kommen sie allerdings schon früher vor. Von goldenen Schellen an dem Rocke Aarons spricht 2. Moses. In Indien scheinen eigentliche Glocken (ghana) schon im 1. Jahrh. n. Chr. im Gebrauch zu sein. Sie werden verschiedentlich erwähnt. Bei den Buddhisten haben die kleineren und größeren Glocken nach Bohlen (alt Indien I) die Gestalt der unsrigen. Auch die alten Griechen (Spartaner) kannten den Gebrauch der Glocken oder ähnlicher Instrumente namentlich als Todtengeläute (Creuzer IV. S. 401). Im christlichen Gottesdienst kommen Glocken erst seit dem 8. Jahrh. vor.

Wenn nun die Germanen mit Glocken sicherlich nur durch Vermittelung des Christenthums bekannt wurden, so fragt es sich, was ursprünglich in jenen unzweifelhaft altheidnischen Sagen durch die Glocke verdrängt worden sei. Eine gleich interessante und noch der Lösung harrende Frage ist es, welche Bedeutung diese Glocken in den Sagen dieser Art haben? Darf man bei diesem Glockenauswühlen nicht an die wiedergebornen Freudenklänge der bessern Jahreszeit (die Sagen lassen das Ereigniß in der Regel ausdrücklich in die Frühlingszeit fallen) denken?

[22]) „Zwischen Guttonen, Teutonen, Svionen, Sueven — sagt Grimm sich namentlich gegen Zeuß S. 135 wendend — wie sollten sie nicht Germanen sein, in deren Reich sie auch Tacitus einstellt. . . . Sie heißen Germanen und ihre Art und Weise ist svevisch; wie Sveven die Isis, Reudinge und Suardonen die Nerthus, verehrten sie eine Göttermutter und trugen in deren Dienste Eberbilder ꝛc."

[23]) Wie sie ihr unzweifelhaft geopfert werden.

[24]) Es ist auffallend, daß unsere Sage den Eber fast gar nicht zu kennen scheint, und auch das Sonnenschwein fast durchgängig als weibliches Thier auffaßt.

[25]) S. Anm. 4.

[26]) Wie anderwärts an die Stelle Wodens Frau Gode getreten ist.

[27]) Also durch gewisse der chtonischen Gottheit gebrachte Opfer oder Ceremonien

[28]) Siehe den mehrerwähnten Programmaufsatz von Joh. Mätz: „Die siebenb.-sächs. Bauernhochzeit" S. 72 u 73. Die hier beispielsweise aufgeführten Scherze würden sich leicht durch weitere vermehren lassen, welchen es an symbolischer Bedeutung in der Regel nicht fehlt.

[29]) Wie in den Märchen von den beiden Mädchen bei der Hexe.

[30]) Unsere Bäschmoter-Häl berührt sich mit vielen chtonischen und Todtengottheiten andrer Völker. Als Häl wie schon J. Grimm Myth. S. 292 anführt, wörtlich (es scheint nur Lautverschiebung den Unterschied zu bilden) mit der indischen Kali, der schwarzen, dunkeln, die auch Maha Kali heißt und in der Unterwelt über die Seelen Gericht halten soll. Aber Kali ist Bhavani, die Urmutter und als solche die fruchtbare, alles Erzeugende, Dasein verleihende, Allbefruchterin, Geburtshelferin und Göttin der Lust (wie Freyja Hels Wiedergeburt), wie sie als Kali Würgerin, Rächerin, Todesgöttin ist. Und sie ist zugleich Parwati, Bergfrau, wie unsere Bäschmoter.

Als Göttin des Dunkels und des verschwindenden Mondes entspricht unserer Häl die ägyptische Nephtys, deren freundlichen Gegensatz Isis bildet, als Todes- und Rachegöttin Buto und Tithrombo (die Schreckliche).

Ebenso ist unsere Häl als Balegrisz der slavischen Baba, Gézi-Baba identisch, die als Morana Todes- und Wintergottheit ist, als Baba aber zugleich Mutter und Hebamme, wie unsere Bäschmoter und wie diese im Walde hausend.

Aber unter allen Gottheiten anderer namentlich verwandter Völker zeigen die größte Uebereinstimmung ihres Wesens mit dem unserer Bäschmoter die italische Tellus und die griechische Gaia. Man vergleiche die Hauptzüge, wie sie von Preller zusammengefaßt wurden!

„Tellus oder Terra — heißt es Pr. Röm. Myth. S. 402 — ist zunächst die Erde neben und im Gegensatze zum Himmel (wie Häl zu Woden) . . . Weiter ist sie der mütterliche Schooß der Erde, der die Saaten empfängt, um sie dem Menschen als goldene Frucht zurückzugeben . . . ein natürliches Bild für den Ursprung der Dinge überhaupt, aber auch das allgemeine Grab der Dinge, welches alles Lebendige wieder zu sich nimmt. . . . Endlich ist sie als Göttin zugleich des weiblichen Empfängnisses und der Ordnung eine Göttin der Ehe wie die griechische Demeter-Thesmophoros."

Von Gaea heißt es, Griech. Myth. S. 399: „Gäa ist die gute Mutter aller Lebendigen und als Hestia und Themis die Feste, Zuverläßige,

Rechtliche schlechthin, aber sie ist auch die Mutter der Titanen und Giganten und anderer Unholde, lehnt sich mit ihren Kindern wider die himmlischen Mächte auf und wird nicht müde, das Ungeheuer zu gebären. Ebenso ist sie als Allmutter zugleich die für Alles sorgende Nährerin (Nerthus) . . . Sie ist ferner mit besonderer Beziehung auf das menschliche Leben κουροτροφος und wurde als solche namentlich in Athen neben der Demeter, Chloe und andern Göttern der Fruchtbarkeit und des leiblichen Gedeihens verehrt. . . . Ja sie galt ziemlich allgemein, besonders in der über Arkadien und Attika verbreiteten Autochthonensagen für die wahre Mutter des menschlichen Geschlechtes, welche in Zeiten des allgemeinen Ursprungs auch die Menschen aus ihrem Schooße geboren habe und als das erste Weib auch die Schwangerschaft und Geburt überstand. Aber sie ist auch „eine Göttin des Todes und der Unterwelt, die in ihrem Schooße das ewige Grabesdunkel birgt und die Geschöpfe, wie sie ihnen das Leben gegeben, unerbittlich zurückgefordert;" daher sie neben den übrigen Göttern der Unterwelt als chtonische Göttin verehrt zu werden pflegte. Also eine Naturkraft von der weitesten Bedeutung.

Eine Erdenmutter war auch Rhea Kybéle, darinnen mit unserer Bäschmoter übereinstimmend, daß sie als Bergmutter (μήτηρ ὀρεία) als im Waldgebirge herrschend (μήτηρ ἰδαία) gedacht wurde. Auch sie ist Mutter der Götter, Menschen, Thiere und aller Geschöpfe. Wie Nerthus-Häl mit Freija so berührt sie sich mit Aphrodite und wieder mit Demeter und Persophone.

Archiv

des Vereines

für

siebenbürgische Landeskunde.

Neugeboren
Nr. 1449
R. 43

Neue Folge.

Neunter Band.

III. Heft.

Herausgegeben

vom

Vereins-Ausschuß.

1871.

Archiv

des Vereines

für

siebenbürgische Landeskunde.

Neue Folge.

Neunter Band.

III. Heft.

Herausgegeben

vom

Vereins-Ausschuß.

Kronstadt.

Druck und Verlag von Johann Gött & Sohn Heinrich.

1871.

Die Conchiferen

aus dem

Tegelgebilde von Ober-Lapugy

von

J. L. Neugeboren.

(Fortsetzung und Schluß aus dem 2. Hefte des 9. Bandes.)

II. CONCHIFERA HETEROMYARIA.

(Muscheln mit zwei ungleichen, namentlich in sehr ungleichem Abstande Rande vom gelegenen Schließmuskeln.)

Familie der Mytilaceen.

(Mytilacea Lamarck).

Das Gehäuse ist dreieckig bis eiförmig, gleichschalig, geschlossen, mit einer dicken Epidermis überzogen und besteht bei einigen Gattungen (z. B. bei Pinna) aus senkrecht auf die innere Fläche gestellten Fasern; das Ligament ist linealisch, dem Rückenrande selbst eingefügt, beinahe innerlich.

Dr. Moritz Hörnes zählt in seinem Werke über die fossilen Mollusken des Tertiär-Beckens von Wien zu der Familie der Mytilaceen die Gattungen Modiola, Lithodomus, Mytilus, Congeria und nach dem Vorgange Lamarck's Pinna, während Philippi in seinem Handbuch der Conchyliologie diese letzte Gattung in eine zweite Familie der Heteromyarien

versetzt, welche die Gattungen Pinna *Linné* und Pinnogene *Saussure* enthält.

Von den fünf vorhin genannten Gattungen oder Geschlechtern, die sämmtlich im Wiener Tertiär-Becken vertreten sind, kennen wir von Lapugy Repräsentanten der vier erstern. Es ist aber nicht unwahrscheinlich, daß auch das Geschlecht „Pinna“ seinen Vertreter haben werde, da vor nicht langer Zeit bei Bujtur ein Fragment einer Pinna aufgefunden worden ist, worüber von mir Bericht in den Verhandlungen und Mittheilungen des naturwissenschaftlichen Vereins erstattet worden ist. *)

Geschlecht MODIOLA Lamarck.

Das gleichklappige, dünne, mit einer verschiedenartig gefärbten Oberhaut überkleidete Gehäuse ist entweder quer eiförmig und mehr oder weniger stark aufgebläht oder fast cylindrisch. Die abgerundeten Wirbel liegen zwischen der Mitte und dem vordern Ende, meist dem letztern sehr nahe. Der Schloßrand enthält keine Zähne; an seinem hintern Rande ist das kaum nach außen hervorragende Schloßband eingefügt. Die Muskeleindrücke sind nie gleich groß; in der Regel ist der vordere kleiner, als der hintere. Der Manteleindruck erscheint einfach.

Bronn führt in seinem Index palaeontologicus 133 fossile Arten auf, zu welchen in neuerer Zeit durch Mayer, Reuss und Hörnes noch vier hinzugekommen sind. Sie beginnen bereits in den ältesten Schichten, — den silurischen der Kohlenperiode — und setzen fast gleichzahlig durch alle Formationen fort, einige unogene (10) werden zugleich noch lebend angetroffen. Die Zahl der lebenden Arten, deren Bronn nur 53 kannte, beläuft sich gegenwärtig schon auf nahezu 90. Sie werden in allen Meeren angetroffen. Von den acht Arten des Wiener Tertiär-Beckens sind in den Schichten von Lapugy drei angetroffen worden.

MODIOLA HÖRNESI *Reuss.*

Hörnes foss. Mollusken des Tert.-Beck. v. Wien B. II., Taf. 45. Fig. 2 a u. b, fünfmal vergrößert.

Das sehr kleine, verlängert-eiförmige Gehäuse besteht aus sehr dünnen, fast durchscheinenden, außen und innen ganz glatten Schalen, deren vordere Enden als sehr kleine gerundete Lappen kaum über den kleinen spitzigen überbogenen Wirbel hervorragen. Dem Wirbel zunächst bildet der

*) Jahrgang 1868 Nro. 3.

Schalenrücken einen stumpfen gerundeten Kiel, der sich nach rückwärts allmälig verflacht. Der untere Schalenrand ist beinahe gerade, der kurze Schloßrand ist gerade und bildet mit dem Hinterrande einen deutlichen Winkel, der aber stark abgerundet erscheint. Am Schloß bemerkt man eine kleine Erhöhung, welche unter starker Vergrößerung ungemein fein gekerbt erscheint. Der Schloßrand ist nicht gekerbt. — Länge $2^3/_4$ W. Linien; Breite $1^2/_4$ W. Linien. Sehr selten bei Lapugy.

Sonstige Fundstätten dieser netten Art sind: Grund, Steinabrunn und Gainfahren im Wiener Tertiär-Becken; Wieliczka und Kathrein bei Troppau (wo Herr Prof. Reuss diese Art zuerst aufgefunden); endlich Saucats bei Bordeaux.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralien-Cabinets in Wien.

MODIOLA BIFORMIS *Reuss.*

Hörnes l. c. Taf. 45, Fig. 4 a und b achtmal vergrößert.

Reuss: Die marinen Tertiärschichten Böhmens (im 39. Band der Sitzungsberichte der k. Akademie der Wissensch. mathem. naturw. Klasse) Taf. 4, Fig. 3.

Das schief-eiförmige, verlängerte Gehäuse ist stark gewölbt; der gerade Schloßrand erscheint an beiden Seiten des Schlosses gekerbt, der etwas eingebogene Bauchrand dagegen glatt. Das hintere Ende ist viel breiter und schief zugerundet. In einer Linie vom Wirbel zum hintern untern Winkel ragt der Schalenrücken in einem sehr schwachen gerundeten Kiele hervor und dacht sich dann nach oben und hinten ab. Die Schalenoberfläche hat zarte einfache Radialstreifen, welche nur einen Theil zwischen dem vordern Lappen und dem Rückenkiele entsprechend der Einbiegung des Pallealrandes frei lassen. In dieser Lücke werden nur die ebenfalls zarten concentrischen Anwachsstreifen wahrgenommen, die aber auch den gerippten Theil der Schale bedecken und den Radialrippen ein schwachkörniges Ansehen geben. Die Innenfläche zeigt sich perlmutterglänzend. Als ein Hauptkennzeichen dieser Art galt Herrn Dr. Hörnes das stumpfe Eck, welches durch das Zusammenstoßen des ganz geraden Schloßrandes mit dem Hinterrande entsteht, und die Verbreiterung der Schale nach hinten. — Länge fast 2 W. Linien; Breite 1 W. Linie. — Selten bei Lapugy nach meinen Erfahrungen.

Diese Art kommt fossil im Vaterlande noch bei Bujtur vor. Sonstige Fundstätten sind: Steinabrunn, Gainfahren und Möllersdorf im W. Tertiär-Becken; Rudelsdorf in Böhmen; die Insel Rhodus; Pisa in Italien; Pont-le-Voy Loir et Cher in Frankreich; Kostej im Banat.

*

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien und in meiner Sammlung.

MODIOLA DISCORS *Linné.*

Hörnes l. c. Taf. 45, Fig. 5, a und b achtmal vergrößert.

Das elliptisch-eiförmige Gehäuse ist etwas zusammengedrückt, dünn, vorn und hinten ziemlich gleichförmig gerundet. Von den Wirbeln laufen vorn und hinten Streifen nach den Rändern, nur ein kleiner Theil der Mitte ist glatt. Der ganze Innenrand ist gekerbt bis auf jenen Theil, welcher dem glatten Theil der Außenfläche entspricht. Diese Art unterscheidet sich von M. biformis *Reuss* durch ihren nicht eingebogenen Bauchrand und durch den Mangel des Kieles über dem Schalenrücken, von M. condita *Mayer* (Hörnes l. c. Taf. 45, Fig. 3, a, b und c) dagegen durch ihre minder breite Form und beträchtlichere Größe, da diese nur Eine W. L. lang und wenig über $^1/_2$ W. L. breit ist. — Länge 2 W. L.; Breite 1 W. L. — Sehr selten bei Lapugy.

Diese Art, die jetzt noch lebt und als lebende Art eine sehr große Verbreitung hat (Mittelmeer, atlant. Ocean bis zu den Küsten von Grönland), wurde fossil sonst noch angetroffen bei Grund und Heiligenstadt im W. Tertiär-Becken; auf der Insel Rhodus; bei Hidas in Ungarn; zu Chillesford und zu Elei in England.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien.

Geschlecht LITHODOMUS Cuvier.

Das Gehäuse ist beinahe cylindrisch, an beiden Enden abgerundet, geschlossen, mit einer starken Epidermis überzogen, über welche sich bei einigen Arten noch ein besonderer kalkiger Ueberzug in bestimmter Form bildet. Die mehr oder weniger eingerollten Wirbel liegen am vordern Ende; das Schloß ist zahnlos, das Ligament lang, auf dem Rückenrande befestigt; zwei Muskeleindrücke; Manteleindruck einfach.

Während Philippi in seinem 1851 verfaßten Handbuche der Conchyliologie die fossilen Arten dieses Geschlechtes auf das Tertiärgebirge beschränkt erklärt, gibt Bronn in der dritten Auflage seiner Lethaea geogn. (III. B. VI. Th. S. 361) sehr genaue Daten über das Auftreten derselben in den geologischen Perioden. Darnach wären bekannt aus der devonischen Formation der Kohlenperiode Eine Art; aus dem untern Jura der Oolithperiode drei Arten; aus dem Neocomien der Kreideperiode sechs

Arten, aus der Kreide derselben Periode zehn Arten, aus der untern Molasse drei Arten, aus jüngern Tertiärschichten zusammen sechs Arten. Die Anzahl der lebenden Arten soll die der fossilen übersteigen; es sind bereits von Reeve 34 lebende Arten abgebildet und beschrieben, von denen die meisten in den tropischen Meeren aufgefunden wurden.

In den Straten von Lapugy kommt dieselbe einzige Art vor, welche Herr Dr. Hörnes aus dem Tertiär-Becken von Wien abgebildet und beschrieben hat.

LITHODOMUS AVITENSIS *Mayer.*

Hörnes l. c. Taf. 45, Fig. 12, a bis c.

Das verlängerte, cylindrische, schlanke, dünne und gebrechliche Gehäuse ist an beiden Enden fast gleichmäßig abgerundet, oben gewölbter, nach unten etwas zusammengedrückt. Die Oberfläche erscheint mit starken Anwachsringen bedeckt; der untere Theil der Schale d. h. jener vom Wirbel bis zum hintern Ende, ist mit feinen Querstreifen versehen, während der obere vollkommen glatt ist. Der Bauchrand ist gerade; der Winkel, welchen der gerade Schloßrand mit dem Rückenrande bildet, ist kaum wahrnehmbar. Auch die Lapugyer Form unterscheidet sich gleich wie die Wiener Form von dem jetzt im mittelländischen Meere lebenden Lithod. lithopagus dadurch, daß sie nach oben nicht so auffallend zugespitzt ist und daß der Schloßrand ohne deutlichen Winkel fast unmerklich in den Hinterrand verläuft. Dazu kommt noch, daß die Schale unserer fossilen Art viel dünner und zerbrechlicher ist. Das mir vorliegende Exemplar steht den Wienern an Größe nicht nach; seine Länge beträgt 20 W. L. und seine Breite 6 W. L. — Sehr selten bei Lapugy.

Sonstige Fundstätten dieser Art sind: Niederleis und Neudorf im Wiener Tertiär-Becken; Gamlitz in Steiermark; St. Avit bei Mont de Marsan und Saucats in Frankreich.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien und in meiner Sammlung.

Geschlecht MYTILUS Linné.

Das gleichklappige Gehäuse ist dreieckig, aber hinten abgerundet, innen mit einer Perlmutterschichte, außen mit einer gefärbten Epidermis überzogen. Die geraden aber schwach gebogenen Wirbel liegen am vordern Ende. Der Schloßrand enthält keine Zähne, ist aber häufig unter den Wirbeln schwielig verdickt. Das Band ragt kaum noch über die Schale

hervor. Die Muskeleindrücke sind von sehr ungleicher Größe; der vordere, sehr kleine liegt unter dem Wirbel, der hintere, sehr große am Hinterrande neben dem einfachen Manteleindruck.

Nach Bronn, der in seinem Index palaeont. (S. 269—271) 93 Arten aufzählt, beginnen die Arten dieses Geschlechts in der obern silurischen Formation der Kohlen-Periode aufzutreten. Es kommen auf die Kohlen-Periode 24, auf die Salz-Periode 8, auf die Oolith-Periode 19, auf die Kreide-Periode 21 und auf die Tertiär-Periode 21 Arten.*) Was die den ältern Perioden zugeschriebenen Arten anbetrifft, so sind allerdings nach Bronn's eigenen Bezeichnungen einige zweifelhaft. Zu den 21 Arten aus den Tertiär-Schichten kommen noch Eine von Michelotti und 3 von Dr. Hörnes aufgestellte Arten hinzu. Reeve beschreibt und bildet 61 lebende Arten ab.

Von den fünf fossilen Arten des Wiener Tertiär-Beckens sind in den Schichten bei Lapugy erst zwei aufgefunden worden, welche beide dem von Recluz aufgestellten Subgenus „Septifer" angehören.

MYTILUS (Septifer) OBLITUS *Michelotti.*

Hörnes l. c. Taf. 45, Fig. 10, a und b siebenmal vergrößert.

Das fast dreiseitige, gewölbte Gehäuse ist mit einem scharfen Kiel versehen, der von den wenig eingerollten Wirbeln in einer schwachen Krümmung nach vor- und rückwärts verläuft. Die Oberfläche erscheint mit ziemlich starken, an den Rändern dichotomirenden Streifen bedeckt. Das Wachsthum der Schale ist sehr absetzig und man bemerkt mehrere sehr deutlich auftretende Anwachsringe. Unter den Wirbeln liegt eine ziemlich breite Wandplatte — das Septum. Die Innenränder sind sehr zierlich gekerbt; die größten Kerben liegen auf dem Schloßrande. — Länge 3 W. L.; Breite $2^1/_4$ W. Linien. — Sehr selten bei Lapugy.

Auswärtige Fundstätten dieser Art sind: Steinabrunn, Niederleis, Laa, Vöslau, Forstenau im Wiener Tertiär-Becken; Rudelsdorf in Böhmen; Kostej im Banat unweit der siebenb. Grenze; Turin, Rio della Batteria, Pino torinese und Termo foura bei Turin; St. Avit bei Mont de Marsan und Mandillot zu St. Paul bei Dax.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien und in meiner Sammlung.

---

*) Index paleont. l. c. kommt ein Druckfehler vor, indem neben dem Geschlechts-Namen Mytilus die Zahl 193 steht, während thatsächlich nur 93 Arten namhaft gemacht erscheinen.

MYTILUS (Septifer) SUPERBUS *Hörnes.*

Hörnes l. c, Taf. 45, Fig. 11, a und b, siebenmal vergrößert.

Das dreiseitige, ziemlich gewölbte Gehäuse wird von einem scharfen Kiele, der von den Wirbeln in einem schwachen Bogen nach vorne und unten verläuft, in zwei sehr ungleiche Hälften getheilt; die vordere schmale fällt steil nach vorwärts ab und ist mit feinen nach abwärts ziehenden Linien bedeckt, — die hintere, nach unten sich sehr verbreitende, gegen die Ränder abdachende ist mit ziemlich starken, gekerbten, dichotomirenden Streifen geziert, deren Zwischenfurchen wieder deutlich gestreift erscheinen. Auch bei dieser Art bemerkt man starke Anwachsringe. Unter den Wirbeln liegt eine breite Wandplatte. Die Innenränder sind sehr zierlich gekerbt; die größten Kerben liegen im Schloß und auf dem Schloßrand. Mir liegt nur ein Jugendexemplar vor; die normale Größe ist die von Mytilus oblitus. — Sehr selten bei Lapugy.

Diese fossile Art ist bis nun anderwärts nur von Gainfahren im Wiener Tertiär-Becken und aus den Schichten bei Kostej im Banat bekannt.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien und in meiner Sammlung.

Geschlecht CONGERIA Partsch.

Das Gehäuse ist gleichschalig, ungleichseitig, schief, entweder rund oder länglich, spatelförmig oder dreieckig, an einem Ende zugespitzt; die Wirbel nach vorne mehr oder weniger eingerollt; die Schalen an dieser Seite mehr oder weniger klaffend; das Schloß zahnlos; unterhalb des Wirbels ein dreieckiges Grübchen, das auf einem dem Rande der Schalen parallelen scheidewandartigen, mehr oder weniger ausgedehnten Plättchen liegt, wodurch an der Spitze eine größere oder kleinere Höhlung oder Kammer entsteht; innerhalb des Randes der Vorderseite eine lienienförmige Rinne; diese und das Grübchen unter dem Wirbel nehmen das Schloßband auf, welches somit doppelt ist; ein großer Muskulareindruck seitwärts am untern breitern Theil der Schale und ein zweiter, kleiner auf einer Hervorragung unterhalb des Schloßgrübchens, von welchem sich eine erhabne, etwas gedrehte Linie bis an den Grund der Höhlung, die der Spitze des Wirbels entspricht, fortsetzt.

Die Congerien bezeichnen stets Brackwasser- oder Süßwasser-Gebilde; ihr ursprünglicher Wohnort scheint aber das Brackwasser zu sein. Sie

erscheinen lebend und fossil stets in ungeheurer Anzahl von Individuen vereinigt, und sind aus diesem Grunde da, wo sie fossil nur vereinzelt angetroffen werden, entweder auf secundärer Lagerstätte oder sie wurden lebend aus dem Brackwasser verschwemmt.

Ein genügender Beweis für die Existenz dieses Geschlechtes in den ältern Schichten ist nicht hergestellt worden; selbst in den Schichten der Kreideformation trifft man es noch nirgends an; es dürfte höchstens bis in die untere Molasse, welche Bronn mit Litt. t bezeichnet, hinuntergehen.

Das häufige Vorkommen dieser Bivalve in gewissen brackischen Schichten des Wiener Beckens hat sogar Anlaß gegeben zu einer besondern Unterabtheilung des Neogen, nämlich der „Congerienschichten."

Im Index palaeont. führt Bronn S. 275 zwölf Arten auf, die in der dritten Auflage der Leth. geogn. auf 9 reducirt erscheinen. Seitdem sind hinzugekommen durch Czizek Eine und durch Dr. Hörnes 2 Arten. Die Zahl der lebenden wird auf 17 angegeben.

Von den fünf Arten des Wiener Tertiär-Beckens beherbergen die Schichten bei Lapugy nur Eine Art, die wegen ihrer großen Seltenheit daselbst als dahin verschwemmt anzusehen sein dürfte.

CONGERIA BASTEROTI *Desh.*

Hörnes l. c. Taf. 49, Fig. 5 u. 6.

Das Gehäuse dieser Art, in dessen Besitz ich aus den Lapugyer Schichten bis jetzt noch nicht zu gelangen vermochte, ist nach Dr. Hörnes Beschreibung verlängert eiförmig, oben zugespitzt, wenig gewölbt. Die Wirbel sind fast gar nicht eingerollt, spitz; von denselben läuft ein stumpfer Kiel nach ab- und vorwärts. Die Oberfläche ist mit Zuwachsstreifen bedeckt. Der Schloßrand ist sanft gebogen und scharf, der vordere Rand manchmal wegen des Durchgangs des Byssus etwas eingebogen. Die Wand unter den Wirbeln ist ziemlich groß, der accessorische löffelförmige Ansatz deutlich. — Die Laaer Exemplare fand Dr. M. Hörnes 11 W. L. lang und 6 W. Linien breit. — Gehört zu den größten Seltenheiten bei Lapugy.

Auswärtige Fundstätten dieser Art sind: Laa und Ritzing im Wiener Tertiär-Becken; St. Paul, Sos und Mandillot bei Dax, Saucats und Larriège bei Bordeaux, St. Avit bei Mont de Marsan, Manthelan in der Touraine; Rothsee bei Luzern und Rallingen am Thuner See; Oberkirchberg und Grimmelfingen bei Ulm; endlich Szuskowce bei Bialozurka in Volhynien.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien.

III. CONCHIFERA MONOMYARIA.
(Muscheln mit einem einzigen Schließmuskel.)

Familie der Malleaceen.
(Malleacea Lamarck).

Das Gehäuse ist ungleichschalig, blättrig, innen perlmutterartig; der Schloßrand ist gradlinig, vorn, und häufig auch hinten, in einen ohrförmigen Vorsprung ausgezogen, mit einem Ausschnitt für den Byssus in der rechten Schale.

Philippi rechnet in diese Familie die Geschlechter: Avicula, Pterinea, Vulsella, Myalina, Ambonychia, Posidonomya (= Posidonia Bronn), Malleus, Crenatula, Melina (= Perna Brug.), Gervilia, Catillus, Inoceramus, Pulvinites, Pachymya*); nach Deshayes besteht diese Familie gegenwärtig aus den Geschlechtern: Avicula, Posidonia, Malleus, Vulsella, Crenatula, Gervillia, Perna und Inoceramus.**) In Bronn's Index erscheinen die vorhin bezeichneten Geschlechter in zwei verschiedene Familien eingetheilt, nämlich theils in seine Malleina und theils in seine Aviculina, von welchen die erstere in der Ordnung der Monomyarier und die letztere in der Ordnung der Dymyarier aufgeführt wird.***)

Die beiden in dem Wiener Tertiär-Becken vertretenen Geschlechter Avicula und Perna, haben auch in den Schichten von Lapugy ihre Vertreter.

Geschlecht AVICULA Klein.

Das Gehäuse ist unregelmäßig, bald rund, bald schief dreiseitig, an der Vorderseite mehr oder weniger flügelartig verlängert, ungleichklappig, mit einem Ausschnitt für den Byssus; innen mit einer dicken Perlmutterschichte, außen mit einer dickern oder dünnern Epidermis bedeckt. Das Schloß ist vollkommen zahnlos oder mit einer unbedeutenden Anschwellung in jeder Schale unterhalb des Wirbels versehen. Das Schloßband ist doppelt; das äußere fasrige nimmt den ganzen Schloßrand ein, das innere, übrigens wenig vom äußern verschieden, liegt in einer breiten Grube. Der Muskeleindruck ist groß und liegt in der Mitte der Schale. Der Manteleindruck ist einfach.

---

*) Handbuch der Conchyliologie S. 368 es seq.
**) Hörnes Mollusk. II. S. 375.
***) Bronn's Index palaeont. S. 260—268.

Die Aviculae sind Meeresbewohner und leben in Menge in den heißen Zonen, bald an untermeerischen Gegenständen mittelst eines horn-artigen Byssus haftend, bald Bänke bildend, auf denen man vorzugsweise die wegen ihrer Perlen und ihrer Perlmutter gesuchte Art findet.

Nach den neuesten Angaben beläuft sich die Anzahl der bekannten lebenden Arten auf 100 und die der fossilen über 400; die meisten fossilen gehören den älteren Perioden an und gehen bis zu der ersten Schöpfung des thierischen Lebens zurück; aus den tertiären Schichten Europa's und Amerika's kennt man nur einige wenige Arten. (Hörnes II. S. 376).

Nur eine Art wurde bisher in den Straten bei Lapugy gefunden, dieselbe, welche auch im Wiener Becken vorkommt.

AVICULA PHALAENACEA *Lam.*

Hörnes l. c. Taf. 52, Fig. 1—4.

Die erst seit dem Sommer 1869 in meinem Besitze befindliche Schale dieser höchst interessanten Bivalve, welche Dr. Hörnes schon seit Jahren von Lapugy kannte, ist theils an ihrem Umfange und ihrer Oberfläche stark beschädigt theils inwendig mit Tegel ausgefüllt, der nicht entfernt werden darf, wenn man die Schale bei ihrer dünn-blättrigen Structur vor gänzlicher Zerbröckelung bewahren will. Es läßt sich folglich darauf hin keine erschöpfende Beschreibung dieser Art geben. Alles berücksichtigt, was an meiner, wie gesagt, sehr beschädigten Schale wahrzunehmen ist, stimmen die Lapugyer Exemplare mit den Wienern überein und ich erlaube mir daher die Beschreibung zu substituiren, welche Dr. Hörnes von dieser Art in seinem Mollusken-Werke gegeben hat.

Das Gehäuse ist nahezu vierseitig, fast ganz rechtwinkelig, wenig gewölbt, nach allen Seiten hin verflachend, oben ganz gerade, unten abgerundet, hinten schwach ausgebuchtet. Die Oberfläche ist mit lamellenartigen Zuwachsstreifen bedeckt. Das vordere Ohr ist schmal, dreiseitig und von dem übrigen Theile der Schale durch eine ziemlich tiefe Einsattelung getrennt; das hintere Ohr ist kurz und breit. Die Wirbel sind schief, ziemlich spitz und kaum hervortretend. Die Area ist ziemlich breit und eben. Im Innern ist die Schale perlmutterartig glänzend und zeigt zwei Muskeleindrücke: einen kleinen schmalen, halbmondförmigen unterhalb der Wirbel und einen sehr ausgedehnten, breiten, halbrunden, fast in der Mitte der Schale.

Ergänzt man die bei meinem Exemplar abgebrochenen Theile so betrug seine Länge $2^{6}/_{12}$ W. Zoll und seine Breite 2 W. Zoll. Es stände

also den Wienern an Größe bedeutend nach, bei welchen eine Länge von $4^{6}/_{12}$ W. Zoll und eine Breite von 4 Zoll gemessen wurde. — Höchst selten bei Lapugy.

Auswärtige Fundorte sind: Grund, Gaudersdorf, Ebersdorf, Niederleis, Grußbach, Pötzleinsdorf, Kalksburg im Wiener Becken; Cralowa bei Preßburg, Sooskut bei Stuhlweißenburg, Kostej (Banat) in Ungarn; Saucats und Léognan bei Bordeaux, Paulmy bei Ligueil in der Touraine, St. Avit bei Mont-de-Marsan, St. Pouquet zu Cabannac, Manthelan und Pont-Levoy in Frankreich; Castell' arquato, Bologna, Rio della Batteria bei Turin, Serravalle bei Tortona, Lugagnano bei Piacenza in Italien; Schnugen und Gizzibühl bei St. Gallen, Manenheim bei Engen im Höhgau, Weinhalde bei Münsingen (Bern), Renggloch bei Luzern, Stocken, Steingrube und Martinsbrücke bei St. Gallen.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien und in meiner Sammlung.

Geschlecht PERNA Bruguière.

Die Totalgestalt des Gehäuses ist mehr oder minder breit, eiförmig oder zungenförmig, oben mit gerader oder schiefer Abstutzung und sehr deutlicher Bucht am Vordertheile für den Austritt des Byssus. Sie besteht aus mehr oder weniger zahlreichen Perlmutter-Lamellen, welche außen von einer schwärzlichen oder dunkelvioletten Schicht überkleidet sind. Der Schloßrand, an dessen vorderem Ende der Wirbel liegt, ist sehr breit, zahnlos, und das Band in einer großen Anzahl von Gruben befestigt, welche meist fast senkrecht und unter sich parallel in demselben ausgehöhlt erscheinen. Der nierenförmige große Muskeleindruck liegt fast in der Mitte der Innenfläche der Schale.

Die Pernae sind Meeresbewohner und die jetzt lebenden Arten (etwa 30) werden nur in tropischen Meeren angetroffen. Sie haften in zahlreichen Gruppen mittelst eines festen und sehr groben Byssus an unterseeischen Gegenständen. Fossile Arten zählt Bronn in seinem Index palaeont. achtzehn Arten auf, welche durch Dr. Hörnes mit zweien aus dem Wiener Tertiär-Becken vermehrt worden sind. Die ältesten gehören dem Muschelkalke der Salzperiode an; acht Arten sind tertiär.

Von den drei Arten des Wiener Beckens ist das Vorkommen einer Art bei Lapugy constatirt.

PERNA SOLDANII *Deshayes.*

Hörnes l. c. Taf. 53, Fig. 1 und Taf. 54, Fig. 1.

Auch hinsichtlich dieser Art bin ich auf die Beschreibung angewiesen, welche Herr Dr. Hörnes gegeben hat, da ich nicht im Besitze von Lapugyer Stücken bin und auch die Sammlung des naturwissenschaftlichen Vereins kein einziges umfaßt.

Das Gehäuse ist zungenförmig, fast vierseitig, oben gerade abgestutzt, unten abgerundet, vorne ausgebuchtet und klaffend. Die Schalen selbst sind sehr dick und bestehen aus perlmutterartig glänzenden, leicht spaltbaren, blättrigen Schichten. Der Schloßrand ist gerade und besteht bei erwachsenen Individuen aus einer sehr breiten, ebenen Bandfläche, die von zahlreichen, schmalen, auf die Richtung des Randes senkrecht stehenden Canälen durchfurcht ist. Diese Canäle sind meist um die Hälfte schmäler als die sie trennenden Leisten. Die Canäle selbst sind innen gerade gestreift, während die Leisten mit halbmondförmig gebogenen Zuwachsstreifen, deren Oeffnung nach oben gerichtet ist, geziert sind. Diese Canäle nehmen mit dem Alter der Schale an Anzahl zu. Der Muskeleindruck ist groß, rund, fast nierenförmig. Der Manteleindruck ist vorn durch eine Reihe unregelmäßiger Gruben bezeichnet.

Bei einem wohlerhaltenen Jugendexemplar fand Dr. Hörnes die Länge fast 5 W. Zoll und die Breite $3^1/_2$ W. Zoll.

Diese Art gehört wie Avic. phalaenacea bei Lapugy zu den größten Seltenheiten.

Auswärtige Fundstätten sind: Grund, Eggenburg, Grußbach, Niederleis und Nikolsburg im Wiener Becken; Montajone in Toscana, Monte Maggiore bei Bologna, Castell' arquato, Lugagnano bei Piacenza, Monale, Baldichieri und Montafia bei Asti, Serravalle di Scrivia bei Tortona in Italien; Palermo auf Sicilen; Martigues (Bouche-du-Rhone) in Frankreich; Calheto auf Porto Santo, einer der Azoren.

Familie der Pectiniden.

(Pectinidae Lamarck).

Das Gehäuse ist meist ungleichschalig, aber regelmäßig, porcellanartig, nicht blättrig, mit zwei Ohren am Schloßrand; dieser ist geradlinig; das Schloß mit oder ohne Zähne; das Schloßband sitzt in einer dreieckigen Grube oder in einer Rinne, die sich bis zu den Wirbeln erstreckt.

Diese Familie wird in zwei Sippen getheilt: 1. mit freier Schale mit den Geschlechtern: Lima, Limea, Hemipecten und Pecten und 2. mit haftender Schale mit den Geschlechtern: Hinnites, Plicatula und Spondylus.

Geschlecht LIMA Bruguière.

Das Gehäuse ist beinahe gleichklappig d. h. die linke Klappe nur wenig kleiner als die rechte, schief-eiförmig, geöhrt, vorne zum Austritt des Byssus mit einer schmalen Oeffnung versehen. Unter den unter spitzem Winkel gegeneinander geneigten, sich nicht berührenden Wirbeln, liegt ein dreieckiges Schloßfeld, welches durch die dreieckige Grube, die das halb außen gelegene Band enthält, nahezu halbirt wird. Das Schloß ist zahnlos; der Manteleindruck einfach.

Schon Bronn führt in seinem Index palaeont. 163 fossile Arten auf, deren Anzahl sich seit 20 Jahren auf beinahe 200 vermehrt hat; die ersten treten in der Kohlen-Periode auf; die Oolith- und die Kreide-Periode war am reichsten an Arten. Lebende Arten kennt man an 30, welche in allen Meeren zerstreut sind.

LIMA SQAMOSA *Lamarck*.

Hörnes l. c. Taf. 54, Fig. 2 a, b und c.

Das schiefe, verlängert-eiförmige, flache und rückwärts gleichsam wie abgeschnittene Gehäuse ist ziemlich dickschalig; gewöhnlich 22 runde, mit dachziegelförmig emporgerichteten Lamellen versehene Rippen, die durch schmale Furchen von einander getrennt sind, bedecken die Oberfläche jeder Klappe. Das vordere Ohr ist deutlich sichtbar und gerippt; das hintere verkümmert und ohne irgend eine Spur von Rippen. In der Mitte der Bandfläche liegt die breite dreiseitige Bandgrube. Der Rand ist gekerbt; die Kerfen correspondiren jedesmal den über die Oberfläche hinlaufenden Rippen. Bei einem Jugendexemplar fand ich die zwischen den noch fast glatten Rippen befindliche Furchen fein quer-linirt, was jedoch nur erst mit Hilfe der Luppe wahrgenommen wurde. Einige Einzelklappen liegen mir vor; Länge $1^{10}/_{12}$ W. Zoll, und Breite $1^{5}/_{12}$ W. Zoll der größten von ihnen.

In Siebenbürgen kommt diese Art noch vor: bei Pank nächst Lapugy und nach Exemplaren in der Sammlung des k. k. Hof-Mineralien-kabinets in Wien bei Bujtur. Sonstige Fundstätten sind: Grund, Nie-

derkreuzstätten, Niederleis, Grußbach und Forstenau im Wiener Becken; Larnaka auf Cypern; Rhodus; Palermo auf Sicilien; Asti, Rio della Battaria bei Turin in Italien; Pont-le-Voy et Cher und St. Maure in der Touraine, Saucats bei Bordeaux und Manthelan in Frankreich; Olesko in Galizien; endlich Ilheo de Baixo bei Porto Santo. Lebend wird sie angetroffen allenthalben an den Küsten des Mittelmeeres und aller dessen Theilen, dann im atlantischen und im rothen Meere.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien und in meiner Sammlung.

LIMA LAPUGYENSIS *mihi.*

L. testa minima, subtili, obliqua, abbreviato-ovata, depressa, postice quasi abscissa, aurita; costis (20 pluribus) convexis, laevibus; interstitiis non angustioribus, etiam laevibus; fossa ligamentari admodum obliqua et angusta; utraque aure fossula interne signata.

Das schiefe kurz-ovale, flache und rückwärts wie abgeschnittene Gehäuse ist sehr klein, dünnschalig und gerippt; die zahlreichen Rippen (mehr als 20) sind glatt und abgerundet, von der Breite der zwischen ihnen liegenden ebenfalls glatten Furchen; der hinter den Wirbeln befindliche Abschnitt erscheint quer-gerunzelt. Die Bandgrube ist sehr schief und schmal, so daß die beiden längern Seiten derselben am Wirbel in einem sehr spitzen Winkel sich vereinigen. Unterhalb der Bandfläche befindet sich an der mir vorliegenden Einzelschale zu beiden Seiten der Bandgrube auf jedem Ohr je eine kleine ziemlich runde Vertiefung — Grübchen —, in welche ohne Zweifel ein Zähnchen der entgegengesetzten Schale sich einfügte.

Ich kann diese Form nicht als eine Schale eines Jugendexemplars von Lima squamosa betrachten, weil dieselbe minder länglich und ihre Bandgrube viel schmäler und schiefer ist, als bei mir vorliegenden Jugendexemplaren von Lima squamosa, und weil die Grübchen auf den Ohren bei entsprechenden Klappen von L. sq. ganz anders gestaltet sind, wenn Spuren derselben wahrgenommen werden. Länge $2^1/_4$ W. Linien; Breite 2 W. Linien. — Eine einzelne Klappe in meinem Besitze.

LIMA SUBAURICULATA *Montagu.*

Hörnes l. c. Taf. 54, Fig. 6 a und b achtmal vergrößert.

Das verlängert-ovale, gleichseitige sehr kleine Gehäuse ist sehr dünn und zerbrechlich, am Schloß etwas verengt, stark gewölbt, hat gleiche, nicht auffallend getrennte Ohren und stark hervorstehende, eingerollte Wirbel.

Die Oberfläche erscheint mit feinen Rippen bedeckt, welche nach beiden Seiten schwächer werden und endlich ganz verschwinden. Der Schloßrand ist gerade; die Bandgrube breit und dreiseitig. Der Schloßrand ist in der Mitte gekerbt, an beiden Seiten jedoch glatt. Mir liegt nur ein Jugendexemplar vor, da dasselbe nur 1 W. L. lang und nur wenig über 1/2 W. Linie breit ist. — Sehr selten bei Lapugy.

Auswärtige Fundstätten dieser Art sind: Steinabrunn und Grund im Wiener Becken; Szobb bei Gran in Ungarn und Kostej im Banat; Larnaka auf Cypern; Rhodus; Palermo auf Sicilien; Modena in Italien; Sutton in England. Lebend wird sie allenthalben an den Küsten des Mittelmeeres angetroffen; nicht minder an den Küsten des atlantischen Meeres.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien und in meiner Sammlung.

Geschlecht LIMEA Bronn.

Das Gehäuse ist longitudinal, mehr minder schief-eiförmig, geöhrt, geschlossen; die äußere Fläche des Schlosses ist dreieckig, in der Mitte mit einer schmalen, dreieckigen Grube für das Band; der Schloßrand gerade, auf jeder Seite mit mehreren senkrechten Zähnen; ein einziger Muskeleindruck. Bronn, der dieses Geschlecht aufgestellt hat, sagt in seiner Lethaea geognostica: „es ist eine Lima mit Schloßzähnen fast wie von Arca."

Nur drei fossile Arten sind bekannt: Eine aus dem Lias, Eine aus dem Jura und Eine subapennine Form, welche letztere gleich wie im W. Tertiär-Becken auch in den Straten bei Lapugy vorkommt. Man kennt erst Eine lebende Art.

LIMEA STRIGILATA *Brocchi.*

Hörnes l. c. Taf. 54, Fig. 7 a und b, neunmal vergrößert. — Brocchi Conchiologia Taf. 14, Fig. 15.

Das gerundet-ovale, ein wenig schiefe und daher nicht ganz gleichseitige Gehäuse ist ziemlich gewölbt, ringsum geschlossen, mit vorstehenden eingerollten Wirbeln. Die feinen gerundeten Längsstreifen der Oberfläche werden von concentrischen Linien durchkreuzt. In der Mitte des geraden Schloßrandes liegt die breite dreieckige Bandgrube, und an beiden Seiten befinden sich ziemlich deutliche, zahlreiche Zähne oder starke Kerben. Der

einfache Muskeleindruck ist in der Mitte und der Außenrand gekerbt. — Selten bei Lapugy. — Länge $1^3/_4$ W. L. und Breite $1^2/_4$ W. L. meines größten Exemplars.

Auswärtige Fundstätten dieser Art sind: Steinabrunn, Porzteich, Baden, Möllersdorf, Gainfahren, Niederleis und Grußbach im Wiener Becken; Spielfeld in Steiermark; das unweit Lapugy gelegene Kostej; Modena, Orciano, Tabiano und Val-Andona in Italien; Rhodus; Martignac in Frankreich.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien und in meiner Sammlung.

Geschlecht PECTEN Müller.

Die Totalgestalt des Gehäuses ist ziemlich veränderlich, fast kreis- oder eiförmig. Dasselbe besteht aus zwei manchmal ganz gleichen, manchmal sehr ungleichen, übrigens meist nahezu gleichseitigen Klappen, welche vorn und hinten je Ein Oehrchen tragen; das vordere Oehrchen der rechten Klappe ist mit einem Ausschnitt zum Austritte des Byssus versehen. Unter den in der Mitte des Oberrandes gelegenen Wirbeln liegt auf dem geraden oder schiefen, meist zahnlosen, selten mit undeutlich radial gestellten Zähnchen versehenen Schloßrande das innerliche Band in einer dreickigen Bandgrube. Der große Muskeleindruck liegt stets nahe an der Mitte der Innenfläche; der Mantelrand ist einfach ungeschlitzt.

Mehr als 200 lebende Arten sind gegenwärtig bekannt, welche in allen Meeren aufgefunden werden, wornach denn dieses Geschlecht eine sehr weite geographische Verbreitung hat. Fossile Arten sollen nach den neuesten Angaben (Hörnes l. c. S. 394) mehr als 400 beschrieben sein. Sie beginnen schon in den devonischen Schichten der Kohlen-Periode, haben in der Oolith- und in der Kreide-Periode eine sehr starke Entwickelung, noch zahlreicher sind die Arten in der Tertiär-Periode; nur den Nummuliten-Schichten fehlen sie fast gänzlich. Lapugy beherbergt verhältnißmäßig nur wenigen Arten; von den 19 Arten des Wiener Tertiär-Beckens sind nur sieben bis jetzt aufgefunden worden. Auch die Anzahl der hier eingebetteten Individuen ist meinen Erfahrungen nach eine nur geringe; ich besitze von einigen Arten gar keine Exemplare, von andern nur einzelne Klappen, obgleich ich bei meinen wiederholten Besuchen der Fundstätte sorgfältig ihnen nachgestrebt habe.

PECTEN ROLLEI *Hörnes.*

Hörnes l. c. Taf. 59, Fig. 4, 5 und 6.

Aus der Sammlung des naturwissenschaftlichen Vereins in Hermannstadt liegt mir eine obere Klappe vor, welche, wenngleich beträchtlich kleiner, als die angeführte Abbildung, doch nur dieser Art beigezählt werden kann. Das Gehäuse war nach dieser Klappe zu schließen im Allgemeinen rund, breit und etwas schief. Die mir vorliegende obere Klappe ist flach, fast eben, an dem Wirbel deutlich eingedrückt und dadurch abweichend von den Wiener Stücken, welche nach Dr. Hörnes Beobachtungen daselbst nur schwach eingedrückt sind. Die Anzahl der Rippen beschränkt sich auf 12, während die der Wiener Exemplare 14 betragen soll; diese Rippen sind niedrig, sehr flach, zweikantig, stehen entfernt von einander, zeigen in der Mitte sogar eine seichte rinnenartige Depression und verlieren sich gegen den Wirbel immer mehr. Die beiden äußersten Seitenrippen werden von stark hervortretenden glatten Wülsten eingeschlossen, wie sie bei P. aduncus *Eichw.* wahrzunehmen sind. Die Oberfläche erscheint, selbst die Rippen nicht ausgenommen, zum größten Theile so fein concentrisch linirt, daß diese Verzierung nur erst unter der Luppe sichtbar ist; nur von einem Anwachsstreifen an, der in fast $^3/_4$ Entfernung vom Wirbel sich befindet, sieht man erhabene scharfe Linien auch ohne Beihilfe der Luppe, die der Schale eine fast lamellenartige Verzierung geben. Die nicht kleinen Ohren sind gleich und fein jedoch intensiv gestreift. Die Innenfläche dieser Klappe ist von der halben Höhe bis zum Wirbel glatt, in der halben Höhe kommen auf die Rippen bezügliche Lamellen zum Vorschein, die nach dem Rande hin immer stärker werden und zu zweien einander stets näher stehen; diese paarweise auftretenden Lamellen liegen gegenüber den Kanten der Rippen auf der Außenfläche. Die Unterklappe dieser Art ist nach Dr. Hörnes stark convex, mit eingerolltem Wirbel und trägt 16 breite, flache Rippen, die durch schmale Furchen getrennt sind. — Länge der mir vorliegenden Klappe 2 W. Zoll; Höhe $1^{10}/_{12}$ W. Zoll. — Aeußerst selten bei Lapugy, da bis jetzt nur die einzige hier beschriebene Oberklappe erbeutet worden ist.

Auswärtige Fundstätten dieser Art sind: Besonders Gauderndorf, dann Eggenburg, Maigen, Zogelsdorf, Unter-Nalb bei Rötz und Rohrendorf im Wiener Tertiär-Becken; Eritz bei Bern, Luzern und St. Gallen in der Schweiz.

Bis jetzt nur in der Sammlung des naturwissenschaftlichen Vereins in Hermannstadt, wohin sie durch den Ankauf der Ackner'schen Sammlung gelangt ist.

PECTEN ADUNCUS *Eichwald.*

Hörnes l. c. Taf. 59, Fig. 7, 8 und 9; Eichwald Lethaea Rossica Taf. 4, Fig. 2.

Das Vorkommen dieser Art bei Lapugy wurde von Dr. Moritz Hörnes nach Stücken constatirt, welche an das k. k. Hof-Mineralienkabinet in Wien eingesendet worden waren; weder Ackner, noch Bielz und ich haben Exemplare derselben erhalten können. Ich gebe im Nachfolgenden die Beschreibung, welche wir von Dr. Hörnes nach Stücken des Wiener Beckens besitzen.

Das Gehäuse ist rund, etwas breiter als lang, gleichseitig und ungleichklappig; die Oberklappe ist fast eben, nur am Wirbel eingedrückt; auf der Oberfläche treten 12 verhältnißmäßig dünne, entfernt stehende, rundliche Rippen auf, die gegen die Wirbel hin immer schwächer werdend, endlich fast ganz verschwinden. In den breiten Zwischenräumen erscheinen 2 bis 3 feine Radialleisten, ja selbst die Rippen haben manchmal das Ansehen, als wären sie radial gestreift. An beiden Seiten, am Ende der Rippen treten glatte Wülste auf, wodurch die Einsenkung der Schale hart am Wirbel noch bedeutender erscheint. Die ganze Oberfläche ist übrigens mit sehr feinen concentrischen Linien bedeckt. Die Unterklappe ist stark convex, mit eingerolltem Wirbel; an derselben treten 17 breite, durch schmale Furchen getrennte, wenig erhabene, fast ebene Rippen auf. Die Oberfläche dieser Klappe erscheint fast glatt. Die Ohren sind gleich, gestreift und etwas nach vorwärts gebogen. Diese Art erreicht im Wiener Becken eine Länge von $2^{5}/_{12}$ W. Zoll und eine Breite von $2^{8}/_{12}$ W. Zoll. Eichwald gründete diese Art nur auf Unterklappen, welche aus dem Meeressande bei Zukowce in Polen stammten. Später wurden von andern Paläontologen vollständige Exemplare aufgefunden, wobei sich ergab, daß die obere Klappe ebenfalls höchst charactristisch gebildet war, und so wurde die Form als gut charactrisirte beibehalten.

In Siebenbürgen wurde diese Art noch bei Bujtur aufgefunden. Auswärtige Fundstätten sind: Das Wiener Becken, wo sie auf 16 Puncten und häufig vorkommt; das erwähnte Zukowce in Polen; Bia bei Ofen und Sóskut in Ungarn; Slanka in Slavonien; Serravalle-di-Scrivia bei Novi; Montpellier in Frankreich; Lissabon; Umgebung des Urmia-Sees (?).

PECTEN BESSERI *Andrzejowski.*

Hörnes l. c. Taf. 62 und Taf. 63, Fig. 1—5.
Eichwald l. c. Taf. 4, Fig. 1, a, b und c.

Es liegen mir einige Oberklappen vor, deren Beschreibung hier folgt. Sie sind schwach gewölbt, fast eben und gegen den Wirbel verflacht, mit 16, nicht sehr starken Rippen geziert, welche gegen den Rand hin breiter und flacher werden, endlich fast ganz verschwinden. Zu beiden Seiten dieser Mittelgruppe von Rippen treten schwächere, büschelförmig geordnete Rippen auf. Sehr feine, lamellenartige concentrische Streifen bedecken die ganze Oberfläche dieser Klappe, welche Streifen bei größeren Exemplaren gegen den Rand hin in wellenförmige Linien übergehen. Dr. Hörnes bemerkte an Exemplaren aus dem Wiener Becken, die manchmal sehr groß sind, daß die Rippen nahezu vierseitig, manchmal der Länge nach gestreift seien, daß die Oberfläche manchmal durch Anwachsringe unterbrochen sei, daß die lamellenartigen concentrischen Streifen meist nach einem Absatz sich plötzlich in die wellenförmigen Linien verändern. — Die Unterklappe des übrigens fast runden, breiten, ungleichklappigen und gleichseitigen Gehäuses ist nach Wiener Exemplaren stark convex und in der Regel mit 20 abgerundeten Rippen versehen, an denen feine concentrische Zuwachsstreifen wahrgenommen werden, manchmal erscheint sie jedoch ganz glatt. Der Schloßrand ist gerade; die Ohren sind verhältnißmäßig klein, die der Oberklappe radial, jene der Unterklappe wellenförmig vertical gestreift. — Die größte mir vorliegende Klappe ist $3^{10}/_{12}$ W. Z. lang und $4^{6}/_{12}$ W. Zoll breit. — Selten bei Lapugy.

Kommt in Siebenbürgen noch vor bei Bujtur. Auswärtige Fundstätten sind: Das Wiener Becken, fast allenthalben; Kralowa, Kemencze, Hidas, Kostej, Morul (Banat) in Ungarn; Kissamos auf Kreta; Doué (Maine et Loire) und Neurosse bei Dax in Frankreich; Wieliczka in Galizien; Zukowce, Warowce und Krzemienna in Polen.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien und in meiner Sammlung, sowie in der Sammlung des naturwissenschaftlichen Vereins in Hermannstadt.

PECTEN REUSSI *Hörnes.*

Hörnes l. c. Taf. 64, Fig. 1 a und b.

Da das Vorkommen dieser Art bei Lapugy durch Dr. Hörnes constatirt ist, es mir aber nicht gelungen ist Schalen derselben zu erhalten, so bin ich wieder nur darauf angewiesen die Beschreibung zu geben, welche

*

wir von diesem, der Wissenschaft leider nur viel zu früh durch den Tod entrissenen Gelehrten haben.

Das Gehäuse ist verlängert, schwach gewölbt, fast flach, ungleichschalig und ungleichseitig, dünn und gebrechlich. Die Oberklappe ist mit 10 stark hervortretenden abgerundeten Rippen, die wieder mit 3—5 Längsstreifen versehen sind, bedeckt, auch die nahe gleichen Zwischenräume sind ebenfalls der Länge nach gestreift, in der Mitte derselben tritt ein solcher Streifen etwas mehr hervor, übrigens ist die ganze Oberfläche wie chagrinirt, welche Beschaffenheit der Schale jedoch nur mit der Loupe deutlich wahrgenommen werden kann. Die Unterklappe ist etwas flacher, die Rippen sind mehr eben und die Längsstreifen treten etwas stärker hervor, so daß die Rippen mehr büschelförmig gruppirten Streifen gleichen. Auch diese Klappe ist deutlich chagrinirt. Die Ohren sind ungleich, die vordern sind stark erweitert und gerippt, während die hintern wie abgeschnitten erscheinen. Der Schloßrand ist gerade und an seinem äußersten Ende etwas nach einwärts gebogen. — Länge $3^4/_{12}$, Breite $2^{10}/_{12}$ W. Zoll der Exemplare von Grußbach im W. Becken. — Ob die bei Lapugy aufgefundenen Stücke dieselben Dimensionen haben? — Im W. Becken und bei Lapugy gleich sehr selten.

Auswärtige Fundstätten dieser Art sind: Grußbach, Nußdorf, Wöllersdorf, Margarethen und Marz im W. Becken; Kemencze bei Ipoly-Ságh und Sóskut in Ungarn; Wildon in Steiermark.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien.

PECTEN SUBSTRIATUS *d'Orb.*

Hörnes l. c. Taf. 64, Fig. 2 a b und c.

Das verlängert-ovale, kaum gewölbte Gehäuse ist nicht ganz gleichschalig und ungleichseitig. Die Oberfläche erscheint mit zahlreichen, mehr oder weniger starken Längsrippen versehen, die von sehr ungleicher Stärke sind; manchmal nehmen den mittlern Theil der Klappe stärkere Rippen ein, während zu beiden Seiten schwächere auftreten, manchmal wechseln stärkere mit schwächern ab, manchmal sind nach Dr. Hörnes Beobachtungen die Rippen „gleich-stark und zu zweien verbunden." Mit Hilfe der Loupe erscheinen die Schalen deutlich chagrinartig. Die Ohren an beiden Klappen sind ungleich; das vordere der Oberklappe ist flügelartig erweitert und stark radial gerippt; das hintere erscheint ganz verkümmert; das vordere der Unterklappe ist breit und gerippt, das hintere ähnlich dem der Oberklappe ist gleichfalls verkümmert. Es liegen mir nur Klappen von

ganz jugendlichen Individuen vor, auf welche sich keine zuverlässigen Maße der größten Dimensionen von sonstigen bei Lapugy aufgefundenen Stücken angeben lassen; im W. Becken kommen Exemplare von $2^7/_{12}$ W. Z. Länge und $2^1/_{12}$ W. Zoll Breite vor. — Gehört bei Lapugy zu den Seltenheiten.

Auswärtige Fundstätten dieser Art sind: Das Wiener Tertiär-Becken, wo sie auf sehr vielen Punkten und häufig angetroffen wird; Gamlitz und Poels bei Wildon in Steiermark; Ipoly-Szécsénke, Kemenze und Kostej in Ungarn; Rio-della-Batteria und Baldisero bei Turin in Italien; Larriège bei Saucats, Manthelan und St. Maure in der Touraine, Doué (Maine et Loire), Carry bei Martigues und Salles bei Bordeaux in Frankreich; Porto Santo auf Madeira und Pinheiros auf St. Maria; La-Chaux-de-Fonds, Ueberlingen bei Constanz, Würenlos im Aargau, Weinhalde, Rothsee bei Luzern, Stocken und Steingrube bei St. Gallen in der Schweiz; Bialozurka und Szuskowce in Volhynien; Croja in Albanien; Crag bei Holywell, Sutton und Ramshold in England und sonst.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien und in meiner Sammlung.

PECTEN MALVINAE *Dubois.*

Hörnes l. c. Taf. 64, Fig. 5 a, b und c.

Eine Schale liegt mir vor, welche ich auf diese Art beziehen zu können glaube. Es ist die Oberklappe und rührt von einem jungen Individuum her; sie ist eher länglich als rund, schwach gewölbt und mit 28 (also fast 30) abgerundeten und am Wirbel glatten Rippen versehen. Im Verlaufe des Wachsthums der Schale begannen über sämmtliche Rippen und Zwischenräume engstehende concentrische lamellenartige Streifen sich zu verbreiten, die durch das Uebersetzen über die erhabenen Rippen wellenförmig gebogen erscheinen. Das größere Ohr des mir vorliegenden Stückes ist abgebrochen, das kleinere dagegen entspricht dem kleinen Ohr von Fig. 5 b und ist radial gerippt und quergestreift. Wenn an meinem Stück in die Rippen keine Furchen eingeschnitten erscheinen, also auch keine Rede von Rippen sein kann, die ein aus 3—4 Rippchen zusammengesetztes Bündel bilden, deren Dr. Hörnes bei Beschreibung der Wiener Exemplare dieser Art erwähnt: so glaube ich dies dem Umstande zuschreiben zu können, daß ich nur ein Jugendexemplar vor mir habe, welches erst $^1/_3$ der Größe ausgewachsener Exemplare hat. — Noch kommt hier zu bemerken, daß das Gehäuse von Pecten Malvinae fast gleichklappig, ungleichseitig und

an beiden Klappen schwach gewölbt ist. Die Ohren sind verhältnißmäßig klein, das vordere der Oberklappe flügelartig erweitert, das hintere klein aber breit; sämmtliche Ohren sind radial gerippt und quer gestreift. Ausgewachsene Exemplare haben eine Länge von $1^8/_{12}$ und eine Breite von $1^9/_{12}$ W. Zoll. — Sehr selten bei Lapugy.

Auswärtige Fundorte dieser Art sind: Das Wiener Tertiär-Becken, wo sie auf vielen Puncten und häufig vorkommt; Turin; Barcellona; Perpignan, Leognan, Saucats und Salles bei Bordeaux, St. Maure in der Touraine; Vilshofen und Ortenburg in Baiern; Wildon und Marburg in Steiermark; Kemence, Recsk, Sóskút, Promontor in Ungarn; Mähring und La Chaux de Fonds in der Schweiz; Podjarkow und Kurowice in Galizien; Bialozarka und Szuskowce in Volhynien; Insel Sta. Maria.

In meiner Sammlung.

PECTEN BIELZANUS *mihi.*

P. testa suborbiculata, inaequivalvi, inaequilatera, valva inferiore admodum convexa, costis 20 validis, subrotundatis elevatis, laevibus; interstitiis concentrice lamelloso-striatis; auriculis inaequalibus costatis, antica inferioris valvae minima; margine cardinali fossula ligamentali in partes duas inaequales diviso, antica parte breviore, $^1/_3$ totius marginis tantummodo amplectente.

Zwei einzelne Schalen — es sind Unterklappen — liegen mir vor. Sie sind stark gewölbt, ungleichseitig, von gleicher Länge und Breite und haben 20 starke erhabene abgerundete, glatte Rippen mit Zwischenräumen von gleicher Stärke. In diesen Zwischenräumen bemerkt man fast bis zu den glatten Wirbeln hinauf ziemlich nahestehende concentrische Lamellen. Die Ohren sind klein und sehr ungleich; das hintere größere gerippt, das vordere sehr verkümmert; der Schloßrand ist zwar geradlinig aber schief, oder es erscheint, wenn man ihn in horizontale Lage bringt, die Klappe schief geformt. Das Bandfeld hat auf dem größern Ohr zwei, auf den kleinern Eine Rinne, die sich von der dreieckigen Bandgrube nach dem Enden der Ohren erweitern. Die Bandgrube befindet sich so sehr nach vorne gerückt, daß der vordere Theil des Schloßrandes nur $^1/_3$ des ganzen beträgt. Ich halte die beiden mir vorliegenden Klappen nicht für Jugendschalen, da sie mir viel zu massiv vorkommen. Ich glaubte anfänglich diese Schalen als von Pecten Malvinae *Dubois* herrührend betrachten zu können, überzeugte mich aber bald, daß dieses unthunlich sei, da die Anzahl der Rippen um $^1/_3$ geringer als bei Pect. Malvinae ist; auch ver-

breiten sich die concentrischen engstehenden lamellenartigen Streifen der Zwischenräume nicht wie bei Pecten Malv. zugleich über die Rippen. — Länge der größern Schale 6 W. Linien; Breite ebenso.

In meiner Sammlung.

PECTEN ELEGANS *Andrzejowski.*

Hörnes l. c. Taf. 64, Fig. 6 a, b u. c.

Von dieser durch die Sculptur ihrer Oberfläche ausgezeichneten Art besitze ich gegenwärtig kein Lapugyer Exemplar, da ich das in meinem Besitz befindliche schon vor Jahren an das k. k. Hof-Mineralienkabinet eingesendet hatte; ich besitze dagegen ein Exemplar aus dem Wiener Becken von Steinabrunn, woran die von Dr. Hörnes gegebene Beschreibung ihre vollste Bestätigung findet. Dieser Gelehrte beschreibt das in Rede stehende Fossil, wie folgt:

Das Gehäuse ist rund, stark gewölbt, die untere Klappe fast noch einmal so stark wie die obere, ungleichklappig, nahezu gleichseitig. Beide Klappen sind mit (12) dicken, runden, wulstartigen Rippen bedeckt, die anfänglich hart am Wirbel glatt erscheinen, dann nach einem Wachsthumsabsatz sich in ein Bündel von 6 feinen Rippen auflösen, die mit feinen halbmondförmig gestalteten Knötchen geziert und deren dünne Zwischenräume ebenfalls mit halbmondförmig gebogenen Streifen versehen sind, mit dem Unterschiede jedoch, daß die Knötchen ihre Oeffnung gegen den Wirbel gerichtet haben, während bei den Zwischenfurchen gerade das Gegentheil stattfindet. Die ziemlich breiten Zwischenräume zwischen den einzelnen Rippen (dieselben im Ganzen betrachtet) sind nur wenig schmäler, als die Rippen selbst; dieselben sind schon am Anfang hart am Wirbel mit entfernt stehenden lamellenartigen concentrischen Streifen versehen; später, im Verlaufe des Wachsthums der Schale, nähern sich diese Streifen immer mehr einander und gegen den Rand hin treten sogar 2—3 dünne Längsleisten auf. Sehr bezeichnend für diese Art sind die sehr markirten Wachsthums-Absätze, unterhalb welcher die Oberflächen-Verzierung gewöhnlich sich ändert. Die beiden Ohren sind verhältnißmäßig klein, radial gerippt und quergestreift. — Diese Art erreicht eine Länge von $1^5/_{12}$ und eine Breite von $1^4/_{12}$ W. Zoll. — Sehr selten bei Lapugy.

Auswärtige Fundstätten dieser Art sind: Das Wiener Becken, wo sie auf vielen Punkten und häufig vorkommt; Ehrenhausen und Dexenberg bei Wildon in Steiermark; Szobb, Kemence, Toth, Sóskút, Hidas und Kostej in Ungarn; Stipa in Croatien; Rakowitza bei Belgrad; Korytnice in

Russisch Polen; Podgorze, Kawa, Potiliez, Tarnopol, Olesko, Zloczow und Holubia in Galizien; Zalisce in Volhynien.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien.

PECTEN CRISTATUS *Bronn.*

Hörnes I. c. Taf. 66, Fig. 1 a—d

Das runde, dünnschalige sehr zerbrechliche Gehäuse ist gleichseitig, ungleichklappig, schwach gewölbt, die obere Klappe fast eben. Die Oberfläche ist vollkommen glatt, nur manchmal bemerkt man Andeutungen von Rippen; inwendig sind die Klappen mit 28—32 paarweise stehenden feinen Leisten versehen, welche vom Wirbel gegen den Rand hin an Stärke zunehmen. Der Schloßrand der Oberklappe ist gerade und glatt, jener der Unterklappe ist in einem stumpfen Winkel gebogen und mit zahlreichen feinen spitzigen Zähnen besetzt, welche jedoch ihrer Zartheit wegen gewöhnlich weggebrochen erscheinen. Die Ohren sind nicht sehr groß und mit wellenförmig gebogenen Linien senkrecht gestreift. — Von größern Individuen besitze ich nur Schalenbruchstücke, wornach die Individuen selbst eine Länge von 2—2$^{3}/_{12}$ und eine Breite von 2$^{6}/_{12}$—2$^{9}/_{12}$ W. Zollen gehabt haben mögen. — Nicht gerade selten bei Lapugy nach den vorkommenden Bruchstücken zu schließen.

Sonstige Fundstätten dieser Art sind: Möllersdorf, Baden, Soos, Perchtoldsdorf, Laa, Grinzing, Gainfahren, Grund, Forstenau, Oedenburg im Wiener Becken; Gamlitz in Steiermark; Szobb, Nemesest und Kostej in Ungarn; Toscana, Siena, Sassuolo, Modena, Castell' arquato, Asti, Rio della Batteria, Pino und Baldissero bei Turin, Pujanello bei Reggio, Alvaro bei Genua, Cassato bei Biella, San Lorenzo bei Bologna in Italien; Castrogiovani, Syracusa und Remetta bei Messina auf Sicilien; Saubrigues bei St. Jean de Marsacq, Carry la Rouet bei Marseille in Frankreich; Lèvtimo und Milichia auf Corfu; Duèrah in Algerien.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien und in meiner Sammlung; ferner in der Sammlung des naturhistorischen Vereins in Hermannstadt.

PECTEN SPINULOSUS *Münster.*

Varietas P. Lapugyensis mihi.

Goldfuss petrefacta Germaniae Vol. II. p. 61, Taf. 95, Fig. 3.

Hörnes l. c. Taf. 66, Fig. 3 a—e.

Bei meinem jüngsten im Monat Juli 1869 ausgeführten Besuch in Lapugy gelang es mir die Bruchstücke eines Pecten aufzufinden, der

in Folge seiner Oberflächenverzierung den Namen „spinulosus“ mit vollem Rechte verdient und mir auch von befreundeter Hand als P. spinulosus *Münster* bezeichnet worden ist; doch weicht derselbe auch wieder von jenem Pecten ab, welchen Gr. Münster aus dem Wiener Becken erhalten hatte und spinulosus benannte und Goldfuss in seinem großen Petrefacten-Werke über Deutschland zuerst abbildete und beschrieb. Neuerlich hat auch der leider zu früh verstorbene Wiener Paläontologe Dr. M. Hörnes Exemplare dieses Pecten in seinem Petrefacten-Werke abbilden lassen. Bild und Beschreibung, welche Dr, M. Hörnes gegeben, weichen aber von unserm Lapugyer Stück so sehr ab, daß dieses letztere nur als eine extreme Varietät dem P. spinulosus *Münster* angereihet werden kann. Ich führe diese von mir aufgefundene Bivalve hier als P. spinulosus, varietas P. Lapugyiensis auf und gebe im Nachstehenden eine möglichst genaue Beschreibung davon.

Die Schalen sind zwar von derselben Länge und Breite, aber doch nicht kreisrund, sie nähern sich denen des P. palmatus *Lam.* (Hörnes Taf. 64, Fig. 3), sind nur mäßig gewölbt. Vom glatten Wirbel gehen 26 bis 28 runde Rippen aus mit rinnenförmigen Intervallen, deren Breite fast das Doppelte der Rippen beträgt. Auf jeder dieser Rippen befindet sich je eine Reihe von starken, zum Theil gekrümmt aufgebogenen Schuppenstacheln, die Anfangs ziemlich dicht, später in einiger Entfernung von einander auftreten (minder nahe als die Stacheln bei der typischen Form). Die Zwischenräume nehmen sich unter der Luppe besonders zierlich aus, indem unten an den Seiten der Rippen bei den seitlich gelegenen je e i n, bei den mittlern je zwei bis drei zarte schuppige Schnürchen auftreten und der weitere mittlere Raum von derartigen noch feinern Schnürchen eingenommen wird. Beide Schalen von gleicher, mäßiger Wölbung haben vollkommen gleiche Oberflächenverzierung. Von einer Fünftheiligkeit der Rippen, deren Dr. Hörnes in der Beschreibung der typischen Form erwähnt, keine Spur, eben so wenig von einer stacheligen Leiste in der Mitte der Zwischenfurchen). Das an der einen Schale noch vorhandene Ohr, welches nicht klein zu nennen ist, hat unten eine an dem Rande der Schale hinlaufende schmale aber tiefe Ausbuchtung und ist von da weiter von dem Corpus der Schale durch eine bis zum Wirbel laufende Rinne gut abgegränzt. Auf diesem Ohr lassen sich sieben vom Wirbel divergirend hinziehende etwas knotige Leisten oder Strahlen unterscheiden; am Schloßrande befinden sich (ähnlich wie bei Pecten cristatus) starke unregelmäßige und ungleiche, zum Theil blattartige Stacheln. Die Schalen haben ein glattes Inneres und zeigen daselbst ebenso viele Rinnen als

die Oberfläche Rippen zählt. — Länge und Breite 2 W. Zoll. — Sehr selten bei Lapugy; erst im Sommer 1869 aufgefunden.

Da mir alles Vergleichsmaterial fehlt, bin ich nicht in der Lage angeben zu können, ob der zu Saubrigues bei St. Jean de Marsacq in der Nähe von Dax vorkommende P. spinulosus der typischen Badner Form sich anschließt oder dieser von mir beschriebenen und P. Lapugyiensis benannten Varietät angehört. Die in den Hügeln bei Turin vorkommende Form entspricht nach Dr. Hörnes ganz der typischen aus dem Wiener Tertiär-Becken.

PECTEN DUODECIM-LAMELLATUS *Bronn.*

Hörnes l. c. Taf. 66, Fig. 2 a, b und c.

Das kleine runde und dünnschalige Gehäuse ist zusammengedrückt und gleichseitig, fast auch gleichklappig, außen mit feinen concentrischen Linien geziert, innen mit 10 bis 12 dünnen Leisten versehen, die gegen den Rand hin in eine knopfförmige Verdickung enden. Die beiden sehr kleinen Ohren sind mit wellenförmig gebogenen senkrechten Streifen bedeckt. Ich besitze nur zwei Einzelschalen; die größte hat eine Länge und Breite von 5 W. Linien. — Scheint bei Lapugy zu den Seltenheiten zu gehören.

Auswärtige Fundstätten dieser Art sind: Baden, Porzteich bei Steinabrunn, Rudiтz (Mähren) im Wiener Becken; Modena, Serravalle bei Tortona und Tabiano bei Piacenza in Italien; die Insel Rhodus und Lixuri auf Cefalonia.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien und in meiner Sammlung.

PECTEN ACKNERANUS *mihi.*

P. testa parva, compressa, tenuissima, suborbiculari, aequilatera; extus costulis decem radialibus ornata, costulis una vel duabus subtilioribus interstitiis insertis, striis concentricis tenuissimis lamellosis modice adproximatis costulas transscendentibus; intus glabra, lamellis decem aequidistantibus radiata.

Es liegt mir zwar nur eine einzige, dazu noch etwas verstümmelte Schale vor, drei Linien lang und fast ebenso breit, die aber doch gut hervortretende Merkmale hat. Daher gebe ich von ihr hier eine Beschreibung.

Die kleine Schale ist schwach gewölbt, im Innern ganz so geformt

wie Pecten XII-lamellatus; sie hatte im unbeschädigten Zustande 10 dünne Leisten, die gegen den Rand hin in knopfförmige Verdickungen endigen. Die äußere Oberfläche derselben ist, weit entfernt glatt zu sein, eigenthümlich verziert und zwar ist die Verzierung eine radiale und concentrische; es laufen von dem Wirbel 10 abgerundete aber doch entschieden hervortretende Rippchen nach dem Rande hin, zwischen denen, je nachdem, 1 bis 2 noch feinere Rippchen — in der That nur erhabene Linien auftreten, die aber nicht bis zum Wirbel hinaufreichen. Außerdem ist die Schale mit äußerst zarten nicht eben dicht angeordneten schmalen concentrischen aufrechtstehenden Lamellen geziert, die den zarten Rippchen bei dem Uebersetzen über dieselben ein fast gekräuseltes Ansehen geben. Die Ohren sind leider abgebrochen. — Länge fast 3 W. Linien; Breite (vom Wirbel bis zum Bauchrande) etwas über 3 W. Linien.

Brocchi, Pusch, Bronn, Eichwald und Hörnes geben mir keine Anhaltspunkte für diese zierliche Form an die Hand; ihre Bekanntmachung durch Beschreibung erschien mir durch ihre eigenthümliche Zierlichkeit gerechtfertigt; ich habe sie zum Andenken an unsern Paläontologen Ackner nach seinem Namen benannt.

Nur in meiner Sammlung.

Geschlecht HINNITES Defrance.

Das Gehäuse ist ungleichklappig, fast gleichseitig, mehr oder weniger eiförmig, dick und stark, äußerlich mit etwas unregelmäßigen schuppigen oder gestrahlten Rippen. Die Klappen sind geöhrt, mit tiefer und verlängerter Bandfläche; Band knorpelig, ganz innerlich; Eindruck des Schließmuskels groß, eiförmig; Manteleindruck ganz.

Man kennt nur sehr wenige Arten dieses Geschlechtes. Bronn macht in seinem Enumerator palaeontol. (S. 247) acht fossile namhaft und erwähnt, daß der lebenden nur zwei seien; Philippi gibt in seinem Handbuch (S. 376) die Anzahl der lebenden auf vier an. Die fossilen gehen nicht über die Kreide zurück. Bei Lapugy ist die einzige Art vorgekommen, welche auch im Wiener Tertiär-Becken und zwar sowohl im Leithakalk als in den tiefern Sandschichten von Grund gefunden worden ist und die Dr. Hörnes auf Hinnites Defrancei zurückführen zu können glaubte.

HINNITES DEFRANCEI *Micht.*

Hörnes l. c. Taf. 67, Fig. 1—4.

Das Vorkommen dieser nach den angeführten Abbildungen sehr große Unregelmäßigkeiten aufweisenden Art bei Lapugy ist durch Dr. Hör-

nes constatirt. Da sich in den mir zugänglichen Sammlungen keine Stücke derselben befinden, so bin ich genöthigt die Angaben des Wiener Paläontologen hier einzustellen. Nach den Wahrnehmungen des verstorbenen Dr. Hörnes ist das Gehäuse im Allgemeinen verlängert-eiförmig, zusammengedrückt, ungleichschalig und gleichseitig. Die Oberklappe ist hart am Wirbel mit 12 glatten, einfachen, entfernt stehenden Rippen bedeckt, die dann nach kurzem Verlauf sich gänzlich ändern und bei weiterm Wachsthum der Schale dachziegelförmige Lamellen tragen. Die Zwischenräume zwischen den Rippen sind bald glatt, bald mit feinen Leisten, die ebenfalls ähnliche Lamellen tragen, geziert. Die Ohren sind je nach Beschaffenheit der Schale, bald mit gröbern bald mit feinern Leisten, die wieder mit dachziegelförmigen Lamellen besetzt sind, versehen. Eine aufgefundene Unterschale eines Jugendexemplares hatte ganz die Form eines gewöhnlichen Pecten und erinnerte sehr an gewisse Exemplare des P. substriatus *d'Orb.*; sie ist mit 12 feinen Rippen geziert, an denen man Spuren von lamellösen Emporragungen bemerkt. Zwischen den Rippen treten 2 bis 3 noch feinere Leisten auf. Hart am Wirbel erscheint die Schale unter der Loupe wie chagrinirt; gegen den Rand hin bemerkt man jedoch schon, daß bei fernerem Wachsthum der Schale eine totale Veränderung der Oberflächen-Beschaffenheit stattfinden werde, wie dies bei Hinnites gewöhnlich der Fall ist. — Das größte Stück fand Dr. Hörnes $2^3/_{12}$ W. Zoll lang und fast ebenso breit. — Schalen dieser Art können bei Lapugy als die größten Seltenheiten betrachtet werden.

Auswärtige Fundorte dieser Art sind: Grund, Steinabrunn und Forstenau im Wiener Tertiär-Becken; Foret de Tourois in Frankreich; La Bornet bei St. Croix im Waadtland; Blumenfeld bei Hoehgau und La Chaux de Fonds in der Schweiz.

Nur in der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien.

Geschlecht PLICATULA Lamarck.

Das schief-eiförmige, ungeöhrte Gehäuse besteht aus einer größern, gewölbten, zum Theile an fremden Körpern haftenden und einer kleinern freien, deckelartig aufliegenden, flachen oder nur sehr wenig gewöbten Klappe, deren Verzierungen meist von jenen der größeren verschieden sind. Unter den ungleich großen Wirbeln stehen in jeder Klappe zwei unter spitzem Winkel gegen einander geneigte, starke Zähne, zwischen denen die Gruben für das innerliche Schloßband liegen. Der große Muskeleindruck liegt an der hintern Seite des einfachen Manteleindruckes.

Bronn führt in seinem Enumerator palaeont. (S. 245 und 246) 28 fossile Arten auf und gibt bei der Gelegenheit die Anzahl der lebenden auf 6 an. Nach diesem Gelehrten erscheinen die meisten fossilen Arten im Tertiären; abweichend davon sagt Hörnes (S. 425): „nachdem die Gattung Plicatula im mittlern Lias und oberen Neocomien in großer Mannigfaltigkeit an Arten und Zahl der Individuen aufgetreten ist, verschwindet sie nach und nach vom Schauplatz, so daß man aus dem Tertiären nur einige wenige Arten kennt".

Bei Lapugy sind die beiden Arten aufgefunden worden, welche auch im Wiener Becken angetroffen worden sind.

PLICATULA MYTILINA *Philippi.*

Hörnes l. c. Taf. 67, Fig. 5 a, b, c und d.

Das unregelmäßige, verlängert-dreiseitige, manchmal etwas breitere, mytilusartige Gehäuse ist beiderseits gewölbt, gegen den untern Rand hin kammartig gefaltet. Die Oberklappe ist meist etwas weniger stark gefaltet als die Unterklappe. Ueber den Falten erheben sich manchmal Dachziegelförmige Lamellen, welche aber häufig abgerieben sind. Die beiden Klappen sind ungleich; die untere gewölbter, etwas größer, ragt mit der Spitze hervor und wird von der Oberklappe wie von einem Deckel geschlossen. Das Schloß, ähnlich wie bei Spondylus, besteht in der obern Klappe aus einer tiefen schmalen Bandgrube in der Mitte, an deren beiden Seiten sich zur Aufnahme der beiden gegenüberstehenden Zähne der Unterklappe wieder zwei, durch feine Leisten von ihr getrennte Gruben befinden. Zu beiden Seiten dieser letztern Gruben befinden sich zwei schmale, stark hervorstehende, etwas gebogene Zähne. Der Schloßapparat der Unterklappe hat ebenfalls in der Mitte die Bandgrube, dann rechts und links je einen stark hervortretenden schmalen in der Mitte gespaltenen Zahn, an der Seite dieser Zähne befinden sich wieder tiefe Gruben zur Aufnahme der gegenüberstehenden Zähne der Oberklappe. Der große und runde Muskeleindruck befindet sich im untern Theile der Klappe. Diese Art erreichte bei Lapugy dieselbe Größe, wie sie an Wiener Exemplaren beobachtet worden, nämlich bei $^{6}/_{12}$ W. Zoll Länge und $^{5}/_{12}$ W. Zoll Breite. — Selten bei Lapugy.

Im Vaterlande kommt diese Art noch vor bei Bujtur nach Stücken in der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien. Auswärtige Fundstätten derselben sind: Kostej im benachbarten Banat; Steinabrunn, Nikolsburg, Niederleis, Nußdorf, Grinzing, Vöslau, Gainfahren, Grund, Neuendorf an der March und Forstenau im Wiener Becken; die

Inseln Rhodus und Sicilien; Monte Mario bei Rom, Monte pulciano bei Siena, Orciano, Pisa, Modena, Castell' arquato, Castell' nuovo und Termo fuoro bei Turin; Saucats bei Bordeaux, Manthelan, Pont-le-Voy bei Blois und Paulmy-Ferrière in der Touraine, Carry bei Marseille.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien, ferner in der Sammlung des naturwissenschaftlichen Vereins in Hermannstadt und in meiner Sammlung.

PLICATULA RUPERELLA *Dujardin.*

Hörnes l. c. Taf. 67, Fig. 6 a und b.

Es liegt mir nur eine einzige, noch dazu etwas beschädigte Oberklappe dieser Art von Lapugy vor, an derselben ist jedoch das Schloß gut erhalten und die Oberflächen-Verzierung noch in leidlichem Zustand, so daß ich sie an der Hand der Beschreibung, welche Dr. Hörnes von Pl. ruperella gibt, als dieser Art angehörig ohne Mühe erkennen konnte.

Das Gehäuse ist nach der erwähnten Beschreibung verlängert eiförmig, bisweilen mehr oder weniger dreiseitig, zusammengedrückt, fast eben, die einzelnen Klappen sind ziemlich dick, am Rande mehr oder weniger gefaltet, die einzelnen wulstförmigen unregelmäßigen Falten sind mit Schuppen bedeckt, die manchmal zu runden Stacheln sich erheben. Die Unterklappe ist mehr gewölbt, allein da sie stets angewachsen ist, bemerkt man an ihr die sehr bezeichnende Oberflächen-Structur nicht. Die Schloßzähne bezeichnet Dr. Hörnes an ihrer Innenfläche senkrecht gestreift, den Muskeleindruck groß und ungefähr in der Mitte liegend, hart am Rande der Schale. Die mir vorliegende Schale stammt von einem nicht alten Thier, denn dieselbe ist sehr dünn und zerbrechlich. — Länge 3 W. L.; Breite $2^1/_2$ W. Linien. — Diese Art scheint bei Lapugy zu den Seltenheiten zu gehören, da ich nur die erwähnte Oberklappe habe erbeuten können.

Auswärtige Fundstätten sind: Steinabrunn und Pötzleinsdorf im Wiener Becken; Ehrenhausen in Steiermark; Rio della Batteria bei Turin; Manthelan, Paulmy und Pont-le-Voy in der Touraine, Larriège und Moulins de l'Eglise.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien und in meiner Sammlung.

Geschlecht SPONDYLUS Linné.

Das Gehäuse besteht aus zwei, mit mehr oder weniger Stacheln oder Rauhigkeiten besetzten sehr ungleichen Klappen, deren größere meist auf Steine, Korallen oder andere fremde Körper aufgewachsen ist und dadurch eine sehr unregelmäßige Gestalt erhält, indeß die kleine freie gewölbt und regelmäßig eiförmig oder kreisförmig erscheint und größere oder kleine Ohren trägt. Unter dem Wirbel der angehefteten Klappe liegt ein hohes dreieckiges Schloßfeld, das durch eine für das innerliche Band bestimmte, von einer Lamelle jedoch bedeckte Rinne — die Bandgrube — halbirt wird. Unter dem stumpfen Winkel der kleinern Klappe liegt ein niedriges dreieckiges Schloßfeld, ebenfalls durch die Bandgrube getheilt. Das Schloß jeder Klappe enthält zwei starke Zähne, welche die Bandgruben zwischen sich haben. Der Muskeleindruck ist seitlich gelegen. — Nach Bronn (Enumerator palaeont. S. 246) sollen Arten dieses Geschlechtes schon in der Salzperiode aufgetreten sein. Da es aber nur Steinkerne und Abdrücke sind, was man als Arten dieses Geschlechtes aus der Salz- und Oolithperiode ansieht, so dürfte es gerathener sein, mit Dr. Hörnes die ältesten Spondylus-Arten nicht unter die Kreideperiode hinabgehend zu betrachten. Sonach blieben von den 59 Arten Bronn's nur 44 empor, wozu die in jüngster Zeit aufgefundenen Formen noch hinzuzurechnen kämen. Die von Bronn in der Salz- und Oolithperiode aufgeführten Spondylen sollen nach Dr. Hörnes dem Geschlecht Hinnites angehören. Die Anzahl der lebenden Arten soll sich auf 70 belaufen (Hörnes Mollusk. B. II. S. 428); dieselben leben meist in den Meeren der heißen Zone.

Aus den Straten von Lapugy ist das Vorkommen von drei Arten genügend constatirt durch ausreichende und gut erhaltene Schalen. Wir haben nämlich außer dem Spondylus crassicosta *Lam.* noch Sp. miocenicus und muticus *Michelotti.* Auf eine Aeußerung von Dr. Em. Reuss, Professor der Naturgeschichte an der Universität in Wien*) auch das Vorkommen einer vierten Art, nämlich des Sp. heteracanthus *Reuss* anzunehmen, scheint nicht hinlänglich begründet, da es nicht außer Zweifel gestellt ist, ob die Stücke, welche Dr. Reuss von Rudelsdorf in Böhmen

*) Siehe: Reuss, die marinen Tertiärschichten Böhmens und ihre Versteinerungen (mit 8 Tafeln) im zweiten Hefte des 39. Bandes der Sitzungsberichte der k. Akademie der Wissenschaften, mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse, S. 237 und 238.

mit einer Berufung auf Lapugy als Sp. heteracanthus beschrieb und abbildete, schließlich nicht nur Jugendexemplare von Sp. crassicosta *Lam.* sind.

SPONDYLUS CRASSICOSTA *Lam.*

Hörnes l. c. Taf. 67, Fig. 7 a, b, c und d,

Das runde oder auch etwas längliche Gehäuse ist aufgeblasen, dickschalig, ungleichklappig und fast gleichseitig, Ober- und Unterklappen sind so ziemlich gleich stark gewölbt. Die Oberfläche ist mit Längsrippen versehen, unter welchen an der Oberklappe vier und an der Unterklappe fünf besonders durch ihre Mächtigkeit hervortreten. Diese stark hervortretenden Rippen sind mit starken stachelförmigen Erhöhungen versehen, welche den Endhöckern der Hohlziegeln an den Dächern ähneln. Zwischen je zwei von ihnen treten drei minder starke wieder vor der sonstigen Verzierung besonders hervor, die eine ganz in der Mitte — zugleich die stärkere — und die zwei andern den Hauptrippen genähert; auch diese sind mit zahlreichen Stacheln besetzt. Die Zwischenräume zwischen diesen stärkern und schwächern Rippen sind mit feinen bestachelten Schnürchen besetzt, von denen wieder das mittlere am deutlichsten hervortritt. Durch alle diese Rippen und Rippchen und Schnürchen erhält die ganze Oberfläche ein eigenthümliches höchst zierliches Aussehen. Die Unterklappe entspricht in ihrer Oberflächen-Beschaffenheit ganz der Oberklappe, nur daß fünf Hauptrippen an derselben vorhanden sind, während die Oberklappe deren nur vier hat. Das Schloß ist breit und sehr kräftig; die Zähne sind an ihren Spitzen gekerft. Der Muskeleindruck ist rund, sehr deutlich und etwas seitlich gelegen. Der Rand der Klappen zeigt sich bei unbeschädigten Exemplaren inwendig gefaltet. — Länge $5^6/_{12}$ W. Zoll, Breite $4^6/_{12}$ W. Zoll einer mir vorliegenden Oberklappe; in der Sammlung des naturwissenschaftlichen Vereines in Hermannstadt befindet sich ein fast kreisrundes ganz vollständiges Exemplar, dessen Durchmesser $5^6/_{12}$ W. Zoll beträgt. — Selten bei Lapugy.

Im Vaterlande kommt diese durch ihre Größe ausgezeichnete Bivalve noch vor bei Pank nächst Lapugy. Auswärtige Fundstätten derselben sind: Außer vielen andern Puncten Steinabrunn (Leithakalk und dessen Mergelschichten) und Grußbach (Sand) im Wiener Becken; Palermo und Caltagirone auf Sicilien; Monte Pulciano, Modena, Castell' arquato, Lugnano, Asti, Turin, Serravalle; die Ufer des Tajo bei Lissabon; Kemencze in Ungarn; Jengi-Koi am Südabhange des Taurus.

In der Sammlung des naturwissenschaftlichen Vereins in Hermannstadt und in meiner Sammlung.

SPONDYLUS MIOCENICUS *Michelotti.*

Michelotti: Description des fossiles des terrains miocènes de l' Italie septentrionale, pag. 81.

Die Diagnose und die Beschreibung, welche Michelotti von seinem Sp. miocenicus in der oben angezogenen Schrift gegeben hat, sind so kurz, daß sich der verstorbene Wiener Paläontologe Dr. Moriz Hörnes nicht getraute darauf hin allein einige Spondylen aus dem Tegel von Lapugy als dieser Art angehörig mir zu bezeichnen. Er machte in Folge dessen Anfrage bei dem französischen Paläontologen Deshayes und derselbe bezeichnete die fraglichen Stücke wirklich als Sp. miocenicus. Zur leichtern Orientirung für inländische Sammler lasse ich hier eine möglichst genaue Beschreibung der Schalen dieser Art folgen, da mir sowohl Unterklappen als auch Oberklappen in genügender Anzahl und im guten Zustande vorliegen.

Das Gehäuse ist länglich-rund (ovato-rotundata), dickschalig, ungleichklappig und ungleichseitig. Die Unterklappe ist bei weitem massiver und in Folge ihres mehr hinaustretenden Wirbels auch stets länglicher als die Oberklappe; sie ist ferner stärker gewölbt als die letztere, die fast flach zu nennen ist. Ober- und Unterklappe sind mit zahlreichen dünnen, dicht an einander liegenden schuppigen Schnürchen besetzt, von denen nur einige und ohne bestimmte Regelmäßigkeit dicker und zugleich auch hier und da knotig erscheinen; wo Knoten auftreten, waren auch Stacheln vorhanden, von welchen man aber nur noch die Stummeln sieht. An den Seiten und besonders in der Nähe des Wirbels treten an den Unterklappen aufgerichtete Blätter oder massive Schuppen auf. Das Bandfeld der Unterklappe ist sehr groß; das Schloß ist in beiden Klappen sehr kräftig, die Zähne desselben sind an der Spitze höchstens mit zwei schwachen Kerfen versehen. Der Rand der Schalen zeigt sich inwendig gefaltet. Der Muskeleindruck ist groß, fast kreisrund und etwas seitlich gelegen. — Länge meiner größten Unterklappe 6 W. Zoll; Breite $4^9/_{12}$ W. Zoll; — Länge meiner größten Oberklappe $4^9/_{12}$ W. Zoll; Breite $4^6/_{12}$ W. Zoll. Nicht selten bei Lapugy.

Diese Art wurde von mir auch bei Pank gesammelt. Als auswärtige Fundstätte desselben kann ich nur die Hügel von Turin nennen, von wo Michelotti sie besaß. Im Wiener Tertiärbecken ist sie noch nicht angetroffen worden.

In den Sammlungen des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien und des naturwissenschaftlichen Vereins in Hermannstadt, dann in meiner Sammlung.

SPONDYLUS MUTICUS *Michelotti.*

Michelotti l. c. pag. 83, Pl. III, Fig. 7 et 7'.

Das Gehäuse ist schief-oval, ungleichklappig, nicht massiv; die untere Klappe ist mehr gewölbt als die obere, die Bandfelder sind ungleich; die zahlreichen Längsrippen erscheinen als nahe an einander gelegte glatte runde Schnüre ohne irgend welche Schuppen, die Zwischenräume betragen nur die halbe Stärke der Schnüre. Die kleinen Ohren der Unterklappe, welche mir vorliegt, sind in senkrechter Richtung zum Schloßrand gefaltet. Die Schloßzähne sind an den Spitzen nicht gekerft; der Muskeleindruck ist schwach, aber gut sichtbar. Der Innenrand der Oberschale, die mir vorliegt, ist fein gefaltet. — Länge der mir vorliegenden Oberklappe $1^{11}/_{12}$ W. Zoll; Breite $1^{6}/_{12}$ W. Zoll. — Sehr selten bei Lapugy. Ich kenne nur die Klappe, welche mir eben bei Abfassung der Beschreibung vorlag.

Als auswärtigen Fundort dieser Art führe ich nach Michelotti die Umgegend von Tortona an. Im Wiener Tertiärbecken ist sie noch nicht angetroffen worden.

In meiner Sammlung (eine ausgezeichnet schöne und gut erhaltene Schale) und vielleicht auch in der des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien.

Anhang zum Geschlechte SPONDYLUS.

Eine der Michelotti'schen Abbildung von Sp. muticus sehr ähnliche Schale — eine Oberklappe von sehr starker Wölbung — glaubte ich Anfangs dieser Art auch subsummiren zu können, eine genauere Untersuchung derselben belehrte mich jedoch, daß dies nicht thunlich sei, denn die Schnürchen zeigten sich bald als gekörnt und in die Zwischenräume war ein noch feineres Schnürchen eingeschoben, das sich sogar mit kleinen Dornen dicht besetzt darstellte. Nur einzelne Schnürchen sind ein wenig stärker, als die übrigen und hier und da mit Knötchen oder kurzen Stacheln versehen.

Der Umstand, daß diese Schale als Oberklappe sehr stark gewölbt ist, verhindert sie als die Schale eines jungen Sp. miocenicus zu betrachten. Sollte sie nicht von Sp. multistriatus Desh. stammen, welcher ebenfalls eine tertiäre Art ist? — Die fragliche Klappe ist $1^{4}/_{12}$ W. Zoll lang und $1^{1}/_{12}$ W. Zoll breit.

Familie der Ostraceen.

(Ostracea Lamarck).

Das Gehäuse ist sehr ungleichklappig, ungleichseitig, unregelmäßig, aus über einander liegenden Blättern bestehend. Die größere am Wirbel mitunter sehr verlängerte linke untere Schale in wechselndem Umfange angewachsen. Das Schloß zahnlos, unregelmäßig mit einer medianen Längsrinne, die das halbinnere Band aufnimmt und sich mit dem Wirbel zugleich bisweilen ungemein verlängert. Nur ein Muskeleindruck.

Die Familie der Ostraceen, in welche Cuvier sehr heterogene Formen unterbracht hatte, beschränkte Deshayes schon 1824 auf die Geschlechter Ostrea, Gryphaea, Anomia und Placuna; in der neusten Zeit hat man sich überzeugt, daß Gryphaea sowie das später aufgestellte Geschlecht Exogyra von Ostrea nicht getrennt werden könne; Anomia aber ist von den Ostraceen gänzlich abgetrennt und mit Placuna in einer eigenen Familie, in der der „Anomiaden" vereinigt worden. Die Familie der Ostraceen beschränkt sich sonach jetzt auf das einzige Geschlecht „Ostrea" mit seinen Unterabtheilungen. Im Sinne dieser neuesten Forschungsresultate ist denn auch die von mir zu Anfang meiner Arbeit (Vereins-Archiv Bd. IX, Heft 1. S. 68) gegebene Eintheilung der Bivalven, was die letzte dort aufgestellte Familie und deren Geschlechter anbelangt, abzuändern.

Geschlecht OSTREA Lamarck.

Das Gehäuse ist ungleichklappig, unregelmäßig, die Klappen bestehen aus übereinander liegenden Blättern, sind oft sehr groß und schwer. Die Wirbel sind abständig, bei ausgewachsenen Individuen nicht selten sehr ungleich; die untere Klappe ist größer, gewölbt, angewachsen und hat bisweilen einen sehr verlängerten Wirbel. Das Schloß ist zahnlos, in der untern Klappe mit einer ausgehöhlten medianen Längsrinne für das Schloßband, neben welcher auf jeder Seite eine mehr oder minder convexe Wulst hinläuft; Längsrinnen und Wülste sind quergestreift. Ein Muskeleindruck, der sich nahe der Mitte der Klappe befindet.

Die Austern mit Einschluß der Gryphäen und Exogyren umfassen eine große Anzahl von Arten; sie sollen die Zahl 500 übersteigen (Hörnes Bd. II., S. 434); davon beanspruchte Bronn schon im Jahr 1849 (Enumerat. palaeont. S. 238—245) 350 als fossil.

Um die ungemeine Artenfülle der Austern leichter übersehen zu kön-

nen, hat man Unterabtheilungen unter ihnen gemacht, welche zu kennen nicht ohne Interesse ist. Ich theile eine Uebersicht derselben hier mit:

1. Ostreae gryphaeatae (umschließen die ehemaligen Gryphäen).
2. Ostreae genuinae (echte Austern).
   a) mit gefalteten Klappen.
      a) mit gefalteter Ober- und Unterklappe.
      b) mit gefalteter Unterklappe; die Oberklappe ungefaltet.
   b) beide Klappen faltenlos.

Die Austern treten mit Zuverlässigkeit erst in der Trias (und zwar in deren zweitem Gliede, dem Muschelkalk) auf; ihre Anzahl nimmt zu durch die neuern geologischen Perioden bis in die jetzige Schöpfung. Dabei hat man die Erfahrung gemacht, daß die ehemaligen Gryphäen ihrer Mehrzahl nach in der Oolithperiode (im schwarzen und braunen Jura), die Exogyren dagegen in der Kreideperiode vorkommen.

Von den zehn Austern-Arten des Wiener Tertiär-Beckens kommen nach den Erfahrungen, welche der verstorbene Dr. M. Hörnes zu machen Gelegenheit hatte, fünf in den Straten bei Ober-Lapugy vor, aber nur von einer dieser fünf Arten liegen mir Ober- und Unterklappen in solcher Anzahl vor, daß nach ihnen eine Beschreibung als Lapugyer Vorkommen gemacht werden kann. Von einer zweiten Art habe ich nur einzelne, noch dazu unvollkommene Oberschalen erhalten können und von den dreien übrigen sind mir nicht einmal Bruchstücke vorgekommen. Wir müssen uns also begnügen mit den Angaben des genannten Paläontologen, der so glücklich war für das k. k. Hof-Mineralienkabinet in Wien soviel Material zu erhalten, daß es ihm darauf hin möglich wurde, das Vorkommen dieser Arten bei Lapugy zu constatiren. Dagegen bin ich aber im Besitz einer sehr gut erhaltenen Oberschale, welche einer sechsten Art des Wiener Tertiär-Beckens — der Ostrea Hörnesi *Reuss* angehört. Noch muß erwähnt werden, daß nach dem Verzeichnisse der Petrefacten von Bujtur und Ober-Lapugy, welches in Stur's Bericht über die geologische Uebersichts-Aufnahme des südwestlichen Siebenbürgen und in Fr. Ritter v. Hauer's Geologie Siebenbürgens veröffentlicht worden ist und das Dr. Hörnes zusammengestellt hatte, eine siebente Austern-Art bei Ober-Lapugy vorkomme — die Ostrea hyotis *Brocchi*.

Um einerseits von meiner Arbeit den Vorwurf der Lückenhaftigkeit ferne zu halten und andererseits mich doch auch nicht dem Vorwurf der Weitschweifigkeit auszusetzen, werde ich nur die Arten eingehender beschreiben, von welchen mir genügendes Material vorliegt, und mich hinsichtlich

der andern nur nach Literatur-Angaben zugleich als Lapugyer Vorkommnisse bezeichneten darauf beschränken, kurze Diagnosen zu geben.

OSTREA (GRYPHAEA) COCHLEAR *Poli*.

Variet. fossilis: Ostr. navicularis Brocchi.

Hörnes l. c. Taf. 68, Fig. 1—3, a, b.

Nach den mir von Ober-Lapugy vorliegenden Schalen von der bezeichneten Art kann ich nachstehende Beschreibung derselben geben, wobei zu bemerken kommt, daß die große Verschiedenheit, welche zwischen Ober- und Unterklappe obwaltet, nothwendig eine absonderliche Beschreibung dieser wie jener erfordert.

Die vorwaltend länglich-eiförmige Unterklappe ist stets viel größer als die obere, im allgemeinen sehr stark gewölbt, kahnförmig, mehr oder minder dickschalig (bei Jugendexemplaren so dünnschalig, daß sie durchscheinend wird); der Wirbel wendet sich oft hakenförmig gegen die den Deckel bildende Oberklappe und zeigt an seinen Enden eine bisweilen verschwindend kleine Anheftfläche; derselbe ist wohl auch geflügelt und zwar theils nur an der Hinterseite, theils aber auch an Hinter- und Vorderseite, wo dann die ganze Klappe zugleich auch breiter und unregelmäßig verbogen zu sein pflegt; die Oberfläche wird von regellosen Anwachslinien bedeckt, welche bei unsern Exemplaren äußerst selten blätterig hervorragen; das Schloß besteht aus einem kurz- und breit-dreieckigen gerunzelten Feld, wobei die dreieckige seichte Bandgrube in der Mitte des Feldes sich je nach der Länge des Wirbels richtet; von dem Schloßfelde läuft im Innern der Klappe in einiger Entfernung vom Schalenrande auf jeder Seite eine hervortretende abgerundete Leiste in der Schale hinab, über welcher der obere Theil des erhöhten Seitenrandes gleich unterhalb des Schlosses bald unregelmäßig körnig, bald gekerbt erscheint.

Die stets viel kleinere, dünnere, deckelförmige Oberklappe ist eben oder wohl auch etwas concav und liegt ziemlich tief in die Concavität der Unterklappe eingesenkt, so daß deren Ränder weit über sie hinaufragen. Im Umrisse vom Breit-ovalen, beinahe Kreisförmigen bis zum Lang-elliptischen wechselnd, ist sie vorne abgestutzt und daselbst mit einem kleinen Wirbel versehen. Auf der Oberfläche erscheinen viele, feine, blättrige Anwachsstreifen. An einigen im k. k. Hof-Mineralienkabinet in Wien vorliegenden Lapugyer Stücken sind noch überdies vom Wirbel ausstrahlende rißartige Furchen bemerkt worden. Das Schloß ist ganz ähnlich dem Schloß der Unterklappe; der obere Theil des erhöhten Seitenrandes unterhalb des Schlosses erscheint wie dort unregelmäßig körnig oder gekerbt.

Der Muskeleindruck ist in beiden Klappen klein, seicht, rundlich und liegt wenig über der Mitte. Die Innenfläche der Klappen ist bei gut erhaltenen Exemplaren glatt. — Länge meiner größten Unterklappe $2^2/_{12}$ W. Z.; Breite $1^{10}/_{12}$ W. Zoll. — Nicht selten bei Lapugy.

Ostrea cochlear lebt jetzt noch im Mittelmeere und hat daselbst eine sehr große Verbreitung. — Im Vaterlande ist sie fossil noch angetroffen worden bei Pank und Klein-Roskany nächst Ober-Lapugy, Urwegen und Groß-Pold bei Reußmarkt, Telek bei Vajda-Hunyad; an beiden letzten Orten nur sporadisch. Die Anzahl der auswärtigen Fundstätten ist sehr groß; im Wiener Tertiär-Becken allein kennt man sie an 25 Punkten. Ich führe nach Literatur-Angaben noch an: Palermo, Milazzo bei Messina, Calabrien, Siena, Mondena, Asti, Piacenza, Castell' arquato; Corfu; Morea; Surány in Ungarn; Kostej und Nemesest im Banat (nach Stücken in meiner Sammlung); Radoboj in Croatien; Reifenstein bei Cilli, Drachenburg und Tüffer in Steiermark; Troppau; das Steinsalzlager von Wieliczka, Podjarkow und Lemberg in Galizien; Zabrze in Oberschlesien; Duera bei Algier.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien, ferner in der des naturwissenschaftlichen Vereins in Hermannstadt, des Herrn Finanzsecretärs E. A. Bielz und in meiner Sammlung.

OSTREA PLICATULA *L. Gmelin.*

Hörnes l. c. Taf. 72, Fig. 3—8.

Sie gehört zu den Austern mit gefalteten Klappen und zwar mit gefalteter Ober- und Unterklappe.

Die Klappen sind gewöhnlich rundlich und an den Seiten geöhrt oder ausgebreitet, selten verlängert oder unförmlich, mittelmäßig dick und gewölbt, auf beiden Klappen strahlenförmig auslaufende, an Stärke und Länge ungleiche knotige Rippen, darüber hin knotig-faltige Anwachsstreifen; die Oberklappe wenig blättrig; das Schloßfeld breit, meistens wenig verlängert; die Schloßbandrinne breit und seicht, die Seitenwülste sehr wenig erhaben, fast eben; der Mantelrand stark körnig-gezähnt; der Muskeleindruck rundlich, oben abgeschnitten, fast in der Mitte. — Die Wiener Exemplare haben einen Durchmesser von 2 bis 3 Wiener Zoll.

Eine kleine, nur 1 W. Zoll breite Oberklappe in meinem Besitze dürfte dieser Art angehören und von einem jungen Individuum herstammen.

Diese Art lebt in den jetzigen Meeren noch fort und scheint sehr

verbreitet zu sein; man kennt sie aus allen Theilen des Mittelmeeres und des atlantischen Oceans. Fundstätten der fossilen Formen sind außer Ober-Lapugy: Steinabrunn, Voitelsbrunn, Bischofswart, Niederleis und Grußbach im Wiener Tertiär-Becken; Girgenti, Palermo, Piacenza, Sta Agata bei Tortona, Castell' arquato; die Insel Rhodus; Kemencze bei Ipoly-Ságh; Triebitz und Rudelsdorf in Böhmen.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien und in meiner Sammlung.

OSTREA CRASSICOSTATA *Sow.*

Hörnes l. c. Taf. 68, Fig. 4 a und b Taf. 69.

Sie gehört zu den Austern mit gefalteter Unterklappe und ungefalteter Oberklappe.

Das Gehäuse groß, dick und schwer; die untere Klappe fast rund oder breit oval, gewölbt, sehr dick, mit wenigen (4 bis 8), ungleichen, großen Rippen, mit wenig verlängertem Wirbel, mit kurzer breiter, wenig ausgehöhlter Schloßbandrinne, deren Seitenwülste wenig erhaben, fast eben sind; mit großem, fast rundem, tiefem, fast mittelständigem Muskeleindruck. Die Oberklappe viel kleiner, dünner, wenig gewölbt, außerhalb dicht und ungleichartig blättrig-gestreift, nicht gefaltet. — Im Wiener Tertiär-Becken Exemplare von 5 bis 9 W. Zoll Durchmesser.

Fundstätten außer Ober-Lapugy: Rauchstallbrunn bei Baden, Vöslau, Künring und Burg Schleinitz bei Eggenburg, Meissau, Muschelberg bei Nikolsburg, Niederleis, Niederkreuzstätten, Galgenleiten bei Immendorf, Großhöflein und Forstenau im Wiener Tertiär-Becken; Doué (Maine-et-Loire), Martigues (Bouch du Rhon) in Frankreich; Palást bei Ipoly-Ságh, Nagy-Maros im Neograder Comitat, Schwabenberg bei Ofen in Ungarn; Gamlitz bei Ehrenhausen; Lissabon.

Nur in der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien.

OSTREA BOBLAYI *Desh.*

Hörnes l. c. Taf. 70, Fig. 1 und 4.

Sie gehört mit der vorhergehenden in eine und dieselbe Unterabtheilung.

Das Gehäuse groß und sehr dick; die Unterklappe breit oval oder fast rundlich, gegen den Wirbel zugespitzt, gewölbt, dick, auf ihrer Oberfläche mit zahlreichen, gedrängt stehenden, fast gleichen Rippen so wie mit

kreisförmigen blättrigen Anwachsstreifen; das Schloßfeld wenig verlängert, die Schloßbandrinne tief, deren Seitenwülste gewölbt; der Muskeleindruck fast in der Mitte, groß, tief, quer-oval; die Oberklappe wenig gewölbt, dick, auf der Außenfläche kreisförmig blättrig, die Bandgrube sehr seicht, deren Seitenwülste fast verflacht. Durchmesser der Wiener Exemplare $4^3/_4$ W. Zoll.

Fundstätten außer Lapugy: Gaudersdorf, Bischofswart, Steinabrunn, Muschelberg bei Nikolsburg, Großhöflein, Zahrhalmwald bei Oedenburg im Wiener Tertiär-Becken; Halbinsel Morea; Tarsus und Nemroun in Cilicien; Chateau de Cacamo in Lycien; die Ufer des Tajo; die Insel Malta; Tlemcen in Algier; Gallipoli; Insel Cypern; Insel Creta; Triebitz in Böhmen.

Nur in der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien.

OSTREA DIGITALINA *Dubois.*

Hörnes l. c. Taf. 73, Fig. 1 bis 9.

Sie gehört mit O. crassicostata und Boblayi in eine und dieselbe Unterabtheilung.

Eine wegen ihrer Veränderlichkeit in Form und Oberflächen-Beschaffenheit sehr schwierig zu characterisirende Species. Dr. Hörnes sagt von ihr: „Abgesehen von den auffallenden Formen-Verschiedenheiten, welche durch lokale Verhältnisse, insbesondere durch den Grad des Aufgewachsenseins und die Beschaffenheit der Unterlage hervorgerufen werden, übt das Alter des Individuums einen sehr großen Einfluß auf die Entwickelung der Schalen." Daraus ergibt sich, daß eine Diagnose schwerlich so erschöpfend ausfallen könne und ausfallen werde, daß man in einzelnen Fällen sich wird ausfinden können. Man müßte nothwendig immer eine ganze Suite von Schalen vor sich haben.

Die Schalen sind zumeist verlängert-eiförmig, manchmal am Wirbel gekrümmt, mäßig verdickt; die Unterklappe ist gewölbt, mit 20 bis 45 strahligen Falten versehen, welche ungleich, öfter gespalten, selten blättrig-schuppig sind, dem Rande ein gekraustes Aussehen verleihen, manchmal in fingerähnliche Hervorragungen ausgehen; das Schloßfeld ist wenig verlängert, dreieckig, die Schloßbandrinne tief, ihre Seitenwülste schmal und convex; der Muskeleindruck eiförmig, am hintern Ende verschmälert; der Mantelrand oberhalb mit Grübchen versehen; — die Oberklappe ist wenig gewölbt, deckelartig, mit concentrischen Anwachsstreifen, das Schloß-

feld kurz und abgestutzt, die Bandgrube oder Rinne seicht, der Mantelrand deutlich gezähnt.

Es liegt mir von Lapugy nur Eine Oberklappe dieser Art vor, welche der von Dr. Hörnes unter Fig. 6 abgebildeten Oberklappe nahe steht. Sie ist wenig gewölbt; ihren Umriß anbelangend ist sie mehr länglich-oval, am untern Ende nicht so ausgebreitet und abgestutzt, etwas sichelförmig gebogen; der Schalenrand ist zu beiden Seiten des fast ebenen Schloßfeldes einem großen Theile nach deutlich gezähnt; der Muskeleindruck liegt etwas seitwärts, ist sehr deutlich und schief-eiförmig. — Länge fast $2^1/_4$ W. Zoll; Breite fast $1^1/_4$ W. Zoll. — Aus diesen geringen Dimensionen der Schale schließe ich, daß sie von einem nicht ganz ausgewachsenen Individuum stamme. — Sehr selten bei Ober-Lapugy.

Ostrea digitalina hat eine außerordentliche Verbreitung. Im Vaterlande kommt sie außer Ober-Lapugy noch vor bei Pank und Bujtur; im Wiener Tertiär-Becken kennt man sie von 34 Punkten, hauptsächlich aus solchen Schichten, die dem obern Tegel und den Mergeln des Leithakalkes angehören, z. B. Gainfahren, Steinabrunn, Nikolsburg, Kienberg, Porstendorf, Nußdorf. Anderweitige Fundstätten sind: Kostej im Banat; Kemence, Dios Jenő (bei Neograd), Bia (bei Ofen), Hidas, Zagyva in Ungarn; Glinsko, Lemberg, Holubica, Znowdzno, Olesco in Galizien; Rudelsdorf in Böhmen; Wildon in Steiermark; die öfter erwähnten petrefactenreichen Punkte des südwestlichen Frankreichs; in Italien besonders Monte Gibio im Modenesischen; Wilshofen und Rainbach in Baiern, der Crag von Antwerpen.

In der Sammlung des k. k. Hof-Mineralienkabinets in Wien und in meiner Sammlung.

OSTREA HÖRNESI *Reuss.*

Hörnes l. c. Taf. 75, Fig. 1, 2, 3 a, b, 4.

Sie gehört zu den Austern mit faltenlosen Klappen.

Das Gehäuse wenig gewölbt, nicht dick, rundlich oder etwas vierseitig, neben dem Wirbel in Form eines kleinen Flügels bald nur an der einen, bald an beiden Seiten ausgebreitet, mit geradem oder nur wenig gekrümmtem Schloßrand, außerhalb mit ungleichen unregelmäßigen etwas blätterigen Anwachsstreifen bedeckt; das Schloßfeld kurz und breitdreieckig, quergestreift. — Die Schloßbandrinne der Oberklappe breit, kaum etwas ausgehöhlt, die Seitenwülste eben so breit und verflacht, der Muskelein-

druck klein, rundlich, seicht, in der Mitte der Länge der Klappe gegen die Hinterseite gelegen. — Die Oberklappe ist kleiner, dünn, flach, deckelartig.

Ich besitze eine Oberklappe, welche im Wesentlichen mit dem Schluß der voranstehenden Diagnose übereinstimmt und auf welche auch die ausführlichere Beschreibung, welche Professor Dr. Reuss, der nach Hörnes's plötzlichem Hinscheiden dessen Petrefacten-Werk zu Ende geführt hat, von den Oberklappen dieser von ihm benannten Art gegeben hat, ganz gut paßt. Sie ist vierseitig, dabei etwas länglich, flach, nicht beträchtlich dick, zeigt auf ihrer Oberfläche unregelmäßige nur wenig blätterige Anwachsstreifen; das kurze und breit-dreieckige Schloßfeld ist fein quergestreift und so eben, daß sich eine Bandrinne fast nicht angeben läßt; dieses Schloßfeld hat eine schiefe Stellung zu dem übrigen Corpus der Klappe. Der Muskeleindruck ist klein, oval und sehr seicht. Vom Schloßrande an zeigt sich der eine Schalenrand fein gekerft, doch beschränkt sich die Kerfung nur auf den Theil des Randes, welcher in der Nachbarschaft des Schloßfeldes ist. — Länge $3^2/_4$ W. Zoll, Breite $2^3/_4$ W. Zoll. — Höchst selten bei Lapugy, da mir nur die einzige Schale meiner Sammlung vorgekommen ist.

Fundstätten dieser fossilen Art sind außer Lapugy nur Billowitz bei Brünn, Porstendorf, Rudiz und Wolfsdorf bei Fulnek im Wiener Tertiär-Becken.

Nur in meiner Sammlung.

Familie der Anomiaden.

(Anomiadae Gray).

Nach Vereinigung der vier Geschlechter Anomia L., Placunanomia Broder., Placuna Brug. und Hemiplacuna Sow. zur Familie der Anomiaden finde ich diese Familie im Dr. Hörnes'schen Petrefacten-Werke nachstehender Maßen characterisirt: „Die Schale ungleichseitig, ungleichklappig, dünnschalig, etwas glasig, innen perlmutter-glänzend, frei oder angewachsen und im letzteren Falle die linke Klappe tief ausgeschnitten oder durchbohrt. Das innere Band an einer gestielten Apophys oder an zwei gegen den Wirbel convergirenden Leisten befestigt. In der linken Klappe Ein, in der rechten Ein bis drei Muskeleindrücke."

In den Straten bei Lapugy ist diese Familie nur durch das Geschlecht Anomia vertreten.

Geschlecht ANOMIA Linné.

Das Gehäuse ist unregelmäßig, ungleichklappig, perlmutterartig; die linke (untere) Klappe ist kleiner, fast eben, dünnschalig, am Wirbel tief ausgeschnitten oder durchbohrt, die dadurch entstandene Lücke wird durch eine Knochenplatte gleich wie durch einen Deckel ausgefüllt, welcher auf dem der Muschel zur Unterlage dienenden Körper festsitzt; — die rechte Klappe ist größer, gewölbt und frei; das Schloßband befindet sich innerlich in einer flachen Grube unter dem am Rande gelegenen Wirbel; ein eigentliches Schloß fehlt. In der obern Schale werden drei Muskeleindrücke wahrgenommen, in der untern dagegen nur Einer.

Die mit Sicherheit nachgewiesenen ältesten Anomien gehören dem untern Lias an. Man kennt nahe an 40 fossile und 10 lebende Arten; einige von den fossilen trifft man noch lebend an.

In dem vom verstorbenen Dr. Hörnes verfaßten und zuerst von Hrn. Dionys Stur in seinem Berichte über die geologische Uebersichts-Aufnahme des südwestlichen Siebenbürgen und bald darauf auch von dem jetzigen Herrn Director der k. k. geologischen Reichsanstalt Franz Ritter v. Hauer in der Geologie von Siebenbürgen bekannt gemachten Verzeichnisse der Petrefacten von Bujtur, Lapugy und Pank finde ich Anomia Burdigalensis *Defr.* in die Rubriken Bujtur und Lapugy eingesetzt. Dieser Name hat dem ältern, der Conchylie schon 24 Jahre früher von Brocchi gegebenen Namen Anomia costata weichen müssen, wie denn auch Bronn den letzten Namen in seinen Enumerator palaeontologicus eingesetzt hatte. Es ist nun allerdings auffallend, daß in dem Schlußhefte der „fossilen Mollusken des Tertiär-Beckens von Wien" bei dieser Art bei Aufzählung ihrer Fundstätten Lapugy und auch Bujtur übergangen erscheint. Dieser Umstand darf uns aber nicht hindern, bei sonstigem Mangel des Materials, uns an die Angabe des vorerwähnten Verzeichnisses zu halten. Denn einmal gesteht das erwähnte Mollusken-Werk zu, daß die Fundorte dieser Art zahlreich sind, und dann folgt am Schlusse des Absatzes, der den Fundstätten gewidmet ist, nach dem Ortsnamen Wilshofen: „u. s. w.", was darauf hindeutet, daß mit den angeführten Ortsnamen die Fundorte von A. costata nicht erschöpft seien.

Wenn es mir selbst bei wiederholten Besuchen von Lapugy nicht gelungen ist, Schalen zu erbeuten, die sich mit Zuverlässigkeit als der A. costata angehörig betrachten lassen, so bezweifle ich das Vorkommen derselben daselbst doch um so weniger, da ich sie zuverlässig von Bujtur besitze. Die Seltenheit ihres Auffindens bei Lapugy erklärt sich daraus, daß

sie vorherrschend in den thonigen Straten des Leithakalkes vorkommt, diese Straten aber bei Lapugy, wenn sie auch durchaus nicht fehlen, doch weniger gut aufgeschlossen sind, als von wissenschaftlichem Standpunkte aus zu wünschen ist. Eine ganz kleine Schale meiner Sammlung, von nur $1^1/_2$ Linie im Durchmesser, erkenne ich als Amonia, getraue mich aber nicht, sie mit Entschiedenheit der einen oder der andern tertiären Art zuzuzählen. Ich begnüge mich deren hier erwähnt zu haben.

Ich erwähne hier noch, daß von den fossilen Anomien gewöhnlich nur die gewölbteren Oberklappen gefunden werden, weil sie stärker und somit weniger zerbrechlich sind, als die viel zarteren Unterklappen.

ANOMIA COSTATA *Brocchi.*

(Anom. Burdigalensis Desfr.).

Hörnes l. c. Taf. 85, Fig. 1, a und b, 2 bis 7.

Das Gehäuse ist im Umrisse sehr veränderlich, fast kreisrund, eiförmig oder quer ausgebreitet, zart bis compact; die linke kleinere Klappe ist flach, am Wirbel tief ausgeschnitten; die rechte Klappe dagegen ist größer, gewölbt, oft verbogen, auf der Oberfläche unregelmäßig, oft strahlig-gerippt, mit 6 bis 16 Rippen versehen, die in der Länge, Breite und Stärke sehr variren, dazu kommen regellose concentrische blättrige Anwachsstreifen, welche der Klappe ein schuppiges Ansehen geben; drei ungleiche, seichte, in einer gekrümmten Vertikalreihe liegende Muskeleindrücke.

Da mir keine Schalen dieser Art von Lapugy vorliegen, kann ich auch keine Angaben über die etwaige Größe der aufgefundenen und in Wien im k. k. Hof-Mineralienkabinet vorliegenden machen. — Ich glaube nicht zu irren, wenn ich deren Vorkommen bei Lapugy ein seltenes nenne.

Sonstige Fundstätten dieser Art sind außer Bujtur im Vaterlande, von wo in meiner Sammlung mehrere Stücke (Oberklappen) liegen, unter andern die mergeligen Schichten des Leithakalkes des Wiener Tertiär-Beckens, wo sie auf nicht weniger als 27 Punkten gefunden worden ist; die Insel Rhodus; die Insel Sicilien; Monte Mario bei Rom, Modena, Siena, Castell' arquato und Asti; Ste Maure (Touraine), Pezanas (Dep. Hirault), Saucats, Leognan und Montpellier; Bia, Ipoly-Sàgh, Szobb bei Gran; Reichbach, Wilshofen.

Deutsche Mythen

aus

siebenbürgisch-sächsischen Quellen

von

Friedrich Wilhelm Schuster.

IV.

Der Schwertgott.

1.

Zwei Gottheiten, die mit Worn und Häl so sehr zusammenfallen, daß sie nach unsern Quellen kaum aus einander zu halten sind, werden in natürlicher Folge jenen zunächst angereiht, der Schwertgott und die in deutschen Ueberlieferungen als Frau Holla auftretende weibliche Gottheit. Daß in der deutschen Mythologie der Gott Zio fast bis auf seine verschiedenen Namen verloren gegangen, erklärt sich, glaube ich, auch aus dem Umstande, daß er in der Auffassung besonders der spätern Zeit mit der einen Seite seines Vaters Wuotan gleichbedeutend erscheinen mußte. Beide sind Kriegswalter und Siegesgötter, nur daß in dem Sohne besonders als Ear und Heru schon dem Namen nach der Schwertgott mehr hervortritt. So mußte es kommen, daß er durch das vielseitigere, gewaltigere Wesen Wodans allmählig verdunkelt wurde. Auffallend ist, daß selbst die Edda nur einen Mythus kennt, worin er bedeutender hervortritt. Indessen scheint er in Deutschland höhere Verehrung genossen zu haben.[1])

Der Name Zio ist uns nicht erhalten, oder, was noch wahrscheinlicher, nie eigen gewesen. Die Benennung des Dienstags, die ihn am ersten enthalten sollte, Dâsztich, Deâsztich, scheint nur andern Dialekten nachgebildet und verhält sich zu Dienstag wie zâsz zu Zins, lâsen zu Linsen u. s. w. Wir sind nicht Ziowari, sondern wahrscheinlich Verehrer eines Er, Aer oder Ear gewesen. Ob dieses Wort in den zusammengesetzten Ortsnamen Aerkeden und Erestein, das Müller (Sagen S. 345) aus Fejér anführt, den einen Bestandtheil bilde, wage ich nicht zu behaupten. An den Siegsgott kann das sächsische Dorf Seibrich, dessen Name sich als Siegburg oder Siegberg übersetzen läßt, erinnern.

2.

So wenig unsere Quellen Namen und Person des Sieg- und Schwertgottes nachweislich enthalten, so wenig läßt sich doch andererseits der Schwertkultus unserer Vorfahren bezweifeln. Vermuthen läßt ihn schon ihre Abkunft. Es bezeugen ihn auch die beiden sich kreuzenden Schwerter in dem Wappen von Hermannstadt (der Sachsen Vorort[2]) und Sagen, wie jene vom Draser Schwert (Müllers S. 268). Als der Sachsen Vorfahren — heißt es darin — als Einwanderer in dieses Land kamen und am Cibin, an dem Orte erschienen, wo jetzt Hermannstadt steht, den ihnen König Geiza geschenkt, dem schönen Striche von Broos bis Draas, da zückten ihre zwei Anführer die Schwerter, steckten sie kreuzweise in die Erde und leisteten darauf den Schwur. Dann nahmen sie die Schwerter und trugen eines nach Broos und das andere nach Draas und dort an dem Gescheide des Sachsenlandes sollten sie aufbewahrt werden für alle Zeiten. — Die höchst merkwürdige Sage sucht den Ursprung des Hermannstädter Wappens und des in der Kirche zu Draas aufbewahrten Schwertes zu erklären. Es geht aus ihr nicht nur die altheilige Sitte auf das in die Erde gesteckte Schwert zu schwören, sondern auch die Aufbewahrung geheiligter Schwerter an geheiligten Orten — wie hier in der Kirche — hervor. Wie hier in der christlichen Kirche, so wurde einst im Tempel oder Haine des heidnischen Gottes sein Schwert aufbewahrt. Die Helden unserer Märchen (es sind deren einige im II. Abschnitte angezogen) finden oft in Gebäuden (Palästen) Schwerter von besonderen Kräften an der Wand hängen. Das sind einem Gott zustehende oder geweihte Waffen und die meist darauf zu lesende Schrift vertritt die alten Schwertrunen. Einer besondern Achtung werth würde übrigens auch die Einleitung un-

serer Sage sein, wenn sicher wäre, daß sie nicht bloß willkührliche Zuthat der letzten Zeit.

Der schönste Zeuge des Schwertkultus ist der Schwerttanz, den J. Grimm (Myth. 187) dem Zio zuweist. Bei der Installation des sächsischen Nationsgrafen, die überhaupt des Alterthümlichen so Vieles aufzuweisen hat, mußte er jedesmal getanzt werden. Die Kürschnerzunft hat das Vorrecht ihn aufzuführen. Eine Sage (Nr. 338 der Müller'schen Samml.) sucht zu erklären, wie sie es erlangt. Die Kürschner von Hermannstadt sollen einst — erzählt sie — bei Talmesch eine Heldenthat gegen die Türken verrichtet und einen Comes (d. i. Nationsgrafen) herausgehauen haben. Dafür ward ihnen die Ehre, jedesmal bei Einführung eines neuen Comes den Schwerttanz aufzuführen. Möglich, daß die Sage Wahres enthält; indessen knüpfen sich derlei Sagen fast überall, wo er noch im Gebrauch ist, an den Schwerttanz. Vielleicht bewahrten die Kürschner vor Andern in ihrer Zunft die Kunst und Uebung des alten Tanzes. Das Kürschnerhandwerk hat in früheren Zeiten eine weit größere Bedeutung gehabt als jetzt; es hat eine Zeit gegeben, in der es unbedingt neben dem der Waffenschmiede das erste gewesen sein muß und noch jetzt zeigen die an manchen Orten mit Pomp gefeierten, immer in einem gewissen Rufe stehenden und auf zwei bis drei Nächte ausgedehnten Bälle der Kürschnerzunft einen Schimmer des alten Glanzes. Mir ist berichtet, daß der Schwerttanz früher noch bei andern festlichen Gelegenheiten aufgeführt wurde, überhaupt öfter und an mehreren Orten. Die Musik wird wie bei fast allen diesen alterthümlichen Festtänzen nach dem 2/4 Tacte marschartig gespielt. Der mit scharfen Schwertern aufgeführte Tanz war früher — wie mir alte Leute erzählt haben — künstlicher; immerhin läßt sich noch eines jener kühnen Spiele darin erkennen, wie sie Tacitus Germ. schildert. Noch jetzt ist unser Schwerttanz von Reden begleitet und hat einen Reigenführer; gewiß war er einst wie der ebenfalls heidnisch festliche Rößchentanz der inbegriffene Theil einer mimisch-dramatischen Vorstellung. Seine religiöse Bedeutung in dem heidnischen Cultus läßt sich schwerlich verkennen. Der Gott des Schwertes ist uns vergessen, der Tanz, der ihn muthmaßlich einst ehrte, lebt noch und hilft die feierliche Einsetzung unseres höchsten nationalen Beamten verherrlichen.[3])

Wenn Andere diesen Tanz vorzüglich für Woden in Anspruch nehmen, so stehe ich mit ihnen nicht im Widerspruch, wie es nicht unwahrscheinlich erscheint, daß derselbe Tanz auch zu Ehren anderer Götter, vorzüglich derer, die wie Frô zugleich Schwertgötter sind, aufgeführt worden

sei. Daß er bei uns von den Kürschnern, anderwärts durch Schäfer oder Messerer aufgeführt wird, scheint mir nicht zufällig und kann auf die Spur der jedesmaligen Bedeutung der Festvorstellung leiten. Schäfer und Kürschner und wer sonst vor Andern ausersehen ist, den Tanz aufzuführen, müssen einst in näherer Beziehung gestanden sein zu den Gottheiten, denen er gegolten.[4]) Und so mag der Tanz auch verschiedene Darstellung und in denselben verschiedene Bedeutung haben und kann immerhin auch den Kampf des Sommers mit dem Winter symbolisiren; ausschließlich wird ihm diese Bedeutung nicht zukommen; wenigstens entspricht einer solchen die Darstellung unserer Kürschner nicht, in der sich keine Spur von zwei kämpfenden Parteien zeigt. Eher könnte man dies von einem um Weihnachten in Schäßburg von Landleuten aufgeführten Schwerttanz vermuthen, der nach den spärlichen Nachrichten, die mir darüber zugekommen, allerdings auf Woden als Frühlingsgott und vielleicht noch mehr auf Frô zu leiten scheint.

V.

Hol.

1.

Wie der Schwertgott in Woden so und fast noch mehr geht das in Deutschland unter dem Namen Frau Holla oder Holda bekannte Wesen in unserer Erd- und Todesgöttin auf. Uns hat die Göttin, die sich zugleich mit Frea oder Frâ vielfach berührt Holt, Frâ Holt oder Hol geheißen, wie aus zwei Sagen (der 37. und 38.) bei Müller hervorgeht. Sonst möchte man auf Hûlt schließen. Die erste meldet von einem Horleschgrôwen bei Reps; ein dunkler Gang führe hier zu einem mit eiserner Thüre verschlossenen Gewölbe, worin sich große Schätze befinden sollen. Horleschgrôwen ist ohne Zweifel für Holeschgrôwen zu nehmen mit vorschlagendem r, wie es in unserm Dialect mehrmals begegnet. Der dunkle Gang, die eiserne Thüre, die großen Schätze erinnern unmittelbar an Häl. Einen ähnlichen Graben bei Nadesch aber mit dem besser erhaltenen Namen Frâ-Holtegrôwen bietet die zweite Sage. Auch führt Müller in den Anmerkungen noch einen Holbärch und Horleschbärch bei Zeiden, Schuller (in den Blättern für Geist, Gemüth und Vaterlandsk. 1851 S. 68) Huldabärch

und Hûldegräwen bei Kleinscheuern an. Auch von andern Seiten ist mir von Holegråwen und Holtegråwen berichtet.[1]) Bei Nadesch gibt es auch einen Frâholtebranen, bei Zuckmantel einen Frâ-Holtegruowen, bei Trappold einen hûljebranen.

2.

Jener Frâ Holtegrôwen bei Nadesch steht in naher Beziehung zu einer Quelle, die vor einigen Jahren durch eine weiter nicht bekannte Frau gefaßt und mit Rinne versehen wurde. Darf man dabei an Frâ Holt selbst denken? — Frau Holda ist vorzüglich Brunnengöttin. Den meisten Orten des Sachsenlandes ist sie nur als „B r a n e f r å“ bekannt. Nach diesem ihrem Beinamen ist ein Kinderspiel genannt. Ein Kind sitzt bei diesem Spiel auf dem Boden oder auf einem Fußschemel, es stellt die Brunnenfrau vor, die andern umwandeln es und singen:

„Branefrå, Branefrå,
zëch mich än de branen!“

Kann nun das Sitzende eines der umwandelnden Kinder erfassen und zu sich ziehen, so muß dieses Brunnenfrau sein.[2]) Das Spiel gründet sich auf den Aberglauben, daß die Kinder aus Frau Holdas Brunnen kommen und — nach der heutigen Anschauung wenigstens, wenn sie ungetauft sterben — wieder dahin gehen, zugleich auf jene Märchen, die uns erzählen, wie ein Mädchen zufällig in den Brunnen fallend d. i. von Frau Holda unsichtbar hineingezogen, sich plötzlich in ihrem Reich sieht. Aber in der von Haltrich aufgenommenen Variante dieses Märchens fanden wir für Frau Holla eine alte Hexe und ihre gesammte Umgebung belehrte uns, daß wir Häl in ihr zu sehen hatten. So geht also unsere Hol oder Holt auch als Brunnenfrau ganz in Häl über.

In einem Märchen ward erzählt von einer w o h l t h ä t i g e n H e x e, die durch Dörfer und Städte geht mit einer W ü n s c h e l r u t h e i n d e r H a n d, womit sie die verborgenen S c h ä t z e in der Erde aufsucht um fromme Arme zu beschenken, während sie unbarmherzige Reiche durch Feuersbrunst u. dgl. bestraft. D i e W o h l t h ä t i g k e i t, d e r U m z u g, d i e W ü n s c h e l r u t h e, d i e S c h ä t z e, d i e M a c h t z u l o h n e n u n d z u s t r a f e n beweisen, daß wir es hier mit einer Göttin zu thun haben, deren Wesen dem der deutschen Holda entspricht. Das Märchen erzählt weiter: Diese Zauberfrau pflegte die Leute gern auf die Probe zu stellen. Eines Tages kam sie in ein Dorf und verlangte im ersten Hause einen Trunk Wassers. Er wurde ihr versagt. So erging es im zweiten Hause,

im dritten, in allen folgenden; nur im letzten Hause, worin ein armer Schuhmacher wohnte, wurde sie freundlich aufgenommen. Dieser wurde dafür reichlich belohnt, während sich ein furchtbares Hagelwetter über den Besitzungen der Andern entlud. Auch dieses Märchen enthält Anklänge an Häl.

3.

Daß in der weißen Frau, die als Waldfrau, Schatzwächterin, Todverkünderin erscheint, Holt von Häl gar nicht zu trennen ist, habe ich schon in dem betreffenden Abschnitt hervorgehoben. Die Sage Nr. 40 bei Müller erzählt: In alten Zeiten begab es sich, daß ein Bauer aus Niedereidisch in den Wald ging. Dort zog er seine Pfeife heraus und wollte rauchen. Da erschien eine weiße Frau, sah ihn mit zornigen Blicken an, stampfte mit dem Fuß und rief: Wer gibt dir die Erlaubniß in meinem Wald zu rauchen? u. s. w. Es ist die Bäschmoter, die hier ihr Heiligthum nicht will entweihen lassen. Die weißen Jungfrauen bei Schätzen sind eine sehr häufige Erscheinung. Müller's Sammlung enthält zwar nur zwei Sagen dieser Art Nr. 419 a und b, aus dem Nösner Gelände aber sind mir mehrere mitgetheilt. In der einen von Müller's Sagen, streckt die Jungfrau dem Manne, dem sie erschienen, ein weißes Tuch entgegen. Hätte ers ergriffen, sie hätte ihn zu großen Schätzen geführt. Nösner Sagen lassen umgekehrt die Jungfrau dem Menschen ein weißes Pfand abverlangen. Das ist die „lichte varwe," die des Todes Zeichen ist.[3]) Alles weist zu der Todtengöttin. Noch entschiedener ist dies bei todverkündenden weißen Frauen der Fall. Davon ist bei Häl im allgemeinen gesprochen; in bestimmten Häusern und Familien erscheint bei uns die weiße Frau nur selten.[4]) Auf dem Pfarrhof in Meschen soll sie mehrmals erschienen sein; so oft es geschah, erfolgte ein Unglück. In Agnethlen kündigte ihr Erscheinen in einem gewissen Hause jedesmal den Tod eines Familiengliedes an. In Hermannstadt will man sie im Straußenburg'schen Hause hinter dem Leichgarten gesehen haben. — Die weiße Frau führt eigentlich auf Frau Berchta, die an der Spitze der Todten, wenigstens der ungetauft gestorbenen Kinder einherzieht. Davon hat sich bei uns, wo Berchta überhaupt ganz unbekannt ist, kaum eine verblaßte Spur erhalten. Eine Sage aus Mühlbach (Nr. 64 bei Müller) erzählt, daß eine Frau ihr Kind verloren hatte und jeden Tag bitterlich auf dessen Grabhügel weinte. Eines Tages überwältigte sie der Kummer so, daß sie ohnmächtig hinsank. Da träumte ihr, es komme ihr Kindlein zu ihr in einem nassen Hemdchen,

gebückt unter der Last zweier irdener Krüge, die es in beiden Händen trug. „Ach!" — sprach es — „Mutter! weine nicht mehr! ich kann deine vielen Thränen nicht mehr tragen!" u. s. w. Die Göttin selbst erscheint hier nicht, läßt sich aber nach der analogen deutschen Sage (Gr. D. M. S. 885) vermuthen. Holda und Berchta führen als weiße Frauen unmittelbar zu Häl; die weiße Frau als Ahnfrau führt zur Allmutter Erde.

VI.

Der Donnergott.

1.

Der Donnergott, nach der Edda Sohn des himmlischen Allvaters und der mütterlichen Erde, also für uns des Woden und der Häl oder Bäschmoter reiht sich in natürlicher Folge hier an. Bei allen germanischen Stämmen war er nächst Wodan am höchsten verehrt; gewissen Kreisen scheint er fast in noch höherem Ansehn gestanden zu haben als dieser. Auch unseren Vorfahren ist er ohne Zweifel ein großer Gott gewesen. Daß sie indessen vorwiegend Wodensverehrer waren, zeigt sich in unsern nicht nur spärlicher, sondern auch trüber fließenden Quellen zur Mythologie Donars.

Ohne Zweifel war in unserer Sprache der Name des Gottes Daner nach Verschiedenheit der Mundarten auch Dåner. Noch erscheint er in den substantivischen Zusammensetzungen: Danerstich (= Namen des Donnerstags, an welchem auch bei uns gewisse Arbeiten und Geschäfte nicht, andere vorzugsweise vorgenommen werden. Danerschmuort (= Donnersmarkt, Ortsname) Danergruewen (= Donnergraben), dann in den adjectivischen Bildungen: gedanert, gedånerstich, danerschlåchtich, womit Menschen bezeichnet werden, denen schwer beizukommen, die gerne wild zufahren,[1]) in den Flüchen: dat dech det danerwäder, det hîder lächt wäder, det hîder lächt danerwäder, oder, wie oft geschieht, mit Versetzung der Wörter . det hîder, danerlächt wäder zeschlô sûl, die etwa die Bedeutung haben: daß dich das Donnerwetter, daß dich das feurige (hîder = brennend, feurig; vgl. hîdernêszel = Brennnessel und Schuller Beitr. zu einem Wörterb. der siebenb.-sächs. Mundart den Art. hîderlächt!) lichte Wetter, daß dich das brennendlichte Donnerwetter, das feurige, donnerlichte Wetter zerschlagen

*

möge! Allerdings tritt in diesen Verwünschungen zunächst die Naturgewalt hervor; doch wird der alte Fluch ohne Zweifel erst dadurch zu solcher Bedeutung gekommen sein, daß der G o t t im Hintergrunde und die Naturgewalt v o n i h m a u s g e h e n d gedacht wurde. (Gr. Myth. 153) Für Blitz und Wetter hat ein Fluch aus Bootsch Feuer d. i. das himmlische Feuer „Det feuer erflum dich! = das Feuer entflamme dich! ist dort gleichbedeutig mit: det wäder sûl dich erschlôn!"

2.

Thor ist rothhaarig, wenigstens wird ihm ein rother Bart zugeschrieben; wenn er ihn anbläst, stieben Funken d. i. Blitze daraus. Rothhaarig sind nach Märchen, Sagen und Aberglauben die Teufel und vor einem Rothkopf, sagt das Sprichwort, soll man sich in Acht nehmen. Das führt allerdings mit mehr Wahrscheinlichkeit auf Riesen oder auf den auch rothhaarigen Loki. Mehr mit dem Wesen des Donnergottes stimmt es überein, wenn nach dem Volksglauben rothhaarige Leute gewöhnlich höchst gutmüthig sein sollen, nur auch reizbar und jähzornig. Der volksthümliche Fluch: dat dich der rît schödlê sûl = daß dich der Rothe schüttle! nimmt gewiß auf den Donnergott Bezug.

Als Blitzschleuderer hat Thor einen Hammer, miölnir (= Zermalmer) der, so oft er ihn wirft, immer wieder in seine Hand zurückkehrt. Manche Spuren dieser Anschauung sind zurückgeblieben. Ed äs e ferhimert kärl ist gleichbedeutig mit ed äs e ferdauert oder e gewädert kärl, Ausdrücke, womit man Leute von tüchtigem Wesen zu bezeichnen pflegt. So sagt man: dat dich der humer! für: dat dich det wäder, dat dich der daner! selbst für: dat dich der teiwel! Ein in Birk gebräuchlicher Fluch: dat dich det stênchi rêren sûl! = daß dich der Stein treffe! läßt nicht zweifelhaft, was für ein Hammer gemeint ist. Stênchi ist gleichbedeutig mit Hammer. Der Steinhammer also, der sogenannte Donnerkeil ist gemeint. Jene in fast allen Theilen Europas aufgefundenen steinernen Streithämmer, meist aus grünem Serpentin in Form eines mit Oehr versehenen Keils nennt auch unser Volk Donnerkeile und glaubt, daß sie mit dem Blitz herniederfahren. Solche Donnerkeile pflegt man gegen den Viehmar in den Stall zu legen und selbst zu Heilzwecken zu verwenden. Wenn Jemand den Urin nicht halten kann, so läßt man ihn in Kreuz und sonst sein Wasser durch einen „Donnerstein" abschlagen. Ein solcher Donnerstein, sagt man dort, fährt bei jedem einschlagenden und nicht zündenden Blitz dermaßen tief in die Erde, daß er erst

im neunten Jahr wieder auf der Oberfläche zum Vorschein kommt. Ganz Gleiches sagt die Sage Nr. 35 bei Müller von dem Donnerstein. Das Wiedererscheinen auf der Oberfläche deutet auf das Wiederkehren des Hammers in des Gottes Hand. Auch die Axt des Wetterführers (in Wittstocks Sagen und Lieder aus dem Nösner Gel. Nr. 5) ist wohl als Donnerhammer zu fassen. Als Härgot erscheint, wie ich glaube, der Donnrer in dem Märchen Nr. 1 bei Haltrich, wo er den beiden verwaisten Kindern einen Hammer gibt, womit sie an die Pforten der Häuser klopfen sollen, bis sich eine aufthut. Bei der Königsburg öffnet sich dem Hammer das Thor und sie finden daselbst ihren Vater. Das Märchen ist weitverbreitet unter verschiedenen Nationen doch — so weit mir bekannt geworden — ohne den angeführten Zug.

Unverkennbar und in lebendigster Sinnlichkeit hat eine Mettersdorfer Schatzsage den Gott erhalten. Ein Mann übernachtete mit seinem Vieh auf dem Feld. Gegen Mitternacht nahte ein starkes Gewitter. Ein Birnbaum war in der Nähe; unter den rettete er sich. Das Gewitter entlud sich; nach einem Blitz, der niedergefahren, sah er eine Flamme auflodern und bezeichnete sich die Stelle. Hernach grub er daselbst in einer Nacht nach den vermutheten Schätzen. Er traf auf einen eisernen Boding, den er aber vergeblich aus der Grube zu heben bemüht war. Da ward es plötzlich hell über ihm; er blickte empor und sah eine riesengroße Gestalt aus einer schwarzen Wolke herabfahren. Es war ein gewaltiger Mann, dessen fliegende Haare in der Luft wie eine Flammenwolke leuchteten, in der einen Hand hielt er einen ungeheuren „Schlegel“ (d. i. Faßbinderhammer), in der andern eine brennende Keule von der Größe einer stattlichen Fichte. Er trat vor die Grube, hob mit einem Ruck den Boding heraus und stellte ihn oben hin. Dann sah er den Mettersdorfer mit großen, blitzenden Augen an und redete mit Donnerstimme, indem er jenem verkündete, daß er den Schatz nicht haben solle, weil er sich vor dem Gewitter gefürchtet, denn nur dem Furchtlosen würden die Schätze zu Theil. Dieser Schluß scheint verderbt, das Uebrige aber gehört zu den schönsten Stücken ächter Volksüberlieferung. Das Gewitter, der Blitz, der die Schatzstelle bezeichnet, der gewaltige Mann mit dem Flammenhaar, das einer leuchtenden Wetterwolke gleicht, der gewaltige Hammer lassen keinen Zweifel, daß wir Thor vor uns haben. Die flammende Keule, eine Wiederholung des Hammerattributs, ist aus andern Ueberlieferungen nicht bekannt; durch passende Symbolik erscheint sie nicht unorganisch dem Ganzen eingefügt.

Der Mann mit dem Hammer begegnet uns auch in einer später zu erwägenden Schatzsage. Oft ist später, namentlich zum Behufe des Weihens das Kreuz an die Stelle des Hammers getreten, mit dem es Aehnlichkeit hatte. Nicht als bloße Naturgewalt, sondern als unmittelbare Aeußerungen der göttlichen Macht sieht das Volk zum Theil noch heute Blitz und Donner an. Daher die Redensarten: „Wun doch åser Härgot mät seinjem hêlijen danerwäder drä sohlô sîl! dât sûl det Gotsdanerwäder!“ und ähnliche. Wenn es blitzt, soll man nicht mit dem Finger gegen den Himmel zeigen; das mißfällt Gott. Noch heidnischeren Ton hat: Nach der Gewitterwolke soll man nicht zeigen, sonst wird man vom Blitz erschlagen. In der Wetterwolke fährt der Gott daher, der dem Herausforderer seinen Hammer zuschleudert. Wenn es donnert, droht man den Kindern: „hîrt! — åser hârgot äsz zornich!“ oder „åser härgot fiert mät sêinjem wuogen iwer de wûlken.“

3.

Der Vorstellung, daß Gott über den Wolken fährt, wenn es donnert, ist Erwähnung gethan. Das Rollen des Donners ist einem starken Wagengerolle so ähnlich, daß wer zweifeln will, in jener Vorstellung allein die Reste alten Heidenthums nicht anerkennen möchte. Indessen sind uns noch so bedeutende Trümmerstücke gerade dieses Theils des Mythengebäudes erhalten, daß sich unzweifelhaft erkennen läßt, zu welchem Bau sie einst gehört haben, wenn sie auch gegenwärtig als bloßes Material in neuen Mauern verbraucht erscheinen. Bekanntlich fährt Thor mit Ziegenböcken. Wagen und Böcke sind Symbol der donnernden Gewitterwolke wie Odhins Heidhrun der Regenwolke. Wir treffen zuweilen in unsern Volksüberlieferungen die Ziege an des Donnerers Seite. Eine Mettersdorfer Schatzsage erzählt: Nachts um die zwölfte Stunde ging ein Knabe mit drei Gefäßen zum Moorbrunnen (Muorbranen) nach Wasser. Er hatte die drei Gefäße mit einem weißen Tuch, das er durch die Henkel gezogen, zusammengebunden. Bei der Steinbrücke erschien ihm in der Luft schwebend ein alter Mann mit langem Bart in weißem Leintuch. Zum Erschrockenen sprach der Greis freundlich: „Tritt näher mein Kind! soll dir nichts geschehn; habe eine Bitte an dich: gib mir etwas Weißes von dir." Der Knabe reicht ihm ein Stückchen von seinem weißen Tuch, geht zum Brunnen, füllt die Krüge. Zurückkehrend trifft er bei der Steinbrücke eine weiße Ziege, welcher er ebenfalls ein Stückchen von seinem weißen Tuch abtreten muß, worauf sie verschwindet. Am folgen-

den Tag gräbt der Knabe mit einem krummen Messer nächst der Steinbrücke, trifft bald auf einen Kessel und hebt ihn heraus. Da tritt ihm eine Jungfrau, weiß gekleidet und mit ungeflochtenen, weißen Haaren in den Weg. Sie verlangt ebenfalls ein weißes Zeichen. Da er ihr die Pelzmütze geben will, sagt sie, damit müsse er den Schatz messen. Er gibt ihr einen Streifen von seinem Hemde. Sie warnt ihn, seinen Fund nicht zu verrathen, weil er sonst den Schatz verlieren könne. Der Knabe trägt den Kessel nach Hause und setzt ihn auf den Tisch. Da springt der Deckel auf, Greis, Ziege und Jungfrau erscheinen auf dem Tisch, es wird hell im Zimmer. „Gott sei Dank!" ruft der Knabe, da verschwinden die Erscheinungen. Mit der Pelzmütze mißt er nun seinen Schatz, und mißt und mißt, aber der Kessel will nicht leer werden. „Was, der Teufel ist das?" ruft er verwundert; da ist der Kessel leer, eine thönerne Schale steht auf dem Tisch, daneben ein schwarzer Mann mit schwarzem Bart, rother Mütze auf dem Kopf, Schlägel und Reiftreiber in der Hand; neben ihm eine schwarze Ziege und eine schwarze Jungfrau. Erschrocken ruft der Knabe: „Gott, was soll ich nun mit diesen anfangen?" — Da verschwinden auch diese Gestalten u. s. w. Das bereits gemessene Geld ist dem Finder geblieben. — Die opernartig gehäuften Erscheinungen und Verwandlungen sind auffallend; doch ist solche Eigenheit characteristisch für die Sagen des Nösner Geländes, besonders Mettersdorfs, ohne daß ich einen Grund zur Erklärung bringen könnte. Bei der Erscheinung des alten Mannes im weißen Leintuch ist man zunächst versucht an Woden zu denken, indessen, da bei der letzten Erscheinung auch Ziege und Jungfrau schwarz werden, erkennt man leicht, daß wir es immer mit denselben Wesen zu thun haben. Der bärtige Alte mit weißen Locken ist also auch derselbe, der uns hernach in der rothen Mütze mit dem Schlägel in der Hand als Donnergott entgegentritt. Hatte man sich gewöhnt den Donnerhammer als Faßbinderschlägel darzustellen, so kann es nicht auffallen, daß bald auch der Reiftreiber hinzutrat. Wir haben also in unserer Sage den Donnerer als Schatzgottheit. Neben dem gewöhnlichen Attribut des Hammers tritt hier in entschiedener Weise auch die Ziege an seine Seite. Welche Gottheit durch die andere Begleiterin, die Jungfrau, vertreten werde, ist hier von geringerer Bedeutung. Da sie weiße und schwarze Frau zugleich ist, würde man ungezwungen auf Häl geführt, wenn nicht auch der Alte und die Ziege in derselben Weise in doppelter Gestalt erschienen. Darf sie durch ihre weißen Haare an Sif, Thors Gemalin mit den goldenen Haaren erinnern?

Wie Woden durch seine Vögel, sein Roß, seine Wölfe, Häl durch ihren Hahn, ihren Rappen, ihren Höllenhund, so wird Doner oft genug durch seine Ziege, seinen Ziegenbock vertreten. So belehrt uns eine Anmerkung zu Nr. 9 der Haltrich'schen Märchen, daß andere Relationen an Stelle des alten Mannes im grauen Mantel eine alte Steingais in Handlung setzen. Diese Steingais (Ziege oder Bock) hätte keinen Sinn, wenn sie nicht für ihren Herrn Daner einträte. Er also ist nach dieser Relation der Schutzpatron, wozu er auch nach Anlage und Ton des Märchens noch mehr eignet als Woden.

Warum der Teufel, in den der Donnergott so oft übergegangen ist, nicht nur rothhaarig sondern auch bockshörnig und ziegenfüßig gedacht wird, erklärt sich, ohne daß man die weiterliegenden Faunen und Satyren zu Hilfe nehmen müßte. Wie den Pferdefuß von Wodens Roß, die Hahnenfeder von Häls oder Wodens Hahn, die Drachengestalt von Häls Winter- oder Feuerdrachen, so hat er Bockshörner und Ziegenfuß von Donars Böcken entlehnt. Ja er nimmt oft genug die Gestalt des Ziegenbocks gänzlich an. Auch hier zeigt sich Analogie mit andern Erscheinungen. Hexenprocesse enthalten ebenso oft das Geständniß der Unzucht mit einem schwarzen Bock, als mit einem schwarzen Hahn, in deren Gestalt jedesmal der Teufel selbst auftritt. Auf schwarzem Bock reiten die Hexen zur Maiversammlung, ins Pfefferland u. s. w.

5.

Warum wird der Teufel hinkend gedacht? Auch das führt in den Mythus unseres heidnischen Donnergottes und auf seinen Ziegenbock zurück.[2]) Der eine von Thors Ziegenböcken war an einem Hinterfuße lahm. Thor hatte sie, wie er oft zu thun pflegte, auf seiner berühmten Fahrt zu Utgardloki bei einem Bauern einkehrend geschlachtet und gespeist, weil er die überbleibenden Knochen immer wieder neu zu beleben vermochte. Als er aber am andern Morgen die Wiederbelebung durch Hammerweihe vornahm, blieb der eine Bock hinkend, weil des Wirthes Sohn das untere Schenkelbein zerschlagen hatte, um das Mark herauszunehmen. Dieser Mythus muß nicht weniger allgemein verbreitet gewesen sein, als später die Vorstellung vom hinkenden Teufel; auch gehört das Hinken des Donnerbocks mit zur Symbolik des germanischen Heidenthums.

Unstreitig führt auch das auf vielen sächsischen Dörfern übliche Kapra-Spiel, wie zuerst Schulrath Schuller (in der Transilvania von 1851) wahrscheinlich gemacht hat, auf diesen Mythus zurück. Ein

Klotz wird mit drei Füßen versehen und heißt kapra (in walach. Sprache Ziege). Darauf werfen dann die Buben mit der Absicht die Ziege umzuschlagen.[3]) Es ist Thors Ziegenbock, dem hier der eine Fuß fehlt, nicht nur damit er leichter umfalle, sondern auch in unbewußter Darstellung des beschädigten Schienbeins. Ein ähnliches Spiel ist das Klotzumwerfen in Deutschland.[4])

Vollständig ist das erwähnte Abenteuer Thors in einer volksthümlichen, mimisch-dramatischen Vorstellung erhalten, die in jeder Hinsicht höchst merkwürdig ist. In Aerkeden, einem sächsischen Dorfe in der Nähe von Schäßburg, ist es Sitte, diese Vorstellung bei Hochzeiten aufzuführen. Wir verdanken die Mittheilung dieses Kabinetstückes dem ev. Ortspfarrer Fronius, der zuerst bei der Generalversammlung des Vereins für siebenbürg. Landeskunde zu Bistritz im August 1860 eine ausführliche Schilderung der Vorstellung, wie sie unter dem Namen des „Rößchentanzes" in seiner Gemeinde üblich ist. Die in der Bistritzer Versammlung vorgelesene Abhandlung erschien unter der Aufschrift: „Eine sächsische Bauernhochzeit aus dem Haferlande" nach einigen Monaten im sächsischen Hausfreund für 1861 und ihr ist der hier folgende Auszug entnommen.[5])

„Eine gewiß uralte, dramatische Darstellung ist der sogenannte Rößchentanz, in welchem sieben Personen (Fronius zählt den Hochzeitsvater, der nothwendig zur Handlung gehört, nicht mit) auftreten: ein Oberst, ein Unteroberst, zwei Walachen: Surdule und der lustige Kravak (letzterer als Spaßmacher), eine von den beiden Walachen geführte Ziege und zwei Rößchen. Die Ziege wird durch eine, in ein weißes Leintuch gehüllte Mannsperson dargestellt, die Rößchen treten in weißen Strümpfen mit farbigen Tüchern und Bändern geschmückt und mit kleinen Schellen behangen auf und tanzen auf das Commando des Obersten nach einer eigenthümlichen Musik den Rößchentanz. Der Inhalt der Handlung ist folgender: Zuerst tritt vom Obersten geschickt der lustige Kravak ein und bittet in walachischen Reimen um Quartier, da ihn ein großer, großer Herr geschickt habe, bleibt aber dann beim „guten Leben" ohne dem Obersten Antwort zu bringen. Dann schickt dieser den Unteroberſten hinein. Dieser grüßt den Hochzeitsvater schön, und fragt im Namen des Obersten, ob er hineinspazieren dürfe; er habe unter andern zwei schöne und geschickte Pferde.

Schön geziert
hochgemandiert,
wie es sich auf den Hochzeiten gebührt. —

Sobald die Erlaubniß einzutreten vom Hochzeitsvater gegeben ist,

tritt der Oberst mit dem übrigen Personal ein und spricht zum Hochzeitsvater: Laßt euch nicht wundern, daß ich bin gekommen mit meinem ganzen Chor!

Ich bin kommen von weitem
Durch Land und Leute 2c.

Dann wird getanzt. Während des Tanzes hat der Lustigmacher Gelegenheit seine Possen anzubringen. Nach einem Zwischenact auch possenhafter Natur folgt die eigentliche Handlung. Der Hochzeitsvater will dem Obersten die Gais abkaufen, verlangt aber als Zugabe entweder den Kravak oder den Surdule (oder bald den Einen, bald den Andern?) Keiner will aus des Obersten Dienste treten und beide preisen ihre Bedeutung und Wichtigkeit für den Obersten. Zuletzt vereinigen sich beide die Ziege, nachdem sie mit ihr in die Wette getanzt, todt zu schlagen. Der Oberst wird darüber zornig. Da nehmen die Walachen ihre Knittel und blasen der Ziege damit einen lebendigen Odem ein, so daß sie wieder tanzt. Zuletzt wird nochmals ein Rößchentanz aufgeführt.

Man vergleiche mit dieser Schilderung die Erzählung der Edda Snorris von Thors Fahrt zu Utgardloki bis zum Schluß des ersten Abenteuers. Thor — so wird berichtet — fuhr aus mit seinem Wagen und seinen Böcken und mit ihm der Ase, der Loki heißt. Da kamen sie am Abend zu einem Bauer und fanden da Herberge. Zur Nacht nahm Thor seine Böcke und schlachtete sie; darauf wurden sie abgezogen und in den Kessel getragen. Und als sie gesotten waren, setzte sich Thor mit seinen Gefährten zum Nachtmahl. Thor bat auch den Bauern, seine Frau und beide Kinder mit ihm zu speisen. Des Bauern Sohn hieß Thialfi und seine Tochter Röskva. Da legte Thor die Bocksfelle neben den Herd und sagte, der Bauer und seine Hausleute möchten die Knochen auf die Felle werfen. Thialfi, des Bauern Sohn, hatte das Schenkelbein des einen Bocks, das schlug er mit seinem Messer entzwei um zum Mark zu kommen. Thor blieb die Nacht da und am Morgen stand er auf vor Tag, kleidete sich, nahm den Hammer Miöllnir und erhob ihn, die Bocksfelle zu weihen. Da standen die Böcke auf, aber dem einen lahmte das Hinterbein. Thor befand es und sagte, der Bauer oder seine Hausgenossen müßten unvorsichtig mit den Knochen der Böcke umgegangen sein, denn er sehe, das eine Schenkelbein sei gebrochen. Groß war die Angst des Bauern, als er sah, daß Thor die Brauen über die Augen sinken ließ, und wie wenig er von den Augen sah, so meinte er doch vor der Schärfe des Blicks zu Boden zu

fallen. Thor faßte den Hammerschaft so hart mit den Fingern an, daß die Knöchel davon weiß wurden. Der Bauer geberdete sich, wie man denken mag, so, daß alle seine Hausgenossen entsetzlich schrieen, und Alles, was sie hatten, zum Ersatze boten. Als Thor ihren Schrecken sah, ließ er von seinem Zorn, beruhigte sich und nahm ihre Kinder, Thialfi und Röskva zum Vergleiche an; die wurden nun Thors Dienstleute und folgten ihm seither überall.[6])

Ich bekenne ohne Vorbereitung, daß ich unseren mimisch-dramatischen Rößchentanz für einen Niederschlag dieses Thormythus ansehe; Bedenken sollen hernach erwogen werden. Allerdings ist das Stück nicht besser erhalten, als es eben den Umständen nach möglich war, und nicht bei dem ersten Ueberblick ist mir seine ganze Bedeutsamkeit aufgefallen. Indessen hat es doch schon den ersten Mittheiler mythisch angewittert und eine genauere Untersuchung ließ bald auf den nicht tief verborgenen Schatz stoßen. Wenn mich nicht Alles täuscht, so fehlt in unserer Ueberlieferung kein Zug, keine Person des ausgezogenen Mythus, kein Factor der Begebenheit; nur sind einmal die handelnden Personen verwechselt und ist zweimal die Folge der Action verrückt. Der Hochzeitsvater ist der Bauer der Snorr Edda, bei welchem der Oberst, der große, große Herr, und der Unteroberst d. i. Thor und Loki — die in andern Relationen noch bezeichnender, beide als „Könige", auftreten — von weitem kommend Herberge suchen und finden. Die beiden Walachen sind die Kinder des Bauern, die während der Begebenheit in den beständigen Dienst Thors übergehen sollten, hier aber durch eine Verrükkung der Actionsfolge sich schon in seinem Dienst befinden. Daß sie nachher gar nicht diesen Dienst verlassen wollen, ist ein Zug, worin sich die unlösbare Fortdauer dieses Verhältnisses erhalten hat. Die Ziege d. i. der Ziegenbock fehlt auch nicht in unserer Ueberlieferung, nur ist ihr Gefährte in Rößlein und sogar in zwei verwandelt worden. Auch die Tödtung der Ziege ist da, nur wieder aus der Folge gerückt und zusammenfallend mit der Schädigung des Schienbeins. Die Belebung erfolgt auch; aber hier sind die Personen verwechselt und an die Stelle des Hammers ist der Knüttel getreten. Ueber die Schädigung seiner Ziege zürnt der Oberst oder König, wie dort Thor. Auch die Buße wird ihm ge-

boten, was durch das Anerbieten des Hochzeitsvaters die Ziege und die Diener (d. i. seine Kinder) zu kaufen (d. i. zu lösen) ausgedrückt wird; nur wieder nicht an der rechten Stelle. Wie dann im Thormythus der Snorr. Edda die Kinder des Bauern in des Gottes Besitz übergehen, und ihn überall begleiten, so bleiben sie hier in seinem Besitz — der Hochzeitsvater hat sie nicht lösen können — und verlassen des Wirthen d. i. Vaters Haus. Wenn übrigens der Oberst von seinen Rößchen sagt:

„Wir sind kommen in dem Mai —
Unsere Rosse fressen doch kein Heu,
Wir sind kommen über die Gassen —
Unsere Pferde saufen kein Wasser,
Wir sind kommen bis hieher —
Unsere Pferde gehen doch nicht schwer,
Wir sind kommen im August —
Unsere Pferde haben doch noch Lust,
Wir sind kommen im Oktober —
Unsere Pferde fressen doch kein Hower ꝛc."

so kann das entweder auch alter Zug sein und auf des Gottes Gespann deuten, das als solches keines Futters noch Trankes oder doch nicht gewöhnlichen Futters und Trankes bedarf und auch durch einen weiten Weg nicht ermüdet wird, oder es kann nur darauf anspielen, daß die Pferde eben keine Rößlein, sondern verkleidete Menschen seien, die freilich kein Heu sondern Braten essen, lieber Wein als Wasser trinken und nicht ermüdet sind von ihrer Reise, da diese in Wahrheit nur in der andern Gasse oder gar nur beim Nachbar über die Gasse begonnen. In letzterer Bedeutung würden dann diese Reime bloß mit zu den Harlekinaden, die überall nur als Zusatz, wenngleich oft uralter Zusatz, erscheinen.[7]) Sächsischer Humor steckt sich besonders gern in die Form der Ironie und Parodie, in der er bei vielen Gelegenheiten, vorzugsweise aber bei Hochzeiten (man denke an die früher besprochenen Hochzeitspredigten) zu Tage tritt.

6.

Gewiß lassen sich nur ungewichtige Bedenken gegen meine Deutung erheben. Daß der Mythus doch nicht ganz klar und offen zu Tage liegt, wird kaum ein Kundiger als gegründeten Einwurf gelten lassen. Man darf nicht erwarten, daß in einer volksthümlichen Darstellung, die seit

länger als einem Jahrtausend aus dem heidnischen Boden, dem sie entwachsen, herausgerissen und gewaltsam in christliches Leben hinüberverpflanzt wurde, wo sie sich nur durch lebendigen Gebrauch forterben mußte, zumal nachdem ihr eigentlicher Sinn dem Volke längst unverständlich geworden war, noch jeder Zug des alten Mythus rein und unverrückt gefunden werde. Dazu kommt, daß wir diese Volksüberlieferung nicht einmal in der heute lebenden Gestalt ganz und genau kennen, Fronius bedauert nicht den vollständigen und ursprünglichen Text des Dialogs mittheilen zu können. Es gibt also nicht nur einen vollständigern, sondern gibt oder gab auch einen ächtern, ältern Text, als jenen bruchstückweise in dem Hausfreund für 1861 abgedruckten. Daß auch diese ältern Texte nicht die ursprünglichen sind, versteht sich von selbst, da sich die Volksdichtung fortwährend metamorphosirt, abgesehen davon, daß ein Theil des Gesprächs immer der freien, wenn auch durch gewisse Typen gebundenen Improvisation überlassen blieb. Dennoch würde schon ein wenig besserer Text höchst erwünscht kommen, selbst durch die Lücken des mitgetheilten werden uns vielleicht wichtige Aufschlüsse vorenthalten. Es wäre wünschenswerth, besonders den Theil des Dialogs zu kennen, in welchem die beiden Walachen ihre Wichtigkeit für den Obersten preisen; es würden sich daraus wahrscheinlich klarere Aufschlüsse über das Verhältniß der betreffenden Personen zu einander, vielleicht selbst über die Namen der beiden Diener ergeben, deren einer: Kravak, an sich dunkel ist. Vielleicht sind die Verluste noch zu ersetzen; wahrscheinlich erhielt Fronius nur deshab nicht den vollständigen Text, weil dieser wie die Hochzeitsschwänke aller Völker auch die unvermeidlichen Zoten enthielt, die der Mittheiler sich scheute, vor seinem Seelsorger auszusprechen. Andere Personen dürften eher in der Lage sein, uns noch einige Reste des einzigen Vermächtnisses zu retten.[8])

Auch die offenbaren Abweichungen unserer von der nordischen Ueberlieferung dürfen nicht beirren. Daß neben der Ziege zwei Pferde erscheinen, erklärt sich einfach daraus, daß, nachdem das Verständniß des Mythus verloren gegangen, die Bedeutung der Böcke als Zugthiere auch nicht mehr behalten werden konnte, sie wurden in Rosse verwandelt. Daß sich die Ziege neben diesen doch auch noch erhielt, verdanken wir wohl nur dem Umstand, daß sie (wenigstens die eine, erschlagene und wiederbelebte) eine Hauptfigur in der Handlung und nur schwer aufzugeben war. Noch weniger Gewicht läßt sich darauf legen, daß unsere Ueberlieferung zwei männliche Personen — die beiden Walachen — an Stelle der beiden Geschwister Thialfi und Röskva setzt; eine solche Abweichung wäre schon an sich von untergeordneter Bedeutung, verliert sich aber ganz, wenn bemerkt

wird, daß auch nach Hymiskwida, wo das Abenteuer in den letzten Strophen ebenfalls erwähnt wird, Thor zwei Söhne zur Sühne erhält.[9]) Ueberhaupt verdienen kleinere Differenzen wenig Beachtung, da auch die beiden Erzählungen der Edden, die ausführlichere der Snorr. Edda wie die kurze, dunkle, in Hymiskwida offenbar nicht ganz rein erhalten sind, und untereinander nicht übereinstimmen. Wäre unsere Ueberlieferung besser erhalten, sie könnte Licht werfen auch auf die Erzählungen der Edden. Uebrigens ist denkbar, ja wahrscheinlich, daß der Mythus in jener Gegend Deutschlands, aus welcher unsere Vorfahren einwanderten, schon ursprünglich in gewissen Stücken abwich von dem der nordischen Quellen.

Ich finde meine Ansichten durch jedwede Erwägung nur bestätigt. Nicht nur des Donnerers Ziege, auch die geschädigte Ziege findet sich in verschiedenen unserer Volksüberlieferungen. Das Wunder der Wiederbelebung enthält sogar mit aller Genauigkeit und Umständlichkeit ein legendenartiges Märchen, auf das ich später kommen werde. Der Rößchentanz selbst ist nicht bloß auf Arkeden beschränkt, wo er sich allerdings am besten erhalten zu haben scheint, sondern kommt auch auf andern Gemeinden vor, nur wurde er unter den vielen andern Hochzeitsgebräuchen bisher weniger beachtet, denen er, zumal wenn dabei die Extemporationen und Harlekinaden überwiegend bevorzugt wurden, sehr ähnlich scheinen konnte. Sichere Nachricht von seiner Aufführung habe ich selbst aus Braller. Ueber den Rößchentanz, wie er in Schaas ebenfalls als Hochzeitsspiel aufgeführt wird, hatte Joh. Mätz schon im Schäßburger Gymnasialprogramm für 1859/60 berichtet: „Während des Tanzes (am zweiten Hochzeitstage, dem sogenannten Jungfrauentage) werden in Schaas die „Rößchen" aufgeführt. Ein Walache macht zuerst Quartier im Tanzboden. Dann erscheint ein König und grüßt die Versammlung; ihm folgt ein zweiter und nachdem beide Zwiegespräche gehalten haben, spricht einer: „Rößchen, Rößchen, tritt herfür!" Da erscheinen die Rößchen, vermummte Männergestalten, die Vorderfüße durch eine gabelförmige Vorrichtung gebildet, an den Füßen überall Schellen. Die Könige lassen die Rößchen in die Mitte nehmen und diese tanzen unter Aufführung der Rößchenmusik. Nach Beendigung des Tanzes kochen die Walachen des Gefolges auf dem Fußboden Paluckes (Maisbrei) für die Könige. Dieser mundet ihnen wenig und sie begehren bessere Bewirthung." Dieser kurze, dunkle Bericht enthält scheinbar nichts, was an einen Thormythus erinnern könnte, und blieb daher unbeachtet. Entweder der Rößchentanz in Schaas hat schon große Ver-

luste erlitten, „da ihm selbst die Gais fehlt," obwohl das Sprichwort vom „Schâser mät der gîsz“ noch lebt, oder, was mir wahrscheinlicher dünkt, Mätz erhielt nur äußerst unzulängliche Nachrichten über denselben, oder beide Ursachen wirkten zusammen, diesen Bericht ziemlich bedeutungslos zu machen. Dennoch ist er uns jetzt willkommen; er enthält doch noch Reste uralten Lebens, wie aus den Wurzeln längstgefällten Waldes immer noch niedriges Strauchwerk emporschießt. Daß auch bei dem Schaaser Rößchentanz in Versen gesprochen wird, ersehe ich aus dem rhytmischen Ruf: „Rößchen, Rößchen tritt herfür!" In zwei Stücken zeigt der Bericht sogar einen Vorzug vor der Darstellung aus Arkeden: Die eigenthümliche Musik zum Tanze erhält durch den eigenen Namen „Rößchenmusik" noch mehr Betonung und auch die beiden Könige sind bedeutsamer und dem Verhältniß zweier Himmelsgottheiten von gleichem Rang entsprechender als Oberst und Unteroberst, die indessen den allerdings verschiedenen Grad der Verehrung beider Götter in einem gewissen Zeitalter treu wiederspiegeln.

Wo in Volksaufzügen und volksthümlichen dramatischen Vorstellungen ein König oder eine Königin erscheint, ist mit nur seltenen Ausnahmen, immer an eine alte heidnische Gottheit zu denken. In unserm Rößchentanz mußte noch das Ungewöhnliche auffallen, daß sogar zwei Könige, hohe Herren, Oberst und Unteroberst darin auftraten. Man mußte an Götter denken, die nach den mythologischen Quellen ihre Fahrten zu zweien zu machen pflegten. Kein Götterpaar bot sich hier so willkommen dar, wie eben Thor und Loki. Unser Paar war durch die Ziege noch kenntlicher gemacht; dazu mußte es von großem Gewicht erscheinen, daß auch die übrigen Personen der Vorstellung nach Zahl und Functionen so genau zu dem Eddischen Mythus stimmen. Wenn endlich auch die Hauptfacta in beiden dieselben sind, welcher Probe bedarf es noch, um von der vollkommenen Richtigkeit der Hypothese zu überzeugen?

7.

Daß dramatische Vorstellungen aus der Geschichte der Götter bei feierlichen Gelegenheiten von den alten Germanen wie einst von Griechen und andern Völkern aufgeführt wurden, ist bekannt. Hier wurzeln auch bei ihnen die Uranfänge des Dramas. In der Regel scheinen Götterumzüge, oft aber auch Kämpfe und andere Begebenheiten dargestellt wor-

den zu sein, so weit sich dies aus den späten Niederschlägen an Erntefesten, Maikönig- und Maijungfrauen-Umzügen, Fastnachts-Umzügen, Schiff- und Pflugumziehen, bei dem Kampf des Sommers mit dem Winter, dem Todaustragen und mancherlei Zunftfeierlichkeiten noch erkennen läßt. In fast alle diese Darstellungen waren, wie in die hier besprochenen, charakteristische Tänze (Schwerttanz, Spießtanz, Bärentanz rc.) mit immer eigenthümlicher nach dem $^2/_4$ Tact gemessener Musik verwebt. Stände der Rößchentanz als eine auffallende in seiner Art vereinzelte Erscheinung da, seine Deutung bliebe noch immer zweifelhaft; ist er aber nur das vorragendste Stück einer reichvertretenen Gattung, so wird jene unanfechtbar.

Wie kommt es aber, daß bei einem Familienfest, wie es die Hochzeit ist, ein Mythus Thors dramatisch aufgeführt wird? Auch hierin steht der Rößchentanz nicht vereinzelt da. Ich habe in dem Abschnitt, der von Woden handelt, der dramatischen Vorstellungen gedacht, die zu Ehren dieses Ehegottes aufgeführt zu werden pflegen. Thor ist aber in noch ausgeprägterem Sinne eigentlicher Ehegott. Mit seinem Hammer wurden die Bräute, die Ehen geweiht, bei seinem Namen, scheint es, gelobten sich Liebende und Brautleute Treue und er bestrafte den Eidbruch: Treulose und Meineidige wurden vom Blitze erschlagen, wofür ich freilich nur das eine Beispiel in Nr. 164 der Müller'schen Sagen aus unserer sächsischen Ueberlieferung beizubringen weiß.[10]) Wenn nun der Donnerer, wie Woden und Frea, und wohl noch in eigentlicherer Weise Ehegott war, ist es nur natürlich erschienen, daß bei der Feier des Bundes neben andern auch eine gerade in seinen Mythenkreis fallende Begebenheit aufgeführt wurde. Und welches Abenteuer des Gottes „der auch wieder vorzugsweise Bauerngott ist," konnte zur Darstellung auf einer Bauernhochzeit passender erscheinen, als gerade jenes, wo er bei einem Bauern einkehrt und speist und dessen Kinder in seinen beständigen Dienst nimmt. Der Rößchentanz findet Halt und Erläuterung in der Erwägung, daß der Donnergott zugleich Ehegott ist, dient aber auch umgekehrt mit zum Beweise dafür.[11])

8.

Die vorragendsten Theile des Thormythus bilden seine berühmten Riesenkämpfe. Es fragt sich, ob wir Ueberreste davon aufzuweisen haben. Verdunkelung scheint hier schon sehr vorgeschritten zu sein; doch lassen sich wenigstens einige Züge des Gottes erkennen, besonders in den Märchen

vom starken Hans und andern diesen verwandten, worin des Gottes Wesen mit dem des Helden Siegfried, wie er in der spätern Volksauffassung erscheint, oft in einander schwimmt. Diese Märchen sind großentheils ein Mosaik aus den verschiedensten Mythentrümmern und kommen daher an mehreren Orten zur Erwägung.

Nicht nur daß er so stark, auch daß er ein so großer Fresser ist, gemahnt beim Eisenhanns in Haltrich's Märchen Nro. 16 sogleich an Thor. Seine eiserne Geißel, mit der er so fürchterlich knallen kann, mag Symbol des Blitzes und Donners zugleich sein und ist an des Hammers Stelle getreten. Sein ganzes derbgemüthliches Wesen, die Thaten, die er verrichtet, stehen mit der Annahme nicht im Widerspruch. Er nimmt zwölf Knechte bei den Füßen und kehrt mit ihnen das Heu einer Wiese zusammen. Ueber eine Kothlacke hebt er den Wagen sammt den Ochsen hinüber, wie Thor in Hymiskvidha das Boot sammt dem eingedrungenen Wasser und den zwei gefangenen Wallfischen aufhebt und heimträgt. Er spannt einen wilden Wolf, der ihm einen Ochsen niedergerissen, und dann wieder einen dreibeinigen Hasen (eine unerklärliche Figur) an Stelle des Ochsen an seinen Wagen, macht den Teufel (Riesen?) der ihm eine Achse gebrochen, selbst zur Wagenachse. Um die von den Teufeln geraubte Pfarrerstochter zu holen, wandert er zur Hölle. Die ganze Fahrt gleicht auffallend genug einer Riesenfahrt Thors. Vor dem Höllenthor knallt er mit seiner Geißel; da entsetzen sich die Teufel, wie die Riesen vor dem Hammer und Donner Thors. „Weh' uns! es ist der Eisenhanns!" rufen sie und verstecken sich. Er aber führt die Gefangenen unbesorgt fort.

Sehr ähnlich ist ein mit vielerlei Varianten auch in Deutschland und über dessen Grenzen verbreitetes, aber gerade aus diesem Grunde in Haltrichs Sammlung fehlendes Märchen vom starken Däumling, der in den Keller geschickt die Pflaumen, womit dort zwei große Fässer gefüllt standen, im Nu verschlingt, in den Wald nach Holz fahrend sich mitten im Wege seiner Nothdurft in solcher Weise entledigt, daß die andern Knechte hernach sämmtlich mit ihren Wägen an der Stelle stecken bleiben, einen ganzen Forst ausreißt und auf seinem Wagen bringt. Des Ueberstarken sich zu entledigen, läßt man ihn in einen Brunnen hinabsteigen und nun werfen sie ihm einen Mühlstein auf den Kopf. Das ist Hrungnirs Mühlstein, von dem ein Stück in Thors Haupte stecken blieb, nur daß hier der märchenhafte

Held besser davonkommt, als dort der Gott; denn Däumling steckt den Kopf unversehrt durch das Loch des Mühlsteins und ruft: wat fîr e krêsel dâd er mer äm? (was für eine Halskrause legt ihr mir an?) ꝛc. [12])

Die Märchenüberlieferungen vom starken Hanns sind sehr mannigfaltig und weichen zum Theil sehr stark von einander ab. In der stark mythischen Relation Nr. 17 der Haltrich'schen Sammlung erinnert der Held und seine Abenteuer nicht an den Donnerer, sondern an Siegfried und Sonnengötter. In andern wird er jenem durch derbes, ungeschlachtes Wesen und eine dem Hammer entsprechende eiserne Keule ähnlicher. Auch verschiedene Märchen von Furchtlosen enthalten einzelne Züge aus dem Mythus des Donnergottes. Der tapfere Schneider, der die Riesen in ihrer eigenen Heimat aufsucht und mit ihnen Wettkämpfe eingeht, die er, freilich nicht durch Kraft, sondern durch List, siegreich besteht, ist geradezu an Thors Stelle getreten.[13])

9.

Es schien mir geboten einer ganzen Reihe von Märchen Erwähnung zu thun, in denen sich zwar nur hie und da ein bestimmter Zug mit bekannten Mythentheilen von Thor zusammenhalten, im Allgemeinen aber doch ein Niederschlag seines Wesens und Characters erkennen läßt, ein Schaffen und Fortbilden derselben Volksphantasie, die uns in früherer Thätigkeit das Bild des Gottes geboren. Erfreulicher bleibt immer die Auffindung ganzer Mythen oder Mythenstücke. Entschiedene, obwohl auch schon abgeschwächte Reste aus dem Mythus von Thors Fahrt zu Utgardhloki bewahrt das Märchen vom Schulmeister und dem Teufel Nro. 27 bei Haltrich. Nach Snorris Edda ist Thor nach manchem überstandenen Abenteuer mit seinen Gefährten Loki und Thialfi in Utgardhlokis Burg gelangt. Der Riese fordert sie zu Wettkämpfen auf; sie gehen ein. Loki will im Essen wettkämpfen, Thialfi im Laufen, Thor im Trinken, Heben und Ringen. Sie werden alle von den durch Utgardhloki aufgestellten Gegnern besiegt, Loki von Logi (dem Wildfeuer), Thialfi von einem jungen Burschen Hugi (dem Gedanken), Thor im Ringen von einer alten Frau Elli (dem Alter), die der Riese seine Amme nennt. Zum Trinken wird dem Thor ein Horn gereicht, dessen unteres, auch offenes Ende ins Meer reicht, zum Heben eine Katze, die aber eigentlich die unendliche Midgardschlange ist. Er kann nun das Meer nur zu einem guten Theil austrinken und die Schlange nur so weit von der Erde emporheben, daß sie doch noch mit dem einen Ende den Boden berührt.

Das Märchen, nachdem es berichtet, wie der Schulmeister in mancherlei Weise die Teufel überlistet — (hiebei wird viel Material aus andern Märchen verwerthet) — und wie er sich damit endlich einen großen Schatz gewonnen und nach Hause geschafft, erzählt in seinem letzten Theil: Der Teufel hatte einen Sohn, der war gerade aus der Fremde nach Hause gekommen und war stark und trotzig und sprach, er nehme es auf mit jedem Menschen und fürchte sich nicht. Da sprach sein Vater und die andern Teufel: „So geh' hin zum Schulmeister und bring den Sack mit dem Golde wieder heim!" Der Trotzige ist sogleich bereit, kommt zum Schulmeister und verlangt Sack und Gold zurück, sonst möge er sich mit ihm messen. „Worin sollen wirs versuchen?" fragt der Schulmeister. „Im Ringen." Der Schulmeister wills nicht selbst thun, weil er ihn zu zerquetschen fürchtet, aber er habe einen alten Großvater, der werde auch noch über den Teufel Meister werden. Der Großvater ist ein Bär, der den Teufel sofort unsanft umarmt und drückt. „Vielleicht ist das Ringen nicht deine Sache" — höhnt der Schulmeister — „bestimme einen andern Kampf!" Nun will der Teufel in die Wette laufen. „Das brächte mir nur Schande" — meint der Schulmeister wieder höhnisch — „wenn ichs mit dir versuchen wollte, allein ich habe hier ein Enkelchen, das läuft auch schon gut genug, um dich zu überholen". Hiemit läßt er einen Hasen los, der wie ein Pfeil über alle Berge läuft. Der Teufel wird wieder besiegt. Der Schulmeister lacht: „Laufen kannst du nicht, vielleicht verstehst du was Anderes besser". „So wollen wir in die Wette werfen!" spricht der Teufel voll Zorn und Grimm. Er nimmt einen mächtigen Schmiedehammer und wirft ihn so hoch, daß er erst nach sieben Stunden niederfällt. Der Schulmeister überlistet ihn, indem er einen Vogel losläßt. „Ei!", höhnt der Schulmeister, „die Teufel sind elende Kerle, ihr könnt weder ringen, noch laufen, noch werfen; versteht ihr denn nicht Etwas besser?" „Laß uns einmal in die Wette knallen!" sagt der Teufel grimmig, nimmt eine Geißel und knallt so fürchterlich, daß es dem Schulmeister durch den Bauch schneidet und er ohnmächtig wird. Doch weiß er sich wieder zu helfen, indem er den Teufel überredet, er müsse sich die Augen verbinden lassen, sonst würden sie ihm herausspringen von seinem Knallen, und ihn dann mit seinem Paluckesklüppel so lange über die verbundenen Augen schlägt, bis jener ruft, er möge nicht mehr knallen. Der fünfte Kampf wird mit Stangen geführt, der sechste besteht im Kratzen mit den Nägeln, der siebente und letzte, ächt teuflisch und oft in Märchen in solcher Weise wiederkehrend, im Farzen. Ueberall wird der Teufel überlistet und kehrt grimmig in die Hölle zurück. *

Das Märchen ist ziemlich roh zusammengefügt aus verschiedenen oft wiederkehrenden Märchenelementen. Die Listen des Schulmeisters sind theils sehr bekannt, theils ziemlich plump. Die Verwandtschaft mit dem Thormythus ist in die Augen fallend. Der trotzige junge Teufel ist an Thors, die andern an der Asen Stelle, der Schulmeister an Utgardhlokis Stelle getreten. Zwei von den Kämpfen stimmen in beiden Ueberlieferungen vollständig überein, das Ringen und das Laufen. Die Kämpen des Schulmeisters entsprechen auch denen des Riesen, der alte Großvater der alten Amme, das junge Enkelchen dem jungen Burschen, wenn auch die allegorische Bedeutung der Elli und Hugis im Bären und Hasen verloren scheint. Aber diese sind eben nur an die Stelle jener getreten, sonst wäre es gar zu schlecht erfunden, den Teufel, der doch sonst seine ungeheure Kraft genügend an den Tag legt, im Ringen durch einen gewöhnlichen Bären, im Laufen durch einen gewöhnlichen Hasen überwinden zu lassen. Allerdings stimmen nun die übrigen Kämpfe weder dem Wesen, noch der Zahl nach überein, aber auch hier erinnert noch Manches an Thor und dessen Mythus. Der Schmiedehammer, den der Teufel wirft, ist Thors Miöllnir, das fürchterliche Knallen des Teufels vertritt den Donner Thors. Selbst der letzte Kampf ist im Sinne der alten Zeit nicht eben des Donnerers unwürdig. Auffallende Aehnlichkeit haben einerseits die Hohnreden des Schulmeisters und des Riesen, andererseits der Aerger des jungen Teufels und Thors bei jeder Niederlage. Auch kommt der junge Teufel aus der Fremde seinen Brüdern gerade so willkommen wie Thor, wenn er auf Ostfahrten gewesen, mehrmals eben zu rechter Zeit erscheint, um den Asen Beistand zu bringen.

Wolf weist die Wettkämpfe bei Utgardhloki aus verschiedenen Relationen des bekannten Märchens: „Sechse kommen durch die ganze Welt" und aus verwandten Märchengruppen nach. Die meisten kommen auch in Siebenbürgen in wenig oder nicht abweichender Gestalt vor.

10.

Auch der Donnergott hat sich bequemen müssen seine Eigenschaften, Attribute, Mythen an geheiligte Personen des Christenthums und deren Legende abzugeben. Vorzüglich kommt Christus selbst und Petrus in Betracht. Zunächst zeigt sich das in märchen- und sagenhaften Legenden. Aus Haltrichs Märchensammlung gehört Nr. 14: Lohn und Strafe hieher. Ein Armer läßt seine drei Schafe unter der Huth seines Knaben

mit den hundert Schafen eines Reichen zusammen weiden. Der König verlangt von dem Reichen ein fettes Schaf. Der Reiche gibt aus Geiz eines von den dreien des Armen. Bald wiederholt sich der Fall. Da flieht der Knabe mit dem letzten Schafe des Armen weit weg ins Gebirge. Der Vater, der ihn am folgenden Tage sucht und nicht findet, erkundigt sich nach ihm bei der Sonne, die ihm keinen Aufschluß geben kann; darauf bei dem Wirbelwind, der ihn aufhebt und zu seinem Sohne führt. Nach einiger Zeit kehren zwei Wanderer bei ihm ein, Christus und Petrus und werden von ihm mit seinem letzten Schafe bewirthet. Christus läßt aber die Knochen in das Fell legen, segnet am andern Morgen, ehe er fortgeht seinen Wirth und läßt eine ganze Heerde aus dem geschlachteten Schafe entstehen u. s. w.

Das Märchen, dessen eine Hälfte auch stark an die Fabel Nathans (Samuel II. Cap. 12) erinnert und wohl von dieser Seite Einflüsse erhalten haben könnte, gehört in die Reihe derer, die von wandernden Göttern erzählen und wurde in dieser Richtung im Schulprogramme für 1855/6 zum Aufsatz: „Woden" herangezogen. Hier ist aber bei Christus und Petrus Thor und Loki auf ihrer Fahrt zu Utgardhloki. Ob wir bei dem Wirbelwind an den Gewittergott denken mögen ist von untergeordneter Bedeutung; der Schluß des Märchens gibt ihm seinen mythologischen Werth. Die Einkehr bei dem Bauern, das Schlachten des Schafs, das Sammeln der Knochen im Fell, der Segen, der freilich nicht über den Wirth, sondern über das Fell ausgesprochen werden sollte, und die Wiederbelebung des Schafs sind zweifellos dieselben Stücke des Mythus, die sich auch im Rößchentanz erhalten haben; nur ist in dem Märchen besonders die Wiederbelebung deutlicher und besser erhalten. Die Vermehrung des einzelnen Schafes zur Heerde ist eine Abweichung oder Steigerung, die sich aus der Oekonomie des Märchens und den Forderungen der poetischen Gerechtigkeit erklärt. Eine ganze Reihe von Sagen bei Müller gehört zu den nachgeborenen Thorsmythen. Die 166. erzählt auch von einer Wanderung des Heilandes und Petrus (die wohl wieder Thor und Loki vertreten) und deren Einkehr bei einem Bauern, der sie zwar aufnimmt, aber auch nöthigt ihm beim Dreschen zu helfen. Da drischt Christus mit einem Brande im Nu das ganze Korn aus. In der Parallele, die Müller in den Anmerkungen S. 385 anführt, scheinen Merkmale Wodens und des Donnerers auf den Heiland übergegangen zu sein. Der Heiland tritt als Lehrjunge in die Dienste eines

Schmiedes, brennt im Walde die Kohlen auf seinem ausgebreiteten Mantel, den er dann unversehrt unter den Kohlen hervorzieht, um diese damit zu löschen. Er beschlägt Pferde, indem er ihnen mit einer Axt die Beine abhackt, die Hufen daran in der Schmiede mit Eisen versieht, und sie dann durch bloßes Aneinanderhalten wieder an den Stumpf anwachsen läßt. Müller bemerkt zu der Sage: der Schmied, die Kohlen, die Axt, die an des Hammers Stelle getreten ist, die Heilung des Zerstückten weisen auf Donar. Der Mantel wird demnach ebenfalls der rothe auf den Schatzgott deutende sein ꝛc.[14]) Ohne diese Gründe zu übersehen, halte ich doch für nicht minder beachtenswerth, daß der Mantel vor Allen Wodens Attribut ist, daß er als der vorzüglich Zauberkundige das Feuer unschädlich zu machen versteht (s. Grimeismal) und der Rosse verrenkte und gebrochene Füße zu heilen weiß. Der eigentliche Vertreter des Donnerers in der christlichen Mythe ist Petrus. Das heftige Wesen, worin ihn die Volksüberlieferung allerdings nicht ohne Uebereinstimmung mit dem Evangelium fast immer erscheinen läßt, paßt recht eigentlich zu dem Character Thors. Unter den vielen Petruslegenden hebe ich nur wenige hervor. Nro. 170 der Müllerschen Sammlung erzählt die bekannte Legende, wie Petrus in einem Wirthshaus, von Soldaten mißhandelt, sich dadurch rächt, daß er bis auf diesen Tag, wenn Soldaten marschiren, Regen oder Unwetter sendet. Hier ist also Petrus Gewittergott. Die folgenden Sagen enthalten verschiedene aber beide mit Schmieden in Bezug stehende Erzählungen. Gott habe — erzählt der allein in Betracht kommende Theil — als er die Zünfte einrichtete, Petrus zum Schutzpatron der Schmiede ernannt, der ihnen aber irrthümlich statt von 7 bis 4, die Arbeitszeit von 4 bis 7 Uhr festgesetzt habe, worüber die Schmiede noch heutigen Tages grollten. Hier ist Petrus der Hammergott. Nach einer andern Sage macht Petrus, in Gesellschaft des Heilands reisend, einen geköpften Seiler wieder lebendig, setzt ihm aber dabei den Kopf verkehrt auf, was er hernach damit entschuldigt, daß ja die Seiler ohnehin das Gesicht hinten haben müßten. Hier ist Petrus der Heiler verstümmelter Gliedmaßen, wobei eine entfernte Aehnlichkeit mit dem Wunder der wiederbelebten Böcke nicht entgehen kann. Es ist bezeichnend, daß die Heilung nicht vollkommen in den frühern Zustand zurückversetzt, wie bei den Böcken, deren einer lahm bleiben mußte. In noch sehr vielen Legenden erscheint Petrus als warnender Gott. Auch dem Petrus geweihte Kirchen finden sich oft genug. Drei

sächsische Dörfer führen den Namen Petersdorf; daneben haben wir ein Petersberg, das dem Martinsberg ganz analog erscheint. In mehreren sächsischen Ortschaften: Heidendorf, Klein-Alisch, Schas, Schaal, gibt es jährlich am Tage Petri und Pauli Volksfeste. Eine hohe Stange wird aufgepflanzt, oben mit einer von den Mädchen verfertigten Blumenkrone geziert. In der Krone sind Kuchen, Kirschen, Rosinen und Wein. Wer von den Burschen zuerst die Stange erklimmt, dem gehören die Leckerbissen. Dann wird von der gesammten Jugend um die Stange getanzt.[15])

11.

Der nordische Thor ist ein Gott des Landbaues, der eigentliche Bauerngott. Auch unserm Volksstamm ist das der Donnergott ohne Zweifel gewesen, wofür schon der Rößchentanz zeugt. Es muß wundern, daß so Weniges aus heutigem Aberglauben und Gebräuchen darauf hindeutet. Ob die Sagen von Wetterführern dahin gehören, ist wenigstens zweifelhaft. Auch der Bauernspruch: Frå daner, spêt hanger; spêt daner, frå hanger geht wohl nicht eigentlich auf den alten Donnergott zurück. Manchen Ortes glaubt man, wer im Frühling, wenn er den ersten Donner vernimmt, sich rückwärts auf die Erde werfe und am Boden herumwälze, der fühle hernach beim Fruchtschneiden in der Ernte keine Schmerzen im Rücken. Wer sich dabei mit einem Schlüsselbund an den Kopf schlägt, dem bringt die Sommerhitze keinen Kopfschmerz. „Er hat einen eisernen Ring um den Kopf" sagt man in Agnethlen.

In den drei Wettersegen, die meine Sammlung siebenb.-sächsischer Volksdichtungen enthält, wird Gott, Christus oder die Dreifaltigkeit angerufen. Die Sprüche nehmen sich sehr trümmerhaft aus und ich wage nicht entschieden zu behaupten, daß sie sich in älterer Gestalt auf Donar bezogen haben müssen. Der eine: „Nun wölle Gott kommen, ein heiliges Wetter, ein seliges Wetter etc." erinnert an den in der Abhandlung über Woden angezogenen sächsischen Kinderreim: „Et fêd un ze rênen. Got kid enkênen. God äs e sêlich mån, dier de rên ferdreiwe kån, en kån e wéder bräinjen." In einem andern heißt es:

„Die heilige Dreifaltigkeit,
die führe dich in einen grünen, wilden Wald,
dasz du Niemanden schaden kannst" etc.

hier könnten auch mehrere Gottheiten angerufen worden sein.

Ein durch Blitz entstandenes Feuer, sagt man, könne nur mit Milch ge-

löscht werden. Das ist also ein dem Gott aus den Erträgnissen der Landwirthschaft gebrachtes Opfer. Dieselbe Bedeutung hat es, wenn man zur Abwehr gegen Blitz und Gewitter Brot und Salz auf des Hauses Dach legt oder auch nur den Sauerteig. Auch schützt das dem Gott geweihte Donnerkraut (semper vivum tectorum), wenn es auf das Dach oder über den Thorbogen, die Hofthüre gepflanzt wird. Ueberhaupt gilt Brot als Schutzmittel gegen Feuersgefahr. Das Umsichgreifen der Feuersbrunst wird aufgehalten, wenn man auf das Nachbargebäude ein frischgebackenes Brot legt. Auch wird die Flamme gedämpft, wenn sie ein Pfarrer in vollem Ornat dreimal umreitet. Wem gilt das? Der reitende Pfarrer mit dem breiten Hut und in seinen Faltengewändern schon oft als Vertreter des bemantelten Alten erkannt, könnte auf den feuerstillenden Woden führen. Auch Salz pflegt man in das Feuer zu streuen oder drei hölzerne Teller (zuweilen unter Anrufung der Dreifaltigkeit) zur Dämpfung in die Flamme zu werfen.

Die Abhandlung hat den Donnergott in zwei lebendigen Schatzsagen nachgewiesen. Es werden noch mehrere auf ihn führen, und wie an anderm Orte anerkannt wurde, wo der Kessel vorkommt, oft wenn auch nicht immer, auf ihn zu schließen sein. Auch der Glaube, daß der Blitz gern bei Schätzen einschlage, gehört hieher. Der Donnergott gehört mit zu den Schatzgottheiten. Welcherlei Schätze ursprünglich von ihm ausgehen, scheint angedeutet in dem allgemein verbreiteten Glauben, daß der Blitz die Erde befruchte.

12.

Noch weisen einige Spuren darauf, welche Pflanzen und Thiere einst neben der Ziege dem Gott geheiligt waren. Von den Pflanzen treten bei uns nur zwei in den Vordergrund, Eiche und Donnerkraut. In Eichen soll der Blitz am liebsten fahren, das Donnerkraut nicht nur vor dem Blitz schützen, sondern auch durch seinen Saft Blindheit und Halsgeschwullst heben und überhaupt heilkräftig wirken. Die Heuschrecken bloß aus dem Grunde heranzuziehen, weil sie sächsich tōren heißen, wage ich nicht, da das Wort mit daner nicht zusammenhängen kann. Keinerlei Aberglauben knüpft unser Volk an den großen Hirschschröter, sächs. hirzîsz, der vorzüglich auf Eichen wohnend, nach den Ueberlieferungen anderer Stämme dem Donnergott heilig war. Die Kinder stellen ihm gerne nach und spielen mit dem Gefangenen; ein an ihn gerichteter Kinderreim ist mir nicht bekannt. Ob Rothkelchen und Schwalbe

dem Gott heilig waren, läßt sich nicht entschieden bejahen. Beide darf man nicht beleidigen; geschieht es dem erstern, so kommt Feuer (Blitz?) ins Haus, doch ist dieser Aberglaube wenig bezeugt, geschieht es der Schwalbe, so schlägt es ein. Letzteres ist bezeichnend. Doch ist die Schwalbe viel entschiedener als Attributsthier der Frühlingsgöttin bezeugt. Wenn das Rothkelchen wohl wegen seiner Farbe dem Gott heilig war, so müßte diese auch für Eichhörnchen und Fuchs entschieden haben, da sonst der typische Character beider keine Vergleichung mit Thor bietet. Unsere Quellen weisen den Fuchs nicht dem Donnergott, sondern Loki zu. Nur der seltene und dunkle Ausdruck: klêner danerhangt, womit ich scherzweise einen kleinen, aber kräftigen und gewandten Burschen benennen hörte, macht stutzig. Wäre damit der Fuchs gemeint? Von einem Hunde des Donnerers ist nirgends berichtet. Mehr als andere Thiere eignen sich seinem Temperament und ganzen Wesen nach der Bär zum Attributsthier des Donnerers und es muß fast befremden, daß keine Zeugnisse entschieden bestättigen, was an sich so natürlich erscheint. Daß Biorn ein Beiname Thors war, genügt nicht. Unzweifelhaft war der Bär ein geheiligtes, einer Gottheit geweihtes Thier, das geht schon aus der typischen Verwendung bei Maskenzügen und volksthümlichen mimisch-dramatischen Vorstellungen hervor, die immer in Zeiten der Götterumzüge fallen. Hier muß der Bär ohne Zweifel die Stelle einer Gottheit vertreten, wie die zu solchen Zeiten umziehenden Eber, Schimmelreiter und andere. In Märchen tritt der Bär zuweilen als Patron und Verbündeter der Helden auf. In dem Märchen von der versteckten Königstochter (Nro. 40 bei Haltrich) ist der in das Löwenfell genähte Kaufmannssohn der Donnerer, der die entrückte Frühlingskönigin befreit. Durch wandernde Kaufleute werden in den Märchen öfter die wandernden Götter dargestellt. Hier ist der Kaufmannssohn der von der Ostfahrt heimkehrende Thor. Mit Hilfe des Sonnenschweins wird er des Winterschnees d. i. des verschimmelten Brots, mit Hilfe der Frühlingswinde des Graupenschnees das sind die Erbsen (Graupenregnen heißt sächsisch geradezu ärbesen) Herr und überliefert endlich den Winterkönig d. i. den Vater der verborgenen Jungfrau dem Tode. Die von J. Grimm im Reinhart Fuchs S. CCLXXXVIII angeführte ehstnische Thierfabel von Bär und Mann, worin der Bär dafür, daß er des Mannes Saatfeld schützen soll, sich die Hälfte des Ertrags ausbedingt, dabei aber, weil er die untere wählt, nur die Stoppeln erhält; im nächsten Jahr vom Rübenfeld die obere Hälfte wählend, wieder betrogen wird, ist auch in Siebenbürgen bald genau in dieser Gestalt, bald mit Vertretung des Bären durch den Teufel bekannt. Ich

entscheide nicht, ob die Fabel uns nicht nur zugeschleppt worden. Bär und Teufel könnten Thor gleich gut vertreten, Schwartz: „Sonne, Mond und Sterne" S. 232 erklärt den bei Mummereien und Umzügen auftretenden Bären auch für ein „D o n n e r t h i e r".

Große Opfer werden dem Donnergott an den jährlichen Festen geblutet haben; das läßt sich schon aus seiner erhabenen Stellung folgern. Daß sich davon kein Merkzeichen in unserer Ueberlieferung erhalten hat, darf nach so langer Zeit nicht wundern. Von kleinern Opfern scheinen Spuren übrig zu sein. Der vorige Abschnitt hat auf Milchspenden und Brotopfer geführt. Auch Kuchen und Früchte werden dem guten Bauerngott als Hausopfer dargebracht worden sein. Unbezweifelbar ist, daß unter die Opfer des Gottes auch die Ziege mitgezählt wurde. Erklärt sich daraus der Ausdruck: „ich gêv en gîsz dräm — ich gêw e gîszken dräm — (ich wollte eine Ziege oder ein Zicklein drum geben, — wenn mir dieser oder jener Wunsch erfüllt würde?) Aber dabei bliebe noch immer der analoge Ausdruck: „nèd äm en gîsz!" (nicht um eine Ziege — möchte ich's thun) unerklärt.[16])

VII.

Balder.

1.

Die Reihe der Sonnengötter soll Balder eröffnen, der Sohn Wodans, G o t t d e r S o n n e n h ö h e. Keiner seiner Namen: Palter, Phol, Bäldäg ist uns bezeugt und nur schwache Spuren seines Mythus begegnen uns in unsern Quellen. Bekannt ist die Merseburger Zauberformel zur Heilung des verrenkten Pferdes:

„Phol ende Wôdan vuorun zi holza:
dô wart dêmo Balderes vôlon sin vuoz birenkit;
dô biguolen Sinthgunt, Sunnâ era suister;
dô bigoulen Frua, Folla era suister,
dô biguolen Wôdan, sô he wola conda,
sôse bênrenki, sôse bluotrenki,
sôse lidirenki . . . .
bên zi bêna, bluot zi bluoda,
lîd zi gelîden, sôse gelîmida sin . . ."

Die Form des Zauberspruchs ist, nach Weise der Volksdichtung und insbesondere der Heilsformeln, die erzählende. Zur Heilung des verrenkten Fußes wird es für genügend erachtet eine Begebenheit aus dem Göttermythus herzumurmeln, bei welcher der vorzugsweise Zauber- und Runenkundige unter den Göttern dem verrenkten Pferde eines andern Gottes durch seinen Zauber geholfen. Die Hauptpersonen der Formel sind Balder und Wodan. Mit Recht ist zu schließen, daß in ähnlichen Sprüchen aus späterer Zeit, die im ganzen dieselbe Anlage zeigen, obgleich jetzt Christus und Heilige darin auftreten, in Zeiten, wo es noch keinen Anstoß fand, an Stelle derselben auch die alten Heidengötter ausgesprochen wurden. So schließt J. Grimm von dergleichen Sprüchen aus Schweden, Norwegen, Schottland, worin die heidnischen Gottheiten schon fehlen, daß der Mythus, worauf der Merseburger Spruch anspielt, trotzdem er sonst nirgends bezeugt ist, einst verbreitet gewesen sein müsse. Nun sind uns in dem Bericht über eine Kirchenvisitation aus der Mitte des 17. Jahrhunderts, die Teutsch (Archiv d. Vereins f. siebenb. Landesk. N. F. IV. Bd.) mitgetheilt hat, drei Formeln gegen Gliederverrenkung aufbewahrt, die offenbare Parallelen zu jener aus Merseburg sind. Es ist nothwendig sie hier anzuziehen.[1])

1. Christus der Herr und der liebe Sanct Pitter,
die reiseten miteinander auf einen Weg,
Christus der Herr sprach zum lieben Sanct Pitter:
(Herr der Meister?) Kommst du?
Ich komme nicht;
meine Aadern sind mir krank und sind mir lahm.
Christus, der Herr sprach:
Nimm Schmär und Salz klein,
schmier dir alle dein Gebein,
so werden dir alle Adern kommen auf den (rechten) Statten.
Christus der Herr nahm das Schmär,
er brach es mit seiner rechten gebenedeiten Hand,
er gab es denen, die da schmierten.
Wer war der Arzt?
Christus der Herr war es selbst.
Er heilet alle Schmerzen
nach seinem göttlichen Willen.

2. Gott der Herr und Sanct Pitter,
gingen über einen grünen Wasem,
neben einen dürren Dosem,

Da zerbrach Sanct Pitter sein Gebein.
Lieber Herr Meister, wie soll ich dir nachkommen?
Ich bin worden lahm.
Geh und nimm Schmalz
und klein Salz
und schmier dir dein Gebein,
so wird es dir wieder werden rein.

3\. Gott der Herr und der liebe Sanct Merten,
sie ritten über einen grünen Wasen,
über einen harten Dosem,
über einen marmorinen Stein.
Da sprach Gott der Herr: Merten komm mir nach!
Herr Meister! wie soll ich dir nachkommen?
mein Reßken ist mir krank.
Nimm Schmär und Salz klein,
und schmier dem Reßken sein Gebein,
so wird es alsbald heilen ꝛc. —

Kuhn Zeitschrift für vergleichende Sprachf. 13, 51 ff. hat außer den germanischen noch indische, slavische, finnische Parallelen nachgewiesen. Dazu ist jetzt auch eine böhmische bei Grohmann Abergl. u. Gebr. S. 154 N. 1115 gekommen. (Kuhn's Rec. H. Z. 61. 1868 aus Zarnkes Centralblatt). Alle diese Sprüche scheinen mir aber noch abgeschwächter als die unsrigen. Wie sehr diese Sprüche bereits entstellt sind, sie stimmen in ihrem Anfang so auffallend mit jener Formel aus Merseburg überein, daß es fast nur der Vertauschung von Christus und Petrus, Christus und Martinus mit Woden und Balder bedarf, um eine völlige Identität, wenn auch nicht der Worte, so doch des Inhaltes herzustellen. Bei jenen von Grimm verglichenen schottischen und skandinavischen Sprüchen liegt die Uebereinstimmung mehr in den Schlußzeilen, worin die unsrigen abweichen. Gerade dieser Schluß unserer Sprüche scheint aber die bedeutendsten Veränderungen erlitten zu haben.[2]) Unbedeutend erscheint auch dieser Schluß nicht; die Verwendung des heiligen Salzes ist alterthümlich. Der erste dieser Sprüche erinnert bei näherer Betrachtung gerade auch durch seinen Schluß an die Merseburger Formel: Unter „denen, die da schmierten" sind wohl Weiber zu verstehen und nur solche finden wir auch in der Merseburger Formel neben Wodan. Und wie dieser durch das: sô he wola conda vor den Andern ausgezeichnet wird als der eigentlich heilende so in unserm ersten Spruch Christus von dem es heißt: „er heilet alle Schmerzen nach seinem göttlichen

Willen." Am bedeutendsten ist unsere dritte Formel, worinnen Christus und Sanct Merten, wie Woden und Balder, reiten und das Pferd des letztern erlahmt; in den beiden andern reisen Christus und Petrus — übereinstimmend mit dem gewöhnlichen Berichte der Legenden — und entsprechend der Verwandlung des Ritters St. Martin in den Waller Petrus — zu Fuß und da mußte Petrus statt des Pferdes die Verrenkung auf sich nehmen. Unsere Sprüche also sind zweifellos sehr verwandte Parallelen jener Merseburger Formel und das einzige sichere Zeugniß für Balderkultus, das wir in unsern Quellen besitzen.[3])

2.

Der einzige aber bedeutungsvolle Mythus von Baldur ist vielleicht schon in der Edda durch Versetzung von dem natürlichen auf das sittliche Gebiet von seiner ursprünglichen Gestalt abgekommen. Er hat sich meines Wissens außerhalb des Nordens bis jetzt nicht auffinden lassen. Hier mag nun eine sich mir aufdrängende Vermuthung, die ich ausdrücklich als solche ankündige, Platz finden. Bekanntlich weicht die Erzählung des Saxo gramm. von Balderus und Hotherus ab von der Darstellung des Baldermythus in der Edda. Nach Saxo [4]) ist Nanna nicht Baldurs Gemalin sondern Balder und Hother sind Nebenbuhler, beide nach dem Besitz Nanna's, der Tochter des norwegischen Königs Gevar, ringend. Nanna aber war dem Hother versprochen, der durch seinen zauberischen, alle Herzen willkürlich zu Lust oder Leid, Haß oder Liebe stimmenden Gesang sich ihre Neigung zu erwerben gewußt hatte. Diese Darstellung könnte immerhin wenigstens zum Theil aus guter Quelle geflossen sein. Ich habe schon sonst daran erinnert, daß die Edda dem alten Göttermythus gegenüber auch noch jung ist. So lange wir den Baldermythus nicht auch aus Ueberlieferungen anderer germanischer Stämme kennen, läßt sich nicht entschieden absprechen über das Alter zumal einzelner des Züge Mythus, wie er in der Edda einerseits, bei Saxo andererseits erscheint, wenn auch im Ganzen allerdings die Edda alterthümlicheres und reineres Gepräge zeigt. Nun haben wir ein Märchen, der Rohrstengel (das 42. in Haltrichs Sammlung) das sowohl mit der Erzählung des Saxo als auch der Edda in einigen allgemeinern Zügen übereinstimmt und der Niederschlag eines Baldermythus sein könnte, der zwischen jenen beiden nordischen Darstellungen ungefähr die Mitte eingehalten haben möchte. Das Märchen erzählt: Ein König versprach demjenigen seine wunderschöne Tochter, der die wilde Kräm mit den zwölf

Ferkeln aus dem Walde fange. Drei Brüder versuchen nacheinander das Abenteuer. Aber den beiden ältern mißlingt es, weil sie sich die Hilfe unseres bekannten bemantelten Alten, der ihnen begegnet war, verscherzen. Die Sau bricht durch ihre aufgestellten Netze, als ob es Nichts wäre. Der Jüngste erhält von dem Alten einen seidenen Faden, an dem sich die Sau willig leiten läßt. Er führt sie nach Hause und sperrt sie, da es Abend geworden, in einen Stall ein. Die Brüder lauern ihm aus Neid und Eigennutz, nämlich um die Sau an sich zu bringen und dadurch die Königstochter zu erlangen, auf; der eine erschlägt, der andere begräbt ihn. Da aber die Sau, nicht mehr gefesselt vom Zauberfaden, entrinnt, sehen sie wohl, daß sie die Königstochter nicht erlangen können und halten ihre That verborgen. Ueber dem Grabe des Erschlagenen aber wächst ein Rohr. Ein Schäfer schneidet es ab und bläst darauf; da singt das Rohr von selbst die That der Brüder. Der Schäfer bringt das Rohr zum König, die Brüder werden vorgenommen, müssen auf dem Rohr blasen, das sie verklagt und werden hingerichtet. Aber die Tochter des Königs verblüht in liebeloser Einsamkeit.

Mit Saxo's Erzählung stimmt unser Märchen darin überein: 1. daß die Brüder als Bewerber um die Königstochter, also als Nebenbuhler erscheinen; 2. daß der jüngste Bruder — der im Märchen Balder zu vertreten hätte — von den andern erschlagen wird; 3. daß die Mörder — denn damit endet auch Saxo's Erzählung — von der Blutrache getroffen worden.

Nicht mit Saxo, aber mit der Edda stimmt es überein, daß in unserm Mörchen die Bewerber Brüder sind. In allen drei Erzählungen finden wir Odhin auf Seite Balders. Daß in unserm Märchen drei Brüder erscheinen, erklärt sich als Märchentype, die hier unorganisch eingedrungen. In dem Plane des Märchens liegen nur zwei Brüder; wie hätten die beiden Mörder sich in die Prinzessin theilen mögen, um derenwillen sie doch den Mord begehen? Wirklich hat das parallele Märchen: der singende Knochen in den K. u. H. M. der Brüder Grimm und die meisten in den Anmerkungen beigebrachten verwandten Märchen nur zwei Brüder. Auch stimmt das Grimm'sche Märchen darin mehr zu Saxo, daß der Mörder die Prinzessin wirklich erlangt, während sich unsere Erzählung eher mit der Darstellung der Edda vergleichen läßt. In dieser stirbt Nanna bei dem Anblick vor Balдurs Leiche, in unserm Märchen welkt die

Prinzessin, deren Liebe zu dem Erschlagenen vorausgesetzt werden muß, langsam hin.

Was gegen die Vergleichung unseres Märchens mit der Erzählung des Saxo und der Edda eingewendet werden kann, ist mir bewußt. Auch eine bloße Vermuthung, wenn sie nur von den angeführten Uebereinstimmungspuncten ausginge, wäre allzukühn. Ein verspotteter und verfolgter jüngster Bruder, eine umworbene Prinzessin, deren Erwerbung an eine schwierige That geknüpft ist, der Versuch dem Glücklichen das schon oder fast erlangte Gut zu entreißen, die endliche Entdeckung und Bestrafung des Verbrechers, dieses Alles bildet einen so typischen Märchenstoff, daß es für sich allein nicht zur Vergleichung mit einem Baldermythus berechtigen kann. Mich haben aber noch andere Erwägungen dazu eingeladen. Es muß auffallen, daß keine von allen Ueberlieferungen dieses Märchens einen befriedigenden Schluß hat, der doch Märchen Bedürfniß ist, daß der Gemordete nicht, wie sonst erzählt wird, wieder belebt und Gatte der Königstochter wird. Auch der Baldermythus ist einer befriedigenden Lösung unfähig. Die Deutung führt beide Ueberlieferungen einander noch näher. Balder ist Sonnengott, der blinde Hödur, sein Mörder ein winterlicher Nachtgott. Nanna die Blüthe, die ohne Sonne nicht leben kann. Die beiden Brüder, die Prinzessin, der ganze Inhalt unseres Märchens sind vollkommen von übereinstimmender Bedeutung. Die Sau mit den zwölf Ferkeln, die noch oft in Märchen und Aberglauben vorkommt, ist unzweifelhaft das Sonnenschwein, sonst auch durch goldene Borsten gekennzeichnet, bald mit Woden bald mit Frô, immer mit Sonnen- und Sommergottheiten in Verbindung gebracht. Es ist folgerichtig, daß nur Baldur es zähmen und leiten kann. Der Bruder — ich nehme hier nach der bessern Ueberlieferung nur einen an — der dunkle Hödur, suchte es vergebens im Netz seiner Finsterniß zu fangen; es bricht durch wie die Sonne durch Nacht und Dunkel oder durch Wolken und Nebel, wie Simson — der auch auf einen Sonnengott zurückführt — durch die Banden der Philister oder durch das Thor von Gaosa.[5]) Balder aber bindet es und leitet es am Seidenfaden, der das Band der Ordnung und des Gesetzes bedeutet, wie der Seidenfaden um König Laurins Garten, die Fäden in alten Rechtsbräuchen[6]) und das stofflose Band, womit nach der Edda der Fenriswolf gefesselt wurde und das „schlicht und weich war wie ein Seidenband." Daß der Held unseres Märchens von dem bemantelten Alten, also Odhin unterstützt wird, ist wieder bedeutungsvoll und nicht ohne mythischen

Grund, da der Himmelsgott Odhin selbst einst das Sonnenschwein besessen, und eigentlich noch besitzt und noch allen unsern Quellen als Erhalter der ewigen Ordnung erscheint. Der gemordete Held unseres Märchens ist also ein Sonnengott wie Baldur, Schützling Wodens, wie jener Sohn Odhins ist; seine Braut wie Nanna die Blüte, die nach dem Verlust des himmlischen Strahls hinsterben muß. Auch der Zug vom singenden Rohr, singenden Knochen muß mythisch bedeutsam sein. Die zauberhafte Liederkunst des Hotherus ist ein weitverbreitetes Sagenstück, und wohl nicht zufällig in Saxo's Erzählung. Märchen, Sagen und Volkslieder verleihen solche Kunst oft Mächten der Nacht und des Todes.[7])

VIII.

Frô (?)

1.

Die beiden Wanengeschwister haben so sehr das Wesen der Erdenmutter, von der sie vielleicht stammen, besonders nach ihrer lichten, segnenden, zeugenden Seite angenommen, daß sie in ihren Wirkungen, in ihrer Verehrung, in ihren Attributen einerseits von dieser, andererseits untereinander selbst oft schwer zu unterscheiden sind. Frô durchdringt sich überdies als Sonnengott mit Wodan sowohl als Balder und tritt schon in Skandinavien noch entschiedener aber in Deutschland so sehr hinter seiner Schwester zurück, daß seine dortige Verehrung von Manchen sogar in Zweifel gezogen werden konnte.[1]) Seinen Namen kennen auch unsere Quellen nicht; weder in Ortsbenennungen noch in andern Zusammensetzungen kommt er vor; die Ausdrücke frôndânst, af de frôn gôn" scheinen uns von außen zugeführt. Dennoch sind uns mancherlei Ueberlieferungen erhalten auf einen Sonnengott führend, der weder Woden noch der kaum bezeugte Balder sein kann.

Da ist es hauptsächlich der Sonneneber, um den sich die mythischen Reste gruppiren. Die Abhandlung über Woden hat diesen Gott zwar in öfterer Verbindung mit dem Eber gezeigt, zu dessen Besitz er seinen Schützlingen verhalf ohne ihn doch selbst an sich zu nehmen, wie das auch oft verliehene Pferd oder Schwert. Er schien nur als der ältere Besitzer und himmlischer Gebieter wie der Lehnsherr darüber zu verfügen.

Der Bäschmoter mußten wir die Sau zuerkennen, aber nicht als Sonnenschwein. Freyja hat ein goldborstiges Thier, nach unsern Quellen eine goldborstige Sau, die sich allerdings vielfach mit dem Eber des Bruders berührt, aber doch in den meisten Fällen davon zu trennen sein wird.

Ohne Zweifel dem eigentlichen Sonnengott zustehend scheint mir der als männliches Thier gedachte „Gotsbuorich" unserer Ueberlieferung, der genau einen Gotteseber bedeutet[2]) und so sein allerdings stark an Bedeutung geschwächtes Deminutiv Gotsbärjel oder mit doppeltem Diminutivsuffix Gotsbärjeltchen, das von J. K. Schuller (Transilv. von 1855) nicht ohne einigen Schein für ein elbisches Wesen genommen wurde, weil es nur noch spöttisch und scherzhaft gebraucht wird, z. B. um einen seine Kraft überschätzenden Menschen zu bezeichnen. Das eiserne Schwein (èiserä schweinj), mit dem man die Kinder schreckt, die gegen den Willen der Eltern auf die Gasse laufen, indem man ihnen droht, es werde sie auffressen, wird wohl der Bäschmoter eigenen, die in einer schlesischen Sage bei Weinhold (D. Frauen S. 28) in freilich stark abgeschwächter Gestalt, aber doch wohl noch erkennbar als „eisernes Buschweib" erscheint. Von der Adventkråm, die in den Adventwochen umzieht und ebenfalls die auf der Gasse umherlaufenden Kinder auffrißt, kann es noch zweifelhaft sein, ob sie auf Bäschmoter, Frô oder Freyja zu beziehen sei. Indessen schreckt man die Kinder doch nur in der letzten Adventwoche mit dem Thier, wenn die Eltern ihre Einkäufe für die Christbescheerung machen und die Kinder im Hause behalten wollen, und so fällt das Thier wohl zusammen mit dem „Krästschwèinj" Kräsztfärkeln, und Nåjôrsschwèinj, Jôrstärkeln, seltener Kräsztbuorich, die in den „Zwölften" von Weihnachten bis Dreikönigstag allenthalben im Sachsenlande umziehen und wie der Kräsztmån und Jôrsmån in der Christnacht und Neujahrsnacht die Kinder begaben. In Mühlbach ermahnte man zur Zeit, als ich Kind war, die am Weihnachts- und Neujahrstag begabten Kinder in der nächsten Woche nach Neujahr recht folgsam zu sein und ja recht säuberlich mit den Gaben zu spielen, weil in dieser Zeit das Neujahrsschwein noch umgehe und den Dawiderhandelnden während der Nacht die Geschenke wieder wegnehme. Es ist schwer zu entscheiden, ob hier an das Goldschwein Frô's oder Freyja's zu denken sei. Beide Geschwister halten um die Zeit der Wintersonnenwende mit den andern höhern Gottheiten den großen Umzug, beide gehören zu den Begabenden. Die gewöhnlichen Gaben, darunter die nie fehlenden grünen Bäume, Aepfel, Nüsse, Symbole des Lebens, eigenen beiden in gleicher Weise. Freyjas Thier ist ziemlich sicher auch

in andern Ueberlieferungen für diese Zeit bezeugt, auch daß das begabende Thier durch den Rauchfang kommen soll, scheint für die Göttin zu sprechen; aber der Grund verliert an Bedeutung, wenn erwogen wird, daß anderwärts auch der Kräsztmån, wo er unsichtbar erscheint, durch den Rauchfang kommt. Die Analogie der geldrischen Sage (Grimm Myth. S. 191) worin Derk mët den beer (Dietrich mit dem Eber), also der männliche Gott als Umziehender erscheint, spricht für Frô. Zweifellos sind beide Geschwister und so beider Attributsthiere an den Umzügen der Wintersonnenwende und der Begabung der Kinder zu Weihnachten und Neujahr betheiligt. Das Erscheinen des einen schließt das des andern nicht aus, wie beide durch Woden als Christ- und Neujahrsmann nicht ausgeschlossen werden. Wo das Thier männlich aufgefaßt wird, dürfte es mit Wahrscheinlichkeit auf den Sonnengott zu beziehen sein, nicht so gewiß auf dessen Schwester das weiblich gedachte, da unsere Quellen auch den Sonneneber als goldborstige Sau kennen. Und gewaltig wird ihre Größe gedacht, wenn sie nach einem der Märchen in einem zwanzig Kübel haltenden Sack gefangen werden soll.

2.

Wie andere Götter, so wird auch der Sonnengott in unsern Quellen durch sein Attributsthier vertreten, oder erscheint in der Gestalt desselben, so in dem Märchen vom Borstenkind (Nr. 43 bei Haltrich). Eine Königin sitzt Aepfel essend vor ihrem Pallaste, der dreijährige Sohn hebt die Schalen auf und ißt davon. „Ei! daß du ein Schweinchen wärest!" ruft ärgerlich die Mutter. Da wird der Königsknabe ein Schweinchen und läuft davon. Am Saume eines Waldes sitzen zwei arme Leute vor ihrer Hütte als Abends die Schweine heimkehren. Da spricht die Frau: „Wenn uns doch Gott ein Kind bescheerte, wäre es auch nur so rauh und borstig, wie ein Schwein!" Da kommt aus der Heerde ein Schweinchen auf sie zugelaufen, streicht sich schmeichelnd an ihnen, will gar nicht mehr weichen. Sie nehmen es auf, pflegen es wie ein Kind, geben ihm Semmel und Milch, machen ihm ein weiches Bettchen. Früh morgens, wenn des Hirten Horn ertönt, kann es nicht im Hause aushalten, man öffnet ihm die Thür, es läuft mit, abends kehrt es zurück. So lebt es fort, gepflegt von den Alten, kann sprechen, wächst aber langsam, so daß es erst nach siebzehn Jahren ein ganz großes Eberschwein ist. Eines Tages sprechen die Alten davon, wie der König ausgeschrieben habe, daß er seine Tochter nur dem zum Weibe

geben wolle, der drei Aufgaben lösen könne. „Führt mich zum König und verlangt für mich seine Tochter!" ruft das Borstenkind. Der Mann erschrickt anfangs über die kühne Forderung, läßt sich aber doch endlich bewegen vor den König zu gehen. Die Wachen wollen das Borstenkind nicht mit hineinlassen, aber es drängt sich durch bis ins Vorgemach. Der König läßt sich den Werber vorführen, zürnt, als er das Schwein sieht, und läßt es sammt dem Pfleger gefangen setzen, will aber doch sein Wort halten, wenn es gelinge die Aufgaben zu lösen. Die Aufgaben sind: 1. Das Schloß des Königs in ein silbernes zu verwandeln, 2. dem Schlosse gegenüber in einer Entfernung von sieben Meilen ein zweites aus Gold erstehen zu lassen, 3. eine Brücke zwischen beiden Schlössern aus Diamant zu errichten. Alle Aufgaben werden gelöst, das Borstenkind erhält die Königstochter. In der Schlafkammer legt der Bräutigam das Borstenkleid ab und ist nun ein schöner Jüngling mit goldenem Haar. Aber die Mutter der Braut erfährt das Geheimniß und heißt sie das Borstenkleid ins Feuer werfen. Da wird der Bräutigam ans Ende der Welt entrückt. Die Braut nimmt sieben Kleider, sieben Paar Schuhe und einen Sack voll Brot und macht sich auf den Weg, den Geliebten aufzusuchen. Sie gelangt zu der Wohnung des Windes, der ihr ein Mäuschen schenkt und sie durch sein Roß zum Mond tragen läßt. Der Mond schenkt ihr eine Nußschale, worin ein silbernes Kleid ist und läßt sie durch sein Pferd zur Sonne tragen. Die Sonne beschenkt sie mit einem goldenen Kleid und läßt sie durch ihren Wagen zum Abendstern führen, der in einem kleinen Häuschen am Meere wohnt. Er zeigt ihr eine ferne Insel, auf welcher ihr Gemahl weile und morgen mit des Königs Tochter vom Weltende vermählt werden solle, beschenkt sie mit einer sterngefleckten Nuß, worin ein sterngeflecktes Kleid und führt sie in seinem Kahn an das Ufer der Insel. Hier stellt sie sich in ihrer abgerissenen Kleidung an die Pforte der Königsburg. Der Brautzug kömmt vorüber, die Bettlerin öffnet die von dem Mond erhaltene Nuß, zieht das silberne Kleid an und folgt dem Zug in den Tempel. Als die Braut den wunderbaren Glanz sieht, ruft sie: „Nein, bis ich nicht auch ein solches Kleid habe, will ich nicht dein Weib sein!" Die Bettlerin war bereits fort. Sie läßt der Braut sagen, sie wolle ihr das Kleid schaffen, wenn sie dafür eine Nacht im Schlafgemach des Bräutigams wachen dürfe. Der Handel wird eingegangen, aber dem Bräutigam durch die Braut die Ohren verstopft und ein Schlaftrunk gegeben. Vergebens klagt die Weitgewanderte an seinem Lager: „Ich bin dir gefolgt ans Ende der Welt, sie-

ben Kleider und sieben Paar Schuhe habe ich zerrissen; so erbarme dich um des Kindes willen, das ich unter dem Herzen trage." Der Königssohn schläft einen „eisernen" Schlaf und erwacht nicht. Am folgenden Tag zieht der Brautzug nochmals zur Kirche; die Braut triumphirend im silbernen Kleid. Aber nun unterbricht das goldene Kleid der Bettlerin wie am vorigen Tag die Trauung; die Braut will auch ein solches Kleid. Es wird ihr unter derselben Bedingung wie das silberne überlassen. Derselbe Erfolg. Am dritten Tag hat das sterngefleckte Kleid eine gleiche Wirkung. In dieser Nacht zieht aber die Bettlerin auch das Mäuschen zu Rathe. Dieses nagt die Stöpsel aus dem Ohr des Schlafenden, beißt ihn ins Ohr, daß er erwacht und die Stimme der vergessenen Geliebten vernimmt. Da erkennt er sie und flieht mit ihr. Der Kahn des Abendsterns empfängt sie am Ufer der Insel und führt sie hinüber. In der Hütte des Sterns wird ihnen ein Kind geboren. Dann führen sie Sonne, Mond und Wind in das Reich des Vaters zurück, wo sie mit Blumen und Jubel empfangen werden und der alte König ihnen die Regierung abtritt.

Unser Märchen hat in mannigfachen Verästungen und Wandlungen viele Parallelen unter Deutschen, Slaven, Ungarn, Romanen, Griechen, Persern, Indern und selbst Semiten.[3]) Von den unter den Sachsen gangbaren Märchen hat das von „König Scheidvogel" nächste Verwandtschaft. Die meisten Parallelen, ursprünglich Naturmythen, haben eine ethisirende Richtung angenommen. Unser Märchen ist ein reiner Naturmythus und übertrifft an Reinheit und Folgerichtigkeit der Durchführung wie an Durchsichtigkeit der Symbolik alle andern. Zugleich hat diese Symbolik gerade, wo es abweicht, echt germanisches Gepräge.

Der Held ist durch das Borstenkleid, das unserm Märchen eigenthümlich ist, und die goldenen Haare deutlich genug als der Sonnenheld, als Frô gekennzeichnet. Früh verläßt er täglich die Ruhestätte bei seinen Pflegeeltern und kehrt mit dem Abend wieder. Auch seine Werke, die Lösung der drei Aufgaben, alle in Lichtschöpfungen bestehend, sind damit in Uebereinstimmung. Als er sein Borstenkleid, die strahlende Eberhaut verliert, wird er an's Ende der Welt versetzt, auf jene entlegene, äußerste Insel, wo der König vom Weltende d. i. der Unterwelt mit seiner Tochter thront, also in ein Todtenreich oder was gleichbedeutend ist, er verfällt der Gewalt der Wintermächte wie Simson, der semitische Sonnengott, als ihm sein Strahlenhaar genommen worden.[4]) Seine Gemahlin ist die Blütengöttin. Sie wandert sieben lange Wintermonate — denn darauf deuten die sieben

Paar Schuhe — dem verlorenen Geliebten suchend nach. Der Mond, die Sonne, der Abendstern und der Wind sind ihr hilfreich und fördern die Reise durch ihre Rosse, Wagen und Kahn. Jene beschenken sie mit Strahlenkleidern, dieser mit dem froſtbrechenden Lenzhauch, der des Winters Eisdecke durchnagt. So gelangt sie in das Todtenreich, wo der Geliebte eben in Gefahr ist auf immer den dämonischen Gewalten zu verfallen. Um den Preis ihrer himmlischen Strahlenkleider gelangt sie in das Schlafgemach des Geliebten. Aber vergebens klagt sie ihm ihr Leid, der eiserne Schlaf des Winters liegt auf ihm, sein Ohr ist verschlossen, ein Zaubertrank hat ihn bewältigt, er hat sie vergessen, wie Siegfried durch Gudruns Trank die Brunhild vergaß. Da bringt das Mäuschen, der Lenzhauch, Rettung. Es bricht die Eiskruste mit seinem Zahn, wie Siegfried mit seinem Schwert — dem siegenden Sonnenstrahl — die Brünne der Schildjungfrau in der Flammenburg. Der Gebannte ist erlöst und die Wiedervereinten eilen zur Heimat, in das Reich des Frühlings, wo sie mit Blumen und Freudenliedern empfangen werden und die Herrschaft des Reiches antreten.

Daß unser Märchen die Wandernde auf ihrem Weg zur Sonne gelangen läßt, während doch der eigentliche Sonnenheld im Bann der Todesmächte entfernt ist, darf nicht stören. Alle Naturgewalten sind in der Mythologie vielfältig vertreten und namentlich kennen Griechen, Römer, Germanen neben den eigentlichen Sonnen- und Mondgottheiten Apollo und Diana, Frô und Freyja noch untergeordnete, mehr nur das Gestirn als solches personificirende, mythische Wesen, die Griechen Helios und Selene, die Römer Sol und Luna, die Skandinavier nach Snor Edda D. 11 Sol und Mani, denen bei den andern Deutschen Sunna und vielleicht Sinthgunt entsprechen, die wir aus dem Merseburger Heilsspruch kennen. Auch nach der Edda wie nach unserm Mährchen fährt Sol auf rossebespanntem Wagen. Auch der Kahn des Abendsterns, sonst die Mondsichel bezeichnend, ist ein bekanntes Symbol (Schwartz: Sonne, Mond und Sterne). Alles ist somit vollkommen klar, und so wird auch die Mutter des Helden, die Königin mit dem Symbol der Fruchtbarkeit in der Hand, die Erdenmutter sein.

3.

Ich kehre zu dem in den Zwölften, vorzüglich um Weihnachten und Neujahr umziehenden Gotteseber und Goldschwein zurück. Ihr Um-

zug erfolgt in der Zeit des einstigen heidnischen Festjubels bei der Wintersonnenwende, der großen Götterumzüge, der großen Julfeier, bei welcher namentlich für Freyr und Freyja der Juleber geopfert wurde. Diese Gemeinsamkeit der Verehrung, der Aufgaben, der Attribute macht es da, wo unsere Quellen aus Resten alten Cultus bestehen, besonders schwer die beiden Geschwister aus einander zu halten. Doch meine ich, daß die meisten unserer Weihnachts- und Neujahrsgebräuche zur Zeit der Sommersonnenwende d. i. am Johannistag und am Tage Petri und Pauli auf Frô zu beziehen sind, einige ihm und der Schwester gemeinsam gelten. Es wird, wie auch J. Grimm (D. Myth.) vermuthet, noch Rest des alten Julopfers sein, wenn die Schweine nicht nur aller Orten um Weihnachten geschlachtet, sondern dabei auch vielfach stehende Familienfeste abgehalten werden, bei welchen sich die ganze Verwandtschaft einfindet, die Nachbarn und Freunde mit Würsten beschenkt und meist am ersten oder zweiten Tag nach dem Schlachten der Schweinskopf, in Kren- oder Krautsuppe angerichtet, auf die Tafel kommt. Wenn die Mastschweine gegen Weihnachten nicht recht fressen wollen, sagt man: „sie spüren den Christtag" oder: „wart, der Christtag kommt euch!"

Zur Verehrung Frô's sind ohne Zweifel auch die hie und da noch üblichen Freudenfeuer in der Christ- und Neujahrsnacht zu zählen. Mir sind erstere aus Zuckmantel und Bodendorf, letztere aus Streitfort bezeugt. In Zuckmantel wird am Christabend auf einem nahen Berg ein großes Freudenfeuer angezündet. In Bodendorf ziehen gegen Mitternacht in der Christnacht alle Burschen und Mädchen des Dorfes mit ausgedroschenen Garben auf eine nahe Anhöhe, legen sie auf einen Haufen und verbrennen sie unter Absingung des Kirchenliedes: Vom Himmel hoch, da komm ich her u. s. w. (Schuller: Herodes). Daß das Kirchenlied an Stelle eines andern getreten, ist selbstverständlich. In Urwegen (besser Urbach) gehen die Burschen in der Christnacht zur aufgelassenen Bergkirche, ersteigen den Thurm und schwingen bei den Fenstern heraus lange brennende „Pechschwänze" (d. i. aus Hanf und Pech zusammengedrehte Fackeln) so im Kreise herum, daß sie wie flammende, sprühende Feuerräder aussehen. Zugleich wird am Fuß des Thurmes aus Werg und Stroh ein großes Feuer angezündet. In Streitfort versammeln sich in der Neujahrsnacht die Burschen auf einem nahen Hügel nächst dem Dorfe, jeder bringt ein Strohbündel mit; diese Strohbündel zünden sie an und verbringen einen Theil der Nacht unter Lärmen und Jauchzen auf dem Hügel, dann kehren sie in einem Haus des Dorfes ein, wo gemeinsam die Nacht „durchmessen" wird. Solcher Brauch wird früher allgemeiner

gewesen sein, wie auch das „Nachtmessen“ oder „Nachtversitzen“ theils in der Christ- und Neujahrnacht bei dem „Tumeszgrumpesz, Kräsztgrumpesz, Nâjorsgrumpesz“ allgemein üblich ist und jene Freudenfeuer ergänzt. Am allgemeinsten war das Durchwachen der Christnacht, wobei die Gesellen der Gewerke in den Städten gemeinsam die Wachsfackeln für den nächtlichen Frühgottesdienst drehten oder schmückten, auf den Dörfern die Bruder- und Schwesterschaften noch heute die „Sterne“ oder Kreuze aus Wintergrün um die Wachskerzen flechten. An manchen Orten bringen auch die Schulkinder zu solchem Zweck je einen Holzblock in das Schulhaus.

Alle diese Bräuche waren früher lebendiger. Alte Leute erinnern sich mit Wehmuth der gemüthlichen Heiterkeit der Thomas- und Sylvesternächte, da man in froher Gemeinschaft buck, schmauste, trank, sich mit Liedern, Sagen, Räthseln bis zum Morgen wach erhielt und dazwischen die Zukunft zu erforschen suchte. Auch diese Orakel weisen zumeist auf Frô und Frea zugleich. Heirathslustige Mädchen sehen in der Thomasnacht den künftigen Geliebten im Traum. In der Sylvesternacht gehen Mädchen und Jünglinge an den Schweinestall und klopfen an den Trog; so oft hierauf das Schwein grunzt, so manches Jahr währt es noch bis zur Hochzeit des Befragenden. Auch geht man rückwärts zur Holzlage, ergreift im Dunkeln einige Scheite und zählt sie hernach; sind sie von gerader Zahl, was man „gepaart“ heißt, so wird man im nächsten Jahr heirathen. Wollen zwei Liebende oder eben erst einander Bekanntgewordene erforschen, ob ihr Verhältniß mit Heirath schließen werde, so lassen sie zwei Nussenschalen, worin kleine Wachskerzchen brennen, in einer wassergefüllten Waschschüssel schwimmen; stoßen die Schiffchen zusammen ehe die Wachskerzchen erlöschen, so wird man sich verbinden, im andern Falle nicht. — Das Wetter des nächsten Jahres erforscht man in der Neujahrsnacht, indem man, wie in Schwaben und sonst in Deutschland, zwölf Zwiebelhülsen in einen Teller legt, dieselben salzt und während der Nacht aufs Fenster stellt; nach der Menge der bis zum folgenden Morgen in den Schalen befindlichen Flüssigkeit bestimmt man die Regenmenge der durch die Hülsen bezeichneten Monate. Auch beobachtet man das Wetter in der Neujahrsnacht, das vorausdeutend ist oder in den „Zwölften“; denn so wird es in den zwölf Monaten des neuen Jahres sein. Ich übergehe hier gänzlich, was nur auf Frea allein Bezug hat.

4.

In dieser heiligen Festzeit darf man nicht Hülsenfrüchte essen, sonst bekommt man einen unheilbaren Ausschlag am Mund, darf man nicht kauend über die Schwelle gehen, sonst bekommt das Vieh Maden, darf man nicht spinnen. Darum das Verbrennen der Rocken in der Rockenstube am „Gainzelniûwend“ ein Gebrauch, der wieder beiden Frô und Frea gelten wird und aus dem Großschenker und Repser Stuhl so beschrieben wird: Am Freitag vor Christtag (Gainjzelniûwént) zerbrechen und verbrennen die Knechte den Mägden vor Mitternacht die mitgebrachten Rocken (Gainjzelrôken) sammt dem noch übrigen Theil des Zockens. Darum nehmen die „Mägde“ an diesem Abend nur Stecken, — meist dicke, damit es ein rechtes Feuer gibt — und schlechtes Werg mit. Nach dem Verbrennen der Rocken folgt gemeinsame Unterhaltung bei Trank und Schmaus und Scherz. Mit dem Gesponnenen wird allerlei Scherz und Neckerei getrieben, Thüren zugebunden u. dgl.[5])

Allgemein gebräuchlich sind gegenseitigen Glückwünsche an Weihnachten und Neujahr. In Dülmen tritt der Burghüter am frühen Morgen des Christtages auf den Berg und ruft mit lauter Stimme über das Dorf:

„Kräsztwurst méinj!
aller lögden är Tréinj
sål hékt fräș uch gesangt séinj!“

(d. i. Christwurst für mich! aller Leute Weib (Geliebte?) mag heut frisch und gesund sein!) In Zuckmantel wird am neuen Jahr das sogenannte „grüne Jahr“ bestehend in allerlei Obst von der Jugend bei dem Pfarrer, der Schule und dem Ortsamt herumgetragen. Also ein Umzug. In Bekockten erhalten die Täuflinge von ihren Pathen am neuen Jahr Aepfel mit Kreuzern gespickt. An vielen Orten (z. B. Denndorf, Stein, Schaas, Neudorf) ist es Sitte am Sylvestertag, an andern Orten am Neujahrstag selbst — wie noch anderwärts am Pfingsttag — „unter dem Mittagsläuten“ die Bäume mit Stroh zu umwickeln oder auch nur mit einem Faden zu umbinden, wobei von Einigen der wohl eingeschleppte Reim:

„Bäumchen schüttel dich unten und oben,
das Neujahr ist nahe herangekommen“

gesprochen wird. Dadurch werden die Bäume für das nächste Jahr fruchtbar. Zu demselben Zweck schüttelt man an andern Ort die Obstbäume in der Christnacht.

Auch das Vieh hat seinen Theil an dieser Festzeit. In der Neujahrsnacht zwischen eilf und zwölf Uhr redet das Vieh — wie man in Neudorf meint — aber in einer Sprache, die der Mensch nicht versteht. Nach Andern kann er sie wohl verstehen, aber er hüte sich sie zu hören, denn er muß sonst sterben. In Röseln wird am Christtag in einen großen Reif eine Menge Korn und Hafer oder Mais geschüttet und das Hausgeflügel herbeigelockt, daß es sich sättige; was dieses nicht verzehrt, das bleibt „den Vögeln unter dem Himmel."[6])

5.

Der letzterwähnte Gebrauch scheint auf den ersten Anblick eher auf Frea als die Gebieterin und Schutzfrau des Geflügels zu führen, doch sind wohl auch hier wieder beide Geschwister betheiligt und namentlich der Reif als Rad das Merkzeichen Frô's. Das Rad, als Symbol der Sonnenscheibe, ist ein gewöhnliches Attribut Frô's und Zeichen seines Dienstes, wo es in Volksgebräuchen vorkommt. Die Mythologie aller verwandten Völker kennt diese Bedeutung des Rades.[7])

Wenn jener Reif als das bedeutungsvolle Rad angesehen werden darf, so wird auch der Reiftanz, wie ihn J. Teutsch in Kronstadt 1744 noch, aber wohl zum letztenmal gesehen hat, vielleicht mit zu den Festlichkeiten zu Ehren dieses Gottes zu zählen sein. J. Teutsch beschreibt ihn (Blätt. f. G. G. und V. 1836 S. 86) so: „Die Schuhmachergesellen hatten auch ihre eigene Uebung, nämlich den Reiftanz, den sie von der Böttcherbruderschaft erkauft haben sollen. Der Reif, den sie gebrauchen, ist aus Eisen, rund und im Durchschnitt etwa $1^1/_2$ Schuh weit, mit welchem sie vermittelst eines Degens mancherlei Bewegungen machen, bald von oben herab, bald von unten hinauf; bald mit einem Fuß, bald mit beiden ganz geschwind und fast zwiefach gekrümmt hindurch krochen. Solches mußte ein jeder, bis die Reihe den letzten traf, vollführen, der den Reif dem Vortänzer überreichte. Diese hatten auch (wie die Kürschner) die Gewohnheit den Reiftanz jährlich zu halten, es ist aber solcher im vorigen Jahrhundert abgekommen. Unsere Zeiten haben doch denselben im Jahre 1744 gesehen, damit für künftige Zeiten und Nachkommen das Andenken desselben übrig bleiben möge." Schade, daß uns Teutsch den Tanz, den er freilich schon in abgeschwächter Gestalt sah, nicht genauer beschrieben und die Zeit, in welcher er aufgeführt zu werden pflegte, nicht angegeben hat." Daß es jährlich geschah, also gewiß an bestimmtem Tage oder doch innerhalb eines bestimmt begrenzten Zeitraums,

ist ausdrücklich berichtet. Die ganze Beschreibung wie auch, daß er Innungsvorrecht war, worüber es, wie bei dem Schwerttanz eine eigene Sage gab, characterisirt den Tanz als eigentlichen, in die Reihe der mimisch-dramatischen zählenden Festtanz. Reif (als Rad) und Degen können Attribute Frô's sein, letzterer als bekanntes Symbol des Sonnenstrahls. Der Vortänzer könnte den Sonnengott selbst vertreten haben.

Ich habe an anderm Orte ausgesprochen, daß auch der Schwerttanz in gewissen eigenthümlichen Formen auf Frô Bezug haben könne. Spur solcher Form glaube ich in der Nachricht zu finden, daß in einer Vorstadt Schäßburgs die Bauernjugend gegen Weihnachten drei Tage lang frohe Tänze feiert und am letzten Abend, der „bênengôwent" heißt, auch den Schwerttanz, aber in etwas unzüchtiger Weise aufführt. Der hier erwähnte Schwerttanz muß sich wesentlich von dem IV. Anm. 2 beschriebenen Darstellungen unterscheiden, in deren zweiter nur etwa die letzte Figur, in der mit den Schwertern ein strahlenförmiges Rad gebildet wird, an den eigentlichen Sonnengott erinnern kann und durchaus nichts Unzüchtiges zu entdecken ist. Er muß also hier auch eine eigenthümliche Bestimmung und Bedeutung haben. Daß er auch zu den mimisch-dramatischen Festtänzen gehören und ursprünglich einem Gott der Fruchtbarkeit geweiht sein muß, beweist eben die Andeutung jener etwas unzüchtigen Darstellung. Diese und die Zeit der Aufführung weisen am entschiedensten auf Frô als phallischen Gott der thierischen Zeugung und Fruchtbarkeit, oder den durch Wolf wahrscheinlich gemachten Ters.[3]) Der Name des Festabends selbst hat wahrscheinlich die Bedeutung „Uebungsabend" vom altd. banôn = exercere (Gr. D. Gr. III. 126) oder Erlustigungsabend vom mhd. baneken = Erholung, Erlustigung z. B. auf der Jagd (W. Müller mhd. Wörterb. I. S. 34) mit sächsischer Nasalirung. — Auch die christlichen Weihnachtsspiele, wie der von J. K. Schuller edirte „Herodes" und das von J. Teutsch a. a. O. erwähnte Sternsingen sind wohl an die Stelle älterer Volksspiele getreten.

6.

Rad und Feuer begegnen uns am häufigsten bei den ausgeprägten Festlichkeiten des Johannistages und des Peter- und Paulstages also zur Zeit der Sommersonnenwende. Wohl jede sächsische Ortschaft feiert den einen oder den andern dieser Festtage, einige haben die Feier auf beide Tage vertheilt. Diese Festlichkeiten leiten fast durchschnittlich auf Frô (ich gebrauche den Namen immer nur hypothetisch), doch lassen

sich auch Elemente des Freakults erkennen. Aeltere Urkunden beweisen, daß die Arbeitsruhe am Johannistage früher weit strenger eingehalten wurde als jetzt. Noch heute wird sie indessen in den meisten Ortschaften beobachtet. In Neudorf erzählt man eine Sage von einem Störer der Festruhe. Während Männer und Frauen in frohem Behagen vor den Häusern saßen und dem Reigentanz der Jugend zuschauten, fuhr er zur Feldarbeit. Vergebens warnte man den Vorübergehenden. Aber kaum hatte er seine Arbeit begonnen, so rauschte ein Gewitter heran und ehe er nach Hause gelangen konnte, hatte der Blitz in sein Dach geschlagen und all seine Habe verbrannt. — Auch in der Johannis- wie in der Thomas- und Sylvesternacht blühen die Schätze; doch werden Schatzgräber zuweilen durch heranrollende feurige Räder geschreckt. Eine ernüchterte Metters-dorfer Schatzsage erklärt dies durch Menscheneinwirkung und versetzt das Ereigniß in die Georgsnacht. In Laßlen gingen die Kinder vor Jahren in der Nacht gegen Johanni hinaus, zündeten Strohbündel an und liefen durch die Weingärten. In Kelling sollen einmal die Burschen ein Rad mit Stroh umwickelt, angezündet und vom Berge gerollt, ein anderes brennend vom Thurm herabgeworfen haben; doch wurde mir nicht gesagt, zu welcher Zeit es geschehen. Weitere Nachrichten über Freudenfeuer an diesen Abenden sind mir nicht zugekommen.[9])

Desto bedeutungsvoller sind die üblichen Festlichkeiten des Tages selbst. In sehr vielen Ortschaften (ich führe nur Zied, Trappold, Pruden, Johannisdorf, Neudorf, Kleinschenk, Rothberg, Bekockten, Streitfort an) wird am Johannistag nachmittags der Tanz um den Mast und das Rad in feierlichster Weise abgehalten. Von andern Ortschaften ist das frühere Bestehen dieser Sitte und von vielen die Versetzung auf andere Tage nachweisbar. In Kleinschenk und manchen Ortschaften wird ein hoher Eichstamm auf dem Kirchhof aufgestellt. Die Mägde haben eine große Krone aus Garten- und Feldblumen gebunden; mit einer Weinflasche in der Mitte wird diese auf hohem eichenem Mast aufgestellt. Unter dem Spielen der Musik erklettert ihn, wer Muth hat, und leert die Flasche, indem er eine reiche Zahl von Gesundheiten ausbringt. Hier scheint das Rad zu fehlen und nur durch die Krone vertreten zu sein. In Zied wird außer der Krone, in der verschiedene Gaben hängen, auch ein Kranz d. i. also ein Rad aus Blumen aufgestellt und um dasselbe getanzt, hernach der Mast unter den bekannten Umständen erstiegen. So wieder an verschiedenen andern Ortschaften. In Kelling sollen ehemals die Burschen auf hohem Mast ein Rad so aufgestellt haben, daß es sich um eine am Mast angebrachte Axe drehte; Stricke hingen von den Felgen

des Rades zu Boden, welche die Burschen erfaßten und so um den Baum tanzten, wodurch das Rad in drehende Bewegung kam. Bedeutungsvoll ist der Vorgang in Streitfort. Hier tanzt die Jugend schon Vormittags auf dem Tanzplatz. Dann gehen etwa gegen Mittag die Mädchen um aus „Johannisblumen" Kränze zu winden. Nachmittags kommt Alles wieder auf den Tanzplatz in feierlichster Weise, die Burschen im Festpelz, die Mädchen mit Borten und Unschuldskranz auf dem Haupt, die gewundenen Kränze in der Hand. Diese Kränze werden mit kleinen hölzernen Häckchen an einen Bienenkorb befestigt, welcher auf ein Rad gestellt und sammt diesem an einen fünf Klaftern hohen Mast oben befestigt wird. Dann stellen sich die „Knechte" auf die eine Seite und singen ein Lied (jetzt Kirchenlied), während die Mägde Hand in Hand in weitem Kreis um die Kränze wandeln. Nach den Burschen singen die Mägde ein sächsisches Lied (das in meinen siebenb. s. Volksdichtungen S. 92 enthalten). Dann schüttelt der Jungälteste die Kränze ab und Alles tummelt sich einen zu erhaschen. Hierauf Schmaus u. s. w. So bedeutungsvoll schon dieser Bericht die Feier erscheinen läßt, so zeigt er doch, daß dieselbe nicht mehr vollständig erhalten ist. Auffallend fehlt hier das Ersteigen des Mastes. Das von den Mädchen gesungene, gewiß sehr alte Lied erwähnt der Brennesseln, die sich die Burschen brechen sollen. Es ist nicht zu übersehen, daß wir bei den Festlichkeiten des Peter- und Paulstages hernach die Brennessel und Johannisbeere mit unter den Gaben den Krone finden. Brennessel, Johannisbeeren, die — und gerade das ist bedeutsam — im Sächsischen nicht diesen Namen führt, sondern Roseing heißt, und Johannisblume waren also dem Sonnengott heilig. Auch scheint Frô, da hier der Bienenkorb eine vorragende Bedeutung hat, auch ein Bienenhort und Schirmherr der Bienenzucht zu sein, während in dieser Richtung sonst Frea mehr hervortritt. An die Johanniskränze müssen sich Glück und Segen knüpfen, da sich Jung und Alt um die abgeschütttelten streitet.

Mancherlei Aberglauben knüpft sich noch an den Johannistag. In einem Hexenproceß aus Mühlbach von 1720 wird als Beweis gegen eine Beschuldigte angeführt, daß man sie am Johannistag unter dem Rast ihres Zimmers habe sitzen und Butter schlagen sehen. Das Reinigen der Feldbrunnen, anderwärts wohl alterthümlicher in den Mai verlegt, wird in Neudorf am Johannistag vorgenommen. Schon am Vorabend reiten die Burschen hinaus, übernachten — doch nicht ohne Feuer (?) — auf dem Felde, und kommen nach Reinigung der Brunnen spät abends in Doppelreihen heimgeritten. Auch hier läge Beziehung zu Frea-Holt, der Brunnengöttin näher als zu Frô.

Die am Feste Petri und Pauli gebräuchlichen Volksbelustigungen sind in fast allen Fällen nachweislich bloß von dem Johannistag auf dieses Fest versetzt; in Schweischer erst seit kurzer Zeit. In Trappold wird ein Baum mit Kirschen, Aepfeln (zu dieser Zeit?) und Backwerk geziert und darum getanzt. In Seiburg ist dieser Mast oben mit dem Wagenrad versehen. In Schaas steht der Mast auf dem Tanzplatz oben mit der Blumenkrone, in welcher Backwerk, Wein, Kirschen, Johannisbeeren hängen, die sich der glückliche Ersteiger aneignen darf. In Felldorf wird eine Blumenkrone an den senkrechten „Heubaum" gehängt. In die Krone hängen sie einen kleinen Käs, eine Maß Wein in hölzerner Flasche und Johannisbeeren. Auf einer Bank nächst dem Baum sitzt der Musikant, um den sich rings die Tanzenden drehen. Meldet sich einer zum Aufsteigen, so wird es gestattet und das Gelingen gepriesen, Mißlingen mit Gelächter belohnt. In Nadesch und sonst hält der Aufkletternde oben eine Rede. In Meschen bringt er nach der typischen Einleitung: „Erstlich wollen wir Gott danken rc. ungezählte Gesundheiten auf alle Obrigkeiten, Aemter, Ortsgeistlichen, Brüder rc. zuletzt auf die Mägde, die den Kranz gebunden. In Denndorf geht der von den Mädchen vorbereitete Tanz in feierlichster Weise vor sich. Wenn sich die Sonne zum Untergang neigt, steigt der „Uschnéder" der Bruderschaft auf den glatten „Heubaum", woran er oben an gekreuzten Stäben Wein, Hübeß, Brennesseln hangen findet. Er hält eine — typische — Rede. Dann wird die Krone abgenommen und der Zug bewegt sich unter Gesang von dem Tanzplatz einem Hause zu, das zur Einkehr schon früher bestimmt worden. — Es ist bezeichnend, daß auch das Erklettern des Mastes von J. Teutsch am Anfang des vorigen Jahrhunderts unter den abgekommenen Hochzeitsgebräuchen angeführt wird; der Mast wurde mit Fett eingeschmiert.[10])

Auch die Bilder von Rädern, wie ich sie in manchen sächsischen Dörfern an der Rückseite vieler Häuser beobachtet, sind vielleicht Zeugen uralter, unwissend überlieferter Gepflogenheit.

In Zauberformeln ist mir Johannes (der Täufer) nur einmal vorgekommen — ohne Bedeutung. Dagegen ist eine (Siebenb. s. Volksdicht. S. 288) an die Brennessel gerichtet, die beschworen wird der Kuh die Maden zu vertreiben.

7.

Neben dem Eber kommt Fro noch das Sonnenpferd und der Sonnenhirsch zu. Hinsichtlich des Pferdes lassen mich unsere Quellen ohne

Beleg, der Hirsch aber ist uns erhalten. Er ist an den h. Laurentius übergegangen wie an andern Orten in Deutschland an die Jungfrau Lorenz.[11]) Wie er dort auf Frouwa leiten mag, so bei uns auf Frô. Nach Laurentiustag (10. August) ist es nach der Volksansicht nicht mehr gut im freien Flußwasser zu baden. Man pflegt es den Kindern zu wehren, indem man sagt: der Lîrenz huod än de bâch gepischt (der Laurentius hat in den Bach gepißt) oder der hirsch huod än de bâch gepischt. Beide Redensarten gelten an denselben Orten gleichbedeutig. Der Sonnenhirsch, von dem die Regenströme fließen, hat sich also in kühlem Augustregen entleert. Wenn in vielen Orten noch jetzt der Dorfsstier auf dem ganzen Weichbild und in Jedermanns Eigenthum freies Weiderecht hat, daß ihn Niemand aus seinem Fruchtfelde wegtreiben darf, so erklärt sich das wohl auch dadurch, daß er einst dem Gott der Fruchtbarkeit — der namentlich auch als Phallus verehrt wurde, geweiht war.

Auch bei den vielfältigen Maifesten des Volkes wird Frô mitbetheiligt sein, doch tritt er neben den andern Gottheiten, namentlich seiner Schwester, nirgends bedeutungsvoll hervor.

IX.

Frea.

1.

Vielleicht keine von den germanischen Gottheiten kommt an vielseitiger Bedeutung der Freyja oder Frouwa gleich, deren Wesen die Gesammtheit aller weiblichen Thätigkeitsäußerungen des Göttlichen in sich faßt. Darum berührt sie sich, wie sich auch aus unsern Quellen zeigen wird, vielfach mit andern Gottheiten, nicht nur Holda, Ostara, Hel-Nerthus und Frigga oder Frekka, von der sie sich gar nicht trennen läßt, sondern auch mit Frô, Woden und Donar.

Ihr Name kann in unserer Mundart mit der Bezeichnung des Weibes und der Herrin des Hauses zusammenfallend nur Freâ (einsylbig gesprochen) Frâ, Frå gewesen sein. Ob in dem Namen unseres sächsischen Dorfes Fråendorf der erste Theil der Zusammensetzung auf die Göttin oder auf Frauen überhaupt zu beziehen sei, wird sich nicht entscheiden lassen. Die Benennung des Freitags „Frêktich“ kann ebensowohl auf Frekka wie auf Frea zurückgeleitet werden.[1])

2.

Unsere Quellen lassen Freâ vorwiegend als Frühlingsgöttin erkennen. Von dieser Seite soll zunächst das gesammelte Material verwerthet werden. Ich gehe auch hier von den Märchen aus:

Das Märchen vom Rosenmädchen Nr. 23 in Haltrichs Sammlung ist eines der schönsten: Eine Waldfrau hatte einen verirrten Waisenjungen aufgenommen und pflegte ihn wie eine rechte Mutter. Als er groß war, sagte er: „Mutter ich muß fort, ich will das Rosenmädchen suchen", — „Das ist weit, mein Sohn und schwer zu erlangen, denn es wird von einem Drachen bewacht." Der Knabe ließ sich aber nicht länger halten. Da gab ihm seine Pflegemutter eine Schelle und sprach: „Wenn du etwas wünschest, so läute damit!" Der Knabe ging fort, traf auf einen Bienenschwarm und fragte die Bienenmutter, ob sie nicht wisse, wo Rosenmädchen wohne. Die Bienenmutter schickte alle Bienen auf Kundschaft aus. Als sie alle ohne Nachricht zurückkehrten, zählte sie dieselben und fand, daß eine fehle. Endlich erschien auch diese — sie war auf dem weiten Wege lahm geworden — und brachte erwünschte Botschaft. Sie ward dem Knaben als Wegweiserin mitgegeben. Zuerst ging's über eine große, große Wiese, dann durch einen Wald; am Ende des Waldes wohnte das Rosenmädchen in einem großen Schloß. Der Knabe verdang sich hier als Gänsejunge und weidete immer in der Nähe des Schloßgartens. Hier sah er das Rosenmädchen jeden Tag, wie es unter den Blumen wandelte, und es war sehr schön. Da hörte er, das Rosenmädchen fahre jeden Abend in die Stadt auf den Ball. Als es Abend wurde, nahm er seine Schelle und läutete. Da stand vor ihm ein kupfernes Roß, daneben lag ein kupferner Mantel; den legte er an, stieg zu Pferde, ritt zur Stadt. Auf dem Balle ging er stets mit dem Rosenmädchen, das seine Freude an dem schönen Jungen hatte. Ehe aber der Ball zu Ende war, machte er sich heimlich fort und blickte am andern Morgen wieder als Gänsejunge in den Blumengarten, wo das Rosenmädchen seiner Mutter von dem schönen Jungen im kupfernen Mantel erzählte. Am zweiten Abend ritt der Junge in silberner Kleidung auf silbernem Roß zum Tanz; am dritten in goldener Kleidung auf goldenem Roß jedesmal vor Schluß des Festes sich entziehend. Aber am dritten Abend drückte ihm das Rosenmädchen — auf den Rath der Mutter — während des Tanzes ein Stückchen Pech in die Haare, woran er dann am folgenden Morgen erkannt wurde. Nun entfliehen alle drei auf den drei

Rossen. Im Schlosse aber lag ein mächtiges Faß mit drei eisernen Reifen, darin schlief der Drache seinen Jahresschlaf. Der war gerade zu Ende. Da borsten die Reife nacheinander mit entsetzlichem Krachen, der Drache erwachte, fand sein Rosenmädchen nicht, schwang sich auf seinen Fohlhengst und setzte den Fliehenden nach. Bald hatte er sie erreicht, sie waren bei seiner Annäherung wie auf die Stelle gebannt, und konnten nicht weiter. Der Drache nahm dem Jungen die Zauberschelle, die drei Pferde, das Rosenmädchen und dessen Mutter und ließ ihn gehen, indem er ihm noch höhnisch nachrief: „Du könntest das Rosenmädchen wohl erlösen, wenn du ein Roß wie meines von meiner Mutter bekämest, allein das wird nimmer geschehen." Damit zog er heim, legte sich in sein Faß und die Reife legten sich von selber um ihn. Der Junge verzweifelte nicht, sondern machte sich auf, die Mutter des Drachen zu suchen. Unterwegs befreite er einen Raben aus einem Netz, einen Fuchs aus einer Falle, half einem Fisch, der auf das Trockene gerathen war, ins Wasser. Jedes der drei Thiere versprach dankbar zu sein. In einem Häuschen im Wald, nah am Meere fand er endlich die Drachenmutter, und verdang sich ihr als Knecht für ihre Stutte unter der Bedingung, ein Füllen der letztern als Lohn zu erhalten. Die Alte war das eingegangen mit dem Beifügen, daß, falls er einmal ohne Stutte heimkehre, es mit seinem Leben aus sei. So wie nun die Stutte am ersten Tag ins Freie kam, entfloh sie und verschwand dem trostlosen Jungen aus dem Gesicht. Aber der Rabe erschien, hörte seine Noth und trug ihn in die Wolken, wo die Stutte soeben ein Füllen geworfen habe. Zur Verwunderung der Alten ward die Stutte sammt Füllen abends nach Hause gebracht. Am zweiten Tag verschwand die Stutte sogleich wieder. Diesmal brachte der Fuchs Hilfe; er führte den Knaben in die Berghöhle, wo jene abermals ein Füllen geworfen. Am dritten Tag barg sich die Stutte auf dem Meeresgrund. Da stand der Fisch dem Knaben bei, daß er abends wieder Stutte und Füllen nach Hause bringen mochte. Nun konnte die Alte ihr Pferd nirgends mehr verbergen. Nach Ablauf seiner Dienstzeit wählte sich der Knabe das älteste Füllen, eine Stutte und ritt hin, das Rosenmädchen zu befreien. Kaum hatte er die Nähe des Schlosses erreicht, als seine Stutte zu wiehern anfing. Das hörte der Fohlhengst des Drachen im Stalle, wieherte gleichfalls und stampfte, daß Alles erbebte. Darüber erwachte der Drachen im Fasse, denn es war auch das Jahr zu Ende, die drei Reife

sprangen mit großem Knall nach einander ab, er hörte das Wiehern, eilte zum Stalle. Aber der Fohlhengst hatte sich schon losgerissen und wollte zur Stutte laufen. Da faßte ihn der Drachen an den Mähnen, schwang sich auf seinen Rücken, wollte ihn bändigen; das Roß aber bäumte sich gewaltig, schleuderte den Drachen ab und zerstampfte ihn, sprengte dann über die Schloßmauer und lief der Stutte nach. Der Knabe war am Schloßgarten abgesprungen, über die Hecke gestiegen und hatte sogleich sein Rosenmädchen begrüßt. Seine Stutte war gleich umgekehrt nach der Wohnung der Alten, der Fohlhengst hinter ihr her, konnte sie aber nicht erreichen bis sie zur alten Stutte und den beiden andern Füllen gelangten. So war nun der Knabe Herr vom Schlosse und hatte auch sein Schelle und seine drei Wunderrosse wieder. Darauf hielt er Hochzeit mit dem Rosenmädchen und lebte herrlich und in Freuden.

3.

Daß unser Märchen Allegorie enthalte, wird kein Mythenkenner bezweifeln; es fragt sich nur, wie weit sie ausgedehnt sei, ob sie bloß in den Hauptfactoren und der Idee des Ganzen zu suchen oder bis in die kleinsten Züge zu verfolgen sei. Das will nun die weitere Untersuchung Schritt für Schritt klar machen. Hauptträger der Dichtung sind: das Rosenmädchen, der Drachen und der Knabe. Die beiden ersten sind durch Namen, gegenseitiges Verhältniß und Attribute leicht schon vorläufig deutbar. Die schöne Jungfrau, die schon so bezeichnend den Namen „Rosenmädchen" führt, unter Blumen wandelt, die — man muß es nach Analogie anderer Märchen vermuthen — bei jedem Schritte in ihren Fußstapfen emporwuchsen, zu der die Biene, einer der bekanntesten Frühlingsboten, den Weg weiß, führt wohl nur auf eine Blüten- und Lenzgöttin. Bienen und Vögel sind häufig in Märchen vorkommende Typen, deren ursprüngliche Bedeutung zwar oft vergessen ist; erkennbare Regel bleibt doch, daß sie meist in ein fernes, wunderbares, ewig blühendes Hesperidenland als Wegweiser oder Kundschafter bestimmt werden. Diesmal gilt es nicht dem Land, sondern der Person der Frühlingsgöttin.

Der Drache erklärt sich schon durch seinen Gegensatz zu dem Rosenmädchen als Winterdämon, wird aber noch erkennbarer durch seine Attribute. In seinem Fasse schläft er den tiefen Winterschlaf, zu dem er sich freiwillig hinlegt, umschlossen von eisernen Reifen, d. i. den winterlichen

Eisdecken, die sich — wie das Märchen so schön erzählt — von selbst um ihn legen und mit fürchterlichem Krachen springen, wenn die Zeit erfüllt ist. Bei seinem Herannahen sind die Fliehenden sogleich wie festgebannt und können nicht weiter, denn vor dem frostigen Hauch des Winters muß Alles erstarren, wie vor dem Anblick des Gorgohauptes das Lebendige zu Stein wird. Es kann nicht befremden, daß hier der Winter als Drachen erscheint, während ihn sonst der germanische Mythus als Riesen auffaßt. Es ist bekannt, daß Riesen oft genug Drachengestalt annehmen, wenn man auch nicht mit Müllenhof behaupten wollte, es müsse, wo immer in Sagen Drachen erscheinen, an Riesen gedacht werden. Uebrigens scheint es in unserm Märchen mit der Drachengestalt des im Fasse Schlummernden nicht einmal Ernst zu sein. Er greift seinem Fohlenhengst in die Mähne, schwingt sich auf, reitet, was doch Menschengestalt voraussetzt. Aehnlichem begegnen wir auch in andern Märchen. Der Winter heißt also Drachen etwa so, wie wir den Teufel — wohl auch ob seiner Riesennatur — als den alten Drachen bezeichnet finden.

Unser Rosenmädchen in der Gewalt des Drachen ist also die Blumen- oder Frühlingsgöttin, die germanische Flora, oder — um es gleich herauszusagen — Freyja in der Gefangenschaft des Winters.

Diese vorläufige Deutung unterstütze ich sogleich durch Analogie aus der Fülle der nordischen Mythenquellen. Snorris Edda erzählt 42: Es geschah früh bei der ersten Niederlassung der Götter, als sie Midgard erschaffen und Walhall gebaut hatten, daß ein Baumeister kam und sich erbot, eine Burg zu erbauen in drei Halbjahren, die den Göttern zu Schutz und Schirm wäre wider Bergriesen und Hrimthursen. Aber er bedang sich das zum Lohne, daß er Freyja haben solle, dazu Sonne und Mond. Da traten die Asen zusammen und hielten Rath und gingen den Kauf ein mit dem Baumeister, daß er haben sollte, was er anspräche, wenn er in einem Winter die Burg fertig brächte; wenn aber am ersten Sommertage noch irgend ein Ding in der Burg unvollendet wäre, so sollte er des Lohnes entrathen; auch dürfte er von Niemanden bei dem Werke Hilfe empfangen. Als sie ihm diese Bedingung sagten, verlangte er von ihnen, sie sollten ihm gestatten, sich der Hilfe seines Pferdes Svadilfari zu bedienen und Loki rieth dazu, daß ihm dies zugesagt wurde. Da grief er am ersten Wintertag dazu die Burg zu bauen und führte in der Nacht die Steine mit dem Pferde herbei. Die Asen däuchte es groß Wunder, wie gewaltige Felsen das Pferd herbeizog, und noch halbmal so viel Arbeit verrichtete das Pferd als der Baumeister. Der Kauf

aber war mit vielen Zeugen und starken Eiden bekräftigt worden, denn ohne solchen Frieden hätten sich die Jötune bei den Asen nicht sicher geglaubt, wenn Thor heimkäme, der damals nach Osten gezogen war, Unholde zu bekämpfen. Als der Winter zu Ende ging, ward der Bau der Burg sehr beschleunigt und schon war sie so hoch und stark, daß ihr kein Angriff mehr schaden konnte. Und als noch drei Tage blieben bis zum Sommer, war es schon bis zum Burgthor gekommen. Da setzten sich die Götter auf ihre Richterstühle und hielten Rath, und Einer fragte den Andern, wer dazu gerathen habe, Freyja nach Jotunheim zu vergeben. Da kamen sie all überein, daß wer dazu gerathen haben werde, der zu allen Uebeln rathe, Loki, Laufeyas Sohn, und sagten, er solle eines übeln Todes sein, wenn er nicht Rath finde, den Baumeister um seinen Lohn zu bringen. Und als sie dem Loki zusetzten, schwur er Eide, er wolle es so einrichten, daß der Baumeister um seinen Lohn käme, was es ihm auch kosten möchte. Und denselben Abend, als der Baumeister nach Steinen ausfuhr mit seinem Hengst Swadilfari, da lief eine Stutte dem Hengst entgegen aus dem Walde und wiherte ihm zu. Und als der Hengst merkte, was Rosses das war, da ward er wild, zerriß die Stricke und lief der Mähre nach, und die Mähre voran zum Walde und der Baumeister dem Hengste nach ihn zu fangen. So ward die Nacht über das Werk versäumt und am Tage darauf ward dann nicht gearbeitet, wie sonst geschehen war. Und als der Meister sah, daß das Werk nicht zu Ende kommen möge, da gerieth er in Riesenzorn. Die Asen aber, die nun für gewiß erkannten, daß er ein Bergriese war, achteten ihrer Eide nicht mehr und riefen zu Thor und im Augenblicke kam er und hob auch gleich seinen Hammer Miöllnir und mit dem ersten Schlag zerschmetterte er ihm den Hirnschädel in kleine Stücke und sandte ihn hinab gen Niflhel. Loki selbst war als Stutte dem Swadilfari begegnet und einige Zeit nachher gebar er den Sleipnir, ein Füllen, das grau war und acht Füße hatte u. s. w.

Die Deutung des eddischen Mythus nach Uhland und Simrock ist diese: Der Baumeister ist der Winter, sein Pferd Swadilfari d. i. Eisführer, der Nordwind. Insofern der Bau den Reif- und Winterriesen als Bollwerk entgegengesetzt werden soll, bedeutet er die winterliche Schnee- und Eisdecke, unter welcher die Erde und die Saat geborgen liegt. Wenn aber dieser Bau vollendet und durch das Burgthor auf immer abgeschlossen würde, und noch dazu Sonne und Mond und die schöne Freyja, die warme Jahreszeit hinweggenommen werden müßten, so wäre, was hier als Schutz und Schirm gedacht war, das Verderben der Welt und der Götter; Nacht und Winter herrschten

dann ewig auf der erstarrten, finstern Erde. Die Stutte, in die sich Loki verwandelt, muß ebenfalls als ein Wind und zwar als ein südlicher aufgefaßt werden. Indem die beiden Winde sich nachlaufen, im Walde hin und her rennen, stellen sie den Wechsel und Wandel der Winde beim Anbruch des Frühlings dar. Ein Hammerschlag d. i. ein Blitzstrahl des Frühlingsgottes Thor macht dem Winter ein Ende d. i. das erste Gewitter sprengt das Wintereis.[2])

Es fällt sogleich auf, welche Elemente dieser Eddamythus mit unserm Märchen gemein hat: 1. Das Rosenmädchen stellt sich durch die Bedeutung seines Namens wie durch seine Attribute und seine ganze Erscheinung der Frühlingsgöttin Freyja zur Seite. 2. Auch die ähnliche Lage beider Wesen in den beiden Dichtungen fällt ins Auge. Im Mythus ist Freyja in Gefahr in die Gewalt des Baumeisters zu gerathen; in dem Märchen befindet sich das Mädchen bereits in der Gewalt des Drachen. 3. Baumeister und Drache gleichen sich in ihren Rollen, wie auch darin, daß jeder von ihnen einen Hengst in seinem Besitz und zu seiner Unterstützung hat. 4. Die Rettung des Rosenmädchens und der Freyja wird vermittelt durch eine Stutte, die den Hengst durch ihr Gewieher anlockt. Diese gemeinschaftlichen Züge, wie überraschend sie auch sind, genügen nicht den Eddamythus im Ganzen unserm Märchen zu vergleichen, das vielleicht auf noch ungetrübtere Ursprünglichkeit Anspruch machen darf; die Bedeutung aber gerade dessen, was in dem Mythus mit unserm Märchen übereinstimmt, wird für die Erklärung des letztern höchst wichtig. Wir dürfen um so unbedenklicher unser Rosenmädchen für Freyja, den Drachen für den Winterriesen, seinen Fohlhengst für eine Art Svadilfari, für einen gewaltigen, ungestümmen Wintersturm ansehen. Diese Deutungen führen uns zugleich um einen Schritt weiter, sie erklären uns auch, wer die Mutter des Drachen, wer Mutter und jüngere Geschwister des Fohlhengstes sein müssen. Die Mutter des Winterdrachen ist natürlich auch eine Jotin. Darum wohnt sie am Rande der Erde, denn dort liegt Jotunheim. Die Mutter des Fohlhengstes ist eine Sturmahne, seine Geschwister können auch nur Stürme sein und zwar, da der Fohlhengst Wintersturm ist, müssen sie andere Stürme bezeichnen. Mich dünkt ihr Wesen lasse sich errathen. Die drei Tage, an welchen sie nacheinander geboren werden, sind kaum wörtlich, sondern als drei Zeiträume zu fassen; vielleicht würde sichs in einer bes-

sern Ueberlieferung des Märchens auch so dargestellt finden. Ist nun das älteste unter den vier Geschwistern der Wintersturm, so bleiben für die drei andern der Reihe nach noch die Funktionen des Frühlingssturms, des sommerlichen Gewittersturms, des Herbststurms (Aequinoctialsturms) übrig. Damit stimmt ganz gut, daß der erste in den Wolken geboren wird, der andere in der Berghöhle und der dritte im Meere. Der Frühlingssturm fährt hoch daher und treibt feuchte Wolken vor sich hin; er mag, da er voll Zeugungskraft neues Leben bringt, mit Recht als Stutte gefaßt werden. Der sommerliche Gewittersturm braust nach schwülen Tagen mit Wolkenbrüchen und Hagelwettern vom Gebirg daher; die herbstlichen Meeresstürme sind bekannt genug, um es natürlich erscheinen zu lassen, wenn ihre Geburtsstätte in das Meer verlegt wird.

Ehe ich mich hier tiefer einlasse, ist auch der dritte Hauptfaktor, der Erzählung, der rettende Jüngling zu erklären. Wenn das Rosenmädchen die germanische Flora d. i. Personification des Blütengefildes und der Blütezeit ist, so darf in dem rettenden Jüngling unseres Märchens, der am Ende das Rosenmädchen als Gemahl empfängt, nur ein Wesen gesucht werden, das zu einer solchen Verbindung paßt. Nach einem Mythus des klassischen Alterthums vermählte sich Flora dem leichten Zephir. Diese Verbindung ist eine durchaus dem Wesen beider entsprechende und wir dürfen mit größter Wahrscheinlichkeit annehmen, daß in unserm Märchen von einer ähnlichen berichtet wird, ja mir erscheint unzweifelhaft, daß mit dem Jüngling der milde, lieblichfächelnde Lenzwind gemeint ist. Wer wäre geeigneter das junge Blütenkind aus seiner Winterhaft zu befreien als der allbekannte, in tausend Dichtungen besungene Buhler der Blüthen? Er ruft die ersten Keime aus dem Schooß der winterlichen Erde ins Leben und begrüßt sie. Die Annahme steht auch in Einklang mit dem Verhältniß, in welchem der rettende Jüngling zu dem Winter- und Frühlingssturm steht; des letztern kann er nicht entbehren, er bewerkstelligt mit seiner Hilfe die Rettung, aber wenn Winter- und Frühlingssturm verbraust und entflohen sind, bleibt der milde Lenzhauch zurück. Eine bestätigende Analogie bietet auch das dunkle Fiölvinnsmäl, worin Menglàdos d. i. Freyjas Bräutigam auch Lenzwind oder ein ähnliches Wesen zu sein scheint. Die drei Rosse, worüber der Jüngling durch seine Schelle gebietet sind oft wiederkehrende Märchentypen und finden darin schon genügende Erklärung. Wer sie hier auch noch zu deuten das Bedürfniß fühlt, kann sie nur wieder als sanfte Winde, also als bloße Erscheinun-

gen an dem Wesen ihres Gebieters oder als Potenzen desselben auffassen.

Nicht jeder Zug des Märchens verlangt seine Deutung; Vieles gehört wohl nur zur Verknüpfung und Ausschmückung, zur Gestaltung des Stoffes zum Märchen. Indessen scheint selbst dieses Neben- und Zierwerk nicht müßig in der Symbolik, es widerstrebt wenigstens — was der Dichtung zum Vorzug gereicht — der Deutung im Zusammenhang mit dem Ganzen nicht. Ich würde nicht zu behaupten wagen, der Eingang des Märchens sei ohne Symbolik. Das unstäte Erwachen und Ersterben des Windes, das Wehen bald nach dieser, bald nach jener Richtung in den ersten Frühlingstagen ist charakteristisch und von eigenthümlichem Eindruck.[3]) Nicht unpassend würde diese Natur des Frühlingswindes dergestalt im Bilde eines verwaisten im Gefilde verirrten Knaben, der dann — bei steigender Schwüle der Tage, wenn im flachen Gefilde die Windstillen eintreten — nur noch unter den „ewig regen Wipfeln" als kühlender Hauch zu finden ist, wo ihn die mitleidige Waldfrau in entlegener Schatteneinsamkeit ernährt. Der Tanz mit dem Rosenmädchen — zwar auch eine gewöhnliche Märchentype — bezeichnet doch wieder passend das Schaukeln und Spielen des Lenzwindes mit den Blumen; und erklärlich ist es auch, wenn der jedesmal der Entdeckung Ausweichende doch zuletzt an dem in die Locken gedrückten Zeichen erkannt wird; denn der flüchtige Lenzwind mag erkannt werden an den Blüten oder Düften, die er unwillkürlich den umspielten Lenzblüten entführt hat.

4.

Wen wir uns als die Mutter des Rosenmädchens denken wollen, ist unwichtig. Bekanntlich wird in den nordischen Mythenquellen Freyjas Mutter nicht genannt. Simrock hat Nerthus die Mutter Erde als erste Gemahlin und Schwester des Meergottes Niördhr vermuthet und unsere Quellen werden uns auch eine große Verwandtschaft der Frühlingsgöttin mit der Bäschmoter zeigen. Von untergeordneter Bedeutung bleibt uns auch die Erzieherin des Helden. Beide greifen nicht in den Gang der Ereignisse ein. Die alte Waldfrau erscheint nur in dem auffallend kurzen Eingang des Märchens und wird hernach vollständig vergessen. Wie alle ähnlichen Waldmütterchen zeigt übrigens auch sie Verwandtschaft mit Bäschmottr.

Von Bedeutung erscheinen dagegen die drei hilfreichen Thiere, die eine nähere Betrachtung nothwendig machen. Daß sie mehr als gewöhn-

liche Thiere, daß sie wohl im Auftrage von Gottheiten handeln oder selbst-Gottheiten sein müssen, wird ein Mythenkundiger bald erkennen. Niemals gehen in Märchen solche Thaten von gewöhnlichen Thieren aus; wir fanden das einemal durch eine Katze Freyja, ein andermal durch eine alte Steingais Thor oder durch einen Hahn Odhin vertreten. Die Bedeutsamkeit unserer Thiere wächst noch, wenn wir sie auch in andern Märchen bald einzeln, bald in ihrer Verbindung zu dreien, und eben immer helfend antreffen. In dem 38. Märchen bei Haltrich „von der Königstochter, die aus ihrem Schlosse Alles in ihrem Reiche sah" helfen sie dem Helden, der sich ihre Dankbarkeit verdient, die Königstochter erwerben. Das Märchen ist bei Woden bereits angeführt. Des Fuchses Beistand gibt hier den Ausschlag. In dem 33. Märchen bei Haltrich begegnen uns Adler, Fisch, Löwe als die helfenden Thiere. Hier vertritt also der Adler den Raben, der Löwe den Fuchs und wenn auch ersteres erklärbar ist, so bleibt doch in letzterm die moderne Verderbniß um so erkennbarer, als hernach die Löwen einen Berg zu verscharren bekommen, was sich weit besser für Füchse schicken würde; ohnehin handelt es sich hier um Wärmewirkung, da der Berg Schnee und Schneewolken versinnlichen soll. Diese Veränderung in dem auch sonst entstellten und deshalb ungedeutet gebliebenen Märchen dankte ihre Entstehung wahrscheinlich dem Grunde, daß, nachdem das Verständniß der Bedeutung des Fuchses verloren gegangen, er im Verhältniß zu seinen Leistungen nicht mehr bedeutsam genug erschien, weshalb an seine Stelle der König der Landthiere — in übrigens auch nur späterer aus der Fremde überkommener Anschauung — aufgenommen wurde [4]. Daß die Dreiheit Rabe, Fuchs, Fisch wie sie in dem 23. und 38. Märchen aus Haltrich's Sammlung erscheint, die ursprüngliche, unverfälschte Ueberlieferung enthalte, wird auch die folgende Untersuchung bestätigen.

Da die drei Thiere zwar auch einzeln, öfter aber zusammen in Märchen auftreten, so zwar daß eine Lücke entstehen müßte, sobald eines derselben ausgelassen würde, so müssen wir schließen, daß eine Art Zusammengehörigkeit, eine Art Verwandtschaft unter ihnen besteht, daß sie eine Thiertrilogie bilden, hinter welcher eine Göttertrilogie gesucht werden müsse. Solcher Göttertrilogien — die für alle indogermanischen Völker charakteristisch sind — kennt auch die germanische Mythologie mehrere. Auf die rechte Spur leitet indessen wieder die Beschaffenheit unserer Thiere. Sie gehören drei verschiedenen Elementen an, der Vogel der Luft, der Fisch dem Wasser, der Fuchs der Erde — ob seiner Farbe ist er verschiedenen

Völkern auch Symbol des Feuers geworden. Es gibt aber von gleicher Bedeutung nur eine Göttertrilogie in unserer Mythologie, Odhin, Hönir, Loki; Odhin ist Himmels- und Luftgott. Hönir, der bei dem Friedensschluße mit den Vanen für den Meergott Oegir als Geisel ausgetauscht wurde, muß selber Meer- und Wassergott gewesen sein. Loki ist Gott des Feuers oder — und dies scheint die ältere Auffassung — Personification der wohlthätigen, Land und Wasser durchdringenden innern Erdwärme [5]).

Die Thiere treffen zu: der Rabe — auch der Adler — ist bekanntlich Odhins Vogel, der Fisch wird natürlich des Wassergottes Attributsthier sein und schon die Trilogie verlangt nun, daß der Fuchs Lokis Eigenthum sei. In der That könnte sich kaum ein anderes Thier besser eignen Lokis Attribut zu sein, als der Fuchs, sowohl seiner Farbe als auch seiner List und Verschlagenheit wegen. Auch der Charakter Reineckes, wie er aus unserm Thierepos bekannt ist, stimmt zu dem Lokis — freilich mehr nach dessen trüberer Auffassung — vollkommen; der Feuergott nimmt in dem spätern, ethischentwickelten Götterdrama den andern Asen gegenüber ziemlich dieselbe Stellung ein, wie Reinecke im Thierepos den Baronen des Thierreich's gegenüber. Wenn Wolf in seinen Beiträgen zur d. Myth. den Fuchs für das Attribut Thor's hält, wozu er sich doch nur durch seine Farbe eignen würde, in wieweit nämlich Thor Blitzgott und der Blitz Feuer ist, so wird diese Ansicht eben durch unser Märchen auf das rechte Maaß ihrer Geltung herabgesetzt [6]). Der nahen Verwandtschaft zwischen dem Blitzgott und dem Feuergott ist übrigens auch in den nordischen Quellen Ausdruck gegeben, wo beide Götter gemeinsame Fahrten und Abentheuer bestehen.

Wer gegen meine Auslegung Zweifel erheben wollte, weil ihm unwahrscheinlich erschiene, daß sich Erinnerung an die uralte, schon in den beiden Edden in den Hintergrund tretende Göttertrilogie, in unsern Märchen bis heute habe erhalten können, den könnte ich einfach auf die augenscheinliche Alterthümlichkeit unseres Märchens verweisen; doch wird der Einwand noch entschiedener beseitigt durch die Thatsache, daß sich deutliche Spuren der alten Göttertrilogie mehrfach auch in andern unserer Volksüberlieferungen erhalten haben.

Es fragt sich, ob Odhin, Hönir, Loki auch in andern Quellen germanischer Mythologie und zwar in dieser trilogischen Verbindung als hilfebringende Gottheiten bezeugt sind.

Das wird aber unzweifelhaft durch ein bekanntes, sehr schönes und mythologisch werthvolles faröisches Volkslied. Ein Riese — erzählt das Lied — würfelte mit einem Bauer. Der Bauer verlor und sollte nach dem Vertrag seinen Sohn dem Riesen abtreten, wenn er ihn nicht verstecken könne. Der Bauer fleht zu Odhin, der sogleich erscheint, den Knaben als Aehre in ein Kornfeld birgt, das er — als Spender des Feldersegens — über Nacht hatte wachsen lassen. Der Riese rupft das Korn aus und fängt an die Aehren mit seinem Schwert zu köpfen. Der geängstigte Knabe ruft zu Odhin und dieser rettet und bringt ihn seinen Eltern. Nun betet der Bauer zu Hönir um Hilfe. Hönir bringt den Knaben an den Sund; Schwäne fliegen vorüber und der Wassergott birgt seinen Schützling in Flaumgestalt an dem Halse des Wasservogels. Der Riese ergreift den Schwan und beißt ihm den Hals ab. Der Flaum fliegt ihm aus dem Munde; der Knabe fleht zu Hönir, der ihn wieder zu seinen Eltern bringt. Nun fleht der Bauer zu Loki. Loki räth ihm ein Haus zu bauen mit einer großen Thür und eine Eisenstange hinter derselben anzubringen. Den Knaben führt er an den Meeresstrand, setzt sich mit ihm in einen Kahn und rudert an's „äußerste Ziel", wirft dort die Angel aus und zieht einen Flunder vom Grunde herauf. In des Fisches Roggen birgt er den Knaben als Ei, senkt den Fisch wieder zu Grunde, indem er seinem Schützling befiehlt zu ihm zu kommen auf seinen Ruf, oder wenn Noth dränge. Hierauf rudert er zurück, trifft den Riesen am Ufer und eben im Begriff mit seinem Stahlboot in's Meer zu fahren. Loki läßt sich in's Boot aufnehmen und fährt mit. Der Riese wirft die Angel aus, fängt die Flunder und beginnt den Roggen Korn für Korn zu zählen. Der Knabe ruft zu Loki; der versteckt ihn hinter sich und fährt mit dem Riesen zurück an's Land. Hier eilt der Knabe zu des Vaters neuerbauter Hütte, der Riese ihm nach, stößt aber das Haupt an die Eisenstange, stürzt bewußtlos nieder, worauf ihm Loki, schnell bei der Hand, den Garaus macht. Dem Vater den Knaben zurückstellend, spricht der Gott:

„Vorüber ist's mit meiner Huth,
Doch dein Gebot erfüllt' ich gut,
Die Treue hielt ich dir gewiß,
Der Riese nun das Leben mißt."

Es ist nicht zu übersehen, daß wie in unserm Märchen von der Königstochter, die aus ihrem Schlosse Alles in der Welt sah, gerade der in alterthümlicher Reinheit gehaltene, treue Loki es ist, dessen Hilfe entscheidend wird. Noch zwei verwandte Züge haben jenes Märchen und die

faröische Sage: in beiden handelt es sich um ein Verstecken; dort wird zuletzt der Knabe hinter dem Rücken der Suchenden selbst, hier hinter dem Rücken Lokis versteckt. Dergleichen ferne Anklänge sind zu beachten; sie deuten auf Trümmer verlorner, uralter Grundlagen. Daß Loki den Knaben in einem Fisch verbirgt, darf nicht auffallen; er hat neben vielen andern Verwandlungen auch die Gestalt eines Fisches angenommen; er ist eben der vielgestaltige, wandelbare, alldurchdringende Gott [7].

So wäre denn die Deutung unseres Märchens ungezwungen folgende: Der Gott der milden Bergluft sucht, von geheimem Sehnen getrieben, die schöne Frühlingsgöttin auf. Ein bekannter Frühlingsbote, die Biene, zeigt ihm den Weg, der über eine weite, weite Wiese, dann durch eine Waldung, durch große Fernen (die Wegweiserin war ja auf der Kundschaftsreise flügellahm geworden) bis zum Palaste des Winters führt, in dessen Haft sich die Blüthenkönigin sammt ihrer Mutter befindet. Der fächelnde Gott umgaukelt das schöne Blüthenkind, knüpft ein immer inniger werdendes Liebesverhältniß an und will mit der Geliebten entfliehen. Da springen mit furchtbarem Krachen die Eisdecken, unter welchen der Tyrann seinen eisernen Schlaf schläft, der Riesendrache erwacht, schwingt sich auf sein Reitthier, den eisigen Wintersturm und setzt den Fliehenden nach. Im Nu hat er die auf dem Rücken leichter Frühlingslüfte Enteilenden erreicht; erstarrt vor dem schrecklichen Anhauch des Nordsturm's stehen sie festgebannt auf der Stelle. Zu früh hatte der laue Frühligshauch die junge Blüthe aus der Haft des Winters gelockt, sie muß wieder zurück in die Fesseln des Dämons, der dem lieblichen Fächelgott die Geliebte, die dienstbaren Luftgeister, die Zauberschelle, womit er sie regierte, entreißt und ihn höhnend seinem Schicksal überläßt. Doch haben gerade jene höhnenden Worte die Mittel zur Rettung verrathen. Nur mit Sturm kann das neue Leben kommen, der Frühling muß vorbereitet und ermöglicht werden durch den reinigenden Frühlingssturm, nur diesem kann das Frühlingssäuseln folgen. Der Fächelgott wandert zu des Winters Mutter um sich ein Sturmroß gleich jenem Fohlhengst zu verdienen. Er bekommt die Stutte der Riesin zu hüthen, die Mutter der Stürme. Diese wirft zu verschiedenen Zeiten zuerst in den Wolken, dann in der Berghöhle, zuletzt in der Tiefe des Meeres je ein Füllen, in den Wolken den wolkentreibenden, thauenden Frühlingssturm — den Thauwind — auf dem Gebirg den sommerlichen Gewittersturm, in der See den herbstlichen Meeressturm. Mit Hilfe dreier, erhabener Elementargottheiten, Odhins, Hönirs, Lokis oder ihrer abgesandten Attributsthiere gelingt es ihm jedesmal die entflohene Stutte wieder heimzubringen, die

fortan sich nirgends verbergen, auch kein Füllen gebären kann, da nun das Gebiet der Stürme nach Zeit und Raum erschöpft ist. Für seine Verdienste darf sich der jugendliche Gott eines der Füllen wählen; er wählt das älteste, in den Wolken geboren, den Frühlingssturm, eine Stutte. Mit dieser Verstärkung kehrt er zu dem Schlosse des Winters zurück. Da brechen nochmals die Eisbande, da reißt ein Sturmwind den andern — die Stutte den Fohlhengst — mit sich fort, und unter dieser tobenden Aufregung der Stürme findet der Winter — wie es alljährlich einmal in der Natur wirklich geschieht — seinen Untergang. Die Stürme entfliehen zuletzt in ihre alte Riesenheimat, der liebliche Lenzhauch aber verbindet sich nun auf immer mit der lieblichen Blüthenjungfrau und schlägt mit ihr seine Wohnung in der gewonnenen Burg des Winters auf, denn diese beiden sind für einander und haben sich lange geliebt wie Manglada und Svipdagr in Fiölswinnsmal.

Es läßt sich also in unserm Märchen ein Naturmythus erkennen, wie sie auch dem germanischen Alterthum eigen und in hundert Gestaltungen desselben nachgewiesen sind. Es versinnlicht den einfachen Gedanken von der Befreiung des Naturlebens aus den Fesseln des Winters, wie sie jährlich in Wirklichkeit zur Erscheinung kommt. Allerdings scheint in dem Märchen der Winter für immer unterzugehen, der Bergwind mit der Blüthengöttin eine ewige Verbindung einzugehen. Das kommt indeß blos auf Rechnung der künstlerischen Gestaltung, das konnte die Dichtung, wollte sie ihr eigenes Werk oder dessen Wirkung am Ende nicht selbst aufheben, nicht anders darstellen. In Wahrheit muß das Rosenmädchen jährlich wieder aus den Banden des Drachen erlöst werden [8].

5.

Von ganz gleicher Bedeutung ist ein anderes Märchen, der Hünentödter (Nr. 22 in Haltrich's Sammlung), das nur leider nicht so unverfälscht erhalten ist: Ein Kaufmann beschwört seine drei Söhne auf dem Sterbebette für sein Seelenheil eine Wallfahrt zur heiligen Waldkapelle nach dem Morgenland zu machen. Anfangs versäumt, wird die Wallfahrt später von der Wittwe und den Söhnen unternommen; jeder nimmt eine Windbüchse mit. Sie übernachten in einem Walde und halten dabei abwechselnd Wache. Um Mitternacht trifft die Reihe den Jüngsten. Er schürt das Feuer an und stellt sich dann weit weg davon. Einen drohenden Löwen, einen Bären, einen Wolf erlegt er nacheinander. Dann steigt er auf einen Baum, sieht in der Ferne ein Feuer, geht darauf zu und trifft drei mächtige Riesen, die einen Ochsen

am Spieß drehen. Er steigt auf einen Baum ihrem Treiben zuzusehen. Als nun der eine Riese einen Schenkel zum Munde führen will, schießt er ihm denselben mit seiner Windbüchse vor dem Munde weg; dem zweiten, der aus einem Zuber wie aus einem Becher Wein trinken will, schießt er ein Loch in den Zuber, daß der Wein ausrinnt; dem dritten, der darüber unmäßig lacht, schießt er einen Zahn aus. Nun merken aber die Riesen den „Erdwurm" und suchen ihn, wobei sie schnauben, daß der Wald widerhallt. Dem Entdeckten thun sie jedoch kein Leid, weil sie sich seiner zur Entführung der Königstochter bedienen wollen. Weil er ihnen nicht nachkommen kann, steckt ihn einer auf seinen Hut, und so gelangen sie spät in der Nacht an das Schloß. Dieses enthält mehrere Säle, in deren einem die Königstochter schläft. An der Mauer hängt ein Schwert und eine Flasche unter welcher geschrieben steht: „Wer dreimal aus mir trinkt, kann das Schwert schwingen und damit Alles erhauen." Um den Schloßhof gehen hohe und dicke Mauern. Das Thor ist aus Furcht vor den Riesen immer geschlossen; die Wache liegt innerhalb sammt ihrem Hauptmann davor. Ein weißes Hündchen geht wachsam immerwährend auf den Mauern herum. Der Jüngling nun muß das Hündchen erschießen, darauf machen die Riesen ein Loch in der Mauer, wodurch er hineinschlüpft und ungehindert bis zur schlummernden Jungfrau gelangt. Als er ihre Schönheit sieht, dazu Schwert und Flasche sammt der Schrift, kann er es nicht verwinden solches Gut an die Riesen gelangen zu lassen. Er trinkt aus der Flasche, nimmt das Schwert von der Wand und — nachdem er der Lockung ein wenig neben der schönen Jungfrau zu schlafen nachgegeben — geht er in den Hof, überredet die Riesen einzeln durch das Mauerloch zu steigen und haut ihnen die Köpfe ab. Mit den Zungen derselben in der Tasche eilt er fort. Als im Schlosse Alles erwacht, findet der Hauptmann die erschlagenen Riesen nimmt ihre Köpfe, geht damit vor den König[9]) und erklärt sich für den Retter der Prinzessin. Sie wird ihm als Gattin zugesagt, erbittet sich aber noch ein Jahr Bedenkzeit. Während dieser Zeit bezieht sie ein Gasthaus (Wirthshaus), das sie sich an der Straße erbaut, auf dessen Schild sie schreiben läßt, daß hier nur derjenige bewirthet werde, der seine Geschichte erzähle. Bald bringt sie hier auch ein Kind zur Welt. Der wahre Retter vollendet indessen seine Wallfahrt, kehrt aus dem Morgenlande zurück und wird durch seinen Weg an das Gasthaus geführt. Er kehrt ein, erzählt seinen Lebenslauf, zeigt zur Bestättigung der Wahrheit die Riesenzungen und

wird als der wahre Retter und Einzigerkorene erkannt, mit der Prinzessin vermählt, der Hauptmann aber in einem innen mit Nadeln besetzten Faß vom Berge herabgerollt [10]).

Das Märchen hat in seinem Eingang vielleicht fremdartige Bestandtheile aufgenommen. Leider ist das parallele Märchen vom gelernten Jäger in K. u. H. M. der Gebr. Grimm* nicht besser erhalten; doch dient es insoweit der Kritik, als in ihm die beiden Brüder des Helden fehlen, die auch in unserm Märchen durchaus nicht in die Ereignisse eingreifen und somit als überflüßige Zuthat erscheinen. Die Bedeutsamkeit unserer Ueberlieferung beginnt eigentlich erst da, wo der Held auf die drei Riesen stößt. Die Deutung ist bei der typischen Symbolik nicht schwierig. Der Junge ist fast schon durch seine Windbüchse als einer der leichten Fächler als Wind bezeichnet. Die drei Riesen sind winterliche Gewalten, durch ihr furchtbares Schnauben als Sturmriesen erkennbar. Der leichte Lenzwind schwächt ihre Gewalt; er entzieht ihnen die Nahrung und schießt ihren Zahn aus. Sie führen ihn vor sich her (auf dem Hut), damit er ihnen als Werkzeug diene, denn nur er allein kann zur Prinzessin gelangen. Diese Prinzessin ist wieder die in Winterschlaf liegende Frühlingsgöttin. Sie ist wohl geborgen hinter Schnee- und Eismauern, denn das bedeuten die dicken Mauern des Schlosses. Daß die Riesen das Loch in die Mauer brechen, durch welches der Junge schlüpft, ist vielleicht nur Entstellung. Denn die Winterstürme können das Eis nicht aufthauen, nur der laue Hauch des Frühlings, so wie auch nur dieser das weiße Hündchen tödten kann. Dieses weiße Hündchen, das unaufhörlich auf der Mauer herumläuft, ist das unaufhörliche Schneegestöber, dem die mildern Lüfte ein Ende machen. Der Junge gelangt zur schlummernden Frühlingsgöttin, die als verheißungsvolles Samenkorn im Schooß der Erde liegt, er trinkt von dem Tranke des Lebens und der Verjüngung, bewaffnet sich mit dem oft erkannten Siegschwert, dem unwiderstehlichen Sonnenstrahl und wird damit der Wintermächte Meister, denen er ihre brüllenden Zungen entreißt. Er eilt hinweg nach dem Morgenland, wohin die Sommermächte im Winter ziehen und läßt die noch immer schlafende Prinzessin, von ihm befruchtet, schwanger zurück. Als endlich Alles im Schlosse erwacht, entgeht die Prinzessin glücklich der Verbindung mit dem falschen Bewerber, dem schwer zu deutenden Hauptmann der Thorwache. Im abgeschiedenen Gasthause bringt sie ihre Frucht zur Reife und empfängt endlich den Einzigerkorenen, der von der Ostfahrt

zurückkehrend sich als der wahre Retter erweist. Sie werden dauernd miteinander verbunden.

Die Bedeutung dieses Märchens wird ungemein verstärkt durch Vergleichung mit der dunkeln Allegorie: Fiölsvinnsmál der Edda. Nach dieser Dichtung wohnt Menglada geradeso wie unsere Königstochter in unnahbarer, auch noch mit Waberlohe umgebener Burg. Ja ein Hund bewacht sie abwechselnd Tag und Nacht im Schloßhof und ein Wächter steht am Thor, der Niemanden einläßt, der nicht von sich und seiner Abkunft genügende und befriedigende Auskunft gibt, wie in unserm Märchen die Bewohnerin des Wirthshauses den Lebenslauf der Einkehrenden hören will. Denn beide, Menglada und unsere Prinzessin sind auf der Huth vor Feinden und Betrügern und erwarten mit Sehnsucht den Erkorenen. Er kommt als Wanderer wie an Menglada's Burg, so an der Prinzessin Wirthshaus, das im Märchen wohl nur irrthümlich von ihrem frühern Aufenthalt, dem Schloß getrennt worden ist. Beide Wanderer werden von den Erkorenen als die Erkorenen erkannt und mit Jubel empfangen. Wie der Prinzessin Gasthaus eigentlich zusammenfallen sollte mit der Burg, so ist Mengladas Burg ihrem Namen nach eigentlich ein Gasthaus unter modernen Verhältnissen, denn sie heißt: Gastropnir d. i. hospites conclamans. Eine solche Uebereinstimmung kann schwerlich als Spiel des Zufalls angesehen werden; es ist augenscheinlich, daß Fiölswinnsmál aus dem zweiten Theil eines Mythus erbaut wurde, dessen Ganzes einst die Grundlage gegeben zu der im Lauf der Zeit stark veränderten und abgeschwächten Erzählung unseres Märchens.

Die Allegorie der Edda hat wenigstens in den Hauptzügen ihre ausreichende Deutung gefunden [11]). Menglada ist Freyja, hier die in winterlicher Zurückgezogenheit lebende; ihre Feinde sind die Winterriesen, ihr Erkorner der lösende Lenzhauch, wörtlich der Feldwind. Und so wird auch unsere Prinzessin oder Frühlingsgöttin keine andere als Freyja sein.

6.

Auch andere Märchen enthalten Freyjamythen; sie wurde erkannt in der „Königstochter auf der Flammenburg“ (Nr. 21 der Haltrich'schen Sammlung) und steckt in den meisten jener Prinzessinen, die vom Glasberg befreit werden. Auch jene Königstöchter, die nur erworben werden können, wenn es gelingt sie zum Lachen zu zwingen, sind Vertreterinen dieser Göttin. Freyja hat einen Geliebten gehabt,

Odhr, der sie, wie es scheint — denn die Andeutungen der Edda darüber sind sehr dunkel — treulos verließ. Darüber weinte sie goldene Thränen. Zuweilen nun werden in Märchen Kinder mit der Gabe beschenkt goldene Thränen, öfter auch Perlen zu weinen, Rosen zu lächeln, Gold von ihrem Haupte zu kämmen. Solche Gabe muß ursprünglich von Freyja ausgegangen sein; der Göttin der Liebe und Anmuth eignet sie nicht minder passend als der Frühlingsgöttin. Solchem Segen pflegt in Märchen gewöhnlich auch ein Fluch gegenüber zu stehen; Kröten weinen, Gestank athmen, Ungeziefer kämmen u. dgl. Die Verleiherin der Schönheit mußte auch mit Häßlichkeit strafen können.

Freyja als Schönheits- und Liebesgöttin ist aber später zu behandeln.

Ich wende mich zu den meist ländlichen Festaufzügen, dramatischen Spielen, Gebräuchen, die als Reste oder Ausläufer ehemaligen Kultus auf die Frühlingsgöttin zurückführen. Es sind sämmtlich Frühlingsgebräuche in die Zeit vom Ende März bis Ende Mai fallend, Festspiele zu Ehren der Frühlingsgöttin oder Opfer und Opferzüge oder den Einzug der Göttin selbst darstellend und dann fast immer mit dem Todaustragen in unmittelbarem Zusammenhang stehend. Bezeichnend ist es, daß bei fast allen diesen Gebräuchen nur die weibliche Jugend betheiligt ist.

In Neudorf pflegen die Kinder — besonders Mädchen — am ersten Mai aus ihrem Kreise das „Mêmädchen" zu wählen, welches mit Bändern geschmückt und mit jungem Laube so überkleidet wird, daß es nicht sehen kann und geführt werden muß. Sie führen es bei den Ortsbewohnern herum und erhalten Eier als Geschenk, die sie dann gemeinschaftlich verzehren. Das Mêmädchen hat seinen Namen von mê, womit das junge Laub des Waldes bezeichnet wird. Der Brauch ist sichtlich schon sehr abgeschwächt, aber Zeit, Laubschmuck, Eier lassen doch kaum verkennen, daß hier Bezug auf die Göttin des Lebens, der Verjüngungung anzunehmen ist.

In Broller wird am Himmelfahrtstage das „Todaustragen" gefeiert. Nach dem Vormittagsgottesdienste begeben sich die Schulmädchen in das Haus einer Mitschülerin und machen daselbst den „Tod", der aber als weibliche Person dargestellt wird. Eine ausgedroschene Korngarbe, an welcher der obere Theil zusammengebrochen und unterbunden den Kopf bildet, wird hiezu verwendet. Der Kopf wird mit einem „Knüpftuch" umhüllt, sodann mit der gewöhnlichen „rothen Haube" und den silbernen „Bockelnadeln", d. i. ganz in der Weise der jungen Bauernfrauen unter den Sachsen aufgeputzt. Die Stelle der Augen vertreten zwei große, schwarzknöpfige Stecknadeln, die Arme bildet ein durch den Stroh-

schaub gesteckter Stecken. Auch die ganze Gestalt wird in die Tracht der Dorfsfrauen gekleidet, Arme und Brust vorzugsweise mit vielen Bändern geziert. Der „Tod" muß vor Vesperläuten (zwei Uhr Nachmittags) vollendet und am offenen Fenster ausgestellt sein, damit ihn die Leute sehen, wenn sie zur Kirche gehen. Nach der „Vesper" beginnt der Umzug. Das Recht dazu haben nur die Schulmädchen. Zwei der ältern fassen den Tod unter den Armen und schreiten voran; paarweise folgen die andern. Die ausgeschlossenen Knaben begaffen den „schönen Tod." Ist der Umzug durch die Gassen unter Gesang (jetzt eines Kirchenliedes) vollendet, so begeben sich die Mädchen in ein anderes Haus. Die Thüre wird vor den muthwillig nachbringenden Knaben verschlossen, der Tod entkleidet und der nackte Strohschaub ihnen beim Fenster hinaus übergeben. Die Knaben ergreifen ihn, stürmen ohne Gesang damit zum Thore hinaus und werfen ihn in den vorüberfließenden Bach. Ist dieses alles geschehen, so beginnt der zweite Theil dieses „Volksdramas". Mit dem dem „Tode" genommenen Schmuck wird nun ein Mädchen als „Königin" bekleidet und ebenfalls unter Gesang durch alle Gassen geleitet. Dann begeben sich alle in das elterliche Haus der „Königin", wo zusammengetragene Eßwaaren verschmaust werden. Die Knaben bleiben auch von diesem Schmause ausgeschlossen. Nach gemeinem Volksglauben können die Kinder von dem Tage dieses Festzuges an Stachelbeeren und Obst genießen; der Tod, der früher darin gesessen, ist nun nicht mehr. Auch das Baden im Freien ist nun unschädlich [12]). Das Fest zerfällt offenbar in zwei Theile: In dem ersten wird einer winterlichen Todesgottheit, die charakterisch weiblich gedacht ist, der letzte Dienst und Umzug feierlichst abgehalten und dieselbe dann für dieses Jahr beseitigt, in dem zweiten die junge Göttin des Lebens und der Fruchtbarkeit feierlich eingeholt und ihr das erste Fest geweiht; denn daß mit sehr geringen Ausnahmen, wo immer in unsern Volksspielen Könige oder Königinen erscheinen, an Götter und Göttinen zu denken sei, habe ich schon an andern Stellen hervorgehoben. Der Ausschluß des männlichen Geschlechts von dem Fest zeigt, daß es sich hier eben ausschließlich um den Dienst weiblicher Gottheiten handelt. Schade, daß uns die ursprünglich bei dem Feste gesungenen Lieder verloren sind. Man wird sich sie kurz und ohne viel poetischen Werth denken müssen. Daß an ihre Stelle kirchliche Lieder treten durften, läßt erkennen, wie ernst man die Sache auch später nahm.

Meine Deutung wird nicht wenig gestützt durch zwei, um 1740 in Kronstadt bereits abgekommene Gebräuche, die, wie das Braller Volksfest

lehrt, nicht ohne Beziehung zu einander standen, aber auf verschiedene Tage verlegt waren, so daß nur der eine, dem zweiten Abschnitt des Braller Festes entsprechende Brauch mit diesem auf gleichen Tag, nämlich Himmelfahrt fiel. Das „Todaustragen" wurde in Kronstadt zu Mitfasten, also bei Frühlingsanfang gefeiert. Die „erwachsenen Jungfrauen" aus der Altstadt ließen sich aus Stroh das Bild einer jungen Frau verfertigen, welches sie auf's Beste ausschmückten, mit gelbem Schleier verschleierten, in die Mitte nahmen und auf den St. Martinsberg führten. Hier machten sie einen Reihen um dieselbe bis gegen Abend. Dann trugen sie den „Tod" unterwärts des Schloßberges hinter die Gärten, entkleideten ihn des Schmuck's und warfen ihn in einen Graben. Die Gewohnheit, sagt der Berichterstatter [13]) hat ungefähr 1714 aufgehört. Aus derselben Quelle [14]) wissen wir, daß vom Himmelfahrtstage an die „Jungfernreigen" begannen, die noch 1740 in der Altstadt und Blumenau im Brauch, in den übrigen Stadttheilen aber bereits abgekommen waren und für Schande galten. Die Jungfrauen einer oder zweier Nachbarschaften gesellten sich bei diesen Reigen zusammen und setzten sie fort bis zum Johannisfest, also bis zur Sommersonnenwende. Dabei sangen sie einige (damals schon kirchliche) Lieder auf der Gasse. Sie wählten auch eine Königin, die sie mitten in ihren Reihen setzten und ihr zur Seite zwei andere Mädchen. Diese Königin wurde nach geendigtem Reigen wieder unter Absingung von Liedern heimgeleitet. Für diese Ehre erachteten sich die Eltern der Königin verbunden die Gesellschaft am Johannistage zu bewirthen. —

Was in Braller vereinigt erschien, ist hier getrennt, Todaustragen am Ende des Winters, Reigen und Königin im Blüthen- und Liebesmond. Daß man an ein wirkliches Todtenwesen zu denken habe, zeigt der gelbe Schleier. Lieder und Reigen deuten auch hier auf einen feierlichen Dienst. Wenn in Braller die Schulmädchen dabei betheiligt sind, so erscheint es ursprünglicher, daß hier erwachsene Jungfrauen auftreten. Die beiden Begleiterinen oder Dienerinen der Königin lassen sich als Priesterinen denken. Auch hier wird des männlichen Geschlechtes nicht erwähnt [15]).

Aehnliche Festlichkeiten fallen auf den Pfingsttag. In Stein und Seiburg machen die Burschen und Mädchen am zweiten Pfingsttag nach der Vesper die „Königinen". In Stein werden noch ganz kleine Mädchen gewählt. Diese werden geschmückt, namentlich mit Bändern behangen und in Mitte des Tanzkreises auf einen Boding gesetzt. Um dieselben wandeln die konfirmirten Mädchen im Reigen. Dreißig Schritte von ihnen sind die Burschen versammelt und singen ein Lied (auch hier schon ein kirch-

liches). Ist dieses geschehen, so geht der „Schaffer" und scheidet (verabschiedet) die kleinen Königinen, worauf der Tanz beginnt und bis zur Nachtglocke dauert. In Seiburg werden zu Königinen drei erwachsene „Tanzmädchen" gewählt und unter Gesang erst dreimal um die Kirche, dann auf den Tanzplatz geführt. In früheren Zeiten wurden an vielen Orten am Gregoriustag und zu Pfingsten Könige und Königinen gemacht.

Das „Kranzabrennen" in Zepling bei Reen gleicht mehr dem Hahn- und Gänseabreiten. Jährlich am zweiten Pfingsttag Nachmittags ziehen die Burschen beritten, Gerte in der Hand, Sporn am rechten Fuß, auf eine Wiese. Als Vorspiel umreitet man zwei mächtige, auf einer Stange hangende Kränze aus Feldblumen, die von den Burschen im Rennen heruntergeschleudert werden. Nun folgt eine Art Wettrennen. Die Burschen reiten langsam in weite Entfernung zurück. Hier stellt sie der Hann in eine Reihe, sagt ihnen das Vater unser vor, das sie nachbeten müssen und spricht sie dann los. Hierauf wildes Rennen. Wer zuerst beim Dorf anlangt, ist Sieger und erhält den von den Mägden bewahrten unverwelklichen Strauß aus künstlichen Blumen. Entsteht Streit über den Sieg, so entscheidet der Gräf. Der Sieger ist Pfingstkönig und reitet an der Spitze des geordneten Zuges vor das Pfarrhaus. Zwei der ältern Burschen steigen ab und stellen den Pfingstkönig dem Pfarrer vor, der sie ermahnt, diesem ihrem Vorgesetzten im nächsten Jahr zu gehorchen und den Pfingstkönig mit einem Thaler, die Bruderschaft mit zwei Eimern Wein beehrt.

Am Tage der Verkündigung Mariä, also um Frühlingsanfang machen die Mädchen (große und kleine) in Felldorf eine Magd aus Stroh, kleiden sie prächtig, setzen ihr den Borten auf, an dem lange Bänder hängen, legen ihr den schönsten Brustpelz und die feinste Schürze an; an neuen Schuhen fehlt es auch nicht, jede Magd gibt gerne, was sie hat. So tragen sie feierlich und mit großem Ernst — Niemanden fällt es ein zu lachen — die „Marienjungfrau" mit Gesang durch das ganze Dorf, bei dem Pfarr-, Prediger- und Schulhaus vorbei. Dann geht der Zug über den Begräbnißplatz, wo er gewöhnlich einige Augenblicke verweilt, auf die nahe Anhöhe (Küpen). Hier entkleiden sie die Jungfrau, verbrennen das Stroh sorgfältig, daß auch kein Halm übrig bleibt, und stoßen die Asche mit den Füßen auf, damit sie der Wind verweht. Unterbleibt „die Marienjungfrau" in einem Jahr, so schreibt man dieser Ursache zu, wenn ein Bursch oder Mädchen zu Hause oder in der Fremde stirbt oder eine Jungfrau schwanger wird.

Zunächst vergleicht sich dieser Festbrauch dem „Todaustragen" und Schuller hat ihn in der That damit identificirt. Auffallend wäre bei dieser Deutung aber, daß einmal der zweite Theil des Drama's, die Einführung der Frühlingsgöttin fehlt und zweitens, daß die Puppe nicht wie gewöhnlich Tod sondern Marienjungfrau heißt. Mir scheint es nicht allzukühn bei dem ganzen Vorgang und dem daran geknüpften Aberglauben sich eines Menschenopfers zu erinnern, daß einst der Göttin des Lebens — oder des Todes? — gebracht werden mochte, übrigens schon im spätern Heidenthum durch eine Puppe ersetzt sein konnte. Beziehungen zwischen Freyja und Maria begegnen noch mehrmals.

7.

Dieselben Tage sind noch durch andere, weniger dramatische Gebräuche ausgezeichnet: Am Himmelfahrtstage wird in Deutsch-Kreuz mit keinem „Bläuel" gewaschen; denn so weit der Schlag des Bläuels im Felde gehört würde, so weit würde dieses hernach vom Hagel geschlagen werden. Die Göttin duldet die Entweihung ihres geheiligten Tages nicht; sie ist vor allen andern Gottheiten Hagelmacherin. Allgemein ist das Aufstellen von Maibäumen zu Pfingsten, das Schmücken der Kirchen mit denselben und die Lust im Walde, wobei an manchen Orten kecke Späße und Zoten mit zu den Festgebräuchen gehören. In Schaas setzt jeder Bursche der Auserwählten einen Maibaum, wofür er jeden Sonntag, so lange Blumen blühen, einen Strauß erhält, und am 3. Pfingsttag mit den Kameraden von den Mägden bewirthet wird. Dann führt er sie zuerst in den Reigen, der auf freier Gasse getanzt wird, in einem mit Maibäumen umsteckten Raum. In Denndorf erhält der Bursche eine Maaß Wein, einen Eierkuchen mit Salat und einen „Hübes" von dem Mädchen, außerdem jeden Sonntag während des Sommers den dreieckigen Blumenstrauß. In Trappold suchen die Knaben am zweiten Pfingsttag Blumen, woraus die Mädchen einen Kranz binden. Dieser wird — wie sonst am Johannistag — auf eine Stange gestellt und am dritten Pfingsttag um dieselbe getanzt. In Pruden werden am Pfingsttag die schönsten Ochsen der Heerde mit Blumen an Haupt und Hörnern geschmückt und so in das Dorf getrieben. An manchen Orten sind Festfreuden am ersten Mai. In Urbach gehen die Mädchen auf einen nahen Berg, singen Lieder (jetzt wohl auch Kirchenlieder) und tanzen. Auch hier sind keine Burschen erwähnt.

Mehr oder weniger deutlich tragen alle diese unstreitig aus einem Geiste geborenen Gebräuche die Kennzeichen eines gewissen Kultus an sich,

mehr oder weniger deutlich nehmen sie Bezug auf ein weibliches, vorzugsweise von dem weiblichen Theil des Volkes geehrtes Wesen, mehr oder weniger allgemein knüpft das Volk Hoffen und Fürchten an einzelne dieser Gebräuche und hierin vorzüglich und in der Jahreszeit, in welcher sie üblich, liegt die Berechtigung sie auf Frea zu beziehen in ihrer Eigenschaft als Frühlingsgöttin, als germanische Flora.

8.

Dem Germanen hängt aber Mai und Minne, Lenz und Liebeslust innig zusammen; ihm ist seine Flora zugleich Aphrodite, seine Freyja nicht nur Göttin der schönen Jahreszeit, sondern auch der Schönheit überhaupt und der Liebe, der reinen sowohl, als der sinnlichen. Die Katze ist ihr wohl aus diesem Grunde zugeeignet; sie gilt für ein einschmeichelndes, zugleich liebegeiles Thier. Schmîchelkaz, Schmîchelkäzken (Schmeichelkatze, Schmeichelkätzchen) wird in bösem, wie in gutem Sinne gebraucht, doch öfter in gutem, besonders für einschmeichelnde, zutrauliche Kinder. Vielleicht ist auch die scherzhafte Schmeichelredensart: dat dêch de Kaze' maze sûlen (daß dich die Katzen doch küssen möchten) ebenfalls Kindern gegenüber gebraucht, von diesem Standpunkt aus zu erklären.

Wie für Wodan der Rabe, der Hahn für Thor, die Ziege für Loki, in der Märchen- und Sagenüberlieferung oft der Fuchs eintritt, so für Frea zuweilen die Katze. Unstreitig ist dies in dem Märchen vom Federkönig (Nr. 13 in Haltrichs Sammlung) der Fall. Hier wird erzählt von einem Jungen, der seinen Eltern während sie im Felde arbeiten, von einer wilden Katze geraubt und in einer Höhle auferzogen wird. Als er groß geworden, sagt sie zu ihm: Nun sollst du die Königstochter heirathen! Er ist nicht gegen solchen Plan und die Katze leiht Rath und Beistand. Sie geht in den Wald, bläßt in ein silbernes Pfeifchen, da kommen viele Vögel und wilde Thiere zusammen. Von jedem Vogel nimmt sie eine Feder und macht daraus dem Knaben ein Kleid. Den Thieren gebietet sie dem Jungen zu folgen, der sie vor den König führen und dort sagen soll: „Herr König! der Federkönig schickt euch dies Geschenk". Der König meint, der Federkönig müsse ein reicher Mann sein, und wünscht sich einen solchen Eidam für seine Tochter. Der Junge verheißt im Namen des Federkönigs, daß der Wunsch binnen drei Tagen werde erfüllt werden. Die Katze schafft ihm nun ein noch schöneres Federkleid, in welchem er als eigentlicher Federkönig die Braut sich vermählt. Der Schwiegervater ist aber neugierig des Eidams Land und Palast zu sehen. Auch hier weiß die Katze Rath;

doch sind ihre mannigfachen Listen hier nicht von Bedeutung. Sie tödtet zuletzt einen gewaltigen Zauberer, dessen Reichthümer sie dem Schützling schenkt, läßt sich dann den Kopf abschlagen und steht sogleich als wunderschöne Frau da u. s. w.

Einen Naturmythus vermag ich in dem Märchen nicht zu entdecken. Das aber in der Katze Frea steckt, die hier in der Gestalt ihres Leibthieres — wie sonst Odhin und Loki — den Schutz eines Helden übernommen hat, ist unzweifelhaft. Sie verwandelt sich zuletzt wieder in ihre eigene Gestalt, wird „wunderschöne Frau". Daß diese Frau zuletzt den alten König heirathet, wie das Märchen am Schluß berichtet, ist ein augenscheinlich verfehlter Zug. Des Herausgebers Anmerkung, daß in andern Relationen desselben Märchens an Stelle der Katze der Mann im grauen Mantel erscheint, ist ein neuer Fingerzeig dafür, daß man in der Katze nur Frejya erkennen müsse. In der Anschauung unsers Volkes war und blieb Wodan vor allen andern Göttern der Schutzgott, und so sehen wir auch in dem Märchen: die Hälfte von Allem, Thor als alte Steingaiß mit Wodan nach Verschiedenheit der Relationen im Patronat des Helden abwechseln. Wenn uns aber der Alte im Mantel unzweifelhaft als Wodan feststeht, so ist eben so unwidersprechlich, daß das, was an seine Stelle getreten, d. i. hier die Katze, ebenfalls eine Gottheit sein müsse. Jeder Zweifel muß scheiden, wenn man erwägt, daß die Katze als Gebieterin über die Thiere des Waldes insbesondere die Vögel erscheint und ihren Pflegling durch ein wunderbares Federkleid zum Federkönig macht. Das ist Freyjas berühmtes Federkleid, das ihr nach der Edda zusteht, das sie auch andern Asen, namentlich Loki zu leihen pflegt, wenn es der Götter Heil erfordert.[16]) Wir haben also in unserm Märchen der Göttin Katze und Federkleid und in beiden Freyja selbst, deren auch die Bekämpfung des furchtbaren Zauberers d. i. eines Riesen wohl würdig erscheint. Nicht durch bloßen Zufall werden wohl zwei Hauptattribute derselben Gottheit in demselben Märchen erhalten sein. In diesen zwei Attributen sind zugleich zwei verschiedene Seiten ihres umfassenden Wesens angedeutet. Ich werde darauf noch zurückkommen.

9.

Nicht nur als Liebesgöttin besitzt Frea die Katze. Das Attribut kommt ihr auch zu als Mondgöttin. Auch Bubastis, die ägyptische Diana hatte dies Attribut und auch zur Isis scheint die Katze in einiger Beziehung gewesen zu sein. Das nächtlich wandelnde Thier war immerhin

in solcher Symbolik verwendbar. Andere weisen auf die Fruchtbarkeit und leichte Geburt der Katzen hin und fassen sie als Symbol der Fruchtbarkeit. Das Wesen Freyjas widerstrebt auch solcher Auffassung nicht.[17]) Beide Deutungen werden vermittelt durch die Erwägung, daß Mondgöttinen mehrmals auch als geburtenfördernde erscheinen.

Daß Freyja Mondgöttin war, unterliegt keinem Zweifel. Als solche wurde sie schon in der „schönen Königstochter jenseits des Meeres mit den goldenen Zöpfen" erkannt. Als Mondgöttin besitzt sie, wie Freyr als Sonnengott auch einen goldenen Eber und es wurde an der betreffenden Stelle bemerkt, wie schwer es sei zu entscheiden, welchem der beiden Geschwister die um die Wintersonnenwende umgehenden, kinderbegabenden Schweine eigen. Ebenso zweifelhaft ist die Beziehung des dort angeführten Schweineorakels in der Sylvesternacht.

Alle Mondgöttinen pflegen zwei Seiten zu zeigen, wie der Mond entweder als leuchtender oder dunkler erscheint. Wie der Jahreswechsel seinen Ausdruck findet in Ostfahrten, Schlummer, Bergentrückung oder Tod und Wiedergeburt der Götter, Aufenthalt in der Ober= oder in der Unterwelt (Persephone), so erheischt auch der Mondwechsel seine Symbolik. War Freyja Diana, so wurde sie auch Hekate und trat dadurch wieder in Beziehung zu den dunkeln Erden= und Todesgottheiten, namentlich auch der naheverwandten Erdenmutter.

Alle Mondgöttinen sind zugleich Meeresgöttinen. So unsere „Königstochter mit den goldenen Zöpfen", welche in einem andern Märchen geradezu eine Meerjungfer vertrat. Also Freyja ist auch Meeresgöttin, in weiterer Folge auch Brunnengöttin; wie die Schwanjungfrauen, deren Haupt sie ist, wie die nahverwandte oder identische Holda. Und so ist es vielleicht ein Ausläufer ihres Cultus, wenn in Bulkesch — wie sonst am Johannistag zu geschehen pflegt — am ersten Mai die Feldbrunnen feierlich gereinigt werden.[18]) Die „Knechte", deren Hüte zu diesem Zweck von den „Mägden" in eigenthümlicher Weise geschmückt worden — farbige Bänder laufen strahlenförmig von der Kopfscheibe herab und endigen am Rand der breiten Krempe in doppelten Maschen, während oben im Mittelpunct aus buntesten Bändern eine künstliche Rose flattert, über welche der lebendige Blumenstrauß emporragt — ersehen sich die schönsten Pferde des Dorfgestüttes aus, schmücken deren Mähnen mit Tüchern und spannen sie — meist je sechs — an Wägen, die ebenfalls und zwar mit Weidenreisern geziert sind. Auf diesen fahren sie hinaus und suchen den vom Altknecht den einzelnen Gruppen übertragenen Feldbrunnen auf. Nachdem diese gereinigt und brauchbar hergestellt worden, versammelt man sich

an verabredetem Platz, schmaust und trinkt unter Begleitung von Musik. Spät abends kehrt man ins Dorf zurück. Die Mädchen harren der Heimkehrenden, die sich durch Peitschenknall von Weitem ankündigen. Mit leeren oder vollen Krügen eilen sie einzeln über die Gasse zum Brunnen, werden von den sechsspännigen Wägen eingeholt, von herabspringenden Burschen emporgehoben und im Triumpf durch die Gassen geführt, bis völlige Dunkelheit einbricht. Dann erfolgt wieder reichlicher Schmaus.

Das Fest erscheint wie alle ähnlichen schon abgeschwächt und läßt keine bestimmte Deutung zu; die eigenthümliche Zier der Hüte, die bestimmte Rolle der Mädchen, die sich gerade auf dem Weg zum Brunnen mit den Krügen in der Hand müssen erhaschen lassen, verdient genauere Untersuchung.

10.

Freyja ist wie alle germanischen Göttinen auch eine Herrin des Feld- und Haussegens. Zum Theil hängt das mit ihrer Eigenschaft als Mond- und Luftgöttin zusammen. Sie spendet Regen und schickt Hagel, sie bewirkt die Fruchtbarkeit, das Gedeihen des Viehes und schützt es vor dem Einfluß der Dämonen. Damit hängt mancherlei Aberglauben zusammen. Er knüpft sich meist an der Göttin geweihte Zeiten, Thiere, Pflanzen und andere Naturgegenstände. Im Vollmond darf man nicht Schweine schlachten, sonst bekommt der Speck Würmer; Gemüse, dessen übererdischer Theil benützt wird, setzt man im Vollmond. Wurzelgemüse im Neumond. Ebenso werden Blumen, damit sie schön und voll erblühen, im Vollmond gesetzt. In den „Zwölften" geht man nicht kauend über die Schwelle, sonst bekommt das Vieh Maden; dagegen drischt man gern während dieser Zeit, weil dann das Ungeziefer die Saat nicht frißt. An dem der Göttin geweihten Freitag erwartet man Aenderung des Wetters. Man spinnt an diesem Tage nicht, scheuert aber gern an demselben. An einem Freitag zwischen den Marientagen ist es gut Korn auszusäen. Am Freitag muß man Essig aufgießen. Am Rieselfreitag geht man nicht in den Weingarten. Wenn man im Frühling zum erstenmal das Vieh austreibt, oder zur Aussaat fährt, legt man Kehrruthe und Pflugschaar ins Thor und läßt Vieh und Wagen den Weg darüber hin nehmen. — Wenn die Katzen im Hause schön aussehen, bleibt auch das Vieh im Hofe schön. Wenn die Katze sich streckt, kommt ein Gast; wenn sie spielt, ändert sich das Wetter oder es wird kalt; wenn sie sich leckt, regnets; wenn sie am Tisch kratzt, wird trocknes Wetter. — Die Schwalben sind der Göttin

heilig als Frühlingsboten.[19]) Wenn man Schwalben vom Hausgesimse vertreibt, stechen sie die Kühe mit ihren spitzen Schwänzen und Flügeln. Wenn man Schwalbennester herunterschlägt, geben die Kühe blutige Milch und sterben die Schweine. Auch wenn eine Schwalbe unter dem Bauch der Kuh hinfliegt, gibt diese rothe Milch. Ueberhaupt bringen Schwalben dem Hause Glück, jede Beleidigung derselben Unglück. Als Frühlingsboten scheinen der Frühlingsgöttin der Marienkäfer (Härgodiszken), der Maikäfer (in einigen Ortschaften tipeszken), die Biene und die Dohle geheiligt. Sie werden in Kinderliedern abwechselnd angeredet und zum Theil unter Versprechung von Botenlohn auf Kundschaft geschickt — selbst in das Himmelreich.[20]) Die Biene fanden wir als Wegweiserin zum Rosenmädchen.

Unter den Pflanzen sind ihr Hirse und Bohnen als Feldfrüchte besonders geweiht. Man pflegt sie meistens am Freitag zu essen. Wenn man den Hirsetopf kratzt schneit es, wenn man den Bohnentopf kratzt, regnet es. Der Knoblauch wird ebenso wie Ofen- und Ackergeräthe gegen Hexen, Elbe, Dämonen verwendet. Gegen die Truden hängt man Knoblauch in den Stall. In der tauben Woche setzt man keinen Knoblauch, Knoblauch gibt man ebensowenig als Salz aus dem Haus, sonst entsteht Unglück. Gegen Pest und Hexen schmiert man den Leib mit Knoblauch. Salz scheint in vielfacher Beziehung zur Göttin der Liebe wie des Haussegens zu sein. Verliebte versalzen gern das Essen. Salz trägt man immer zuerst in eine neue „Herberge." Der Funken, der aus dem Ofen spritzt würde Händel geben, wenn er nicht sogleich mit Salz bestreut würde. Aber auch Salz verschütten bringt Zank. Nach Andern macht, wer auf den herausgesprungenen Funken Salz streut, daß jeder Eintretende dahin sehen muß. Auf neugeborene Kälber wird Salz gestreut, damit sie gedeihen. Ebenso streut man aber auch auf den Rücken des Gastes Salz, damit er beim Weggehen das Glück des Hauses nicht mit forttrage. Wenn die Milch beim Kochen überläuft, streut man Salz auf die nassen Kohlen, sonst springt das Euter der Kuh. Auch gegen Hexen wird Salz — auch Brod und Salz verwendet.

11.

Es fragt sich, in welchem Verhältniß steht die Göttin der Liebe und der Fruchtbarkeit zu Ehe und Ehesegen? Einem so wichtigen Acte, an welchem wir bereits Woden, die Erdenmutter und den Donnergott betheiligt sahen, kann sie nicht wohl fern bleiben. Der letzte Hochzeitstag,

der sogenannte „Ausschenk"[21]) fällt in den meisten Ortschaften auf den Freitag. An diesem Tage wird abends das sogenannte „Rockenlied" aufgeführt, ein dramatisches Spiel, das bereits seine Alterthümlichkeit stark verloren hat, aber noch immer die ehemalige Bestimmung errathen läßt.[22]) Die Gespielinen der jungen Frau, zumal wenn diese in ein anderes Dorf heiratet, bringen ihr einen Spinnrocken mit dickem „Hanfzocken", an dem Eierschalen und Blumen (so in Denndorf) oder Spindeln und Aepfel (Nadesch) hängen. Hiebei erscheinen oft viele Masken. Die Eltern der jungen Frau dürfen nicht dabei sein.[23]) In Seiburg nehmen sie einen jungen, ziemlich dicken Eichstamm mit einer Menge Werg, Hanf, Spindeln, hölzernen Löffeln, Kuchen, Nüssen. Im Hausflur singen sie das Rockenlied. Dieses beginnt:

„Mer wäle gôn,
mer wäle stôn,
mer wälen er janger Frå en rôken drôn.
Ai! wat drô mir är än't hausz?
Fil îr uch gläck:
Esi fil kîrekégder,
esi fil dier gâder zégden u. s. w.

hier folgt eine Reihe guter Wünsche, dann eine Reihe sittlicher Ermahnungen für Braut und Bräutigam. Mit den Worten des Schlusses:

Nid en! zebrêcht en!
känd er en nét zerbrêchen,
se stérft ij ir jang mân
äm alerîrste jôr,

die nicht mehr gesungen, sondern gesprochen werden, fassen alle im Zimmer Anwesenden den Spinnrocken und ziehen daran; jene im Vorzimmer leisten Widerstand, indem sie den Schluß fortwährend wiederholen. Endlich siegt die Partei im Zimmer, der Rocken wird hineingezogen und der junge Mann, seiner Angetrauten, wie es scheint, zu Hilfe eilend, zerbricht den Spinnrocken entweder über dem Knie, oder zerhaut ihn, wenn es sein muß, mit einem schon früher zur Hand gelegten Beil.[24]) Hierauf folgt wieder Gesang und Bewirthung ꝛc. An manchen Orten herrscht der Glaube: Kann die Braut den Rocken sogleich mit eigener Hand zerbrechen, so leben sie lange und glücklich zusammen, kann sie es nicht, so kommt es anders. In Halvelajen wird das Lied in anderer Weise eingeleitet. Hier treten die Sängerinen in das „Vorhaus", welches zugleich Küche ist, während im Zimmer die Gäste beim letzten Schmaus und eben beim Braten sitzen, und singen:

Gâden dâġ ir kächänne'! wâ gid ed êch?

Antwort: Wâ et Got gefälig äs äm hêmelrêch,

nun treten die Sängerinen ins Zimmer und fahren zur Braut gewendet fort:

Got grêsz dij înbroit! Got gesên der den däsch!
Got grêsz dij în ädel schîne!
Des broidem sêinj fräinjt sên ale guer fräsch,
der broid är fräinjt sên ale guer duit.
Sâ stîd än êner gruiszer nuit;
sâ stît wuil wâ e lainjdebûm,
dên sich der grainj lûv entrîre wûl;
sâ stît wuil wâ e lainjdenzwêch.
Nor Got wîl är hälfen äm hêmelrêch.

Nun folgt: Mer wäle gôn etc. ziemlich übereinstimmend mit der Seiburger Ueberlieferung.

Daß hier nicht einfach an ein Geschenk der Gespielinen zu denken sei, ist gewiß. Das Gaben ist bereits vorausgegangen. Wir haben vielmehr ein Seitenstück der „Hochzeitspredigt", des „Rößchentanzes" und anderer Darstellungen vor uns. Der Rocken weist auf eine Göttin — aber welche? Nur zwischen Frigg und Freyja kann man schwanken. Wie das Katzengespann, so nimmt Uhland in den Mythenforschungen auch Liebeserregung, Ehevermittelung und auch den Rocken für die erstere in Anspruch. Indessen kann bekanntlich der Spinnrocken fast keiner der germanischen Göttinen abgesprochen werden. Auch die andern Attribute konnte Uhland nicht überzeugend für Frigg, wenigstens nicht für Frigg allein nachweisen. Daß Frigg bei der Ehe nicht unbetheiligt bleiben konnte, ist ihrem Wesen nach unbezweifelbar und wäre sie nicht in der engern deutschen Ueberlieferung so sehr mit Freyja verschmolzen, wir müßten wohl Belege dafür finden. In unsern Quellen ist außer jener „Königstochter, die aus ihrem Schlosse Alles in der Welt sehen konnte" keine Spur von Frigg anzutreffen. Darum entscheide ich mich für Frea. Die Eierschalen, Aepfel, Nüsse, womit der Rocken an verschiedenen Orten behangen ist, stehen als Symbole des Lebens und der Fruchtbarkeit damit vollkommen in Einklang, und die Blumen, falls sie unausbleibliche Typen sind, weisen geradezu auf „Rosenmädchen-Frea." Bedauern muß man auch hier, daß Mätz nicht angegeben, ob, und welcherlei Typen unter den „vielen Masken" aufzutreten pflegen. Das würde dem Versuch der Erklärung mehr Aussicht auf Erfolg eröffnen.

Am Morgen desselben „Ausschenktages“ gehen die Brautknechte und Brautmägde in aller Frühe nach der Wohnung des jungen Ehepaares, wecken dasselbe auf und reichen ihnen einen „Hanklich“ (oder Klotsch), in der Kuh- oder Schweinshaare, Federn und Eierschalen eingebacken sind. Beide müssen wenigstens beißen von dem Gebäck, sonst haben sie hernach in ihrem wirthschaftlichen Leben mit Horn-, Borsten- und Federvieh kein Glück. In Kaisd geschieht diese Ceremonie bei Gelegenheit der Morgengabe. In demselben Sinne müssen anderwärts die jungen Eheleute eine sogenannte „Heusuppe“ — über Heublumen wird heißes Wasser gegossen und sodann abgeseiht — miteinander essen, sonst gedeiht das Vieh nicht.[25])

Ich weiß nicht, ob es eine christliche Scheu ist, die das Heiraten zwischen Ostern und Pfingsten verbietet; mir fällt dabei auf, daß gerade in dieselbe Zeit Feste unserer Frea fallen.

12.

Ich habe nicht erfahren, daß Frea durch Frau Venus, Dianna, Abundia, Herodias und ähnliche Wesen in der Ueberlieferung unseres Volkes vertreten würde; durch Maria scheint sie mir einigemal in Heils- und Segensformeln abgelöst. In meiner Sammlung siebenb. sächs. Volksdichtungen erscheint Maria vorragend in 9 dieser Formeln, nämlich in Nro. 117 einem Bienensegen, Nro. 138 und 139 gegen „Berufen“, Nro. 157 bis 160 gegen Brand und Nro. 172 und 173 gegen Gelbsucht und Kopfschmerzen. Bedeutsam erscheint mir der Bienensegen:

Maria stand auf eim sehr hohen berg,
sie sach ein svarm bienen kommen phliegen;
sie hub auf ihre gebenedeyte hand,
sie verbot ihn da zuhant
versprach ihm alle hîlen
und die beim verslossen etc.[26])

dann die Anfänge der Brandsegen: „Maria ging durch einen grünen Wald, sie fand einen killenden (glimmigen, rauchenden, brennenden) Brand; sie hub ihn auf mit ihrer königlichen Hand — mit ihrer schneeweiszer Hand u. s. w. Berg und Wald, die verbotenen Höhlen und verschlossenen Bäume, auch die schneeweiße, königliche Hand, haben, dünkt mich, noch heidnischen Duft. Vielleicht ist auch nicht zu übersehen, daß sich so viele Wetterregeln an die Marientage knüpfen.

13.

Noch ist eine Seite Freyjas zu erörtern, die wesentlich neu den bisher behandelten gegenübersteht, nämlich Freyja als Eris und Bellona. Dies hängt mit ihrer Eigenschaft als Luftgöttin zusammen. Als solche besitzt sie ein Federkleid, Falkenkleid, Schwankleid, das in dem Märchen von dem Federkönig auch für uns erhalten erschien. Sie ist damit die Führerin der Schwanjungfrauen. Schwanjungfrauen sind aber Walkyren und Freyja, Odhins Schildmädchen, ihre Führerin. Auf Wolkenpferden reitet sie an ihrer Spitze durch die Luft dahin — Regen und Hagelschauer rauschen unter ihren Rossen hernieder — zur Schlacht, schürt den Kampf, ermuthigt die Helden, verleiht wie Odhin Sieg und führt die Toderlesenen nach Walhalla. So wird sie zugleich zur Todesgöttin und berührt sich wieder mit Hel, noch mehr aber mit Odhin.[27]) Ihre Luftfahrten als Wetterbringerin und als Walkyrenführerin haben sie später an die Spitze des wilden Heeres gestellt, wodurch sie sich wieder mit Odhin-Wuotan berührt, zugleich zur Jägerin und endlich zur Hexenführerin wird.

Unsere Quellen lassen uns auch nach dieser Richtung ziemlich im Stiche. Walkyren- und Schwanenfrauennatur treffen wir allerdings mehrmals in unsern Märchen. Wir fanden sie in der „Königstochter auf der Flammenburg“ und in der Schwanfrau. In Haltrichs Märchen Nro. 39, die Geschenke der Schönen überschrieben, ist „Schönen“ nom. propr. Im See badend, besprengen diese Schönen das Mädchen, das von der tückischen Stiefmutter absichtlich mit den Krügen hingeschickt worden, mit Wasser und beschenken es mit den bekannten Schönheitsgaben. Später erscheinen sie ihm in höchster Noth in Schwanengestalt zur Rettung. Der Ausdruck: „e't schwunt mer“ (es schwant mir) lebt noch, obwohl selten, in der Bedeutung: es ahnt mir. Er bezieht sich bekanntlich auf die Weissagekraft der Schwanfrauen. Der Ritt durch die Luft ist in unserer Ueberlieferung auf Hexen, Regen- und Hagelschauer auf Hexen und Wettermacherinen übergegangen; es sei denn, daß man noch einen Rest des Wolkenritts in dem Anfang einer Heilsformel finden wollte:

Die hohen Wolken, die gegeneinander stritten,
Die liebe Heilige kamen geritten.

Hexen sind uns vielfach an die Stelle der Walkyren und des wilden Heeres getreten. In Hexenprocessen kommt das Bekenntniß, daß sie einen Führer (Woden) oder eine Führerin (Frea) haben, mehrmals vor. Aus solchem Verhältniß zu Woden und Frea erklärt sichs, daß nach dem

Volksglauben die Hexenfahrten auf Mittwoch und Freitag fallen und zwar vorzüglich in die Frühlingszeit.

Freas vielseitiges Wesen ist in unsern Quellen lange nicht vollständig erhalten — sie erscheint darin hauptsächlich als Frühlingsgöttin.[28])

X.

Ostara.

1.

Daß unsere Vorfahren eine Göttin Ostora — sächs. Ůszter, Jûszter[1]) gehabt haben, ist sicher zu vermuthen. Wenn Ostara eine Göttin des strahlenden Morgens oder des wiederaufsteigenden Lichtes, also auch des sich erneuernden Lebens und Wachsens war,[2]) so hat sie ohne Zweifel nahe Verwandtschaft mit Freyja, Idhuna und ähnlichen Wesen[3]) und könnte allerdings einem und dem andern Stamm neben jenen fehlen, wie sie denn den nordischen Mythenquellen unbekannt ist. Daß sie unsern Vorfahren bekannt gewesen, macht nur die reiche Fülle von Osterfestlichkeiten, namentlich Eierspielen und Hahnenschlag wahrscheinlich, die zweifellos dem Heidenthum angehören[4]) und sich nur später auch christlicher Symbolik gefügt haben.[5]) Hahnenschlag und Hahnabreiten, in Deutschland zu andern Zeiten gebräuchlicher, gehört bei uns vorwiegend zu den Ostergebräuchen. Nach meinem Dafürhalten ist überall, wo sie vorkommen, an einstiges Hahnenopfer zu denken. Der Hahn war unsern Vorfahren ein vorzügliches Opferthier und für die Göttin des Morgens vor jedem andern passend. Es mußte wie Woden ein rother, Häl ein schwarzer, so der Ostara ein goldgelber oder weißer Hahn zustehen. Das bestätigen die Volksgebräuche. Das bis zum Jahre 1719 in Kronstadt üblich gewesene Hahnenschießen, daß jährlich am Ostermondtag als Schulfest gefeiert wurde — wie im 17. Cap. zum Woden beschrieben ist — erforderte ausdrücklich einen weißen Hahn, dem Kamm und Sporn vergoldet wurde, wie es dem Opferthier geziemt. Daß dieser Hahn auf einem Tännchen getragen wurde, welches mit Birnen und Aepfeln behangen war, deutet eben auch auf Ostara; Aepfel sind Symbol des keimenden Lebens, der Verjüngung, wie die später zu erwägenden Eier.[6]) In Zuckmantel werden am zweiten Ostertag von

der Bruderschaft zwei Hähne auf „Sandesfeld" mit Pfeil und Bogen geschossen. Wer den Hahn tödtlich trifft, muß ihn zurecht richten lassen und soviel dazu geben, daß die ganze Bruderschaft davon genug zu essen hat. Bemerkenswerth sind hier die zwei Hähne, das „Sandesfeld" und der „Pfeilschuß"; die zwei Hähne, weil sie auf zwei verehrte Gottheiten deuten,[7]) das „Sandesfeld" weil es auf eine Opferstätte deutet, der Pfeilschuß, weil er das Alter der treubewahrten Sitte bezeugt. — In Agnethlen ist Hahnenschlag und Hahnenschießen am zweiten und dritten Ostertag üblich, sonst fast durchgängig nur am zweiten. Wohl in keiner sächsischen Ortschaft Siebenbürgens fehlt es. Aus dem Kronstädter District haben wir Zeugnisse dafür schon vom Anfang des vorigen Jahrhunderts. Dort galt damals vorzüglich der Hahnenschlag. Der Hahn wurde dabei an einen in die Erde gerammten Pfahl gefesselt, dem schlagenden Burschen die Augen verbunden. Ueberall schließt das Fest mit einem Schmaus.

An mehreren Orten ist neben oder statt des Hahnenschlagens und Hahnenschießens, das Hahnabreiten — das auch auf Hochzeiten, am Aschermittwoch und in der Ernte vorkommt und dann andere Gottheiten, namentlich Woden gilt — als Osterspiel im Gebrauch. Am lebendigsten finde ichs aus Nadesch geschildert. Man band hier — denn der Brauch soll bereits abgekommen sein — einen Hahn mitten an ein Seil, dessen Enden von einer Seite der Gasse bis zur andern reichten. Zwei gewandte Männer faßten von beiden Seiten das Seil und hoben den Hahn so hoch, daß man darunter gerade durchreiten konnte. Am Ende der Gasse stellten sich die Reiter auf, jagten einer nach dem andern unter dem Seil durch im gestreckten Galopp und suchten dabei den Hahn mit der einen Hand zu erhaschen. Die ihn aber hielten, waren rasch, schnellten ihn, wenn der Reiter eben die Hand ausstreckte und ihn zu fassen wähnte, hoch empor und der Getäuschte flog unter dem flatternden Thier unten weg und wurde von den Zuschauern ausgelacht. Desto geehrter war, wer sich doch noch gewandter zeigte, als die den Hahn hielten und ihn erfaßte. Zu Nadesch pflegte man auch um den Hahn zu laufen und mit Bolzen darauf zu schießen; nur der Schullehrer und seine Gehilfen hatten das — gewiß spät aufgekommene — Vorrecht mit Büchsen zu schießen. Statt des Hahnenschlagens ist an manchen Orten das Eierschlagen, vornehmlich für Kinder gleichbedeutige Sitte.[8])

2.

Nicht minder verbreitet sind die mannigfaltigen Eierspiele, wozu meist rothgefärbte Ostereier gebraucht werden; es ist wohl später aufgekommen, daß auch andere Farben und selbst bunte Malerei, freilich fast nur in Städten, beliebt wurden.[9]) In Schorsch und Neudorf schmücken die Burschen am Palmsonntag die Giebelfenster der Mädchen mit Weiden- und Tannenzweigen und werden dafür von diesen am Ostertag mit Eiern beschenkt. In Kronstadt war es nach J. Teutsch vor 1740 Brauch, daß die Kinder Eier „maindeln" d. i. von den Leuten zum Geschenk ausbitten gingen[10]) unter Hersagen folgender Reime:

„Maindel, maindel Oi!
huod er fil, giet mer zwê,
huod er netj fil, su giet nor înt,
huod er awer nichent,
se giet fum bâchen,
dat et sôl krôchen,
huod er awer uch diesz näszt,
se giet mer en kläpel af de räk,
dad ich zer dir ousze' stâk!"

Welche nun hatten, gaben Eier oder sonst Etwas; Manche trieben die Kinder scherzend zur Thür hinaus. Die Sitte hörte bereits zu Teutsch's Zeiten auf. An manchen Orten theilt der Pfarrer am Charfreitag das sogenannte „Himmelbrot" an die Kinder aus und bekommt dafür am Ostertag Eier zum Geschenk. Ueberall ist es Brauch, daß die Kinder in dieser Zeit gefärbte Eier gegeneinanderstoßen; wessen Ei dabei unversehrt bleibt, gewinnt das Ei des Gegners. — Pathen pflegen ihre kleinen Täuflinge am Ostertag mit Eiern zu beschenken.

Den Eierlauf oder das Eierauflesen führt Schuller aus Neppendorf an: Dort werden hundert Eier in gewissen Zwischenräumen in das Gras auf einer Wiese gelegt. Die Aufgabe ist in der Zeit, in welcher Einer der wettenden Burschen oder jungen Männer zur nahen Stadt nach Wein eilt, die Eier aufzulesen, ohne eines zu zerbrechen. Wer mit seiner Aufgabe später fertig wird, muß zur Strafe einen Eimer Wein zahlen. Seither ist diese Sitte auch aus andern Orten bekannt geworden. In Pruden müssen die Eier aufgelesen werden, bis Einer einen früher bezeichneten Pfahl aus dem Weinberg holt; in Johannisdorf, bis der Gegner einmal um das Dorf läuft.

Am ausführlichsten ist uns der Eierlauf aus Halvelajen beschrieben

worden. Nachdem sich hier zwei Burschen als Wettläufer bei dem Altknecht gemeldet und die beiden „Irtenknechte" am ersten Ostertage von Haus zu Haus gehend an 200 Eier für diesen Zweck eingesammelt haben, tritt die Bruderschaft am zweiten Ostertag zusammen, um über die Anzahl der aufzuklaubenden Eier zu berathen — gewöhnlich werden 150 bestimmt — und über die Buße der unterliegenden Partei, die gewöhnlich in einem Eimer Wein besteht. Man bricht dann auf und begibt sich auf einen bestimmten Anger, wo schon die Zuschauer warten. Die Irtenknechte legen die Eier nach Angabe des in gerader Richtung gemessen fortschreitenden Altknechtes in gewissen Entfernungen auf den Boden. Ihnen folgt der Jungaltknecht mit den Jüngsten der Brüderschaft, deren Jeder je 10 Eier zu tragen hat. Die beiden Läufer erscheinen in leinenem Anzuge, barfuß, Leib, Arme und Beine mit Tüchern von verschiedener Farbe umwickelt, auf dem Kopf eine rothe Mütze, im Munde tragen sie ein fast fingerdickes Stäbchen, angeblich um das Athemholen zu erleichtern. Die Aufgabe besteht für den Einen darin, alle auf der Wiese hingelegten Eier einzeln der Reihe nach aufzuheben und an den Anfangspunct der Reihe zusammenzutragen; der Andere hat in derselben Zeit aus den mindestens eine gute Viertelstunde entfernten Lassler Weingärten einen Tags vorher bezeichneten Rebenpfahl zu holen. Welcher von Beiden die eine oder die andere Aufgabe bestehen soll, darüber haben sie sich bereits früher geeinigt oder das Loos entscheiden lassen. Auf ein Zeichen des Altknechtes reichen sie sich jetzt brüderlich die Hände und der Lauf beginnt mit Aufmunterung und Glückwunsch für beide Läufer. An dem einen Ende der Eierreihe stehen vier Bursche mit einem großen Tuch, worin sie die Eier auffangen, die der Läufer ihnen aus einer Entfernung von 10 bis 15 Schritten einzeln zuwerfen darf. Einigemal darf er auch je zwei Eier zugleich bringen — wobei er jedoch Eines im Munde tragen muß — wie oft, ist bei der Wette festgesetzt worden, desgleichen, wie viele Eier er ohne Ersatz zerbrechen darf. Kommt der Läufer mit dem Weinstecken früher, als der andere mit seiner Aufgabe fertig geworden, an, so sind alle Eier, die er noch auflesen hilft, sein eigen und werden dem Gegner von der für das Laufen bewilligten Anzahl abgezogen. Das ganze Fest wird von der Bruderschaft mit einem großartigen Eierschmauß beschlossen. — Hier sehen wir ein guterhaltenes, schönes Volksfest, an dem noch der ganze Ernst einer althergebrachten gesetzmäßigen Feierlichkeit haftet. Das läßt sich schon aus der förmlichen Genauigkeit erkennen, mit der hier wie bei alten Rechtsbräuchen vorgegangen wird. Die bunten Tücher und mehr noch die

rothe Mütze auf dem Kopf der Läufer, übereinstimmend mit den rothen Eiern gehören wohl zu einer auf die strahlende Göttin bezüglichen Symbolik. Von der symbolischen Bedeutung des Eies ist schon mehrmals gesprochen.[11]) Vielleicht hatte auch die Anzahl der Eier ursprünglich eine kalendarische Bedeutung.

3.

Mit Eiern steht überall auch das „Begießen" in unmittelbarer Verbindung. Die Sitte ist allgemein, daß Mädchen und Frauen von Knaben, Jünglingen, Männern am zweiten Ostertag begossen werden. Dafür erhalten die Begießenden gefärbte Eier. In Agnethlen, Denndorf und sonst heißt es, man müsse am Ostertag die Frauen begießen, sonst wachse der Flachs nicht. Nur in Städten bedient man sich zum Begießen wohlriechender Wasser. So scheint es auch spätere Galanterie, daß am dritten Ostertage die Mädchen und Frauen Knaben und Männer begießen. Das „Osterbaden" beschreibt Josef Teutsch a. a. O. so: „Wenn der Ostermondtag angebrochen, gingen die Gesellen an die Fenster der Häuser, wo sich Jungfrauen befanden und forderten sie zum Baden heraus, da sich denn diese mit Etwas lösen mußten. Nachgehends ist es nur bei Knechten und Mägden üblich gewesen, welche die Mägde auf den Gassen ergreifen und weil sie sich nicht mit Eiern lösen konnten, mit Wasser bespritzten." Der Brauch hörte aus Sanitätsrücksichten zu Teutschs Zeit (1740) auf. Das „Lösen" erscheint mir als spätere Abweichung und hervorgegangen aus dem ursprünglichen Eiergeschenk, das für das vollzogene Begießen gegeben werden mußte.[12])

Der Glaube an die Heilkraft des Osterwassers besteht nur hie und da. Von Osterfeuern ist mir Nichts bekannt geworden. Hie und da soll man am zweiten Ostertag wie sonst am Johannistag um das Rad tanzen. Auch werden, wie sonst am Christtag und Pfingsttag, an einigen Orten während des Mittagläutens die Obstbäume mit Stroh umwunden. In Schweischer begeben sich, wenn der Himmel heiter ist, Manche bei Sonnenaufgang auf einen nahen Berg, um das Osterlamm in der Sonne spielen und springen zu sehen. Dasselbe geschieht in Nadesch, Neudorf und sonst. In Großpold geht die Jugend singend um die Kirche herum.

Die am Ostertage aufgeführten Osterspiele werden in Siebenbürgen vertreten durch das sogenannte „Königslied", dessen schon an anderm Orte gedacht wurde. So in Marpod, Pruden, Zuckmantel, Nadesch. Sie sind, wie die in manchen Gegenden Deutschlands üblich gewesenen Ostermärchen an die Stelle altheidnischer, dramatischer Vorstellungen getreten.

So erschiene Ostara auch nach unsern Quellen als Göttin des erwachenden Lebens und der strahlenden Morgenfrühe. Darauf deuten Aepfel, Eier und das Begießen mit dem belebenden Wasser,[13]) darauf deutet der Morgenverkünder, der ihr heilige Hahn und seine, wenigstens einmal bezeugte, helle Farbe und die Farbe der Eier. Sie wird auch mancherlei Gaben gespendet haben; wir fanden eine Andeutung, daß sie mit dem Gedeihen des Flachses in Verbindung gebracht worden.[14]) Die heiterste und mannigfaltigste Festfeier war ihr gewidmet.

(Schluß folgt.)

im X. Bd. S. 65–155



Anmerkungen.

IV.

Der Schwertgott.

¹) Als Heru ist er der Cherusker, als Sahsnot der Sachsen (worin jene mit aufgehen) eigentlicher Nationalgott.

²) Siehe darüber meine siebenb. sächs. Volksdichtungen S. 514. Auch in den Wappen anderer sächsischen Städte in Siebenbürgen kehrt das Schwert als bedeutsamer Bestandtheil wieder.

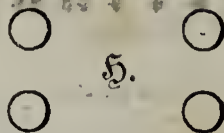
³) Die älteren Nachrichten über den Schwerttanz unter den Sachsen sind meist sehr dürftig. Nach Teutsch Nachrichten von den in Kronstadt abgekommenen Gebräuchen (Bl. f. G. G. u. V. S. 86. Jahrg. 1839) wurde der Schwerttanz bis zum Jahre 1700 alljährlich von den Kürschnern in Kronstadt im Fasching — wahrscheinlich bei den großen Kürschnerbällen — aufgeführt.

Ueber den Schwerttanz, wie er bis in die neueste Zeit herein zu den Feierlichkeiten bei der Installation der sächsischen Nationsgrafen gehörte, verdanke ich der Güte des Professors Bell in Hermannstadt folgende, den Mittheilungen zweier wiederholt bei dem Tanze betheiligt gewesener Kürschnermeister, entnommene Schilderung:

„Der Schwerttanz wird von 13 Tänzern ausgeführt, deren einer indessen nicht unmittelbar am Tanze betheiligt, als sogenannter Hanswurst bemüht ist, die Zuschauer namentlich durch parodirende Nachahmung der eigentlichen Tänzer zu belustigen. Die Kleidung der Tänzer ist folgende: Halbstiefel mit Goldfransen, woran kleine Glöckchen hangen, enge weiße Beinkleider, darüber schwarzsammtene, mit Gold verputzte, bis zur Hälfte der Schenkel reichende Pluderhosen, schwarzsammtener, enganschließender Rock mit schmalem Gürtel um die Lenden, blauseidener Schärpe um die Brust, weißem Halskragen, blausammtnem Barett mit weißer Feder auf dem Haupt. Der zwölfte Tänzer ist reicher als die andern eilf mit Glöckchen behangen. Der Hanswurst hat die gewöhnliche buntscheckige Harlekinkleidung. Alle Tänzer tragen scharfe Schwerter in der Hand — der Hanswurst dafür die unvermeidliche Peitsche. Die Figuren des Tanzes sind:

1. Alle Tänzer schreiten reihenweise nach dem Tact der Musik einmal in der Runde herum, jeder auf der Spitze des Schwertes ein Kränzchen von lebenden Blumen tragend, stellen sich sodann in einer Linie auf und neigen ihre Schwerter.

2. Das „Kappel machen". Die Tänzer folgen einander reihweis tanzend. Plötzlich fallen die drei ersten ab, tanzen in einem kleinen Kreise herum, während die andern an ihnen vorübertanzen; dann bilden die drei nächstfolgenden einen gleichen Kreis und das setzt sich so fort, bis 4 kleine Kreise zu je 3 Tänzern gebildet sind; den Anschein der Kreisform bringt dabei vorzüglich die schnelle Bewegung der Tänzer hervor. Die 4 Kreise gruppiren sich um den in der Mitte stehenden Harlekin so:



3. Der „Natterngang", bestehend in schlangenförmigen Windungen, wornach die Tänzer an die betreffende Person, der zu Ehren der Tanz aufgeführt wird, die Kränze abzugeben pflegen.

4. Das Stadtwappen (von Hermannstadt). Je zwei Tänzer bilden durch Uebereinanderlegen der Schwerter etwa in der Höhe des Kniees das Hermannstädter Stadtwappen, tanzen, die Schwerter in dieser Lage haltend, fort und erheben dann plötzlich alle das Wappen über ihre Köpfe. ⚔

5. Einer des andern Schwert an der Spitze fassend, tanzen die Tänzer in 6 Paaren hinter einander her.

6. Das doppelte Stadtwappen tanzend gebildet durch Kreuzung von je 4 Schwertern.

7. Fußabschneiden und Aufschlagen. Während des Tanzes wendet der erste Tänzer sich plötzlich um und tanzt den Uebrigen mit gegen den Fußboden gehaltenem Schwert entgegen. Vor jedem Tänzer schlägt er mit dem Schwert auf den Fußboden auf, während dieser darüber springen und sich sodann sogleich umwenden und dem Vortänzer folgen muß, so daß der letzte Tänzer über 11 Schwerter nacheinander zu springen hat (diese schöne Figur wird oft wiederholt).

8. Die doppelte Brücke, gebildet durch Kreuzung aller Schwerter.

9. Wiederholung der siebenten Figur.

10. Das Radschlagen, gebildet durch eine schnelle, kreisförmige Bewegung zu gleicher Zeit von allen Tänzern ausgeführt.

11. Wiederholung der siebenten Figur.

12. Der letzte Tänzer gibt sein Schwert während eines Rundtanzes ab.

13. Dem letzten Tänzer werden die Schwerter rings um den Hals gelegt.

14. Wiederholung der siebenten Figur.

15. Der Stern. Die Schwerter werden in Form eines Sternes gekreuzt, der Hannswurst kriecht unter den Stern und verleiht ihm durch seinen Rücken eine Stütze, der zwölfte Tänzer springt auf den Stern und hält eine Rede. Nach gehaltener Rede wird der Stern aufgelöst, in der Runde herumgetanzt und dann folgt

16. Das doppelte Radschlagen. Je zwei neben einander hinschwebende Tänzer machen mit dem Schwert eine Radbewegung, so daß es für den

Zuschauer den Eindruck macht, als befänden sich zwei Räder an einer Achse in Bewegung.

17. Fuß- und Kopfabschneiden. Die beiden vorderen Tänzer fassen gegenseitig ihre Schwerter bei der Spitze, halten eines nach unten in der Nähe der Füße, das andere nach oben in der Nähe des Halses, wenden sich nun um und tanzen gegen die andern, die alle zwischen den beiden Schwertern hindurchspringen müssen.

18. Durch die Mitte gehen. Die Tänzer stellen sich zu je 6 gegenüber auf und tanzen dann nach der entgegengesetzten Seite (mit vorgehaltenen Schwertern?) zwischen einander durch.

19. Wiederholung der siebenten Figur.

20. Die Tänzer stellen sich paarweise gegenüber (je 6 auf jeder Seite) und wetzen ihre Schwerter.

21. Zum Schluß tanzen alle noch einmal in der Runde herum und neigen beim Abgehen ihre Schwerter."

So weit der Bericht des Herrn Professors Bell. Schade, daß die typische Rede zu diesem Tanz (in Fig. 15) ganz vergessen ist. Jetzt beziehen sich die gesprochenen Worte jedesmal auf die Veranlassung. Das ist einst wohl immer eine Cultusfeier gewesen. Die Zwölfzahl der Tänzer, die einzelnen Figuren (Stern, Kreise, Rad) haben unfehlbar natursymbolische Bedeutung und scheinen auf einen Sonnengott zu deuten. Noch unzweifelhafter ist dies bei einem andern, am sogenannten „bênengôwend" in Schäßburg aufgeführten Schwerttanz, den ich deshalb bei Frô besprechen will.

[4]) Die Aufführung durch Schäfer weist unstreitig auf den Sonnengott Frô. Messerer und Schwertfeger würden unzweifelhaft mit dem eigentlichen Schwert- und Kriegsgott in Beziehung zu bringen sein.

V.

H o l.

[1]) Eine vollständige Sammlung unserer Riednamen müßte dergleichen Ueberlieferungen sicher stellen.

[2]) Zunächst will „braueſrå" nichts anderes bedeuten als Brunnenfrau; es könnte aber auch eine Brunnenfreyja darinnen versteckt sein.

[3]) Lachm. Nibel. Str. 928:

„Erblichen was sîn varwe ern mohte niht gestên.
sînes lîbes sterke muoste gar zergên,
wand er des tôdes zeichen in liehter varwe truoc."

[4]) Die Armuth unserer Sage an weißen Frauen erklärt Müller in der Anmerkung zu seinen siebenb. Sagen S. 353. So selten sie erscheinen, so ungewiß ist es auch, ob sie gerade auf Holda zurückzuführen seien.

VI.

Der Donnergott.

[1]) Mit Absicht vergleiche ich Torrembrich (Thorenburg, Thorda) nicht trotz des gothländischen Thorsborg, da der Gott in unserer Sprache niemals Thor geheißen haben kann. Das dunkle Dunesdorf wäre eher zu erwägen, obwohl auch Duner mit der Bedeutung Donner keiner unserer Mundarten bekannt ist.

[2]) Allerdings läßt sich auch der hinkende Hephoistos vergleichen und das dreibeinige Pferd der Häl.

[3]) Daß die Ziege den walachischen Namen kapra führt, deutet noch nicht auf eine Entlehnung des Spieles, daß den Walachen und ihrer Sprache besonders in Spielen und andern Unterhaltungen der Sachsen gern eine Rolle ertheilt zu werden pflegt, zeigt aber auch der Rößchentanz und manche unserer Volkslieder.

[4]) Ob in diesen Spielen, die nach Einführung des Christenthums entstanden zu sein scheinen, allegorisch der Sturz des heidnischen Donnerkultus angedeutet worden, bleibt für meine Untersuchung ohne Belang.

[5]) Schon früher in dem Schäßburger Gymnasialprogramm pro 1859/60 hatte Joh. Maetz in dem Aufsatz: die siebenb. sächsische Bauernhochzeit S. 85 über „die Rößchen", wie sie in Schaas aufgeführt werden, berichtet.

[6]) Nach Simrocks Uebersetzung der Snorr. Edda.

[7]) Daß selbst in der Zeit des Heidenthums die Göttersage oft humoristisch behandelt wurde, zeigt namentlich Harbardhsliodh.

[8]) Zumal Cantoren und Ihresgleichen, die ohnehin die geistigen Träger mancher alten Volkssitten geworden sind.

[9]) Lünnigs Edda Hymiskvidha:

37. Forudh lengi	38. En êr heyert hafidh —
âdhr liggja nam	hverr konn um that
hafr Hlôrridha	godhmâlugra
hâlfdondhr fyrir,	görr at skilja —
var skirr skökuls	hverr af hraunbûa
skakkr â banni,	hann laun um fêkk,
en thiv inn laevisi	er hann baedhi galt
Loki um olli	börn sin fyrir.

Lüning ist übrigens der Ansicht, daß diese beiden Strophen ursprünglich einem andern Gedichte angehört haben mußten. Für die gegenwärtige Untersuchung ist das ohne Belang.

[10]) Die Sage stammt aus Bulkesch und erzählt. Zwei Burschen liebten ein Mädchen und fanden beide eine gewisse Erwiderung. Als nun der eine in die Stadt wollte, sagte er bei dem herzlichen Abschied: „Es wird wohl das letztemal sein; bis ich wiederkehre, hast du dich dem andern versprochen." Das Mädchen verschwor sich, es werde nicht sein, sonst solle sie das Donnerwetter erschlagen. Sie hielt aber nicht Treue und gab dem andern, auch den Eltern genehmern Freier das Jawort im Herbst. Die Hochzeit wurde gefeiert. Im Frühling wurde die junge Frau zur Zeit des Brechens im Weingarten von einem schweren Wetter überrascht. Sie eilt heimwärts, sucht Zuflucht unter einem Baum und wird hier von einem Blitzstrahl getroffen. — Vergl. die Anm. Müllers zu dieser und

den vorausgehenden Sagen S. 385! — Die Beziehung zum alten Donnergott ist übrigens in der Sage nicht unzweifelhaft.

[11]) So wirft er auch ein erläuterndes Licht auf die bei Frea zu erwägenden „Rokkenlieder", die hinwiederum auch ihm mit zur Stütze dienen.

[12]) Selbst die Derbheit, die in diesen Märchen herrscht, ist den Thormythen eben auch nicht fremd und reizt mit zur Vergleichung.

[13]) Die dabei vorkommenden Wettkämpfe: Kegelschieben, Steinschleudern erinnern deutlich auch an den Donnerer. Wenn dagegen die Riesen den Schneider im Schlaf mit Eisenkeulen erschlagen wollen, aber nur die an seine Stelle gelegte Strohpuppe treffen, so ist umgekehrt das Schneiderlein an die Stelle Utgardhlokis getreten, während die Riesen die Rolle des gefoppten Thor übernehmen. Und wie dort der Riese scheinbar aus dem Schlafe erwachend sagt, eine Eichel oder eines Vogels Mist möge ihm auf den Kopf gefallen sein, so sagt das Schneiderlein am Morgen den erstaunten Riesen, es habe ihn in vergangener Nacht Etwas an der Nase gekitzelt.

[14]) Vergleiche Müllers Sage S. 378 in der Anmerkung zu 126, wo auch Belege für Donars rothen Mantel angezogen sind. In all diesen Mantelsagen konnten Mythen verschiedener Wesen leicht in einander schmelzen und namentlich lag es nahe den vorzugsweise bemantelten Woden hereinzuziehen.

[15]) Doch ist die Peter-Paulsfeier überall nur an die Stelle der Johannisfeier getreten, die entschieden einer Sonnengottheit gilt und bei Frô zu verwerthen ist. Auch den Walachen wird der Donnergott zum Theil durch Petrus vertreten, von dem sie viele Legenden erzählen, weit öfter jedoch durch Elias, wie auch bei Slaven und andern östlichen Nationen der Fall. Namentlich stehen die zahlreichen Teufelskämpfe des Elias den Riesenkämpfen Thors parallel. Müller hat in seinen siebenb. Sagen einige derselben mitgetheilt; sie stammen fast alle nur aus einer Gegend und ließen sich aus andern leicht vermehren. Am Donnerstag arbeiten die Bewohner einiger Dörfer nicht gern im Felde; sie fürchten Hagel oder ein anderes Unheil. Noch mehr achten sie den Eliastag. An diesem Festtage erwarten die Walachen mit Bestimmtheit ein Ungewitter. Ganz alterthümlich klingt folgende hieher einschlägige Erzählung: Ein Edelmann, welcher seine Frohnbauern, ungeachtet man ihn gewarnt hatte, am Eliastage Heu zusammenschobern ließ, büßte seinen Frevel. Gegen Abend kam ein Sturmwind und trieb die bereiteten Heuschober in die nahe Kockel. Nur einige, noch am vorausgegangenen Tage aufgehäufte blieben stehen. Denn als der Sturm auch diese forttreiben wollte, rief ein Bauer: „Elias! Elias! was machst du? die sind ja von gestern!" worauf der Sturm sogleich nachließ. Das ist ganz in der Weise des heftigen aber auch naiven und ehrlichen Thor.

[16]) Worauf gründet der „Schâser mät der gisz?".

VII.

Balder.

[1]) Siehe meine siebenb. sächs. Volksdichtungen Buch IV Nro. 196, 197, 198 und die Anm. dazu S. 493 ff. der hier Manches wörtlich entnommen ist.

[2]) Ueber die Veranlassung solcher Veränderungen habe ich mich in den Anmerkungen zu den siebenb. sächs. Volksdichtungen S. 479 ff. u. a. a. O. ausgesprochen.

[3]) Gegen die Annahme, daß uns diese Heilsformeln zugeschleppt worden, sprechen alle Erwägungen, die dreifache Relation, die sächsischen Idiotismen darinnen und die immer noch besser als sonst erhaltene Gestalt.

[4]) Saxo gramm. Edit. Müller III. Buch pag. 110 bis 131. Vergleiche dazu auch Simrock d. Myth. S. 100—102.

[5]) Buch der Richter 16. Cap. 1. bis incl. 3. Vers.

[6]) Siehe Grimm Rechtsalterthümer S. 182 ff. und S. 809 ff. Im Rosengarten und Laurins kl. Rosen werden solche Seidenfäden Mauern gleich geschätzt. Dort heißt es:

„sie hat ein anger weite mit rosen wol bekleit
darumb so gieng ei maure, ein seiden faden fein"

und hier:

„dabei ein schönes gärtelein
darumb gehet ein seiden faden —
daz diu mûre solde sîn,
daz was ein faden sîdîn;"

Grimm merkt a. a. O. aus Zendavesta an, daß auch die alten Parsen, wenn sie einen Todtenacker anlegten, denselben mit einer Schnur von hundert goldenen oder baumwollenen Fäden dreimal umzogen. Aehnliches wird von den alten Griechen in Bezug auf heilige Stätten berichtet. Im skandinavischen Norden wurden Gerichtsstätten mit Haselstäben und Schnüren umhegt. — Es liegt überall derselbe Gedanke zum Grunde. Die einfache Schutzwehr würde der Ungestüm des heutigen Volkes bald zerbrechen, damals gab ihr der allgemeine Glaube an die Heiligkeit des Bandes festeren Halt als Schranken von Balken oder Eichen. — „Es waltet dabei auch etwas Abergläubisches; denn auch in den dänischen Volksliedern binden die Helden, um sich fest zu machen, rothe Seidenfäden um ihre Helme." Grimm a. a. O.

[7]) Müllers siebenb. Sagen Nr. 418, Uhlands Volkslieder Bd. I. Nr. 71 und meine siebenb. sächs. Volksdichtungen S. 431 ff.

VIII.

Frô (?).

[1]) Unter andern von Simrock in seiner Mythologie.

[2]) In der jetzigen Volkssprache wird meist buorich als verschnittenes Thier von bir, bärjel dem unverschnittenen unterschieden wie hâszt, verschnittenes Pferd vom eigentlichen Hengst. Beide Unterscheidungen werden indessen nicht streng beobachtet und dürfte dies auch früher nicht der Fall gewesen sein. — Meine Arbeit war, bereits zur Drucklegung abgeschickt, nicht mehr in meinen Händen, als im Mühlbächer Gymnasialprogramm für 1869/70 der Aufsatz „Beiträge zum Frô-Mythus" von Heitz erschien. Es wäre daraus Manches zu ver-

werthen gewesen. Ich mache an dieser Stelle namentlich auf die Beiträge zum Ebercultus S. 15, 16, 17 jenes Aufsatzes aufmerksam.

[3]) Von den deutschen Märchen sind zu vergleichen: „das singende, springende Löweneckerchen" Nr. 88, „Hans mein Igel" Nr. 108, „der Eisenofen" Nr. 127 und „das Eselein" Nr. 144 in den K. u. H.-M. der Gebrüder Grimm. In den Anmerkungen des III. Bandes zu diesen Nummern sind deutsche und andere Parallelen angeführt, darunter das Märchen von „Amor und Psyche", dessen Wurzeln in Indien erhalten sind. Dem dort Aufgeführten kann ich noch folgendes beifügen. Die im Mühlbächer Gymnasialprogramm für 1861/2 S. 27 von mir in Uebersetzung gebotene walachische Romanze, worin ein Bursche „mit dem Blumenstrauß auf dem Haupt, die Lanze in der Hand," also, wie es scheint, auch ein Sonnen- und Frühlingsheld die Schwester zur Gemahlin begehrt, kennt als Bedingung auch den Bau der glänzenden Brücke und die Einladung von Sonne, Mond, Morgen- und Abendstern zur Hochzeit. Das Stück scheint unvollständig zu sein und eine Variante der in Alexandris Sammlung mitgetheilten von J. K. Schuller („Romänische Volkslieder" Hermannstadt 1859) in Uebersetzung gebotenen Romanze „Sonne und Mond" zu sein. Beide Stücke haben wohl Märchen zur Grundlage und scheinen nach dem Namen des Mondes, Iliana Kosinzana, von Slaven überkommen.

Am nächsten unserm Märchen und daneben dem 144. bei Grimm verwandt ist ein indisches, wornach ein Gandharva, ungeachtet er zu den himmlischen Sängern gehörte, zur Eselsgestalt verurtheilt worden war. Dennoch warb er um eine Königstochter. Der Vater verspricht sie ihm unter der Bedingung, daß er bis früh vor Sonnenaufgang die Häuser der Stadt in Erz verwandle. Die Bedingung wird erfüllt, die Vermählung vollzogen. Aber die Mutter der Braut lauscht im Schlafgemach, sieht den schönen Bräutigam in Menschengestalt, daneben die Eselshaut und wirft die letztere ins Feuer. Der Gandharva stirbt, aber hernach von dem Todtenreich erlöst, kehrt er wieder zurück. Also im allgemeinen nur Eselshaut für Schweinshaut, Musengott für Sonnengott, beides von verwandter Bedeutung.

Noch kommen einzelne Stücke unseres Märchens als Theile anderer Märchen vor. Entfernter verwandt ist auch die Paradiessage der Genesis.

[4]) Die Symbolik in der Geschichte Simsons bietet überraschend viele Aehnlichkeit mit der unserer Märchen. Wie bei unsern Sonnenhelden werden hier die Sonnenstrahlen durch das Haar dargestellt. Wie unser Held die Winterdrachen, so überwindet Simson den Winterlöwen und die Biene, die Botin des Frühlings auch in unsern Märchen, baut ihren Honig in dem Rachen des Besiegten. Wie in unserm Märchen der Held nach Verlust des Borstenkleides, so verfällt auch Simson nach Verlust des Hauptschmuckes der Gewalt der Wintermächte (historisch der Philister), während er, so lange ihn das Haar zierte, ihre Banden zerreißt (wie die goldborstige Sau unseres Märchens die Netze des „dunkeln Bruders") und das Thor der Nacht (in Gaza) das ihn gefangen hält, entfernte. Wie unser „breithutiger Alter" verliert er unter der Uebermacht seiner Feinde das Augenlicht und wie dieser erlangt er seine volle Kraft (das Augenlicht konnte ihm nach der ganzen Oekonomie der Mosaischen Darstellung nicht zurückgegeben werden) erst wieder, nachdem ihm die Haare wieder gewachsen d.

i. beim Wiedererwachen des Frühlings. Die Zerstörung des Getreides durch die Brände der Füchse ist wohl auf Sonnendürre zurückzuführen. Die aus dem Eselskinnbacken entsprungene Quelle vergleiche ich dem nach Saxo Gr. von Balder für sein lechzendes Heer geschaffenen Brunnen. — Eine in Einzelnem abweichende, Simson zugleich mehr als Gewittergott auffassende Deutung gibt Schwartz: Sonne, Mond und Sterne S. 220 ff.

[5]) Die von J. K. Schuller versuchte Erklärung des Wortes Gainjzeliôwent als Kinderabend wird kaum befriedigen.

[6]) So stellt man in manchen Gegenden Deutschlands um diese Zeit unausgedroschene Garben vor die Scheune oder vor das Hausthor, damit sich die Vögel sättigen.

[7]) Wischau als Sonnengott wird mit dem Rad gebildet, dem Apollo kommt in derselben Bedeutung der Diskus zu, (worüber aber auch Schwartz Sonne, Mond und Sterne S. 98 ff. zu vergleichen) und ebenso den Sonnengöttern der Slaven das Rad. Auch die Walachen haben den Gebrauch Feuerräder von Bergen zu rollen, doch geschieht dies in der Regel in der Fastnacht. (Am Johannistag werfen sie Kränze von Johannisblumen auf die Hausdächer).

[8]) Weinhold (Deutsche Frauen a. a. O.) hebt reine Züchtigkeit des germanischen Götterkultus hervor und erklärt jede Ausartung durch spätere fremde Einflüsse, wie ich glaube, im Widerspruch mit aller Geschichte. Bei allen Völkern, das deutsche nicht ausgenommen, zeigt sich im Cultus jener Gottheiten, die der Zeugung und Fruchtbarkeit vorstehen, eine Darstellung und Profanirung geschlechtlicher Verhältnisse, die allerdings anfangs reine, naive Symbolik war und in dieser Gestalt nur unserm verzärtelten, vielfach irregeleiteten und in sich selbst nicht consequenten Schicklichkeitsgefühl entzogen ist, worin aber doch die Keime von Auswucherungen schon frühe aufgehen mußten, zumal wo der Rausch der Festlust und der derbe Volkshumor hiezu empfänglich machten.

[9]) Freudenfeuer kommen bei allen Völkern Europas vor und die Johannisfeuer sind fast allgemein verbreitet. Ein reiches Material ist darüber in J. Grimms Mythologie zusammengetragen. Ueber den Antheil heidnischer und christlicher Ueberlieferung bei diesen Festfeuern siehe dessen Mythologie S. 583 ff.

[10]) Westphälische Gebräuche am Johannistag enthält Kuhns Sammlung II. 171 (worunter einige an unsere Pfingst- und Maigebräuche erinnern) Gebräuche aus Oesterr. Vernaleken Myth. und Bräuche S. 307 ff. aus Norddeutschland Kuhn und Schwartz Nordd. S. M. u. Gebr. S. 390 ff. aus der Mark, Kuhn Märk. Sag. u. Märch. S. 329 ff. aus Schwaben Maier D. S. Sitt. u. Gebr. S. 423 ff. u. a. m.

[11]) Ausführliches ist hierüber zu lesen bei Wolf Beitr. zur d. Myth. S. 182 ff.

IX.

Frea.

[1]) man vergleiche hèkt = heute, ségdän = Seiden, sèkt = Seite, régden = reiten, krokt = Kraut, brokt = Braut, sèkt = sieht von sån = sehen.

[2]) Vergl. Uhlands Mythus von Thor S. 105 oder in Uhlands Schriften zur Geschichte der Dichtkunst und Sage 6. Band S. 61 u. ff. und Simrocks d. Myth. S. 63.

[3]) Göthe hat dieser Empfindung Ausdruck gegeben in der Strophe:

„Mächtiger rühret
Bald sich ein Hauch,
Doch er verlieret
Gleich sich im Strauch."

[4]) Die beiden von Haltrich im Hausfreund veröffentlichten Märchen: das Wunderkind und Nebel wehen Tod haben Taube, Löwe, Fisch und Maus, Vogel, Wolf; aber beide Märchen erscheinen in schlecht erhaltenem Zustande. das letztere schon in den dunkeln offenbar entstellten Namen im Titel, das erstere schon dadurch, daß Löwe und Fisch zu keiner Action gelangen. Die drei Schwestern des Musäus haben Bär, Adler, Fisch. In dem Märchen Nr. 13 bei Schott, die Prinzessin und der Schweinehirt gleichen Inhalts mit dem 38. bei Haltrich, nur schlechter erhalten treten Adler, Fisch, Waldgeist auf. Immer sind hier die hilfreichen Gewalten Luft, Erde, Wasser, während unsere Trilogie Rabe, Fisch, Fuchs auf Luft, Feuer, Wasser führt.

[5]) Die Trilogie Odhin, Hönir, Loki entspricht nahezu der griechischen Zeus, Poseidon, Hades. In jeder der beiden Dreiheiten vertritt das erste Glied die Luft, das zweite das Meer, das dritte das Reich der innern Erde und mehr oder minder des innern Erdfeuers, die Erde blieb hier und dort ungetheilt. Freilich ist Loki in reinerer Auffassung auch der eigentliche Schutzgeist der Erde und des Menschengeschlechts wie Prometheus. Mit der Erdgöttin selbst, der dunkeln Hel steht er in verwandtschaftlichem Verhältniß.

[6]) In die Oekonomie unseres Märchens würde Thor wohl passen. Der Berg- und Gewittergott könnte wohl Aufschluß geben über die Berghöhle, in welcher der in Sommerschwüle erzeugte Gewittersturm geboren worden. Aber eine Trilogie Odhin, Hönir, Thor kennen wir nicht.

[7]) Simrock d. Myth. S. 133 u. ff. hat zu abweichend von Weinhold, der Odhin zum Herrn der Feldfrüchte als Luft- und Gestirngott, Hönir zum Gebieter der Vögel, Loki der Fische macht das faröische Lied in meinem Sinne gedeutet und namentlich für Loki die Bedeutung des Feuers nachgewiesen. Ganz abweichende Ansichten entwickelt Uhland Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage 6. Band S. 188 u. ff. sowohl über Hönir als Loki. Uhland unterscheidet namentlich zwischen Lodr und Loki; der letztere ist ihm nur die Schande aller Götter und Menschen und zufällig und unorganisch an die Stelle Lodrs in die Schöpfertrilogie geschoben. Die beigebrachten Gründe konnten mich nicht überzeugen.

[8]) So wartet Freyja-Mengloda jährlich, wenn die Frühlingszeit kommt, in ihrer unnahbaren Winterburg des ersehnten Bräutigams, obwohl das Lied verkündet, daß sie nun ewig mit einander leben werden; so muß Gerda jährlich durch Freyrs Schwert d. i. den belebenden Sonnenstrahl aus ihrer unwirthbaren Riesenbehausung gewaltsam entführt werden; jährlich eigentlich sinkt Idhuna einmal zur Wurzel des Weltbaums hinab; jährlich macht Thor seine Ostfahrt, wenn der Winter kommt und kehrt im Frühling wieder zurück; jährlich muß dem blinden Alten unserer Märchen seine Sehkraft wieder gewonnen werden.

So oft der Sommer den Winter schon besiegt hat, er muß alljährlich den Kampf wiederholen. So oft der Winter oder der gleichbedeutige Tod ausgetragen, ersäuft, verbrannt worden, jeder neue Frühling bringt dieselbe Aufgabe wieder.

[9]) wie der Truchseß im Tristan.

[10]) wie Regulus.

[11]) Eine vollständige Deutung hat Cassel (Eddische Studien 1856) versucht, die wohl nicht die letzte sein wird. Ich habe mich vorzüglich an die von Simrock in seiner Eddenübersetzung gebotenen Deutungen gehalten. Das von Grundtvig in in den Danmarks gamle-folkeviser Th. II. S. 239 ff. mitgetheilte Lied von ungen Svendal ist ebenfalls mit Fiölsvinnsmäl verwandt und hat einzelne eigenthümliche Züge mit unserm Märchen gemein. An Stelle der Burgmauer ist hier eiserner Planken und stählernes Thor getreten; auch dem Schwert unseres Märchens und Löwe und Bär begegnen wir wieder.

[12]) Die Schilderung ist entnommen aus J. K. Schullers: das Todaustragen und der Muorlef. Hstd. 1861 S. 4 ff. Verhüllungen kommen auch bei den Mai und Pfingstkönigen vor, wie sie Kuhn und Schwartz in den märkischen und norddeutschen Sagen mitgetheilt, vor und werden von Schwartz: Sonne, Mond und Sterne S. 232 auf die Wolkenverhüllung der Sommersonnenkönigin im Gewitter gedeutet.

[13]) J. Teutsch: Von den in Kronstadt abgekommenen Gebräuchen, in den Blättern f. G. G. u. Vaterlandsk. 1839. S. 105.

[14]) Ebendaselbst S. 104.

[15]) Die heidnische Bedeutung der Reigen und Lieder erhellt aus frühen Verboten derselben durch die Kirche und der oft bachantischen Wildheit der erstern, s. Uhland: Schriften zur Gesch. der Dichtung u. Sage s. 383 u. ff.

[16]) Uhland in den Mythenf.-Schriften zur Geschichte der Sage und Dichtung s. 139 u. ff. hat der Frigga sowohl die Aufgabe der Liebeserregung als auch das Katzengespann vindicirt. Dem widerspricht unser Märchen eben durch die Verbindung von Katze und Federkleid. Frigg ist freilich in unserer Ueberlieferung überhaupt stark zurückgetreten und von Frea nicht mehr zu unterscheiden.

[17]) Nork. myth. L. I. 369 erinnert an die indische Schokti, die Beschützerin der Kinder, die auf einer Katze reitet.

[18]) Im deutschen Lesebuch von Franz Obert II. Th. mitgetheilt von M. Malmer.

[19]) Aus demselben Grunde, wie man annimmt, auch dem Donnergott.

[20]) Siebenb. sächs. Volksdichtungen von W. Schuster. S. 341 u. f.

[21]) Siehe Schäßburger Gymnasialprogramm für 1859/60 S. 62 u. ff.

[22]) Meine Sammlung siebenb. sächs. Volksdichtungen enthält S. 83 u. ff. drei verschiedene Ueberlieferungen des Rockenliedes.

[23]) In Schwaben darf die Mutter der Braut den ganzen Hochzeitstag über sich nicht sehen lassen.

[24]) Mit Recht vergleicht Mätz mit diesem Kampf den Kampf um das Spinnrad, den Kuhn aus der Mark mitgetheilt hat.

[25]) Dasselbe geschieht in der Altmark.

[26]) Jacob Grimm vermißte noch bei der zweiten Auflage seiner Mythologie unter den vielen Heilsformeln, die ihm bekannt geworden, einen Bienensegen. Seitdem hat Kuhn in den westph. Sagen II. 64 ff. Nr. 198 solche mitgetheilt. Ein latein. Bienensegen soll in den Choise notes 214 f. stehen, die mir nicht bekannt sind.

Die von Kuhn mitgetheilten Bienensegen stehen dem unsrigen an Alterthümlichkeit nach.

[27]) Simrock d. Myth. erklärt dies aus altem Gattenverhältniß.

[28]) Freyja ist Flora, Pales, Aphrodite-Kypris, Selana-Luna, Diana, Hekate, Nais, Leukothea, Hestia, Eris-Bellona, Persephone zugleich und berührt sich mit Odhin, Holla, Thor, Hel. Frigg ist völlig in ihr aufgegangen und Frô theilweise vor ihr zurückgetreten. Die slavische Prija füllt nicht ihr ganzes Wesen aus; ebenso wenig die indische Parvati, obgleich diese auch Kali ist.

Die Wonnegottheiten stehen im allgemeinen als Erdengötter den Asen als himmlischen Wesen gegenüber. Aus dieser Natur ergibt sich ihre Verwandtschaft mit der großen Erdenmutter; ihre Abstammung von derselben wird so lange zweifelhaft bleiben, als nicht entschieden ist, ob in der bekannten Stelle bei Tacitus Hertham oder Nerthum zu lesen ist.

X.

Ostara.

[1]) Das Osterfest heißt uns Úsztern, Jusztern, in Pluralform, auch Úszterdâch = Ostertag.

[2]) Simrock d. Myth. S. 407 f. Manhardt: die Götter der deutschen und nordischen Völker S. 314. J. Grimm D. Myth. S. 268.

[3]) Wolf Beitr. zur d. Myth. S. 73 und 88 weist nahe Beziehung zu Donar nach.

[4]) J. Grimm d. Myth. S. 268 und 740.

[5]) J. K. Schuller im Archiv des Vereins für siebenb. Landeskunde N. F. I. Bd. S. 403 u. ff.

[6]) So die goldenen Aepfel der Idhuna. In verschiedenen Relationen desselben Märchens wechseln oft Aepfel, Birnen und Eier in dieser Bedeutung.

[7]) Kann man dabei an Donar und Ostara denken? Sonst führt keine unserer Ueberlieferungen auf Hahnenopfer für den Donnergott.

[8]) Doch könnte sie leicht nur spät, aus Humanitätsrücksichten, aufgekommen sein.

[9]) Die christliche Legende von den rothen Eiern ist bekannt. Der Göttin des Morgens lag die rothe Farbe nahe genug.

[10]) J. K. Schuller a. a. O. erklärt maindeln aus mäinjeln = mengen, tauschen, weil sie zum Tauschen bestimmt gewesen.

[11]) Bekannt ist auch das „ovum mundi“ und eine indische Mythe faßt die Welt als Ei auf, dessen eine Hälfte der Himmel, die andere die Erde bildet.

[12]) Den Walachen fällt die Sitte des Begießens auf den Dreikönigstag.

[13]) So begießen die Nornen aus ihrem Lebensbrunnen täglich die große Weltesche, damit sie nicht verdorre.

[14]) Nach dem Wiegenlied, das Zappert in den Sitzungsberichten der k. k. Akademie Band XXIX der phil. historischen Klasse veröffentlichte, wäre sie namentlich auch Spenderin von Honig und Eiern gewesen, und dann erklärte sich um so leichter, wie das Ei bei ihrer Verehrung eine so hervorragende Verwendung fand.

Notizzen.

Zeitschrift des Vereins für Geschichte Schlesiens 10, 247.

Als Geschäfte in Breslau machend, wird erwähnt 1494 sabbato ante dom. Oculi:

Nicol. Tempilfeld zum Czesperge in dem lande czu Sibenburgen. (Der Name kommt sonst in Schlesien vor).

Forschungen zur deutschen Geschichte VII.

Aufsatz des Dr. v. Druffel über Verhandlungen zwischen Martinuzzi und Kurfürst Joachim II. von Brandenburg. Instruction für Gottfr. v. Kanitz von 1547.

Oscar Hahn: Die Koburger, Buchhändlerfamilie zu Nürnberg. Leipzig 1869, S. 21. Anmerkung 4: Sebalt Koburger ließ 1538 den Verkauf mehrerer Ringe, Köpfe (Pokale) u. dgl. Kleinodien an Gregor Mayr aus Hermannstadt ins Gerichtsbuch eintragen.

Adrian: Catalogus manuscriptorum biblioth. Giss. pag. 120: Documenta ad res Saxonum in Transsilvania pertinentia. Coll. s. XVIII. Et bibl. Senkenberg.

Matrikel der Erfurter Facultus artium von 1392 an in Berlin Mss. Boruss. Fol. 833. W.

Weißkirch bei Bistritz.

Etwa eine Viertelstunde oberhalb der Gemeinde befindet sich in der Ebene, welche sich in nordöstlicher Richtung bis zur Gemeinde Selyk erstreckt, in der Tiefe von durchschnittlich einer Klafter unter der gegenwärtigen Bodenfläche, ein, etwa in einer Länge von 200 Klaftern am Bachufer zu Tage tretendes Scherben- und Gefäßlager. — Die daselbst sich vorfindenden Scherben und Gefäße sind in Hinsicht ihrer Materien zweierlei Art. 1. aus rother feiner Masse, 2. aus schwarzem, theilweise mit eingebrannten Kieskörnern untermischtem Lehm bestehend. Die Scherben ersterer Art sind etwa $^1/_8$ Zoll dick, die der letzteren dagegen $^1/_4$ Zoll. —

Auf der nördlich von dieser Stelle etwa 500 Schritte sich erhebenden Hochfläche, Ebend genannt, wohin die Volkssage den Stand eines längst untergegangenen Dorfs versetzt, finden sich deutliche Spuren ausgebrannter Feuerstellen, auch sind daselbst durchlöcherte gebrannte Lehmkugeln (⨀) und 2 Kelte gefunden worden.

Nördlich von Mediasch an der „Burg" befindet sich ein auf mehrere Joch ausgedehntes Scherbenfeld in den dortigen Weingärten. Alle Scherben, welche sich dort in großen Massen finden, sind aus derselben rothgebrannten Thonerde, außen ungefähr auf Liniendicke schwarz gefärbt. Urnen von derselben Beschaffenheit wurden in Mediasch selbst beim Ausgraben eines Baumes gefunden und wird eine davon in der archäologischen Sammlung des Gymnasiums aufbewahrt. Der größte Durchmesser derselben beträgt 19 Zoll, die Höhe 16 Zoll.

Inhalt des neunten Bandes.

I. Heft.

II. Heft.

III. Heft.

Heft 3 fehlt.

von Seite 368 [illegible]. [illegible]
die [illegible] [illegible]
([illegible] 20 [illegible])

Buchdruckerei von J. Gött & Sohn H.